

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

EINUNDFÜNFZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE NEUNUNDDREISSIGSTER BAND

109366
24 4 11

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1909.

INHALT.

	Seite
Epische gesetze der volksdichtung, von Olrik	1
Germanische elemente in der finnischen volksdichtung, von Krohn . . .	13
Entstehung und glaubwürdigkeit der isländischen saga, von Bugge . . .	23
Zur geschichte der Nibelungensage in Frankreich und Deutschland, von Voretzsch	39
Über eine Bibliotheca neerlandica manuscripta, von de Vreese	59
Zu Müllenhoffs kritik der Kudrun, von Rieger	80
Ein neues blatt der Idsteiner Sprüche der Väter, von Miethke	102
Zur chronologie der höfischen epik, von Schröder	106
Barditus, von Neckel	110
Die klingenden reime bei Hartmann, Gottfried u. Wolfram, von Nolte . . .	113
Erfurter dichter des dreizehnten jahrhunderts, von Schröder	143
Über einen altnordischen wechsel von präsens und präteritum in be- schreibenden zusammenhängen, von Neckel	156
Die datierung Albrechts von Halberstadt, von Baesecke	163
Der deutsche Ovid von 1210, von Schröder	174
Die vorstufe unseres Nibelungenliedes, von Droege	177
Bruchstück eines lateinisch-deutschen Facetus in der Jenaer universitäts- bibliothek, von Crain	218
Dies irae, von Strecker	227
De Servando medico, von vGrienberger	255
Eine Wiener Rubinus-rolle, von Menžik und Schröder	263
Reimsprüche des schulrectors Mauricius von Landau, von Habel	273
<i>Nachtigall, Bräutigam</i> , von PSchmid	280
Über entstehung u. verfasser der Hvenschen chronik, von Brockstedt . . .	287
Zu Zs. 51, 208, von Roethe	290
Der sprung aus dem fenster, von RMMeyer	292
Wort und vers in Gottfrieds Tristan. mit zwei excursen, von vKraus . . .	301
Hildebrandslied 30, von Roethe	378
Egils Haupteslösung, von Vogt	379
Ein bruchstück des Wunderers, von Schiffmann	416

EPISCHE GESETZE DER VOLKSDICHTUNG¹.

Die neueren fortschritte der sagenforschung beruhen in erster reihe auf einer menge von einzeluntersuchungen. ich wünsche von ganzem herzen, dass die schar solcher einzeluntersuchungen sich vermehren möge: aber zugleich dünkt mich, dass wir auch auf allgemeinere fragen achten müssen. eine methode der sagenforschung, eine biologie der sage, das ists was wir brauchen.

Ich habe mich schon seit einiger zeit um eine solche bemüht, und ich habe im seminar der Kopenhagener universität tüchtige mitarbeiter gefunden. ich wage nicht, alle meine versuche dieser art einer so erlesenen versammlung vorzulegen. aber eine probe des biologischen teils wird vielleicht am platze sein.

Jeder der sich mit volksdichtung beschäftigt, hat die beobachtung gemacht: wenn er volksdichtungen weit entfernter völker las, hatte er ein gefühl des widererkennens, selbst wenn dieses volk und seine sagenwelt ihm durchaus unbekannt waren.

Für dieses widererkennen wird man mir zwei ursachen nennen: die gemeinsame geistesanlage aller primitiven völker, und eine dieser entsprechende primitive naturanschauung und mythologie. aber die sache ist nicht so leicht abgetan. denn was uns am stärksten berührt, ist nicht die gesamtauffassung, sondern viel-

VORBEMERKUNG DER REDACTION. Die abhandlungen von Axel Olrik, Kaarle Krohn, Alexander Bugge, Carl Voretzsch und Willem de Vreese in diesem hefte sind vorträge, welche zu anfang august 1908 in der section für cultur- und geistesgeschichte des mittelalters und der neuzeit des iv internationalen historiker-congresses zu Berlin gehalten worden sind. wir freuen uns, einen teil der reichen anregungen, welche dort sowol von vertretern der centralen disciplinen wie von der peripherie und den nachbargebieten unserer wissenschaft geboten wurden, einem weitem kreise vermitteln zukönnen.

¹ dieser aufsatz bildete, in etwas gekürzter form, den inhalt eines vortrages auf dem Historiker-congresse zu Berlin im august 1908. in anderer anordnung und mit zum teil anderem beispieldmaterial hab ich dieselben ansichten in Danske Studier 1908, 69—89 ausgeführt. als einen vorgänger erwähn ich Gudm. Schütte (Oldsagn om Godtjod s. 94—117: Remser og rangforhold); von ihm stammen die begriffe des 'toppgewichts' und des 'achtergewichts' ('forvægt' und 'bagvægt'; vgl. meine anzeige in DSt. 1907, 193—201). neuerdings ist die ausdehnung der 'epischen gesetze' von Astrid Lund behandelt worden (Indiansk sagndigtning og de episke love, DSt. 1908, 175—88); ihr verdank ich auch das märchenmaterial zum 'gesetze des abschlusses'.

mehr charakteristische einzelheiten. warum ist zb. der jüngste bruder der glücklichste? warum geschieht die schaffung der welt oder der menschen bei verschiedenen völkern der alten und neuen welt gerade in drei absätzen?

Versuchen wir diese durchgehenden übereinstimmungen zusammenzustellen, so bekommen wir keine biologie des märchens, keine systematik des mythus, sondern eine weit umfassendere kategorie, die sage. sage sind die märchen, mythen, lieder, heldensagen, ortssagen. die gemeinsamen regeln für ihre composition können wir epische gesetze der volksdichtung nennen. diese gesetze gelten für die gesamte europäische sagen-dichtung, und zum teil noch viel weiter; nationale eigentümlichkeiten treten nur wie dialektische besonderheiten aus dem hintergrund jener großen einheit hervor; und selbst die großen kategorien der volksdichtung ordnen sich ganz dem allgemein formelhaft-epischen unter. darum müssen wir die übereinstimmungen gesetze nennen, weil sie die freiheit der composition in ganz anderer und strengerer weise beschränken als in unserer kunst-dichtung.

Ich beginne mit dem gesetz das Ihnen wohl am bekanntesten ist. die sage fängt nicht mit bewegter handlung an und bricht nicht jäh ab. das ist ihr eingangsgesetz und ihr gesetz des abschlusses. man muss von dem ruhigen zum bewegten emporsteigen; und nach der schlussbegebenheit, die ja häufig den charakter einer katastrophe hat, muss sich die aufgeregte stimmung auf die eine oder andere weise besänftigen. das epos kann zb. nicht mit dem letzten atemzuge Rolands enden; es braucht auch das erschlaffen der faust am schwertgriff, das begräbnis des helden, die rache, die aus kummer sterbende geliebte und die hinrichtung des verräters. ein größeres gedicht braucht mehrere solche ruhepunkte, ein kleines nur einen. hunderte von volksliedern enden nicht mit dem tode des liebes-paares, sondern mit den beiden rosen die aus ihren gräbern emporsprossen und ihre zweige ineinander verschlingen. tausende von sagen fügen die rache des toten oder die bestrafung des bösewichts hinzu; oder geben eine örtlich fixierte fortsetzung der handlung: das gespenst in der schlossruine, die beschreibung des grabhügels, der nachkommen oder dergleichen. die stetige widerkehr dieser tatsache zeigt, dass es sich nicht nur um äufse-

rungen der sympathie des erzählers handelt, sondern um einen formellen zwang.

Eine mitarbeiterin im Kopenhagener seminar, die wissen wollte, ob es überhaupt ausnahmen von diesem gesetzte gäbe, las eine menge ungedruckter dänischer märchen durch, die mit der erlösung aus einer verzauberung enden. hier sollte man am ehesten einen abrupten abschluss erwarten; aber nie endete das märchen mit der angabe 'sie wurde erlöst'; bisweilen gieng es gerade nach der plötzlichen erlösung in eine neue, lose angefügte handlung über; am häufigsten folgte auf die katastrophe noch die erlösung einiger nebenpersonen oder die andeutung späterer erlebnisse. und wenn sich keine andere möglichkeit zur fortsetzung darbot, so fügte der erzähler immer eine lange scherzende schlussformel hinzu, um die stimmung zu beruhigen; er hängte dem märchen sozusagen ein feigenblatt vor, um seine nacktheit zu verbergen. das gesetz des abschlusses waltet also innerhalb dieses gebietes ausnahmslos.

Ich darf doch nicht sagen, dass es sonst in der sagenwelt keine ausnahmen gibt. in spanischen volksromanzen begegnet man nicht selten der erscheinung, dass sie plötzlich anfangen oder plötzlich schliessen; zb. der gefangene sitzt und erwartet seinen tod, und in den letzten zeilen des liedes wird die tür von einer befreienden königstochter geöffnet. allein die häufigkeit dieser erscheinung innerhalb dieses litteraturgebietes beweist, dass man hier eine neue art poetischer wirkung entdeckt hat, die sonst in der volkspoesie vermieden wird, in der modernen dichtung aber wolbekannt ist.

Ebenso wichtig ist das gesetz der widerholung. die neuere dichtung bedient sich anderer mittel, um etwas hervorzuheben: durch ausmalung der einzelnen teile schildert sie die gröfse und bedeutung der sache. der volkspoesie fehlt zumeist diese lebendige fülle, und sie wäre mit der schilderung sehr bald fertig: um das zu vermeiden, hat sie nur éinen ausweg, die widerholung. drei tage hintereinander geht der jüngling in das feld eines riesen, und jeden tag erschlägt er einen solchen; dreimal sucht der held auf den glasberg hinaufzureiten, drei in der nacht sich einstellende liebhaber werden vom mädchen festgezaubert. überall wo die dichtung eine wirkungsvolle scene erfunden hat und der zusammenhang eine widerholung gestattet,

wird sie wiederholt. das ist nicht nur für die spannung, sondern auch für die fülle der dichtung notwendig. es gibt eine steigende wiederholung und eine schlichte wiederholung, aber ohne wiederholung kann die vollere sage nicht auskommen.

Die wiederholung ist fast immer mit der dreizahl verbunden. aber die dreizahl ist auch ein gesetz für sich. dass sie in märchen und mythus, selbst in der schlichten ortsage unglaublich häufig vorkommt, das wissen Sie alle; vielleicht aber hat sich nicht jeder klar gemacht, dass in hunderttausenden von volksüberlieferungen drei die höchste zahl ist mit der man wirklich operiert. sieben und zwölf, bisweilen noch andere zahlen kommen zwar vor, aber sie drücken nur eine ganz abstracte menge aus; drei ist die höchste zahl von menschen und dingen die man vorzuführen vermag. nichts unterscheidet so deutlich die grofse menge der volkspoesie von der modernen dichtung und von der würllichkeit, wie die dreizahl es tut. eine so rücksichtslose stilisierung des lebens steht ganz für sich. wenn der sagenforscher auf eine dreizahl stöfst, denkt er wie der Schweizer der die Alpen wider erblickt: nun bin ich daheim!

Indess gehorcht nicht die gesamte volksepik dem gesetzte der dreizahl. in den indischen erzählungen, besonders den buchmärchen, tritt oft ein gesetz der vierzahl an seine stelle, das mit religiösen vorstellungen des indischen volkes zusammenhängt. es gibt in Indien auch volkstümliche märchensammlungen, die in ihrem streben, die fülle des lebens nachzubilden, die dreizahl ganz vermeiden; der forscher erkennt hier, dass die dreizahl einst im stoffe vorhanden war, vom erzähler aber getilgt wurde. die grofse menge der volksüberlieferungen aber, die griechische, keltische, germanische — in märchen, mythus, cultus, in der sage, in allem was den schein des primitiven haben soll, hält zäh an der dreizahl fest. wie ein breiter streifen zieht sich das gesetz der dreizahl durch die sagenwelt hin, durch jahrhunderte und jahrtausende menschlicher cultur. die semitische und noch mehr die arische cultur ist diesem mächtigen herscher untertan. der beginn seiner herschaft verliert sich trotz allen neuen ausgrabungen und entdeckungen in vorgeschichtliches dunkel. ihr ende aber können wir beobachten da, wo die dreizahl dem gröfseren realismus des geisteslebens allmählich unterliegt. bei Homer hat

sie ihre macht über die personen eingebüßt und sinkt zur zeitbestimmung herab: dreimal läuft der von Achill verfolgte Hektor um Troja herum. so auch zb. häufig in unsern dänischen volksliedern. in den heldenliedern der älteren Edda ist die dreizahl in ähnlicher weise eingeschränkt, während sie in den mythischen liedern eine gröfsere rolle spielt. noch einen schritt weiter geht die isländische familiensaga, die durch das fehlen der dreizahl ganz modern anmutet. nur eine einzelne saga aus einer abgelegenen gegend (die Hawardssaga Isfirdings) gehorcht der altertümlichen sitte. überall im classischen altertum und besonders im europäischen mittelalter sieht man, wie die dichtung sich von der dreizahl langsam losmacht, mit einem gewissen schwanken, jenachdem man eine realistische darstellung oder eine phantastische färbung erstrebt. das endresultat aber ist immer die abschaffung der dreizahl.

Innerhalb der eigentlichen volksepik aber, oder genauer innerhalb der gebiete derselben die der dreizahl schon gehorchen, herrscht das gesetz streng. von dem märchen vom glücksring liegen uns anderthalb bis zweihundert varianten vor: ohne ausnahme erscheinen darin drei zaubergaben; nur in einer litterarischen bearbeitung, dem Fortunatusmärchen, sind es zweie¹. so streng herrscht die dreizahl in den echt volkstümlichen varianten.

Ich geh zu anderen zahlen über. zwei ist die höchste zahl der auf einmal auftretenden personen; drei personen gleichzeitig, mit eigenem charakter und eigener handlung, sind unstatthaft. dieses gesetz der scenischen zweiheit ist streng. die schilderung von Sigfrids drachenkampf kann als muster gelten; immer erscheinen nur zwei personen auf einmal auf der bühne: Sigfrid und Regin, Sigfrid und seine mutter, Sigfrid und Odin, Sigfrid und Fafnir, Sigfrid und die vögel, Sigfrid und Grani. das gesetz der zweiheit ist so streng, dass die vögel erst mit Sigfrid sprechen können, nachdem Regin (was episch überflüssig ist) sich schlafen gelegt hat. so kann auch die prinzessin des märchens dem drachenkampf nur als stumme person beiwohnen. das zusammenspiel von drei oder noch mehr personen, das unser drama liebt, ist in der volkspoesie verboten.

¹ siehe Aarnes wertvolle 'Vergleichende märchenuntersuchungen' (Helsingfors 1907) s. 131.

Der scenischen zweiheit entspricht das grofse gesetz des gegensatzes. die sage wird sich immer polarisieren. der starke Thor bedingt einen klugen Odin oder einen listigen Loki neben sich, ein reicher Peter Krämer einen armen Paul Schmied; neben einer trauernden jungfrau sitzt eine frohe oder eine tröstende. dieser ganz einfache gegensatz ist eine hauptregel der epischen composition: jung und alt, grofs und klein, mensch und unhold, guter und böser.

Das gesetz des gegensatzes würkt von der hauptperson der sage aus auf die nebenpersonen; deren charakter und handlungen werden durch jene antithetisch bestimmt. ein treffendes beispiel ist der Dänenkönig Rolf, der wegen seiner freigebigkeit in unserer heldensage so berühmt ist. er bedarf also eines geizigen gegners; aber die person dieses gegners wechselt, bald ist es ein Skjoldung Rörik, bald ein Schwede Adisl; wenn nur ein solcher gefunden wird, so ist der forderung der composition genüge geschehen.

Einige typen der handlung entsprechen genau dem gesetzte des gegensatzes: 1) der held findet seinen tod durch die mordtat eines bösewichts (Roland, Rustem, Rolf Kraki, Sigfrid); 2) der grofskönig hat einen unbedeutenden und kurz regierenden nachfolger (Hjarward nach Rolf, Hjarni nach Frodi, 'Kurzhaar' nach Conchobar).

Ferner machen wir die beobachtung, dass wenn zwei personen in derselben rolle auftreten, beide als klein und schwach gelten. durch diese enge verbindung können zwei personen dem gesetzte des gegensatzes entzogen und dem gesetzte der zwillinge unterworfen werden. der name zwillinge muss hier in weiterem sinne genommen werden: würcliche zwillinge — ein geschwisterpaar — zwei personen die zusammen in rollen gleicher art auftreten. würcliche zwillinge sind verschiedene griechische und römische verfolgte königskinder, als deren berühmteste vertreter wir Romulus und Remus nennen¹. noch gewöhnlicher sind im nordischen die zwei königskinder, die umgebracht oder verfolgt werden²; so auch im märchen von Hänsel und Gretel. aber

¹ sonst Amphion und Zethos in Theben, Pelias und Neleus in Mykenai, Leukastos und Parrhasios in Arkadien (Hahn Sagwissenschaftliche studien s. 340: 'Arische ansetzungs- und rückkehr-formel').

² Hroar und Helgi (Hrólfssaga), Hrêdric und Hrêdmund (Béow.), Erp und Eitil (Atlamál), Signys zwei kinder (Volsungasaga), Hadding und Guthorm

noch weiter gilt das gesetz. wesen untergeordneten ranges erscheinen in der zweizahl: zwei Dioskuren sind boten des Zeus, zwei raben oder zwei walkyrien boten des Odin. werden aber die zwillinge zu hauptpersonen erhoben, so werden sie dem gesetz des gegensatzes unterworfen und gegen einander handelnd vorgeführt. als beispiel können alle mythen von den Dioskuren dienen: ein lichter und ein finsterer, ein himmlischer und ein irdischer, um dasselbe weib kämpfend und einander tötend.

Ich muss die zahlen verlassen und kann nur im vorübergehn erwähnen: das toppgewicht und das achtergewicht. wenn eine reihe von personen oder dingen vorkommt, dann wird der vornehmste auf den ersten platz gesetzt; auf den letzten platz aber der, der den besonderen epischen anteil erregt. diese verhältnisse nennen wir mit einem nautischen ausdrücke toppgewicht und achtergewicht. der epische schwerpunkt ligt immer im achtergewichte. wenn der satz einmal ausgesprochen ist, so erscheint er selbstverständlich. Sie wissen alle, wieviel der jüngste bruder, der letzte versuch im märchen bedeutet. achtergewicht mit dreizahl verbunden ist das vornehmste merkmal der volksdichtung — es ist ein episches gesetz. sobald wir uns in religiösen verhältnissen befinden, dann herrscht das toppgewicht; dann ist Odin gröfser als seine zwei begleiter. wenn dieselben gestalten aber in epischen erzählungen auftreten, dann bekommen sie das achtergewicht: dann ist nicht mehr Odin der agierende als hauptperson der triade, sondern immer — als letzter der drei götter — Loki¹.

(Saxo 1), Regner und Thorald (Saxo 11), Roe und Scatus (Saxo 11). für die handlung ist der letzte der zwei brüder am häufigsten ganz gleichgültig, er ist nur eine stumme person. — 'die zwei Haddingen übten zusammen eines mannes tat, weil sie zwillinge und die jüngsten waren' (Hervararsaga). zwei als die zahl der unbedeutenden oder gleichgültigen dinge: beispiele bei RMMeyer Die altgermanische poesie s. 74f. eine 'zwillings'-bildung im weiteren sinne ist die vorliebe der volksdichtung für ein brüderpaar als personen zweiten ranges; Gunnar und Hogni, aber nicht Sigurd; die zwei sächsischen kämpfer und die zwei Frowinssöhne gegenüber Uffi; Svipdag und Geigad gegenüber Starkad; (ausnahmsweise Hamdir und Sörlí, als historisches überbleibsel, oder vielleicht als nebenpersonen im verhältnisse zu Svanhild und Jormunrek).

¹ so in den mythen von Idunn, von Andvari, und in dem färöischen Lokkatáttur. die göttliche function aber bei der schaffung der menschen in der Völuspá. ebenso: Odin, Vili, Vé; Hár, Jafnhár, Þrídí, die letzten sind nur nebenmänner oder abbilder des ersten.

So hab ich die mehr äußerlichen formeln der volksdichtung gegeben. noch ist die frage offen, ob man auch die weitere und eigentliche composition der erzählungen auf feste formeln zurückführen darf.

Nur ganz rasch erwähn ich das allgemeine gesetz: jede eigenschaft der personen und der dinge muss sich in handlung aussprechen, sonst ist sie nichts¹.

Moderne dichtung — ich nehme diesen begriff in weitestem sinne — liebt die verschiedenen fäden der handlung in einander zu verwickeln. die volkspoesie hält den einzelnen strang fest, sie ist immer einsträngig. sie geht nicht zurück, um fehlende voraussetzungen nachzuholen. ist eine vorgeschichte notwendig, dann wird sie im gespräche gegeben: der held des märchens hört in der stadt von dem landesunglück mit dem menschenfressenden drachen; Sigfrid hört von Regin die geschichte des Rheingoldes. wenn in den isländischen geschichtswerken sätze wie dieser vorkommen: 'jetzt gehn zwei geschichten neben einander', dann ist die stufe der volkspoesie verlassen, es ist litteratur. die volkssage hat nur éine geschichte auf einmal.

In ihrer einsträngigkeit kennt die volksdichtung gar nicht die perspective der malerei; sie kennt nur die fortschreitende reihe des basreliefs. ihre composition ist plastik und architektur; daher die strenge unterordnung unter zahlen- und andere symmetrieverhältnisse.

Wie streng die schematisierung durchgeführt ist, muss jedem ganz sonderbar scheinen, der nicht mit volkspoesie vertraut ist. zwei personen und situationen derselben art werden nicht so verschieden wie möglich, sondern so übereinstimmend wie mög-

¹ ein einzelnes beispiel darf hier seinen platz haben. wenn man so anfängt: 'es war ein junges mutterloses mädchen, die unglücklich, aber schön und liebenswürdig war', — dann ist der gedanke für die volksepiik gar zu compliciert. es geht viel besser, wenn jeder dieser begriffe in handlung übersetzt wird, und diese handlungen an einander geknüpft werden: 1) die stieftochter wird auf die heide geschickt, um heidekraut zu pflücken, und nur aschenkuchen werden ihr mitgegeben; 2) sie spricht dem kleinen rothütigen mann freundlich zu, der aus dem heidekrauthügel herausblickt, und gibt ihm von ihren aschenkuchen; 3) der kleine beschenkt sie mit gaben: perlen aus dem haar zu kämmen, und ein goldstück springt aus dem munde, jedesmal wenn sie ihn öffniet (ETKristensen, Jyske folkeminder, v nr. 15). so werden denn unglück, liebenswürdigkeit und schönheit zu drei stufen der handlung gemacht!

lich dargestellt. drei tage nacheinander geht der knabe auf ein unbetretenes feld, begegnet jeden tag einem riesen, führt mit jedem dasselbe gespräch und tötet jeden auf dieselbe weise.

Diese strenge stilisierung des lebens ist von eigentümlichem ästhetischem werte; alles zufällige wird unterdrückt, und nur das kennzeichnende ragt straff und wirkungsvoll hervor.

Immer gipfelt die sage in einer oder mehreren hauptsituationen plastischer art. die agierenden werden hier ganz nahe aneinander gerückt: der held und sein pferd; der heros und das ungeheuer; Thor zieht die weltschlange bis zum bootsrande empor; die recken sterben so nah an ihrem könige, dass sie ihn im tode beschützen; Sigmund trägt selbst den toten sohn.

Diese plastischen situationen fussen mehr in der phantasia als in der wirklichkeit: das heldenschwert wird durch die schlange gestochen; das mädchen, auf dem rücken des stieres oder der schlange stehend, späht hinaus; die geächtete königin melkt ihre muttermilch in die schnäbel des schwans und des kranichs.

Man beobachte, wie die plastischen situationen häufig nicht momentan, sondern von gewisser dauer sind: ein Samson zwischen den säulen des Philistersaales, Thor mit der weltschlange an der angel, Widar in den rachen des Fenriswolfes tretend, Perseus das Medusahaupt vorhaltend. diese zögernde handlung — die auch in der sculptur eine grofse rolle spielt — besitzt ganz sonderbar das vermögen sich in das gedächtnis einzuprägen.

Die sage hat ihre logik. die motive die hervorgezogen werden, müssen einfluss auf die handlung üben, und zwar einen einfluss im verhältnis zu ihrem umfang und zu ihrer wucht in der erzählung. diese logik der sage ist nicht immer mit der der natürlichen welt commensurabel; die allbeseelung, und noch mehr die sympathie und magie, bilden ihre grundgesetze; vor allem gilt aber, dass die wahrscheinlichkeit immer nur die centralen kräfte der handlung berücksichtige; die äußere wahrscheinlichkeit geht sie viel weniger an.

Die einheit der handlung ist für die sage normal. man sieht es am besten, wenn man die wirkliche sage mit litterarischen bearbeitungen vergleicht; das schwanken der handlung ist das sicherste merkmal der bearbeitung. für die ein-

zelen fälle gibt es aber verschiedene stufen der einheit: in märchen, liedern, ortssagen ist sie streng, und in mythus und heldensage weniger streng, aber doch unverkennbar.

Sie tritt bald als eine wirkliche epische einheit auf: jeder zug würrt darauf hin, eine begebenheit hervorzubringen, deren möglichkeit der hörer gleich am anfang gesehen hat und niemals aus dem auge verliert. wenn ein kind noch ungeboren dem unholde versprochen worden ist, dann dreht sich alles darum, wie es aus seiner gewalt kommen kann.

Anderseits gibt es auch eine ideale einheit der handlung: mehrere epische einheiten werden zusammengestellt, damit sie das verhältnis der charaktere in volleres licht setzen. der königssohn wird durch die klugheit der unholdstochter befreit, aber — nun kommt die neue handlung — er vergisst sie und muss nochmals von ihr gewonnen werden.

Das höchste gesetz der volksüberlieferung ist concentration um eine hauptperson. wo geschichtliche ereignisse in die sage eintreten, ist concentration die erste forderung.

Die schicksale der hauptperson können bisweilen eine lose anhäufung bilden; so wie der 'starke Hans' oder 'der Junge der fürchten lernen sollte'; nur die formale einsträngigkeit und eine gewisse rücksicht auf den charakter halten die teile zusammen. am häufigsten aber gehören hauptperson und handlungseinheit zusammen: Hamlet mit seiner torheit und seiner vaterache ist — trotz der weitschweifigkeit — ein typus der vollen concentration; nur seine späteren erlebnisse gleiten aus der volkstümlich-festen anlage in romanweise über.

Sehr interessant ist es zu sehen, wie die volksdichtung verfährt, da wo die sage zwei helden kennt. einer ist immer die formale hauptperson; die sage fängt mit seiner geschichte an, und äußerlich betrachtet kann er auch als die hauptperson gelten. der königssohn, nicht die unholdstochter, ist die formale hauptperson im märchen von der vergessenen braut. Sigfrid, nicht Brünhild, ist hauptperson der handlung in der Wölsungensage. wenn mann und weib zusammen auftreten, ist der mann formale hauptperson; das eigentliche interesse aber ligt häufig in der frauengestalt. die vergessene braut und nicht der königssohn steht unserem herzen am nächsten; Brünhild hat tiefer als Sigfrid die dichter der Eddalieder ergriffen; Aslaug überstrahlt

ihren gatten, den Wikingkönig Ragnar; die volksdichtung findet innerhalb ihres formenzwanges doch die wege zu freierer und kunstvollerer entfaltung.

Ich fasse zusammen. unsere volkspoesie ist formelhaft gebunden in weit höherem grade, als man gewöhnlich denkt. ihre formelhaften regeln dürfen wir die epischen gesetze nennen. die hauptsächlichen, die ich hier behandelt habe, sind: das gesetz des einganges und des abschlusses, die wiederholung, die dreizahl, die scenische zweiheit, das gesetz des gegensatzes, das zwillingsgesetz, das achtergewicht, die einsträngigkeit, die schematisierung, die plastik, die logik der sage, die einheit der handlung (die epische und auch die ideale einheit), die concentration um die hauptperson (sowol die vollkommene als in gewissen fällen die formale concentration).

Welche schranken diesen gesetzen gezogen sind, wird weitere forschung empirisch zu zeigen haben. abgrenzungen des problems wie 'gotogermanisch' oder 'arisch', wie 'mythisch', 'cultisch', — darüber hab ich hinweggesehen.

Ich befinde mich damit aufserhalb des gedankenkreises nicht weniger meiner fachgenossen. sie werden diese dinge z. b. religionsgeschichtlich betrachten: wenn ich vom gesetz der zwillinge spreche, dann denken sie 'Dioskurenmythus'; wenn die dreizahl vorkommt, denken sie 'cultische triade'. aber warum soll ich die lösung innerhalb der religion suchen? mein zwillingsgesetz gilt nicht nur für die göttlichen Dioskuren, sondern ebensowol für Odins walkyrien, die uncultisch sind; es gilt überall in epischer tradition, wo nur zwei personen nebeneinander auftreten; es gilt für die herolde Agamemnons wie für die mägde unserer volkslieder. das leben selbst muss ausreichen, um diese typen zu schaffen.

Und so auch mit der dreizahl. sie kommt gewis in volksdichtungen vor als die zahl göttlicher mächte, aber so, dass alles was grofs ist, in der dreizahl besteht. es ist unnötig, dies auf religiösen hintergrund zurückzuführen; denn die naturverhältnisse bringen es von selbst hervor: tiere, vögel, fische; erde, himmel, meer; oder erde, himmel, hölle — sie teilen sich alle in drei. und wenn nichts äufseres dazu zwingt, dann

kommt doch drei als höchste zahl der personen und dinge vor. es ist eine frage, ob nicht sowol religiöse wie auch epische triade von einer urzeitlichen volkpsychologie abhängen.

Hier sind neue aufgaben zu lösen: jedes epische gesetz in seinem vollen umfange über die ganze menschheit zu verfolgen und dadurch die bedeutung dieser constructiven formeln für die entwicklung der menschheit darzulegen.

Aber wir wollen nicht nur in die tiefe gehn, nach lösung der größten und verborgensten probleme graben. auch innerhalb des nächstliegenden sollen die epischen gesetze verwendet werden. die eigentümlichkeiten der einzelnen völker, der einzelnen dichtarten, der culturbewegungen werden wir nach diesen festen puncten bestimmen. ja, unsere arbeit an der einzelnen überlieferung fängt erst dann recht an, wenn wir sie nach diesen scharfen linien messen können. und dies ist vielleicht das beste an unseren theorieen, dass sie zur empirischen beobachtung der dinge antreiben.

Kopenhagen im juli 1908.

AXEL OLRİK.

GERMANISCHE ELEMENTE IN DER FINNISCHEN VOLKSDICHTUNG¹.

Dass die ältesten germanischen sprachdenkmäler in den finnischen und estnischen lehnwörtern gefunden worden sind und dass in diesen sprachen germanische sprachformen verschiedener zeiten und dialekte bis zu den plattdeutschen und schwedischen der neuen zeit vorkommen, ist eine allen linguisten bekannte tatsache. es ligt aber nahe, aus dieser tatsache weiter zu schliessen, dass auch in der mündlichen tradition des finnischen und estnischen volkes eine fundgrube germanischer überlieferungen entdeckt werden könnte. schon Jacob Grimm hat in seiner anzeige der alten Kalevala-edition auf manche vergleichspuncte hingewiesen, finnische mythologen und volkskundler haben in derselben richtung weiter nachgesucht, um ihr nationalgedicht zu erläutern, aber für die germanische mythologie, volksdichtung und geistesgeschichte sind die reichen quellen der finnisch-estnischen volkskunde selten und in geringem maasse verwertet worden. freundlichst aufgefordert von diesem wenig beachteten gebiet eine orientierende übersicht zu geben, will ich versuchen das hauptsächlichste hervorzuheben, was ein interesse für germanisten bieten könnte.

Von der vor-eddischen religion im norden gibt die finnisch-estnische mythologie, nebst der lappischen, kritisch geläutert, eine deutliche vorstellung, welche mit den zuverlässigsten zeugnissen germanischerseits übereinstimmt. den urgrund bildet der seelenglaube und die verehrung der verstorbenen, aber auch hier ist fremder einfluss im finnischen und estnischen fühlbar. germanische lehnwörter sind unter anderen: *vainaja* 'der selige' aus dem gotischen *wainags* verwant mit dem deutschen *wenig*, *peijaiset* 'todesschmaus' und *peijakas* 'gespenst', entsprechend dem deutschen worte *feige*. germanischen ursprungs ist ferner eine beträchtliche anzahl der specialisierten und localisierten elben wie der hausgeist *tonttu*, der drache *kratti* oder *puuk*, der wassermann *näkki*, welche den schwedischen *tomte*, *skratt*, *näcken* entsprechen. von den höheren gottheiten haben die Finnen Thor und Frey entlehnt, also

¹ vortrag vom iv internationalen historiker-congress Berlin 1908.

diejenigen, deren verehrung in den skandinavischen orts- und personennamen am besten bezeugt ist. der vertreter der fruchtbarkeit wird zu schiff oder im schlitten fahrend gedacht, und neben ihm seine mutter-gattin; sein name *sämpsä*, mit dem deutschen worte *semse*, *simse* 'binse' identisch, bezeichnet ein futtergras, welches im frühling vor allen anderen pflanzen erscheint, nachdem der schnee geschmolzen (*scirpus silvaticus*). der donnergott *Tuuri*, *Tur-isas* 'Thor väterchen' oder einfach *Ukko* 'der alte' hat gleichfalls eine gemahlin *Rauni* oder *Röönni(kkä)*, welche dem isl. *reynir*, schwed. *rönn* 'vogelbeerbaum' entspricht und die ursprüngliche verbindung des donnergottes selbst mit einen baume (der eiche) bestätigt.

Nicht nur die germanische mythologie vor der wikingerzeit, auch die entwicklung der religiösen begriffe und dichterischen erzeugnisse während dieser zeit wird durch parallele erscheinungen finnischerseits beleuchtet. zwar sind zahlreiche versuche, die lieder der Edda und des Kalevala mit einander zu vergleichen, gescheitert, auch kann überhaupt ein directer einfluss der isländischen dichtung auf die finnische von einer kritischen forschung schwerlich angenommen werden, immerhin bleiben manche unbestreitbare übereinstimmungen übrig, wie zwischen den erzählungen von Balders tod und Lemminkäinen's tod. diese sind aber nach meiner auffassung auf eine gemeinsame christliche quelle zurückzuführen.

Am reichlichsten wird für die geistesgeschichte des christlichen mittelalters in der finnischen volkstradition neues material geboten. ein ganzer cyklus von gesängen über den Heiland hat sich an der ostgrenze Finlands bei den griechisch-orthodoxen Kareliern erhalten. diese gesänge haben sie aber nicht von den Russen entlehnt, sondern von ihren finnischen nachbarn gelernt, bevor dieselben als lutheraner ihre epischen gesänge aus der römisch-katholischen zeit verworfen und größtentheils vergessen haben. ebenso verhält es sich mit den an der südostgrenze des estnischen sprachgebietes gesungenen legenden; sie sind zu den griechisch-orthodoxen Esten von den benachbarten lutheranern in halbkatholischer zeit gewandert. die legenden sind kein gemeingut der Finnen und Esten, ihre vordbilder sind auf verschiedenen wegen von den germanischen ländern eingewandert (in welchen selbst nur spärliche überreste von der

reformation verschont wurden) und haben eine verschiedene, selbständige dichterische behandlung erhalten. eine nicht geringe anzahl schöner legenden, die sich bei den spät und oberflächlich bekehrten Kareliern in eine heidnische form mit alten götternamen gekleidet haben, ist durch die erforschung der epischen lieder im Kalevala enthüllt worden. sogar die haupterzählung des finnischen epos, die schiffahrt der drei Kalevalahelden um den talisman Sampo aus dem norden zu erobern, ist von den ostfinnischen volksängern nach motiven zweier legenden westfinnischen ursprungs gedichtet worden. die eine schildert die schiffahrt des Heilands mit seinen jüngern im sturme. die andere berichtet, wie der sohn Gottes ausreitet, um die sonne vom norden zurückzuholen, wie er dort angekommen, die bösen bewohner einschläfert und auf dem rückwege seinen verfolgern entgeht; wie er schliesslich die sonne auf einen goldenen baum stellt, zuerst auf einen niederen ast, von welchem sie nur den reichen und klugen scheint, dann aber auf die bitte der armen auf einen höheren ast, von wo ihr licht allen ohne unterschied zu gute kommt.

Weniger wüksam ist der einfluss der mittelalterlichen ritterballaden auf die finnische volksdichtung gewesen: der adel hat in Finland neben dem freien bauernstande nur eine beschränkte bedeutung gehabt. immerhin hat die westfinnische volksdichtung auch auf diesem gebiete eine in dramatischer hinsicht kaum übertroffene selbständige leistung aufzuweisen. ganz eigenartig ist ein bürgerliches volkslied von einer jungfrau in der stadt Turku oder Abo und ihrem wintergaste, einem deutschen hansa-kaufmann, der sie im frühling treulos verlässt, aber durch einen sturmwind mit seinem schiffe untergeht. dies lied wurde abwechselnd mit einer ritterballade und der Magdalenen-legende in einem dorfe des inneren landes an den feiertagen des frühlings, besonders aber zu pfingsten unter andrang von zuschauern aus vielen kirchspielen von einer festlichen procession gesungen, an welcher nur reine jungfrauen activ teilnehmen durften. als einleitung wurde regelmäsig ein lyrisches lied angestimmt, in welchem die sängerinnen ihre stimmen mit instrumenten aus bernstein, deutschem nussbaum und schwedischem rohr, mit der orgel der domkirche (in Abo) und mit kupfernen horninstrumenten verglichen.

Die allergröste anzahl von überlieferungen aus der katholischen zeit finden wir in den finnischen zauberliedern. diese wurden früher als das product des finnisch-ugrischen schamanismus angesehen. seitdem aber festgestellt worden ist, dafs die Lappen und Ostjaken zwar die zaubertrommel, jedoch gar keine zauberformeln besessen haben, dass die schlichten zaubersprüche der Wotjaken, Tscheremissen und Mordwinen den russischen nachgeahmt sind, dass sogar die Esten, mit ausnahme weniger von den Finnen spät entlehnter zauberlieder blofs kürzere und meistens unmetrische beschwörungen germanischen charakters besitzen, dass schliesslich die griechisch-orthodoxen Karelier nur an der Grenze Finlands zauberlieder kennen, und zwar mit namen römischer heiliger, muss der ursprung dieser merkwürdigen dichtungsort innerhalb der grenze des vormaligen katholischen Finlands, wo sie noch heutzutage überall reichlich vertreten sind, gesucht werden. die nähere untersuchung der finnischen zauberlieder hat nachgewiesen, dass sie unter dem einflusse germanischer zaubersprüche des christlichen mittelalters in West-Finland gedichtet und nach osten gewandert sind, wo ihre knappe metrische form eine unbegrenzt freie entwicklung erhalten hat.

Der den finnischen zauberer vom lappischen unterscheidende glaube an die macht des wortes, wird ausdrücklich als vertrauen auf das wort des Herrn, auf Gottes wort bezeichnet. die drei worte, in welchen die kraft des zauberliedes ligt, sind worte des schöpfers. das ideal aller medicinmänner ist der Heiland selbst. gleichsam aus seinem kopfe holen die finnischen beschwörer ihre gedanken, gleichsam aus seinem munde und mit seiner zunge sprechen sie dieselben aus, gleichsam mit seinen händen berühren sie den kranken, wie sein blut heilt das wasser mit dem sie waschen.

Anschaulich ist auch das bild der Maria in ihrer vorstellung. sie ist nicht nur die heilige jungfrau und die reine mutter, die liebe und gnädige, die goldene und schöne. sie ist das älteste aller weiber, das erste der femininen wesen, die mutter alt wie die erde, die naturmaid, ja sie wird sogar die schöpferin genannt. als luftmaid wandelt sie am himmel und fliegt herunter wie eine silberne taube. blendend weifse kleider trägt sie und bunte seidene bänder in den haaren. auch wird sie als zauberin vorgestellt, als die geschickteste aller weisen frauen.

Von den dienerinnen der Maria spielt die schlüsselmagd Anna als tochter des waldes eine hervorragende rolle in den zauberliedern der jäger und hirten; ihr entspricht als sohn des waldes der heilige Georg. diese und andere christliche namen sind aber in Ost-Finland oft dichterisch umgestaltet worden, auch rein heidnische vorstellungen, die sich bei dem volke erhalten haben, sind darunter gemischt, wodurch die finnischen zauberlieder in ihren späteren formen einen altertümlicheren anstrich bekommen haben. die anzahl der ostfinnischen einschaltungen und neubildungen ist eine unendliche, nicht nur in den personennamen, sondern auch in den ortsbezeichnungen. deren entwicklung zb. in den bannformeln aus den einfachen germanischen durch die vermittlung der westfinnischen eine steigende dichterische schöpfungskraft bezeugt.

Besonders bemerkenswert ist die entstehung der sog. 'ursprungslieder'. in West-Finland gibt es, aufser ganz kurzen sätzen wie 'baum, erschaffen von Gott' oder 'stein, sohn der mutter Erde', wenige derartige zaubersprüche. das eigentliche ursprungslied West-Finlands ist die legende von der entstehung der schlange aus dem vom Heiland auf die bitte des Petrus belebten geifer des schlafenden teufels; dieses lied, vom ursprunge der schlange ist der ausgangspunct vieler in Ost-Finland entwickelten variationen, welche widerum als vorbilder mancher anderen ursprungslieder gedient haben. aus dem katholischen mittelalter stammt sichtlich auch das ostfinnische zauberlied vom ursprunge der neun krankheiten. ihr vater ist der wind, der geist oder hauch des wassers, und ihre mutter heisst *Louhiatar* oder *Loveatar*, die exstatische, die zauberin; gelegentlich wird sie auch luftmaid genannt. da die von der dirne geborenen wesen von Johannes nicht getauft werden, gibt die erzeugerin ihren bösen kindern selbst namen. auch dieses lied hat variationen, in welchen die entstehung einzelner krankheiten, gelegentlich auch die entstehung der kälte und des hundes erzählt werden. charakteristisch ist ferner der keineswegs den nordischen verhältnissen entsprechende ursprung des wassers aus dem berge vermittelt eines goldenen stabes, welcher deutlich auf die biblische geschichte hinweist.

Die schönsten ursprungslieder in Ost-Finland sind jedoch durch heranziehen der epischen lieder entstanden. dem spruche

wider stich dient als einleitung ein aus Estland gewandertes lied von der großen eiche. den worten der salbe geht zuweilen das gleichfalls estnische lied vom großen oxen voraus. die einfache westfinnische vorstellung von der schöpfung des baumes durch Gott und Christus ist mit bruchstücken aus dem uralten liede vom heidnischen fruchtbarkeitsgott Sämepsä geschmückt worden. mit dem westfinnischen liede vom ursprunge des eisens aus der milch der naturmaid Maria hat sich die episode vom schmieden des Ilmarinen aus dem epischen liede von der Goldjungfrau vereinigt. an diese hat sich wider eine legende angeschlossen, in welcher eine biene ausgesant wird, um met zu holen, an ihrer stelle aber eine wespe gift bringt; das gebrachte wird noch gelegentlich, ungeachtet des absenders Ilmarinen, von Jesus und Maria geprüft.

Von den erzählenden zauberliedern in Ost-Finland sei noch das bei der heilung einer blutwunde angewante erwähnt. der alte Väinämöinen bringt sich, während er mit der axt an einem boote zimmert, eine ungeheure kniewunde bei; um einen besprecher derselben zu finden, fährt er herum in drei gehöften, in welchen ein kind, ein weib und schließlich ein greis ihm antworten. diese auch im Kalevala vorkommende episode ist aus drei legenden von ostfinnischen volkssängern zusammengesetzt. das zimmern des bootes gehört als einleitung zur schiffahrt des Heilands. das fließende blut, welches sogar die höchsten berge bedeckt, finden wir in einer legende vom Heiland am kreuze. der in drei gehöften umherziehende ist ursprünglich das glück, des Gottes geldspendender sohn, welcher auf seine frage, ob er als gast platz fände, von einem alten manne und weibe eine abweisende, von einem kinde schließlich eine bejahende antwort erhält; da ladet er seinen mit gütern beladenen schlitten vor dem speicher aus. seitdem gehören die gaben des glückes (alles gesammelte und ersparte?) dem kinde.

Es tritt hier dieselbe combinationskraft der phantasie auf, die uns in den epischen liedern der östlichen grenze Finlands begegnet. das secundäre dieser großartigen entwicklung der ursprunglieder wird noch dadurch bestätigt, dass der südlichste teil Ost-Finlands nebst dem liederreichen Ingermanland nicht daran beteiligt gewesen ist.

Weder in den epischen noch in den magischen gesängen der Finnen ist ein einziger fall erwiesen, in welchem ein heid-

nischer mythos zu einer christlichen legende umgestaltet wäre, das umgekehrte ist aber vielfach bestätigt worden. infolgedessen könnte ernstlich in frage gestellt werden, inwiefern die auffassung des heidentums als des primären und des christlichen als des secundären, die wir aus dem verhältnis des antiken heidentums zum christentum gelernt haben, auf die nordischen überlieferungen angewendet werden kann, ob hier nicht vielmehr mit dem umgekehrten verhältnis gerechnet werden muss, ob nicht die schönsten erscheinungen des heidentums im norden ein widerschein des christentums sind. wenn die magische poesie der Finnen, ungeachtet ihrer unvergleichlichen schätze sowol an scheinbaren als an wirklich heidnischen decorationen, aus katholischen germanischen zaubersprüchen aufgekeimt und durch dichterische bearbeitung der volksänger zu einer eigenartigen üppigen blüte entwickelt ist, wenn die estnischen, und auch die lettischen zauberlieder auf dieselben vorbilder hinweisen, wenn ferner in den russischen zauberformeln ein durchaus christlicher geist und sogar römisch-katholischer einfluss nachgewiesen werden kann, so ist die schlussfolgerung, dass es mit den germanischen zaubersprüchen nicht anders stehe, wenigstens einer näheren untersuchung wert. es müste auch an diesen geprüft und erwogen werden, ob die anwendung von festen formeln beim zaubern überhaupt im norden 'primitiv' sei.

Kein wort ist in der heutigen wissenschaft so misbraucht worden, wie dieses wort 'primitiv', besonders bei der untersuchung abergläubischer gebräuche. auch solcher aberglauben, welcher wirklich auf eine vorgeschichtliche vorstellung hinweist, ist gewis nicht überall wo er vorkommt primitiv, sondern bei den meisten völkern als culturproduct von anderen übernommen. diese überzeugung drängt sich mit unwiderstehlicher kraft beim sammeln abergläubischer gebräuche der Finnen auf. während es mir gelang, unter anderen aufzeichnungen in drei monaten ungefähr 6000 puncte bei den lutheranern, vormaligen katholiken Finlands, stenographisch zu fixieren, war an der grenze von Finland und dem gouvernement Olonetz bei den griechisch-orthodoxen, des lesens unkundigen Kareliern die beute eine äußerst spärliche. die magischen künste waren ihnen dermaßen unbekannt, dass sie z. b. zu hirten lutheraner annahmen, welche sich auf die magische behandlung des viehs verstanden. rührend war

die erzählung eines olonetzischen volkssängers, wie er aus liebe zu seiner kranken frau über die grenze Finlands gewandert sei, um dort die magische heilkunst zu erlernen. die lutherischen Finnen selbst nennen ihre magie 'papistischen glauben', und fest steht, dass sie zum großen teil mit der mittelalterlichen magie zusammenhängt und ein durch die Germanen vermittelter culturerwerb ist.

Wenn wir die gesamte heutige überlieferung als primitive tradition behandeln, die verschiedensten völker ohne irgend welche ordnung mit einander vergleichend, wenn wir die historische entwicklung und geographische wanderung auch dieser erscheinungen des menschlichen geistes unbeachtet lassen, werden wir nie ein rechtes verständnis derselben erlangen. um einen haltbaren einheimischen urgrund zu finden, müssen zunächst die jüngeren schichten untersucht werden. durch dieses verfahren werden nicht nur die unechten bausteine zu einer urgeschichte des volksgeistes ausgeschieden, sondern auch die echten durch neue funde vermehrt. und was nicht weniger wichtig, die geistesgeschichte des mittelalters, welche aus den dürren chroniken oft mit viel mühe und wenig erfolg ausgepresst worden ist, erhält ein neues, viel reicheres material in der mit richtiger methode behandelten volkstradition.

Es würde zu weit führen, die bedeutung* der finnischen volksmärchen für die erforschung der mittelalterlichen litteratur eingehend zu erörtern. die teilweise untersuchten finnischen tiermärchen vertreten öfter ältere formen, als die entsprechenden episoden in den tierepen des mittelalters. die prosaischen erzählungen eines volkes sind am allerwenigsten ein erbgut, in der hauptsache sind sie ein wandergut verschiedensten ursprunges. in Finland ist diese tatsache klar bezeugt durch das vorkommen von doppelten formen eines und desselben märchens, von welchen die im osten mit den slavischen und die im westen mit den germanischen zusammenhängt.

Sogar an solchen miniaturdichtungen wie die rätsel und sprichwörter sind, ist der germanische einfluss bei den Finnen nachweisbar. bezeichnend ist, dass bei der untersuchung der finnischen und estnischen sprichwörter überlieferungen aus gemeinsamer zeit dieser nahe verwanten völker noch nicht festgelegt, aber der anschluss einerseits der westfinnischen an die

skandinavischen und anderseits der estnischen an die deutschen sichergestellt ist.

Fest überzeugt, dass deutsche forser ein material, welches das geistige leben ihres eigenen volkes beleuchten kann, nicht mehr unbeachtet lassen werden, will ich den umfang der handschriftlichen aufzeichnungen angeben. märchen gibt es: finnische über 20 000, estnische über 10 000 varianten, alte lieder der Esten 60 000 und der Finnen 35 000, zu den letzteren kommen noch 20 000 mit neuerem metrum. puncte abergläubischer gebräuche sind bei den Finnen ungefähr 50 000, bei den Esten 60 000 gesammelt, an rätseln 30 000 finnische und 40 000 estnische, an sprichwörtern über 110 000 finnische, über 50 000 estnische usw. im ganzen ist über eine halbe million nummern durch ein paar tausend sammler zusammengebracht worden. verwahrt werden die finnischen sammlungen in Helsingfors im archive der Finnischen litteraturgesellschaft, wo auch die mit finnischen staatsmitteln veranstalteten copieen der estnischen sammlungen zugänglich sind.

Zugänglich — aber an einem abgelegenen orte. wie könnte auch diesem übelstande vorläufig abgeholfen werden, bis mit der zeit alles im drucke veröffentlicht sein wird? ich möchte mit einer anderen frage antworten: sind die ungedruckten germanischen materialien, welche nicht nur in verschiedenen ländern, sondern auch innerhalb eines und desselben staates, ja sogar innerhalb einer und derselben stadt zerstreut liegen, besser zugänglich? es machte auf mich im vorigen sommer einen unvergesslichen eindruck, die gröste sammlung deutscher überlieferungen, und eine der grösten die es überhaupt gibt, nicht allzu weit von Berlin in der kleinen mecklenburgischen stadt Waren bei einem privatmanne, dr Richard Wossidlo, anzutreffen, der über 700 landsleute ohne geldmittel zur sammelarbeit anzufernern verstanden hat. ehre diesem manne! kurz vordem hatte ich gelegenheit gehabt, mit dr Axel Olrik, dem tüchtigen leiter der reichhaltigen, an einem orte concentrirten und wolgeordneten dänischen sammlung, in letzterer hinsicht der ersten der welt, die schwierigkeiten unserer forschung zu besprechen, und wir waren zu dem gedanken gekommen, einen internationalen bund zu gründen, zunächst mit dem zweck, den forsern volkskundliches material aus den verschiedenen ländern zugänglich zu

machen. ein vorschlag dr Wossidlos, alle deutschen sammlungen in verbindung !mit einander zu bringen, hatte den weg gebahnt, als hervorragende vertreter der deutschen volkskunde sich unserem unternehmen anschlossen. den geehrten mitgliedern der section habe ich die ehre die statuten des bundes nebst einer erläuterung zu überreichen, in der hoffnung, dass die losung 'mit vereinten kräften zur gegenseitigen hilfe' in der erforschung des volkslebens zu neuen wissenschaftlichen eroberrungen führen werde.

Helsingfors.

KAARLE KROHN.

ENTSTEHUNG UND GLAUBWÜRDIGKEIT DER ISLÄNDISCHEN SAGA.

Es gibt wol kein litterarisches erzeugnis des mittelalters, das den modernen leser so ergreift wie die isländische saga. freilich weht aus der saga ein kübler hauch längst vergangener zeiten; die menschen denken anders, haben andere begriffe von pflicht und ehre wie wir. die kunst der saga ist aber modern, realistisch. die menschen stehn uns lebendig vor augen, wie sie sich bewegen, hassen, lieben und sterben. — wir hören, wie ihre worte fallen; kurz, derb, treffend wie schwertschläge, dabei voll kernigen humors. die handlung ist dramatisch, reißt uns mit sich fort. die saga gibt kein analysen seelischer zustände, enthält keine moralisierenden betrachtungen.

Knappheit in stil und composition ist das kennzeichen der saga. unwichtiges wird nie ausführlich berichtet, oft kaum angedeutet. dadurch würkt die saga von der moralisierenden und weitschweifigen prosa des lateinischen mittelalters von grund aus verschieden. welch ein unterschied zwischen Snorri und dem dänischen geschichtsschreiber Saxo Grammaticus, selbst wenn beide dieselbe sage wiedergeben!

Der stil der saga ist kunst, zum teil sogar eine sehr raffinierte. dieser stil ist durch den mündlichen vortrag ausgebildet worden. die kunst hat die natur weiter entwickelt. die rede der alten Nordgermanen war würklich dem stil der saga ähnlich. *gens brevilloqua et veridica* nennt Giraldus Cambrensis die Isländer. die Engländer haben 1170 Dublin erobert; der könig Haskulf ist geflüchtet, kehrt aber später mit einer flotte zurück. nach heldenmütigem kampf wird er gefangen und gefragt, ob er losgekauft zu werden wünsche. er antwortete stolz: 'mit einer kleinen schar sind wir jetzt gekommen und haben erst ange-

fangen. wenn ich das leben behalte, werden wir bald mit einer anderen und viel gröfseren kommen'. nach diesen worten wurde er enthauptet¹.

Dennoch enthalten die 'sagas viele tote stellen, zb. die langen stammbäume. diese sind aber zum teil vielleicht unter einfluss der biblischen stammtafeln von den gelehrten sagaschreibern weiter entwickelt worden. selbst in den besten sagas wirken häufig die zahlreiche personengalerie und die verschiedenen neben-einanderlaufenden handlungen fast erdrückend. dies hängt damit zusammen, dass mehrere ursprünglich unabhängige kleine erzählungen in ein ganzes zusammengeschmolzen sind.

Wie, wo und wann ist aber die saga entstanden? der ganze nordische volksstamm hat sagen erzählt. wir finden dieselben wikinger - sagen bei englischen und bei normannischen wie bei russischen geschichtschreibern, zb. die sage von der stadt, die durch sperlinge, an deren flügeln nusschalen gebunden sind, angesteckt wird. die Warjagen in Rnssland haben vielleicht sogar eine beginnende mündliche saga-erzählung gehabt, wie wir aus der Chronik Nestors schliessen können. der großfürst Oleg² segelte im jahre 907 gegen Konstantinopel und kam an den 'Sund'³, wie Nestor mit einem skandinavischen lehnworte den Bosphorus nennt. der kaiser wurde gezwungen, frieden zu schliessen. Oleg sagte: 'nähet den Russen seidene und den Slaven leinene segel'. er befestigte, als zeichen des sieges, seinen schild an das tor der stadt und segelte fort. die Russen spannten ihre seidenen, die Slaven ihre leinenen segel aus, der wind zerriss aber jene, und die Slaven sagten: 'Behalten wir unser segeltuch. seidene segel schicken sich nicht für die Slaven'.

Der schwedische runenstein von Rök (aus dem 9 jahrhundert), eine bibliothek in stein zu nennen, erwähnt nicht nur alte lieder, sondern auch prosaische sagen, die mit der märchenhaften heldensaga (der *fornaldarsaga*) eine nicht zu verkennende ähnlichkeit gehabt zu haben scheinen. die saga von

¹ cf. HGiraldus Cambrensis, Expugnatio Hiberniae.

² *Oleg*, dh. altnord. *Helgi*.

³ das wort 'Sund' kommt nur ein paar mal bei Nestor vor, und zwar immer, wo es sich um kriegszüge der 'Russ' (dh. der schwedischen eroberer von Russland) nach Byzanz handelt.

dem auf vielen schwedischen runesteinen erwähnten wikingerschäpftling Ingvarr vídförli, der in der ersten hälfte des 11 jahrhunderts lebte, soll ein isländischer kaufmann am hofe des königs von Schweden gehört und nach Island gebracht haben. in Schweden hat man es kaum weiter als zu den anfängen einer mündlichen saga gebracht. die um 1300 auf der insel Gotland verfasste Guta saga ('Geschichte der Gotländer') steht vereinzelt da, hat aber denselben charakter wie die isländische saga mit eingestreuten kleinen versen. vielleicht ist jedoch die Guta saga unter fremdem einfluss entstanden. die Gotländer waren ja als kaufleute mit ganz Nord- und West-Europa bekannt. in Dänemark hat man es kaum so weit wie in Schweden gebracht.

Die saga gehört dem norwegisch-isländischen volksstamm. sagen hat man hier seit den ältesten zeiten erzählt. das isländische Landnámabók enthält ortssagen, die aus der ersten zeit der isländischen besiedelung stammen müssen¹. oft hat man wol auch sehr früh zwei oder mehrere sagen lose an einander geknüpft. schiffer die längs des küste Norwegens segelten, haben viel dazu beigetragen, die sagen zu verbreiten und zu verknüpfen². ähnliche sagen leben noch heutigen tages in den norwegischen tälern; sie sind dramatisch belebt und häufig mit würlklicher kunst erzählt, ja enthalten sogar vereinzelt kleine verse. eine würlkliche saga hat man aber hier nie geschaffen.

Wie derartige sagen entstehen, lehrt uns die Fóstbroedrasaga. der dichter Þórmóð ligt mittags allein in der dingbude. jemand kommt und sagt: 'du kommst um ein grofses vergnügen. ich war bei der bude von Þórgrím Einarsson. er erzählt eine saga. die männer sitzen um ihn und lauschen'. Þormóð fragt: 'kannst du mir den namen irgend einer person der erzählung nennen?' der andere antwortet: 'Þórgeir war ein grofser held derselben; Þórgrím hat ebenfalls was damit zu tun gehabt, er wehrte sich männlich'. Þormóð versteht, dass Þórgrím davon erzählt, wie er Þórgeir den pflegebruder Þórmóds tötete; er

¹ zb. die geschichte von Hjórlif, der von seinen irischen sklaven getötet wird (Landnámabók I c. 6). diese kneten, um das leben zu erhalten, mehl und butter zusammen und nennen es *minnþak*, ein echt irisches wort, das in derselben bedeutung in der lex Adamnaní vorkommt.

² Fornmannasögur X s. 228f.

nimmt seine axt, tötet den erzähler und entkommt. diese erzählung wird zwar *saga* genannt. dieses wort bedeutet aber jede art von erzählung. eine wirkliche *saga* war die erzählung Þórgrím Einarssons noch nicht. selbst wo mehrere sagen an einander geknüpft werden, ist dies noch keine *saga*. noch fehlt, was die einzelnen erzählungen zu dem künstlerisch vollendeten ganzen macht, das wir *saga* nennen.

Das märchen, nicht die *sage*, ist die mutter der *saga*. der stil, der humor der *saga* ist dem des märchens entlehnt. beide behandelten nicht eine einzelne episode, sondern in einer reihe von episoden das ganze leben des helden. das märchen ist dramatisch, die sprache ist kurz und derb, ganz wie die der *saga*. *sagas* oder märchen sind einander alle ähnlich, nur mehr oder weniger gut erzählt. märchen haben die Norweger wol schon in der steinzeit erzählt.

Die *saga*erzähler konnten ebenfalls märchen erzählen. die *sagas*, die bei der hochzeit zu Reykjahólar 1117 erzählt wurden, wurden schon von den zeitgenossen als märchen aufgefasst. die *sagas*schreiber haben selbst diese ähnlichkeit gefühlt. sagt doch Odd der mönch, der älteste biograph Olaf Tryggvasons: 'es ist besser dies zu hören, als die stiefmuttermärchen, welche die hirtten erzählen'. das wort *saga* bedeutet in norwegischen mundarten nicht nur 'erzählung', sondern ebensogut 'märchen'.

Viele *sagas*, besonders diejenigen abteilungen derselben welche die jugendgeschichte des helden behandeln, sind ganz oder teilweise über märchen gedichtet. die erzählung von dem späteren färöischen häuptling Sigmund Brestason, der als knabe an einen einsamen norwegischen bauernhof kommt und von der frau versteckt wird, als der bauer nach hause kommt, seine nase in die höhe streckt und fremde wittert, ist nichts als das märchen vom knaben im hofe des riesen. das märchen vom Aschenbrödel, der untätig beim feuer ligt, sich aber plötzlich erhebt, sich badet und seine haare kämmt und schert, waffen ergreift, ein großer kriegler wird und zuletzt das königreich und die prinzessin gewinnt, war bei den alten Norwegern und Isländern sehr beliebt. eine *saga* wie die Svarfdølasaga sowie die jugendgeschichte von Harald Schönhaar, der Norwegen einigte, ist zum großen teil darüber gedichtet.

Die geschichte von der kindheit des im jahre 1000 gefallenen norwegischen königs Olaf Tryggvason, der mit seiner mutter vor der bösen königin Gunhild flüchten muss, ist nichts als ein gewöhnliches märchenmotiv. wie die helden des märchens kommt Olaf früh von der heimat weg und muss unter fremden dienen. seine königliche herkunft wird durch ein wunder entdeckt. zauberer hatten prophezeit, dass ein junger mann nach Russland gekommen wäre, von dessen *hamingja* ('schutzgeist') ein licht sich über ganz Osteuropa verbreitete. die kluge königin von Nowgorod hört davon und lässt zu einer dingversammlung einladen. am dritten tage trifft sie einen jungen knaben in zerlumpten kleidern, den hut tief über den kopf. sie blickt in seine augen und sieht, dass es der rechte ist. Olaf wird vor den könig geführt und seine königliche herkunft erkannt¹. diese geschichte ist nach dem märchen vom jüngling mit den goldenen haaren gedichtet, der seine haare unter einen tiefen hut verbirgt, vorschützend dass er unrein sei. das licht über der 'hamingja' Olafs und die dingversammlung stammen aus einem anderen märchen. in der Bretagne heisst es: 'Rom ist ohne papst. drei tage geht eine procession mit brennenden kerzen im lande umher. am dritten tage schließt sich ein unschuldiger knabe Innozenz, dem die vögel im weidenbaume von seiner kommenden gröfse prophezeit haben, mit einer weidenrute der procession an. eine flamme entzündet sich von selbst an der spitze der rute. Innozenz wird papst'. — in einer anderen version entzündet sich das licht auf dem kopfe des jünglings².

Die ältesten von den jetzt bekannten sagas³ wurden in der zweiten hälfte des 12 und im laufe des 13 jahrhunderts auf Island niedergeschrieben, und zwar die leben der norwegischen könige, besonders die von Olaf Tryggvason und Olaf dem heiligen, früher als die geschlechtssagas.

Die mündliche saga ist jedoch viel älter. bei der oben er-

¹ vgl. Axel Olrik Kilderne til Saxes historie II s. 280ff und Landnáma, Viðbætur c. 1.

² mein college professor Moltke Moe, der die gröfse güte gehabt hat, diesen vortrag mit mir durchzugehn und dessen auferordentliche kenntnisse mir zu großem nutzen gewesen sind, hat mich auf dieses weitverbreitete, aus Byzanz stammende märchen (vom 'Glücksvogel') aufmerksam gemacht.

³ ich seh hier von Ari fródi ab.

wähnten hochzeit im jahre 1117 wurden ja schon sagas erzählt. der dänische geschichtsschreiber Saxo Grammaticus (im zwölften jahrhundert) hat eine reihe helden-sagas (*fornaldarsögur*), norwegischen oder isländischen ursprungs, gekannt. aus der zweiten hälfte des 11 jh.s kennen wir eine reihe Isländer, die den ehrenden beinamen *fróði*, das heißt 'der sagen- und geschichtskundige', tragen. viele von ihnen sind die gewahrsmänner Are fróðis und des Landnámabóks gewesen. diese antiquare waren den irischen *senchaidi* ähnlich, beide waren die träger der historischen tradition. neben den sagamännern gab es auch auf Island berufsmäßige skalden, gleichwie man in Irland sowol *senchaidi* 'antiquare' als *filed* 'skalden' hatte. diese übereinstimmung ist kaum zufällig. ein deutlicher zusammenhang zwischen der skaldenpoesie und der irischen kunstdichtung lässt sich da ebenfalls nachweisen¹.

Früher als in Norwegen und auf Island hat jedoch die saga sich in den wikinger-ansiedelungen auf den britischen inseln entwickelt. die zuerst entstandene saga eines norwegischen königs ist die saga von Olaf Tryggvason. ihre grundlage ist alte überlieferung, nicht wie bei den leben seiner vorgänger, wie wir diese in der 'Heimskringla' finden, gleichzeitige skaldengedichte, nach denen ihre geschichte erst von gelehrten sagamännern geschrieben wurde. eine saga von Olaf Tryggvason wurde aber im 11 jh. nicht nur in Norwegen, sondern auch in England erzählt. Olaf kam dorthin 991 als führer der wikinger, zwang die engländer, 'Dänengeld' zu entrichten, wurde getauft und schloss mit könig Ethelred frieden. Odd der mönch, der in der zweiten hälfte des 12 jh.s lebte, erzählt von einer um 1060 in England bekannten Olafs saga. sein gewährsmann war ein auf den Orknö-inseln geborener mann². in Britannien wurde Olaf Tryggvason mit einem anderen Olaf mit dem keltischen beinamen Cuarán ('schuh') verwechselt. dieser, der bei Brunnanburh (937)

¹ die irische kunstdichtung hat nicht nur die skaldengedichte beeinflusst, sondern man spürt auch in mittellirischen kunstdichtungen nordischen einfluss. cf. The Boroma ed. Wh. Stokes, *Revue Celtique* 13, 46: *stáec thuirc na tuinne* 'ein braten vom wildschwein des meeres' (dh. vom delfin). *stáec* dh. altnordisch *steikr* 'braten'.

² dieser gewährsmann wird freilich nur in dem Flatayjarbók und in der großen Ólafssaga erwähnt. die tradition geht aber auf Odd zurück.

kämpfte, später könig von Dublin wurde und 981 als pilger auf der heiligen insel Jona starb, wird gewöhnlich als der prototyp des berühmten sagenhelden Havelöks des Dänen angesehen. die geschichte von Olaf Cuarán stimmt aber mit dem leben Havelöks nicht überein. die sage von Havelok, die wir sowol in französischer wie in englischer fassung kennen, ist die geschichte von Olaf Tryggvason, nur umgedichtet. aus der britischen Olafs saga ist in normannischer zeit die dichtung von Havelok entstanden. Olaf Tryggvason wird in mitttelenglischen reimchroniken häufig Havelok genannt¹. der würlkliche Olaf Cuarán wird in derselben chronik, welche die sage von Havelok enthält (bei Gaimar), nicht Havelok, sondern Anlaf Cuiran genannt. das einzige mal, wo der beiname *Cuarán* in einer irischen chronik (Leabhar Oiris) vorkommt, wird er von einem kämpfer in der schlacht bei Clontarf (1014) gebraucht.

Havelöks vater, Gunter, der könig von Dänemark, kommt durch verrat um das leben. der verräter Odulf wird zum unterkönig unter Arthur eingesetzt. der getreue Grim flüchtet mit dem jungen Havelok und seiner mutter. unterwegs werden sie von seeräubern angegriffen. die mutter wird getötet. Grim landet im östlichen England. um seine hütte entsteht eine stadt, nach ihm Grimsby genannt. als Havelok heranwächst, vermögen es seine pflegeeltern nicht mehr, ihn bei sich zu behalten. er kommt zum könig Edelsi von Lincoln, wird küchenknabe und hilft wasser und holz tragen. Edelsi hat eine nichte, Argentele, die tochter des verstorbenen königs von Norfolk. er vermählt sie mit Havelok, um sie zu enterben. die erste nacht nach der hochzeit träumte Argentele, dass die wilden tiere des waldes ihrem manne huldigten, und sie sieht eine flamme, die aus dem munde Havelöks emporsteigt. sie erzählt einem frommen einsiedler davon. dieser prophezeit, dass Havelok könig werde. Havelok wird mit seiner königlichen herkunft bekannt und segelt nach Dänemark. ein treuer diener seines vaters erkennt Havelok an der flamme; der verräter Odulf wird getötet; Havelok wird könig. nachher geht er auf die bitte seiner frau nach England zurück. in dem englischen gedichte wird sein heer als ein ausländisches wikingheer geschildert. könig Edelsi wird gezwungen, Norfolk auszuliefern, um bald

¹ vgl. Ward Catalogue of romances in the department of mss. in the British Museum 436. 472.

nachher zu sterben; Argentele und Havelok erben Lincoln und leben in herrlichkeit und freuden.

Der vater Olaf Tryggvasons wurde ebenfalls durch verrat getötet. der verräter Hakon, der jarl von Lade, der in der saga auf anstiftung der königin Gunhild den Olaf und seine mutter Astrid verfolgt, wird unterkönig unter dem könige von Dänemark, Harald Gormsson, der Norwegen erobert. Astrid flüchtet, von einem treuen diener begleitet, mit ihrem sohne nach Russland, unterwegs werden sie von seeräubern angegriffen und mutter und sohn werden getrennt. wie die königliche herkunft Olafs in Nowgorod entdeckt wurde, haben wir oben schon gehört. das licht über der 'hamingja' Olafs entspricht der flamme aus dem munde Haveloks. — Olaf wird mit einer wendischen und nachher mit einer irischen königin verheiratet; diese und die kluge russische königin sind in Argentele verschmolzen. später kommt Olaf nach England. auf den Scilly-inseln besucht er einen frommen einsiedler, der prophezeit, dass er könig werde. er kommt nach Norwegen, der verräter jarl Hakon wird ermordet, und er selbst wird könig¹.

'Die kämpfe der Iren mit den Nordgermanen' heisst ein irisches werk aus dem ende des 11 jhs., das von dem könig von Munster, Brian Borumha, und der grofsen schlacht bei Clontarf (1014) erzählt². unter den quellen für die geschichte dieser schlacht werden die historiker der 'Nordländer' (*senchaidi gall*) erwähnt. mein verstorbener vater Sophus Bugge hat nachgewiesen, dass man in Dublin eine saga von Brian und der schlacht bei Clontarf in norwegischer sprache mündlich erzählt, ja vielleicht sogar niedergeschrieben habe³.

Von dem grofsen wikingerhäuptling Ragnar Lodbrok und seinen söhnen, den tollkühnen seefahrern und eroberern, hat

¹ ich behandle den zusammenhang zwischen Havelok und Olaf Tryggvason ausführlicher in einer abhandlung, die in den Aarbøger for nordisk oldkyndighed erscheinen wird.

² diese schrift ('The war of the Gaedhil with the Gaill') ist nicht, wie der herausgeber Todd glaubte, gleich nach der schlacht bei Clontarf geschrieben. sie enthält zu viele unwahrscheinlichkeiten, und das märchen spielt darin eine zu grofse rolle.

³ Norsk sagafortælling og sagaskrivning i Irland, von der 'Norsk historisk forening' herausgegeben, s. 1—77.

man auch in Irland und wahrscheinlich auch in England eine halbmärchenhafte saga erzählt¹. Axel Olrik hat auf eine in Northumberland erzählte saga von dem jarl Siward dem Dicken aufmerksam gemacht².

Diese wikingersaga hat schon viele charakteristische merkmale der isländischen saga gehabt. eine eigentümlichkeit, die wir sonst nur in der dichtung von der Braavalla-schlacht und in der erzählung von der schlacht bei Svolder (1000) widerfinden, sind die namen der kämpfer, die in alliterierenden verszeilen geordnet sind. die isländische saga ist unter dem einfluss der wikingersaga entstanden und dadurch ebenfalls von der keltischen prosa-erzählung beeinflusst worden. in Irland wie in Wales hatte seit uralten zeiten die heldensage die form der prosa; bei den Germanen dagegen war die form die der gebundenen schreibart. die Iren hatten aber auch historische sagas; ja die saga-erzähler konnten sogar was sie selbst erlebten in kunstvoller prosa widergeben. der dichter Erard Mac Coisi (am ende des 10 jh.s) kommt verkleidet an den hof könig Dannalls, dessen leute seinen besitz verbrannt hatten. der könig fragt, welche erzählungen er im gedächtnis habe. der dichter nennt 149 verschiedene titel. zuletzt erregt er durch den einzigen, dem könige unbekanntem titel, dessen neugierde. Mac Coisi verbarg darunter die geschichte von der ihm selbst widerfahrenen unbill. alle von ihm genannten 149 erzählungen hatten die form der prosa, zuweilen mit eingestreuten versen, waren saga zu nennen³.

Die irische saga ist ein kind des landes und des volkes wo sie entstanden ist. des himmels ständig wechselnde töne und buntes farbenspiel, die dunklen wälder mit dem üppigen unterholz, die blühenden hecken von rotdorn, weifsdorn, liguster und fuchsia, die im südlichen Irland zu großen bäumen wächst, die stillen waldseen, in deren schwarzbraunem wasser sich buche und lärche widerspiegeln, das heidekraut, das die bergseiten rosenrot färbt, — dies alles verleiht der irischen natur ein eigenartig träumerisches, ja zuweilen phantastisches gepräge, wie in keinem

¹ vgl. S.Bugge Norsk sagafortælling og sagaskrivning i Irland, s. 206 ff. Asser in seinem leben Alfred des Großen erzählt von den Lodbrokssöhnen.

² Nordisk aandsliv i Vikingetiden s. 80.

³ nach dem sog. Book of Leicester, vgl. Zimmer GGH. 1890 nr. 20.

anderen lande Europas. wie die natur, so war auch das irische volk vor 1000 jahren träumerisch und phantastisch, aber zur selben zeit wild und leicht erregt, mit den sitten eines naturvolkes und der höchsten geistigen cultur. die irische heldensage ist wild und ungezügelt, oft tragisch und tief ergreifend, zuweilen aber elegisch oder wehmütig, voll der schönsten naturpoesie. die tragischen erzählungen von den söhnen Usnechs, oder wie Ronan seinen sohn ermordet, müssen durch ihr wildes pathos, die geschichte von den kindern Lirs muss durch ihre tiefe wehmut jeden leser ergreifen.

Hingegen auf der grofsen, von gebirg und eis bedeckten, unwirtbaren Nordlandinsel mitten im ocean gab es für phantasie und wehmut keinen platz. dort gedieh ein geschlecht kalter verstandesmenschen, die auf ihr recht halten und sich nicht von ihren gefühlen davontragen lassen. wie das volk ist auch die isländische saga ruhig, knapp und beherrscht, ihre sprache klar und concis; die sprache der irischen saga ist dagegen häufig weitschweifend und dunkel (bei den besten sagas freilich nicht); künstlerische enthaltsamkeit ligt ihr ferne.

Dennoch ist zwischen der irischen und der isländischen saga eine nicht zu verkennende ähnlichkeit. beide fussen in der geschichte, beide erzählen zuerst von den vorfahren und der jugend des helden; in beiden werden verse angeführt, um als historische beweisstellen zu dienen.

Die Wikingersaga hat auf die irische saga einen nachhaltigen einfluss geübt. die mittlirische prosalitteratur ist von nordischen lehnwörtern voll. die oben erwähnte schrift 'Die kämpfe der Iren mit den wikingern' sieht anfangs, wo sie die jugendgeschichte Brians erzählt, einer gewöhnlichen irischen chronik ähnlich. mit der geschichte von der schlacht bei Clontarf bekommt das werk ein ganz verändertes gepräge. die chronik wird saga. die dramatischen episoden stammen aber hier eben aus der norwegischen saga von Brian.

Den irischen einfluss auf die wikingersaga, und dadurch auf die isländische, nachzuweisen, ist nicht leicht. die prosaische erzählung als kunstgattung ist bei den Iren uralt, bei den Norwegern aber nicht. die irische saga hat den Nordländern die augen geöffnet, hat die saga — so zu sagen — erlöst. die wikingersaga — und dadurch die isländische — hat von der

technik der irischen saga gelernt. einige typen und motive sind ebenfalls irischen ursprungs. die frauengalerie der keltischen dichtung ist eine merkwürdig reiche. — sind doch sogar bei Shakespeare eine lady Macbeth, eine Cordelia keltischer abstammung. in der isländischen saga sind dagegen die männer die interessantesten gestalten.

Die eigenartigsten frauen sind diejenigen, die den unterschied zwischen gut und böse nicht kennen, durch ihre ewig dauernde schönheit die männer unwiderstehlich an sich ziehen, und durch ihre maßlose rachsucht und eitelkeit tod und verderben über geliebte wie feinde bringen, selbst aber vom unglück unberührt bis ins hohe alter fortleben. diesem frauentypus gehören die Hallgerd der Njáls saga und die Gudrun der Laxdœla. sie sind mit der Brynhild der Eddalieder verwant; ihr urbild ist aber die irische königin Gormflaith, deren tödlicher hass gegen Brian, ihren früheren gemahl, die schlacht bei Clontarf hervorruft, wo könige und häuptlinge, um sie zu gewinnen, kämpfen und das leben verlieren. Gormflaith oder Kormlǫd wurde auf Island bekannt. die Njála, deren heldin eben Hallgerd ist, enthält eine glänzende charakteristik von ihr.

Andere frauengestalten der isländischen saga scheinen ebenfalls von den frauen der irischen dichtung beeinflusst, zb. die schöne Helga, die geliebte von Gunnlaug Schlangenzunge, die mit Derdriu, der geliebten von Noisi, dem sohne Usnechs, eine nicht zu verkennende ähulichkeit hat.

Von den männern der saga sind nur die skalden dem keltischen typus ähnlich, in ihren adern floss wol auch häufig keltisches blut. der irischen literatur entlehnt ist die saga vom skalden, desen gedichte magische wirkungen besitzen. der Isländer Porleif will sich an Hakon, dem mächtigen jarl von Lade, rächen; er kommt verkleidet in seine halle und trägt ein gedicht vor, das Þokuvísur 'Nebellied' genannt wird. in folge dessen wird es in der halle dunkel, die waffen rühren sich und töten viele leute, der jarl wird krank; bart und haupthaar fallen aus. die Iren haben immer an die kräfte des spottgedichtes geglaubt. dadurch kamen, wie es im 'Gespräch der zwei weisen' heisst, 'stürme jeder finsternis'¹. der dichter Athirne dichtete spottgedichte auf

¹ The Colloquy of the two sages, hg. v. Whitley Stokes, Revue Celtique 1907.

die einwohner von Leinster, so dass kein getreide, kein gras, keine blätter wachsen wollten.

Bei einzelnen anderen episoden, wie zb. bei dem wortkampf oder männervergleichung (*mannjafnadr*) lässt sich der irische einfluss ebenfalls deutlich nachweisen¹.

Schon Adam von Bremen erzählt, dass Olaf Tryggvason auf die bitte seiner frau den zug unternommen habe, auf dem er bei Svolder im jahre 1000 fiel. diese nachricht hat Snorri in einen dramatischen auftritt umgedichtet, der der Briassaga entlehnt ist. könig Olaf kam eines tags mit einer gabe für seine frau. diese schlug aber mit der hand die gabe weg und machte ihrem manne heftige vorwürfe, dass er es nicht wage durch das reich ihres bruders, des königs von Dänemark, zu ziehen. ihr eigener vater habe dagegen Norwegen erobert. Olaf erwiderte zornig: 'ich werde mich nie vor deinem bruder fürchten. falls wir uns treffen, dann soll er den kürzeren ziehen'. er sammelt eine flotte, segelt nach Öresund und fällt bei Svolder.

Durch einen ähnlichen auftritt wird die schacht bei Clontarf hervorgerufen. der könig von Leinster, Maelmordha, kommt, um Brian, dem neuen oberkönig von Erin, tribut zu zahlen. seine schwester Gormflaith ist von Brian geschieden, lebt aber noch an seinem hofe. Maelmordha bittet sie, einen silbernen knopf an seinen rock zu nähen. sie aber wirft den mantel ins feuer und macht ihrem bruder heftige vorwürfe, dass er eine steuer zahlen wolle, die weder sein vater noch sein grofsvater gegeben haben. durch seine schwester aufgewiegelt, bricht Maelmordha mit Brian, sammelt dessen feinde und fällt bei Clontarf. nur durch derartige auftritte ist es möglich, die stärke des irischen einflusses nachzuweisen.

In den nordischen ansiedelungen auf den britischen inseln hat im 11 jh. überall die sagaerzählung geblüht, vor allem am königshofe zu Dublin, wo irische wie nordische skalden ihre kunstvollen gedichte vortrugen². in Dublin hat man wol noch im 12 jh. sagas erzählt, zb. von dem im jahre 1103 in Ulster ge-

¹ vgl. den rangstreit zwischen zwei frauen in der *Ljósvetningasaga* und den rangstreit in dem Fest des Bricriu.

² von isländischen skalden die Dublin besuchten nenn ich nur Gunnlaug Schlangenzunge und Þórstein Orraskald, den hofdichter Olaf Cuaráns. die erzählung von Ruman berichtet von einem irischen skalden, der in Dublin

falleuen norwegischen könig Magnus Barfufs, der in der irischen sage eine so grofse rolle spielt. ist es zu dreist anzunehmen, dass man ebenfalls von dem heldentode des letzten königs von Dublin und von seinem gefährten, Johannes dem Rasenden aus den Orknöinseln, der durch einen einzigen schwerthieb einen normannischen ritter spaltete, eine mündliche saga-erzählung gehabt habe?

In Cumberland, wo eine norwegisch-cymrische mischcultur sich entwickelte und von wo man runeninschriften aus der mitte des 12 jh.s kennt, ist die Havelok-sage entstanden; aus alten heldenliedern und unter einfluss von den paladinen Karls des Grofsen und Arthurs entstand in Northumberland oder Lincolnshire die saga ('fornaldarsaga') von dem dänenkönig Rolf Kraki und seinen helden. einer von diesen, Bǫdvar Biarki, der 'Bärensohn', wird in mehreren schriften aus Ost-England erwähnt und dabei wird auf *fabulae Danorum* 'nordische sagen', ausdrücklich hingewiesen¹. Galfried von Monmouth hat aus diesem Bǫdvar einen der paladine Arthurs *Beduerus* gemacht.

Auf die englische litteratur des mittelalters hat die Wikinger-saga einen nachhaltigen einfluss geübt. vor allem ist die saga von Brian überall bekannt und beliebt gewesen. Galfried von Monmouth, dessen *Historia regum Britanniae* von wikingersagen voll ist, hat zb. die früher erwähnte saga von Brian gekannt.

Brennius will die herschaft seines bruders Belinus abschütteln und wirbt um die hand einer tochter des königs von Norwegen. mit der princessin und einer grofsen schar von Norwegern kehrt er nach Britannien zurück. unterwegs wurden sie von dem dänischen könige Guichtlacus angegriffen, der seit langem von der Norwegerin geliebt wurde. es erhebt sich ein heftiger sturm; die flotten werden zerstreut. Guichtlacus landet mit seiner geliebten in Northumberland. man hat schon diese sage mit Helge und seiner geliebten Sigrun in den Edda-seine gedichte vortrug. zwischen den 'kenningar' der skaldenpoesie und den irischen 'kennings', zb. in 'The Colloquy of the two sages', ist eine merkwürdige übereinstimmung.

¹ siehe die erzählung von dem angelsächsischen nationalhelden Hereward (*Gesta Herewardi*), wo auch sonst nordische auftritte vorkommen (vgl. Deutschbein *Studien zur sagengeschichte Englands* I s. 249 f). Axel Olrik hat schon auf die 'saga' von Siward dem Dicken, dem jarl von Northumberland, aufmerksam gemacht.

liedern zusammengestellt und auf der andern seite einfluss der Brianssaga auf die Helgísage vermutet¹. die heere des Brennius und des Belinus stieffen im walde bei Calaterium zusammen. sie fochten grimmig. 'die reihen fielen wie das getreide unter der hand der schnitter', sagt Galfried (l. III c. 3). die Norweger flüchten zu ihren schiffen; Belinus entkommt nach Gallien.

Eine seestadt Calaterium gibt es aber nicht. die ganze geschichte ist der erzählung von der schlacht bei Clontarf nachgedichtet. hier wurde ebenfalls in einem walde aufserhalb Dublin gekämpft. die irische saga erzählt, dass 'die reihen fielen, wie wenn eine grose schar schnitter das getreide scheren'. am ende des tages flüchten die Norweger zu ihren schiffen. die irische erzählung stammt hier aus der norwegischen Brianssaga; denn als gewährsmänner werden die zuschauer auf den wällen Dublins angegeben.

Mit der wikingersaga sind die Isländer teils direct durch ihre verbindungen mit Irland, teils indirect über die Orkneyinseln bekannt geworden. auf den Orkneyinseln blühte im 12 jh. ein reiches literarisches leben. die berühmtesten namen sind um die mitte des jh.s der jarl Rognvald kali, und um 1200 der bischof Biarni Kolbeinsson. hier blühte nicht nur die dichtung, sondern auch die saga. nach der ansicht mehrerer forscher ist bischof Biarni der verfasser der saga von den Orkneyjarlen. jedenfalls wurde das leben des heiligen Magnus, des Orkneyjarls, dort niedergeschrieben. durch einen mann aus den Orkneyinseln wurden, wie vorher erwähnt, die Isländer mit der britischen saga von Olaf Tryggvason bekannt. auf Island hatte man seit der ansiedelung sagen erzählt. jetzt kam wie eine geistige befreiung die kunde von der saga auf den britischen inseln. das christentum war eingeführt, die zeiten waren ruhiger. grose taten wurden nicht mehr vollbracht, man erzählte nur davon. rechtshändel hatten die fehden abgelöst. in einer solchen zeit konnte die saga entstehn.

Richard Heinzel, der zuerst den geist der sagas wissenschaftlich zu erforschen suchte, nennt sie 'historische romane'. Finnur Jonsson hebt überall den historischen wert der sagas hervor. die sagas sind aber weder romane noch geschichte, sondern, wie es der name sagt, *sögur*: 'erzählungen', eine künst-

¹ Deutschbein s. 243 ff; Sophus Bugge Helgedigtene s. 37—55.

lerische wiedergabe der tradition. historisches und unhistorisches sind darin unlösbar vermischt. einige sagas sind mehr, andere weniger historisch. tracht und waffen in den sagas gehören dem ende des 12 jahrhunderts. der hauptling Arinbjorn schenkte um 950, zu einer zeit wo eine englische tuchindustrie nicht existierte, dem Egil Skallagrimsson einen vollständigen anzug aus englischem tuch und gab ihm lange seidene prunkärmel, die man durch goldene knöpfe an den rock knöpfte. Egil dankte in einem verse für die prunkärmel. diese mode ist aber, wie Alwin Schultz erläutert, erst in der zweiten hälfte des 11 jahrhunderts entstanden¹.

Wo eine saga erdichtet ist, gelten die von Axel Olrik aufgestellten epischen gesetze. dann gilt zum beispiel das gesetz der dreizahl: am dritten tage findet die königin von Nowgorod Olaf Tryggvason; die Hallgerd der Njála ist dreimal verheiratet und bekommt von ihren drei männern je einen backenstreich. wir besitzen in diesen gesetzen ein vorzügliches mittel, um zu entscheiden, ob und wo eine saga erdichtet ist.

Die mündliche sagaerzählung ist zwischen 950 bis 1000 in den wikingeransiedelungen auf den britischen inseln entstanden. während der folgenden 50 jahre hat man auf Island und in Norwegen diese saga kennen gelernt. dann haben es in der zweiten hälfte des 11 jh.s die Isländer angefangen, die mündliche tradition zu sammeln. während dieser zeit ist auf Island die mündliche saga entstanden, um achtzig bis hundert jahre später niedergeschrieben zu werden.

Eigenartige verhältnisse haben die kunst der saga in die welt gerufen: das ruhige leben auf der entlegenen insel mitten im ocean, fern von den ereignissen die den lauf der geschichte ändern, erinnerung an die vorfahren, die in Britannien und Irland kämpften und große hauptlinge in Norwegen waren, die pflicht des vornehmen seinen stammbaum zu kennen, der verhältnismäßig große wolstand, der nach der wikingerzeit noch vorhanden war, in der folgenden zeit aber von einer ökonomischen misere abgelöst wurde, die langen winterabende in der halle des hauptlings oder die hellen sommernächte am althing.

Dreimal hat die dichtung des norwegisch-isländischen volks-

¹ Höfisches leben zur zeit der minnesänger I 253.

stammes die welt erobert: durch die Eddalieder, durch die isländische saga, durch Ibsen und Björnson. zwischen diesen führen pfade, die der forscher wandern muss ¹.

¹ zum schlusse sei es mir nur erlaubt die vielen anregungen hervor zuheben, die mir die schriften von Moltke Moe (Aeventyrlige sagn om Finner i de norske kongesagaer, sonderabdruck aus 'Norges Land og Folk', hg. v. AHelland, Finmarkens amt) und von Axel Olrik gegeben haben. Axel Olrik hat schon in seinem buche Nordisk aandsliv i vikingetiden auf die wikingersaga aufmerksam gemacht (s. 79 ff). mein vater Sophus Bugge hat zuerst den irischen einfluss nachzuweisen versucht.

Kristiania.

ALEXANDER BUGGE.

ZUR GESCHICHTE DER NIBELUNGENSAGE IN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND¹.

Die Nibelungensage ist zum brennpunct der deutschen sagenforschung geworden: durch die umfangreiche und dichterisch hervorragende bearbeitung welche sie im Nibelungenlied gefunden hat, durch die enge cyklische verbindung in welcher sie hier mit anderen sagenkreisen erscheint, durch die wunderbare mischung mythischer und märchenhafter elemente mit geschichtlichen personen und ereignissen. die schwierigsten, aber auch interessantesten probleme der sagenforschung knüpfen sich an sage und epos von den Nibelungen, probleme von allgemeinsten bedeutung nicht nur für die deutsche sagengeschichte, sondern für die epische forschung überhaupt. wir alle lernen von den untersuchungen und ergebnissen auf diesem alle probleme der forschung einschließenden gebiet für die kritische betrachtung der heldenepen anderer völker. besonders diejenigen welche sich mit der entwicklung romanischer, dh. in erster linie französischer heldenepik beschäftigt haben, sind von jeher, wenn nicht von der deutschen heldensage ausgegangen, so doch immer und immer wider zu ihr zurückgekehrt. schon durch die engen beziehungen, welche von der französischen sagengeschichte zur deutschen hinüberleiten, legt sich diese verbindung der beiden forschungsgebiete nahe. Gaston Paris hat hier in seiner *Histoire poétique de Charlemagne* die wege gewiesen, in seinen *Origini dell' epopea francese* hat Pio Rajna auf breitester grundlage die bedeutung germanischer sage und dichtung für das französische heldenepos dargelegt; eine reihe älterer und jüngerer forscher sind ihnen auf diesen spuren gefolgt.

Wenn der romanist von solchen gesichtspuncten aus an die Nibelungensage herantritt, so sind es vor allem zwei fragen welche sich ihm bei der betrachtung der deutschen Nibelungensage von selbst aufdrängen und beantwortung heischen. einmal: hat diese alte, noch in die zeiten der heidnischen mythen zurückreichende, sozusagen zur nationalsage gewordene

¹ der vortrag kommt hier im wesentlichen in der form zum abdruck, wie er mit einigen durch zeitrücksichten gebotenen kürzungen auf dem iv internationalen historikercongress zu Berlin gehalten wurde. belegstellen und bibliographische verweise sind hinzugefügt. eingehendere motivierung einzelner aufstellungen behält sich der verfasser für andre gelegenheit vor.

sage keine spuren irgendwelcher art in der so stark von germanischen elementen durchsetzten französischen heldenepik zurückgelassen? — und zweitens: vermag das studium der auf dem boden Galliens erwachsenden sagenüberlieferungen und ependichtungen nichts zur entwicklungsgeschichte, vor allem zur eigentlichen vorgeschichte des Nibelungenliedes beizutragen?

I.

Die sage von Ortnit und Alberich kehrt im Huon von Bordeaux, die Wolfdietrichsage im Mainet und in Parise la duchesse, der typus der germanischen brautfahrtsage in der Prise d' Orange wider¹: warum nicht auch die Nibelungensage in diesem oder jenem französischen epos? in der tat hat man diese frage des öfteren bejaht und verschiedene versuche gemacht die beweise dafür beizubringen.

Man hat freilich von vornherein darauf verzichtet, die Nibelungensage als ganzes in französischer überlieferung widerzufinden, man hat sich begnügt, einzelne teile, episoden oder motive aus der deutschen sage herauszuheben und mit ähnlich scheinenden französischen epenstoffen in beziehung zu setzen. der sicherste weg, solche beziehungen nachzuweisen, besteht darin, die übereinstimmung der deutschen und der französischen überlieferung nach zwei seiten, im inhalt, in den charakteristischen momenten der handlung, und zugleich in den namen der handelnden personen aufzudecken, wie wir das in späteren zeiten, dh. in der *blütezeit der mittelhochdeutschen litteratur, so häufig an deutschen dichtungen nachweisen können, die französischen heldenepen oder romanen nachgebildet sind.

Für die Nibelungensage lässt sich ein solcher nachweis nicht führen. wie bei den vorhin genannten sagen liegen auch hier jahrhunderte zwischen der übernahme der deutschen sage in romanische überlieferung und der abfassung der in betracht kommenden epischen dichtungen. in diesen jahrhunderten sind

¹ vgl. im allgemeinen Pio Rajna *Origini dell' epopea francese*, cap. xv, bes. s. 411 ff, 425 ff, dazu s. 206 ff (Mainet). ferner RHeinzel *Über die ostgotische heldensage*, Wien, sitz.-ber. phil. hist. cl. 119, III s. 66—70 (Parise) und des verfassers *Epische studien I* nebst der dort verzeichneten litteratur über Huon (s. 189 ff über das brautfahrtmotiv in der *Prise d' Orange*).

die erzählungsstoffe, sei es in der mündlichen überlieferung, sei es in der dichtung, von einer person auf die andere übertragen worden. wie der ursprüngliche held der Ortnit-Huonsage hiefs, wissen wir nicht, jedenfalls trägt er in der französischen dichtung einen ganz anderen namen als in der deutschen, und nur der name des deuteragonisten Alberich-Auberon ist beiden überlieferungen gemeinsam. die sage von Wolddietrich ist, durch unbekannte zwischenglieder hindurch, auf Karl Martell und von diesem auf Karl den Grofsen übertragen worden, und so könnte es ja auch mit der Nibelungensage in französischer überlieferung gegangen sein.

Es bleiben aber immer noch zwei möglichkeiten übrig: entweder die sagen als solche nach ihrem inhalt, in französischer überlieferung nachzuweisen, oder das fortleben einzelner, von der sage losgelöster personennamen als zeugnis für ehemalige popularität der sage zu verwenden.

An solchem namenmaterial fehlt es in französischer überlieferung keineswegs; schon der name Nibelung selbst ist als *Nevelon* gar nicht selten. nach Langlois Table des noms propres dans les chansons de geste tragen 18 verschiedene personen den namen *Nevelon*: im Ogier, Garin le Lorrain, Gaufray, Anseïs de Cartage und in anderen epen, teils als ritter und kämpfer, teils als gesante, einmal sogar, im Gui de Nanteuil, als tochter Karls des Grofsen! auch genaue entsprechungen von Hagen, in den formen *Haguenon* und *Agenon*, begegnen uns. der name *Brunehaut* (Brunihilde) ist gleichfalls vorhanden, und dass ein name wie Gunthari als *Gontier* häufig begegnet, ist selbstverständlich. aber was beweisen uns diese namen viel? bei Brunehaut kann man ebensogut an die merovingische Brunhilde denken, ganz abgesehen davon, dass als trägerin ihres namens in der jungen, künstlich construierten dichtung von Auberon die tochter des Judas Macchabäus, mutter von Julius Cäsar, erscheint. es beweist höchstens, dass die namen und vielleicht auch die damit verbundenen sagen bei den Franken populär waren und daher mit anderen namen ins galloromanische übergingen. charakteristische eigenschaften zeigen sie selten, doch wird Haguenon als verwanter der verräter Makaire und Ganelon bezeichnet. Siegfrieds name fehlt ganz in französischer überlieferung!

Nicht viel weiter führen die verschiedenen versuche, einzelne teile der Nibelungensage in französischer epik nach-

zuweisen. zum teil haben die urheber solcher versuche sich keine klare vorstellung davon gemacht, auf welchem wege die übernahme des stoffes oder der bestimmten erzählungsform sich vollzogen haben sollte, zum teil haben sie auch unterlassen zu fragen, ob die deutsche sage zu der zeit, in welcher sie in französische überlieferung übergegangen sein soll, schon die von der französischen bearbeitung vorausgesetzte form gehabt haben kann. es genügt nicht, eine übereinstimmung zwischen der nordischen Sigurdsage und einem beliebigen französischen epos aus dem ende des 12 jh.s nachzuweisen, sondern man muss zeigen, wie und wann die nordische fassung der sage nach Frankreich gekommen ist oder wenigstens gekommen sein kann. und wenn man gar den streit der beiden königinnen, zt. mit wörtlichen anklängen an das Nibelungenlied, in dem französischen Floovent des 12 jh.s hat widerfinden wollen, so bleibt die frage unbeantwortet, ob zu jener zeit eine einwirkung deutscher epik und speciell des Nibelungenlieds auf die französische epik überhaupt möglich oder wahrscheinlich ist.

Meist aber haben die vertreter solcher anschauungen das gewicht der von ihnen gefundenen übereinstimmungen überschätzt, in parallelen, die sich recht wol durch die ähnlichkeit populärer sagenmotive oder durch zufälliges zusammentreffen dichterischer phantasieen in episoden oder situationen allgemeinen charakters erklären lassen, beweis für litterarische entlehnung erblickt und dabei übersehn, was in den beiden parallelerzählungen nicht dazu stimmte oder gar widersprach.

So hat schon vor nunmehr 23 jahren Paul Schwieger¹ wesentliche motive aus dem ersten teil der Nibelungensage in dem legendenepos von Amis und Amiles widerzufinden geglaubt; vor allem Siegfrieds eintreten für Gunther im kampf gegen Brunhild, dem seiner auffassung nach das eintreten des Amis für den schuldigen Amiles im gottesgerichtlichen zweikampf entspricht. aber alle nebenumstände sind verschieden: Amiles soll sich durch den zweikampf von der beschuldigung reinigen, sich mit der kaiserstochter vergangen zu haben; er kämpft weder gegen ein weib noch um ein weib, sondern nur um seine und ihre ehre; der freund tritt für ihn ein, nicht weil Amiles zu schwach für

¹ Die sage von Amis und Amiles. progr. d. Friedrich-Wilhelms-gymn. Berlin 1885.

den gegner wäre, sondern weil er schuldig ist und beim gottesurteil unterliegen müste; Amis wird für den betrug vom himmel durch den aussatz gestraft und erst nach jahrelangem leiden durch das blut von Amiles kindern geheilt. daraus geht zugleich auch hervor, dass schon das grundmotiv der beiden dichtungen verschieden ist: in den Nibelungen handelt es sich um eine mit freundeshilfe glücklich vollbrachte brautfahrt, im französischen epos um das märchenmotiv von den beiden treuen freunden, die einander zum verwechseln gleich sehen und daher, ohne eine tarnkappe zu hilfe zu nehmen, für einander eintreten können.

Ein verwantes motiv hat nach Leo Jordan¹ auf die beiden dichtungen Girart von Roussillon und Girart von Viane gewürkt: die sog. doppelhochzeit, dh. die verheiratung Gunthers mit Brunhild, die ursprünglich für seinen angeblichen dienstmann Siegfried bestimmt war, und Siegfrieds verheiratung mit Kriemhild, Gunthers schwester. im 'Girart von Roussillon' vollzieht sich die verwicklung auf dem wege regelrechter brautwerbung: ohne kampf, ohne walkürencharakter der braut, ohne beihilfe des freundes in der brautnacht. Karl Martell wirbt zuerst um die kaiserstochter Berta von Konstantinopel, verschmäht sie aber dann um ihrer schwester Ellissent willen, die mit Girart verlobt ist, und überlässt diesem dafür die Berta; in ähnlicher weise nimmt im Girart de Viane Karl der Grofse dem helden Girart die herzogin von Burgund weg, die er ihm vorher selbst zugesprochen hatte. aber darauf beschränkt sich auch die ähnlichkeit, und wenn Jordan arabische romane zu hilfe nimmt, um in diesen weitere reste der französischen Nibelungenversion, besonders anspielungen auf die walkürennatur der heldin, zu finden und daraus eine ältere, verlorene, der deutschen Nibelungensage näher stehende form des Girartepos aufzubauen, so baut er auf sehr unsicherem grunde.

Am kühnsten von allen Nibelungensuchern auf französischem boden ist neuerdings Gustav Brockstedt² in das land der

¹ Girartstudien, Roman. forschungen 14, 322—39 (vgl. Géd. Huet, Romania 32 (1901) 619—21). — derselbe Über entstehung und entwicklung des altfranz. epos, Rom. forsch. 16, 354—70, bes. s. 361. vgl. Littbl. f. germ. u. rom. phil. 25 (1904), 156—60.

² Flooventstudien. untersuchungen zur altfranzösischen epik. Kiel 1907. vgl. die recensionen von AStimming Zeitschr. rom. phil. 32. s. 110 ff, PhAugBecker Litteraturblatt 29, 19 ff, HSuchier Zs. f. d. phil. 40, 225 ff, Voretzsch DLZ. 1908, sp. 362 ff.

entdeckungen vorgedrungen. er findet in dem alten Merovinghelden Floovent, von welchem uns die dichtung aus dem ende des 12 jh.s berichtet, den helden Siegfried, dh. den Sigurd der nordischen sage, wider, der an fremdem königshofe sein schönes weib gewinnt, der dem Gunnar die Brunhild erstreitet und den nachstellungen seiner schwäger erliegt. aber die Flooventensage ist eine reine verbannungssage, die mit der in diesem sagentypus üblichen glücklichen heimkehr des helden statt mit seinem tode endet und daher schon in ausgangspunct und endpunct nicht mit der Sigurdsage zusammentrifft. und was dazwischen ligt, ist entweder von vornherein in beiden sagen verschieden, oder, wo es übereinstimmt, zu vag um ins gewicht fallen zu können. Mugalie, deren bergfestung regelrecht belagert wird, soll die auf einsamer insel thronende Brunhilde sein, könig Flore, der für die französchen verbannungssagen typische vater der vom helden zu gewinnenden schönen, wäre Guuki oder, da Floovent die Mugalie angeblich für Flore bezwingt, auch Gunnar, und während die grundlage hierfür angeblich durch die nordische Sigurdsage gegeben war, soll für den eifersüchtigen streit zwischen Florete und Mugalie um die liebe des helden gar das deutsche Nibelungenlied vorbildlich gewesen sein! der verfasser hat zudem nicht beachtet, dass uns das Flooventepos in spielmanusmäfsiger überarbeitung und erweiterung, mit verdoppelung der motive und romanesker erfindung, vorligt, dass demgemäfs Florete die ursprüngliche braut des helden, wie Galieune die Karls des Grofsen im Mainet ist und Mugalie nur eine secundäre, dichterische erfindung darstellt.

So hat die betrachtung aller dieser versuche, eine nachwirkung der deutschen Nibelungensage in Frankreich nachzuweisen, zu einem rein negativen resultat geführt. weshalb diese sicherlich alte deutsche sage dort keine spuren zurückgelassen hat, vermögen wir nicht zu sagen. vielleicht dass der starke mythische und märchenhafte gehalt der Siegfriedsage ihre erhaltung in christlich-romanischem land nicht begünstigt hat, wie zb. die sage von der abstammung des Merovingergeschlechts von einem meergott von Fredegar nur mit zweifeln, von Gregor von Tours gar nicht berichtet wird.

II.

Auf wesentlich festerem boden bewegen wir uns, wenn wir an die zweite frage herantreten: ob und wieweit

sagenbildung und sagenüberlieferung in romanischen landen zur gestaltung der Nibelungensage beigetragen hat. deutsche und französische sage berühren sich mit einander in ihren anfängen, auch in ihren beziehungen zur geschichte: Chlodovech ist als Clovis in französische, als Hugo und Hugdietrich in deutsche sage und dichtung übergegangen, und noch Karl der Grofse gehört so gut der französischen epik wie der deutschen sage an. die drei chronisten welche uns über Merovingergeschichte berichten sind, soviel wir wissen, alle drei Romanen: Gregor von Tours ist Auvergnate, der verfasser der sog. chronik Fredegars ein angehöriger des Burgundenreichs aus der französischen Schweiz, der geistliche verfasser des Liber historiae ein neustrischer mönch, vermutlich aus Saint Denis, was sie aus mündlichen quellen schöpfen, sind deutsche sagen die durch romanischen mund gegangen sind, oder direct romanische sagenbildungen. dass gerade die im jahre 453 vom Rhein nach der Sabaudia verpflanzten Burgunden rasch romanisiert worden sind, ist bekannt.

Es handelt sich um die viel erörterten und noch bis in die letzte zeit viel umstrittenen beziehungen der Nibelungensage zur geschichte. wir dürfen dabei billicher weise die eigentliche Siegfriedsage aufser dem spiel lassen, die augenscheinlich in ihrem kern nicht geschichtlich, sondern mythisch oder märchenhaft ist. gewis wird uns von der geschichtsschreibung jener zeiten nicht alles was geschehen ist überliefert, aber wenn die Siegfriedsage einen historischen kern haben soll, so muss ihr ursprung in zeiten zurückreichen, über die wir weit mangelhafter unterrichtet sind als über die geschichte der Franken und Burgunden in Gallien, ihr ursprung muss dann in den anfängen der völkerwanderung oder noch früher gesucht werden.

Immerhin wollen wir nicht an der oft zur wütrklichkeit gewordenen möglichkeit vorübergehen, dass ein schon vorhandener, fertiger sagenheld elemente jüngerer geschichte und sage in sich aufnimmt. schon August Giesebrecht hat in seiner allerdings überscharfsichtigen untersuchung Über den ursprung der Siegfriedssage¹ auf das schicksal des austrasischen königs Siegbert hingewiesen, der im jahre 575 auf anstiften seiner schwägerin, der königin Fredegunde, mit vergifteten schwerten — *cum cultris*

¹ vdHagens Germania II (1837), 253 ff.

validis, quos vulgo scramasaxos vocant — ermordet wird und sein weib Brunhilde mit zwei unmündigen söhnen und reichen schätzen in Paris zurücklässt¹: sieht man von dem namentausch zwischen den beiden königinnen ab, gewis eine reihe von übereinstimmungen, die eine übertragung aus der geschichte Siegberts auf Siegfried wol begünstigen konnten. vielleicht, dass so der mythische, ursprünglich unvermählte Siegfried durch einwirkung der geschichte zu einer gattin gekommen ist, die dann als trauerndes und rachesinnendes weib in der sage fortgelebt hat.

Da wir die gestalt der Siegfriedsage in jener zeit nicht kennen, ist es freilich nicht möglich, die elemente genauer zu bezeichnen, welche die spätere geschichte dem älteren sagenhelden geliefert haben könnte. dass Siegberts gegner, sein eigner bruder Chilperich, Brunhildens Schätze an sich nimmt, braucht man wol nicht zu stark zu betonen. aber auffällig darf man es vielleicht im Nibelungenlied finden, dass Kriemhild sich so leicht von ihrem söhnchen trennt, als Sigmund mit den seinen wider nach Nibelungenland reiten will und das kind mitnimmt; selbst sein appell an die mutterliebe verhallt erfolglos, Kriemhild antwortet nur:

'. . . mîn liebez kindelîn

daz sol ûf genâde iu recken wol bevolhen sîn'.

und nach Gregors bericht bleibt die witwe des ermordeten Siegbert in Paris, der getreue Gundovald aber entführt ihren kleinen, kaum fünf jahre alten sohn Childebert, rettet ihn so vor drohender ermordung und macht ihn zum könig über die lande die sein vater beherscht hatte.

Mag hier die geschichte der alten sage nur einige zutaten geboten haben², so kommt sie für den zweiten teil der Nibelungensage, für den untergang der burgundischen könige mit ihren mannen im Hunnenland, als hauptgrundlage in betracht. nach Giesebrecht hat vor allem Müllenhoff 1856 die geschichtlichen beziehungen auf breitester basis behandelt (Zs. 10) und viel zustimmung gefunden. nur seine bevorzugung der nordischen überlieferung, in welcher Gudrun als rächerin ihrer brüder an Attila

¹ Gregor von Tours Hist. Franc. iv 51. v 1 (Mon. Germ. SS. rer. Merov. I, 186 ff. 191).

² viel weiter in der historischen identification der Siegfriedsage geht neuerdings Gudmund Schütte im Arkiv för nordisk filologi 24, 1 ff (En historisk parallel til Nibelung-sagnet?). seine parallelen sind im ganzen sehr beachtenswert, im einzelnen aber von sehr unterschiedlicher beweiskraft-

erscheint, hat von anfang an widerspruch hervorgerufen, so schon bei Max Rieger 1858 (*Germania* 3), und erst vor wenigen jahren haben die widersprüche in der nordischen überlieferung Wilhelm Wilmanns veranlasst, einen eigentlichen historischen kern im zweiten teil der sage ganz zu leugnen¹.

Es sind im ganzen fünf historische facta, welche in betracht gezogen und teils mehr teils weniger stark betont, teilweise auch nur gestreift worden sind:

einmal die von Priskus und nach ihm von Jordanes überlieferte nachricht von Attilas tod 451 in der brautnacht mit Ildico, und die nachträglich daran geknüpfte vermutung, dass dies weib den Attila ermordet habe;

zweitens die zerstörung des älteren, rheinischen Burgundenreiches unter Gundicarius im jahre 437 durch die Hunnen;

drittens die im anfang des 6 jh.s verfasste *Lex Burgundionum*, in welcher Gundebald als ahnen (*auctores*) Gibica, Godomar, Gislahari und Gundahari nennt — hierdurch werden neben Gunther auch Gibich (der nordische Gjuki) und Giselher als historisch erwiesen;

an vierter stelle auch der untergang des neuen Burgundenreichs 534 durch Chlodovechs söhne und in verbindung damit:

fünftens Chlodovechs ehe mit Chrotchildis und sein eigener krieg gegen die Burgunden im jahre 500.

Von diesen zeugnissen hat das erste von anfang an eine m. e. unverdiente wertschätzung erfahren und zum teil bis in die neueste zeit genossen, vor allem weil hier der ausgangspunct der ältesten form der sage, der in der Edda überlieferten dichtungen von Atlis goldgier, von seinem verrat gegen die Nibelunge und von Gudruns rache an dem eignen gatten gegeben schien. wir haben aber kein recht, von vornherein die eddische überlieferung, die durch viele hände gegangen ist und sich weit von dem stammland der eigentlichen sage entfernt hat, als die ursprüngliche anzusehen: im gegenteil, es wäre sogar merkwürdig, wenn die älteste form der sage sich gerade auf diesen weiten wanderungen so unverändert erhalten haben sollte.

Wir müssen aber auch die chronistische nachricht selbst auf ihren ursprung und ihre verbreitung hin prüfen. zunächst ist

¹ Wilmanns *Der untergang der Nibelunge in alter sage und dichtung* [Abhandlungen d. Kgl. ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. klasse, N. F. VII, 2] Berlin 1903.

das eine zu constatieren, dass Jordanes (um die mitte des 6 jh.s), dh. sein gewährsmann Priskus, auf den er sich an dieser stelle ausdrücklich beruft, nichts von jener späteren überlieferung weifs, welche das weib zu Attilas mörderin macht. der Byzantiner Priskus ist ein zeitgenosse Attilas, war selbst an einer von Konstantinopel an Attilas hoflager an der Theifs entsandten gesandtschaft beteiligt und bietet uns somit die älteste und am wenigsten verfälschte nachricht über Attilas tod dar¹. der erste welcher die secundäre überlieferung von Attilas ermordung durch das weib kennt und wiedergibt, ist Marcellinus Comes, ein Ost-römer aus Illyrien, welcher in seiner fortsetzung von des Hieronymus weltchronik — zwischen 518 und 534 — lediglich die geschichte Ostroms behandelt². die chronik von Alexandria — ‘Chronicon paschale’ genannt, zwischen 631 und 641 — bringt die ermordung Attilas durch eine hunnische *pellex* nur als eine beiläufige vermutung, und ihr folgt der Byzantiner Malalas, der aber auch von der anstiftung des mordes durch Aëtius weifs. endlich Agnellus von Ravenna, in seinem um 846 geschriebenen Liber pontificum ecclesiae Ravennatis, berichtet kurz von Attilas ermordung durch eine *vilissima mulier*. keiner von denen welche von einer ermordung Attilas reden, kennt mehr den namen des weibes oder lässt merken, dass es eine Germanin gewesen

¹ die wichtige stelle in cap. 49 des Jordanes lautet: *Qui (i. e. Attila), ut Priscus istoricus refert, exitus sui tempore puellam Ildico (var. hildico, heldico, Ildicco) nomine decoram valde sibi in matrimonio post innumera-biles uxores, ut mos erat gentis illius, socios eiusque in nuptiis hilaritate nimia resolutus, vino somnoque gravatus resupinus iaceret, redun-dans sanguis, qui ei solite de naribus effluebat, dum consuetis meatibus impeditur, itinere ferali faucibus illapsus extinxit. ita glorioso per bella regi temulentia pudendos exitos dedit. sequenti vero luce cum magna pars diei fuisset exempta, ministri regii triste aliquid suspicantes post clamores maximos fores effringunt inveniuntque Attilae sine ullo vulnere necem sanguinis effusione peractam puellamque demisso vultu sub velamine lacrimantem. vgl. auch den passus aus dem von Priskus wiedergegebenen *cantus funereus* der Hunnen: *non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolume inter gaudia laetus sine sensu doloris occubuit* (Jordanes ed. Mommsen 123f).*

² *Attila rex Hunnorum Europae orbator provinciae noctu mulieris manu cultroque confoditur. quidam vero sanguinis reiectione necatum perhibent* (MG. Auct. ant. xi, 86). jüngere hss. bringen den zusatz *Aëtii hor-tatu*, wovon auch Malalas weifs.

sei: *puella, mulier, vilissima mulier, pellex Hunica* sind die verschiedenen bezeichnungen für sie. alle die so berichten sind Oströmer oder stehn oströmischer überlieferung nahe: es ist zweifellos die tradition die sich im osten, in der nähe von Attilas herrschaft, gebildet hat.

Aber auch die ursprüngliche überlieferung von Attilas todesart ist allem anschein nach auf den osten beschränkt geblieben. wir finden sie nur bei dem griechen Priskus und dem — vermutlich in Konstantinopel schreibenden — Ostgoten Jordanes. keiner der abendländischen chronisten welche uns die geschichte jener zeit überliefern, weder Gregor noch Fredegar noch der Liber historiae, bringt mit Attilas ermordung ein weib in beziehung. Gregor sagt überhaupt nichts von Attilas tode, desgleichen der Liber historiae, und Fredegar begnügt sich, nachdem er den zug der Hunnen nach Italien erzählt hat, mit einem kurzen *noxa Attila moritur*. erst am ende des 9 jh.s (um 890) begegnet eine ähnliche überlieferung bei einem abendländischen autor, dem sog. Poeta Saxo, der, zt. in enger formaler übereinstimmung mit Jordanes, die neue angabe hinzufügt, die königin habe so den tod des vaters gerächt — was, wie man sieht, weder zum Nibelungenlied noch zur Edda stimmt: der sächsische poet hat, wie schon sein herausgeber Pertz richtig gesehen, den tod Attilas mit der ermordung Alboins durch Rosamunde vermengt¹.

Ich glaube also, dass die isolierte, oströmische tradition von Attilas tod aus der entwicklung der Nibelungensage ganz auszuscheiden ist. die ältesten gewährsmänner (Priskus, Jordanes) kennen wol den namen von Attilas gattin, Ildico (Hildico), aber nicht die überlieferung von ihrem gattenmord; die jüngeren berichterstatter (Marcellinus Comes und seine gefolgsmänner) erwähnen wol jene andere überlieferung von Attilas ermordung durch eine *mulier* oder *pellex*, wissen aber nichts mehr von ihrem

¹ MG. SS. I 247:

*Namque ferunt, quod eum vino somnoque gravatum,
Cum noxa omnigenis animantibus alta quietem
Suggereret, coeptis crudelibus effera coniunx,
Ducens insomnes odiis stimulantibus umbras,
Horrendo regem regina peremerit ausu.
Ulla necem proprii tamen est hoc crimine patris.*

dazu Pertz (anm.): 'poeta Alboini et Attilae necem confundit'. — dem Poeta Saxo folgen die Annales Quedlinburgenses (MG. SS. III 32).

namen Ildico: dass also eine Ildico den Attila ermordet habe, wird tatsächlich nirgends überliefert. im westen aber, bei den Burgunden und Franken, findet sich weder von dieser noch von jener überlieferung eine spur.

Nicht im fernen osten, sondern im westen, in der heimat der sage, müssen wir ihr entstehen zu verfolgen suchen, auf burgundischem und fränkischem boden. dass hierbei die zerstörung von Gunthers reich durch die Hunnen im jahre 437, zusammen mit der großen Hunnenschlacht von 451, die grundlage gebildet, braucht man nicht zu bezweifeln: am Rhein, zu Worms, sind die Burgunden auch im NL. gedacht, am Rhein müssen auch die in der Lex Burgundionum erwähnten könige Gibica, Godomar, Gislahari, Gundahari geherrscht haben, und wenn Wilmanns meint, dass der kampf der Nibelunge gegen Etzel im liede nicht die bedeutung eines völkerkampfes habe, so darf man doch wol darauf hinweisen, dass populäre und dichterische phantasie gern das persönliche, heroische element in den vordergrund schiebt. die tatsachen der geschichte und die elemente der sage stimmen zu einander: hier wie dort der untergang der Burgunden durch die Hunnen, und auch die namen der beiden könige sind hier wie dort dieselben: Gundahari — Gunther, Attila — Etzel.

Die Burgunden nahmen die erzählungen von dem heldenhaften untergang ihres königs mit in ihre neue heimat, in die Sabaudia, und auch in der alten heimat mögen manche volksgenossen als träger der alten überlieferungen zurückgeblieben sein. und als rund 100 jahre später das neugegründete Burgundenreich an der Rhone dem ansturm der Franken erlegen war, mussten die beiden überlieferungen von dem früheren und dem späteren sturz des reiches im laufe der zeit zusammenfließen. damit war auch die identification der beiden gegner gegeben. die Hunnen mussten zu Franken oder die Franken zu Hunnen werden. in der regel siegt in solchen fällen die ältere tradition, indem sie die jüngere in sich aufnimmt und entsprechend umgestaltet.

Erst durch die vermischung des Hunnenkrieges mit den Frankenkriegen ist die frau und mit ihr der rachedanke in die ganze überlieferung gekommen. diese frau ist Chrotchildis, die gattin Chlodovechs. sie war eine burgundische prinzessin, und ihr eigener gatte hat die Burgunden bekämpft, ihre söhne haben das burgundische reich zerstört. dieser widerspruch forderte

eine psychologische erklärung: nur rachedgedanken konnten solches tun erklären, rache für erlittene unbill daheim im heimatland. so weiß schon Gregor von Tours, der hierüber sonst ziemlich kurz und nüchtern berichtet, zu erzählen, dass ihr vater Chilperich von seinem bruder Gundobad ermordet worden sei: zweifellos eine geschichtliche unwahrheit.

Der krieg Chlodovechs ebenso wie der seiner söhne — die man beide schon des öftern zur erklärung der sage herangezogen hat — lässt sich daher von seiner brautwerbung um Chrotchilde nicht trennen: sie gibt die eigentliche erklärung für die ganze weitere entwicklung der Burgundensage; was uns freilich der den ereignissen noch zunächst stehende Gregor von Tours gegen ende des 6 jh.s berichtet, lässt noch wenig von einer ausgebildeten brautwerbungssage erkennen. aber schon der burgundische Fredegar des 7 jh.s und dann der neustrische Liber historiae des 8 jh.s bieten ausführliche berichte, die auf eine gemeinsame zwischenstufe zurückweisen und als charakteristische elemente enthalten¹: die abgeschlossenenheit der Chrotchilde; die heimliche werbung Chlodovechs durch den als bettler verkleideten Römer Aurelian und die heimliche zusage der prinzessin; die offizielle werbung Chlodovechs durch denselben Aurelian bei könig Gundobad, Chrotchildens oheim; den anfänglichen widerstand Gundobads gegen die heirat; endlich die bedeutung, welche Chrotchildens schätzen beigelegt wird, und den — schon geschichtlich gegebenen — gegensatz zwischen dem heiden Chlodovech und der christlichen Chrotchilde.

Schon Pio Rajna hat in seinen Origini s. 69 ff. 81 ff das verhältnis der drei chronistischen berichte zu einander genauer untersucht, in ihnen den charakter germanischer werbungssage widererkannt und analogieen zu den brautfahrten Herborts, Autharis, Rudolfs von Bakalar um Herka ua. hervorgehoben. nach ihm hat Godefroid Kurth die berichte vom standpunct des historikers in seiner Histoire poétique des Mérovingiens von neuem geprüft²; in der Nibelungenforschung hat Chlodovechs brautwerbung bisher eine secundäre rolle gespielt. erst 1896 hat Sophus Bugge in seinen studien über die Helgedichtungen³ Chlodovechs braut-

¹ siehe die vergleichende übersicht in meinen Epischen studien I s. 305—8.

² Rajna Origini s. 69 ff. — Kurth Histoire poét. des Mér. 1893 s. 225 ff.

³ Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse II. Helgedigtene. (Kopenhagen 1896) s. 260—65.

werbung einerseits mit der sage von Hjörvard und Sigrlinn, anderseits mit der werbung Etzels um Kriemhild verglichen und den schluss gezogen, dass die erzählung von Attilas brautfahrt eine nachbildung der erzählung von Chlodovech sei¹. ohne Bugges ausführungen zu kennen, habe ich einige jahre darauf Hugdietrichs brautfahrt auf die fränkische überlieferung von Chlodovechs werbung zurückzuführen versucht und zugleich die ansicht geäußert, dass die burgundische überlieferung, wie sie bei Fredegar vorliegt, den ausgangspunct von Etzels werbung um Kriemhild im Nibelungenlied und ebenso von seiner werbung um Herka in der Thiðrekssaga bildet². ich glaube, dass diese werbungssage ein wesentliches element bei der bildung der sage vom untergang der Burgunden gewesen ist und eine reihe von zügen enthält, welche die verschmelzung dieser Burgundensage mit der fränkischen Siegfriedsage begünstigen mussten.

Wir müssen scheiden zwischen der fränkischen überlieferung, die durch den Liber historiae dargestellt wird, und der burgundischen überlieferung, welche der sog. Fredegar repräsentiert. mit dieser geht das Nibelungenlied in allen hauptpuncten zusammen, in einem teile derselben auch mit dem Liber historiae.

Nicht unwesentlich ist vielleicht schon das verwantschaftsverhältnis: es handelt sich bei der werbung nicht, wie sonst, um die tochter eines fremden königs, sondern um eine seitenverwante: hier die nichte Gundobads, dort die schwester Gunthers.

Dass Chlodovech noch ein heide ist und Chrotchild daher zuerst bedenken trägt seine werbung anzunehmen, wird von dem mönchischen verfasser des Liber historiae wol etwas individuell betont, aber der gegensatz ist geschichtlich, kommt auch bei Fredegar in Chrotchildens späteren bekehrungsversuchen an Chlodovech deutlich zum ausdrück und spiegelt sich im Nibelungenlied in Etzels antwort auf den vorschlag seiner mannen getreulich wider³.

¹ 'det synes klart, at fortaellingen om Attilas brudafaerd er en efterligning af fortaellingen om Chlodovech' aao. s. 264.

² Epische studien I s. 305 ff.

³ *Dó sprach der künec rîche: 'wie möhte daz ergân,
Sît ich bin ein heiden und des toufes nine hân?
Sô ist diu frowe kristen dâ von lobet sis niht:
Ez müese sîn ein wunder, ob ez immer geschih!*

Bartsch 1145, Lachm. 1085.

vgl. auch Bartsch 1248, Lachm. 1188, wo Kriemhild ähnliche bedenken äußert.

Auch die exposition bietet grofse ähulichkeit. Chrotchildens vater wird ermordet, ihre mutter ertränkt, sie selbst mit ihrer schwester, die nonne wird, verbannt: dort Kriemhild in trauer um den ermordeten gatten, zurückgezogen von der welt lebend, in der einsamkeit getröstet von ihrer mutter Ute, welche [nach der version C] die fürstenabtei Lorsch stiftet und sich gleichfalls vom hofleben auf ihren sedelhof zurückzieht.

Aus der heimlichen werbung Aurelians um Chrotchild und der darauf folgenden offenen werbung bei Gundobad ist in dem höfisch gemodelten Nibelungenlied die einmalige, offene werbung Rüdigers geworden. hier scheint sich die ältere überlieferung in der Thidrekssaga bewahrt zu haben: in dieser wirbt zuerst Rodingeir von Bakalar — Rüdiger von Bechlarn — vergeblich für seinen herrn Attila um Erka, tochter des Osantrix von Wilcinaland; an seiner statt erscheint aber darnach herzog Rodolf, der ähulich wie Aurelian sich verkleidet, das vertrauen des Osantrix gewinnt, endlich zutritt zu der mit ihrer schwester Berta im verschlossenen castell wohnenden Erka erhält, hier seine werbung vorbringt, Attilas goldring übergibt (wie Aurelian den Chlodovechs) und sie endlich mit ihrem einverständnis entführt (cap. 42—56). die analogieen mit Chlodovechs werbung sind schlagend, die werbung um Herka scheint das mittelglied zwischen Chlodovech-Chrotchild einerseits und Etzel-Kriemhild andererseits zu bilden. es ist die form welche Etzels werbung um Kriemhild vor ihrer höfischen umwandlung gehabt haben muss. die Thidrekssaga — oder ihre gewährsmänner — überträgt die werbungsgeschichte von Etzels zweiter gattin auf seine erste. aber dass sie auch hier, in ihrer inhaltlich älteren form, in verbindung mit Etzel erscheint, beweist wider für den engen zusammenhang von Etzels werbung mit der Chlodovechs.

Vielleicht aber darf man darauf hinweisen, dass es auch im Nibelungenlied nicht ganz ohne heimlichkeit abgeht:

*Nicht half daz si gebäten, unze Ruedegér
Gesprach in heinliche die küneginne hér,
Er wolde si ergetzen swaz ir ie gescach.
Ein teil begonde ir senften ir vil grözer ungemach.*

Bartsch 1255, Lachm. 1193.

heimlich schwört er ihr den schwur der treue.

Man kann ja diese ganze episode als vorbereitung für die

kommende rache und damit als beabsichtigte erfindung des Nibelungendichters ansehen, aber auch in Chlodovechs werbungsgeschichte ist die heimlichkeit der werbung durch ganz ähnliche momente bedingt, und so wird die übereinstimmung vielleicht doch nicht ganz zufällig sein.

Das charakteristischste aber an Fredegars bericht gegenüber Gregor und Liber historiae ist die figur des weisen Aridius, der während der werbung Aurelians bei Gundobad zufällig in Konstantinopel ist, den auch Chrotchild fürchtet¹ und der, kaum zurückgekehrt, Chrotchilden nachjagt, um sie zurückzubringen, weil er aus dieser verbindung mit dem mächtigen Frankenkönig unheil für seinen könig ahnt². er ist, wie man leicht sieht, der Hagen dieser burgundischen werbungssage: Hagen ist im Nibelungenlied der einzige, der gegen die annahme der werbung redet, weil er Kriemhildens rache für Siegfrieds ermordung fürchtet:

*‘Daz ich dá wol bekenne, daz tuon ich in kunt;’
Sol si nemen Etzel, gelebt si an die stunt,
Si getuot uns noch vil leide, swie siz getraget an.
Já wirt ir dienende vil manic wætlicher man’.*

Bartsch 1210, Lachm. 1150. vgl. auch
Bartsch 1203 ff, Lachm. 1143 ff.

Und in verbindung damit wird auch das schatzmotiv bedeutsam. auch im Liber historiae ist von Chrotchildens schatz, dem erbeil ihrer ermordeten eltern, die rede. es ist dabei nebensächlich, dass Chrotchild Chlodovechs ring in der schatzkammer ihres oheims verbirgt. aber am hochzeitsabend bittet Chrotchild ihren gatten, von Gundobad das erbeil ihrer eltern zu verlangen. Chlodovech sendet Aurelian zu Gundobad und erhält, trotz anfänglicher weigerung und drohung von dessen seite, *partem maximam thesauri sui, aurum, argentum et ornamenta multa*. der schatz spielte also schon in der gemeinsamen quelle der neutrischen und der burgundischen überlieferung eine rolle. und

¹ *‘Nisi ad perficiendum festinant, Aridii cuiusdam sapientis de Constantinopole adventum vereor, cuius consilio, si prius venerit, haec omnia dissipantur’.* Fred. III 18.

² *‘Non est haec amicitiae cultus, sed inicium discordiae perpetuae. Reminiscere debueras, quod genitorem Chlotechilde, germano suo, Chilperico gladium trucidasti . . . Si prevaluerit, iniuria parentum vindicavit . . .’* ebda. III 19.

gerade in der burgundischen sage wird er mit Aridius-Hagen in beziehung gebracht: Aridius jagt Chrotchilden nach (um sie zurück zu holen, erbeutet aber nur noch ihre sänfte — da sie unterdes, um rascher vorwärts zu kommen, ein ross bestiegen hat — und die schätze. und im Nibelungenlied ist es Hagen, der ihr den hort nimmt um ihn in den Rhein zu versenken, und da ihr nachher, merkwürdigerweise, doch noch *des goldes von Niblungelant* geblieben ist und sie es mit in die neue heimat nehmen will, legt wider Hagen die hand darauf mit schroffer rede:

*Er sprach: 'Sît mir Kriemhilt nimmer wirdet holt,
Sô muoz ouch hie beliben daz Sivrides golt.
Zwiu solde ich mînen vinden lân sô michel guot?
Ich weiz vil wol waz Kriemhilt mit disme scatze getuot.*

*Ob st in bræhte hinnen, ich wil gelouben daz,
Er wurde doch zerteilet uf den mînen haz'.*

Bartsch 1272f, Lachm. 1212f.

und dieser sorge auf seiten von Aridius-Hagen entspricht der rachedanke bei Chrotchild-Kriemhilt. als Chrotchild die burgundische grenze bei Villéry im gebiet von Troyes überschreitet, bittet sie ihre begleiter, das Burgundenland mit feuer und schwert zu verheeren, und dankt Gott für diesen anfang der rache¹. das ende der rache aber ist die auf Chrotchildens antrieb unternommene zerstörung des Burgunderreichs durch ihre söhne, vorbereitet durch Chlodovechs krieg gegen Gundobad.

Die auffassung aber, dass die vernichtung des rhonischen Burgundenreichs das werk eines gekränkten und rachedurstigen weibes sei, ist älter als die speciell burgundische überlieferung: wir finden sie schon in der tradition ausgebildet, welcher der im letzten viertel des 6 jh.s schreibende Gregor folgt. die vorstellung eines rachekriegs kommt freilich weniger bei Chlodovechs eigenem krieg von 500 zum ausdruck, der von ihm im bunde mit dem Burgundenkönig Godegisil gegen dessen bruder Gundobad — den angeblichen mörder von Chrotchildens eltern — geführt wurde, aber ziemlich resultatlos ausgieng, sondern vielmehr begreiflicherweise bei den kriegten seiner söhne, welche dem Burgundenreich ein ende machten. hier wird Chrotchild von

¹ *'Gratias tibi ago, Deus omnipotens, quod initium vindicte de genitoribus et fratribus meis video'*. Fredegar III 19.

Gregor als racheheischende anstifterin des krieges bezeichnet, wenn sie zu ihren söhnen sagt: *'Non me paeniteat, carissimi, vos dulciter enutrisse; indignate, quaeso, iniuriam meam et patris matrisque mortem sagaci studio vindicate'*¹. dieser erste krieg (von 523 und 524) hat den tod des einen Burgundenkönigs, Sigimund, zur folge, bringt aber noch nicht die entscheidung. auch der sagenberühmte Theodorich, Chlodovechs ältester sohn, ist an diesem kriegszug beteiligt. aber zehn jahre darauf gelang es Chrotchildens söhnen Chlothar und Childebert, auch den Burgundenkönig Godomar zu besiegen und ganz Burgund einzunehmen, während Theodorich die benachbarte Auvergne bekriegte und verheerte.

Wir haben also an saginelementen: die ermordung von Chrotchildens eltern durch ihren oheim Gundobad — die rache-gedanken Chrotchildens heim eingehen ihrer ehe mit Chlodovech, beim verlassen des burgundischen bodens — den krieg ihres gatten gegen den Burgundenkönig, den mörder ihrer angehörigen — den auf ihr anstiften unternommenen krieg ihrer söhne gegen die Burgundenkönige — die vernichtung des Burgundenreichs durch ihre söhne. in der überlieferung zusammenfließend konnten diese elemente leicht eine zusammenhängende tradition von einem auf Chrotchildens antrieb von ihrem gatten geführten rache- und vernichtungskrieg gegen die Burgunden bilden.

Ich bin zu ende. was können und sollen diese übereinstimmungen beweisen? und was sollen sie nicht beweisen? sie können beweisen, dass schon seit alter zeit, zum mindesten im 7 jahrhundert, im Burgundenland eine tradition bestand, welche Chlodovechs brautwerbung mit denselben einzelheiten erzählte, wie später Attilas werbung um Kriemhild (und Herka) dargestellt wird, eine tradition, welche auch in ihrem weiteren verlauf — rachekrieg, untergang der Burgunden — der erzählung im zweiten teil des Nibelungenliedes glich und nur der verschmelzung mit der überlieferung vom fall des ersten Burgundenreichs bedurfte, um an stelle Chlodovechs und der Franken Attila und die Hunnen treten zu lassen.

Die übereinstimmungen sollen nicht etwa beweisen, dass

¹ Gregor III 6 (dazu 11—13). ebenso, ziemlich wörtlich, auch der Liber hist. cap. 20. Fredegar (III 33): *Chrotechildis adsiduae filius admonebat mortem patris matrisque vel germanis suis ulcisci.*

Hagen aus Aridius oder der Nibelungenhort aus Chrothildenschatz entstanden sei; aber diese elemente waren die *tertia comparationis*, welche Siegfriedsage und Burgundensage aneinanderschweiften, sobald sie miteinander in räumliche berührung kamen. und ein weiteres bindeglied war vielleicht auf der einen seite die rachevolle Chrothild und auf der anderen die durch Siegberts ermordung in die Siegfriedsage eingeführte witwe des helden. ebenso mag die teilnahme Theodorichs an den beiden kriegern die verbindung mit dem ostgotischen Theodorich begünstigt haben.

Wir haben nach allem folgende entwicklungsstufen der sage zu unterscheiden: einerseits den mit der Attilaschlacht auf den catalaunischen feldern (451) kombinierten untergang des rheinischen Burgundenreichs durch die Hunnen (437); anderseits die von Fredegar aus der französischen Schweiz berichtete sage von Chlodovechs brautwerbung (mit dem eingreifen des Aridius) und der damit in zusammenhang gebrachten späteren zerstörung des rhonischen Burgundenreichs (533/34); drittens die — vielleicht im alten Burgundenland am Rhein vollzogene — verschmelzung dieser sage mit dem untergang des alten reichs durch die Hunnen Attilas; endlich die vermutlich in derselben gegend eintretende verbindung der neuen sage mit der fränkischen Siegfriedsage.

Sind diese beobachtungen zutreffend und die schlussfolgerungen richtig, so geht daraus hervor, dass die oberdeutsche überlieferung, in welcher Kriemhild als rächerin ihres ersten gatten an ihren brüdern erscheint, die alte und ursprüngliche ist. die Thidrekssaga widerspricht dem nicht, mag man sie mit Paul direct auf das Nibelungenlied oder mit Wilmanns auf eine vorstufe desselben zurückführen. die altnordische überlieferung, welche ohnehin, so wie sie vorliegt, auch nach Wilmanns auffassung merkwürdige widersprüche zeigt, ist unursprünglich. die entstellung alter tradition in den grundmotiven begreift sich auch bei dieser fremden, allen fährlichkeiten weitgetragener überlieferung ausgesetzten fassung leichter, als bei der auf ihrem stammboden verbliebenen oberdeutschen fassung. bei aller altertümlichkeit in manchen zügen enthalten die altnordischen darstellungen doch auch so viel des unursprünglichen in namen, verwandtschaftsverhältnissen, situationen, vorgängen und deren

motivierung, dass die umdeutung der den ersten gatten an ihren brüdern rächenden Kriemhild in eine den tod der brüder an ihrem mörder Atli rächenden Gudrun wol möglich ist. hierbei wird im allgemeinen die im norden scharf ausgeprägte, eine reihe von altnordischen sagen beherrschende pflicht der blutrache bestimmend gewesen sein, im besonderen konnte, wie schon Rieger bemerkt hat, die sage von Sigmund und Signy vorbildlich für Gudruns rache an dem gatten wirken.

Ich kehre zum ausgangspunct meiner ausführungen zurück. es hat sich wol gezeigt, dass zu einer gewissen zeit auch sagenbildung in romanischem land mit wütkram gewesen ist. wie weit freilich die Burgunden in der Sabaudia damals schon romanisiert waren, wie weit in den sagenbildungen romanisierter Burgunden noch germanische saginelemente nachwütkrten, lässt sich schwer feststellen. sicher ist, dass die erzählungen des romanischen Burgunden Fredegar der darstellung der Nibelungensage am nächsten stehn, während sich die austrasisch-neustrische version des Liber historiae in der fränkischen Hugdietrichsage spiegelt. im besonderen scheint der schlaue römer Aurelian als brautwerber romanischer phantasie zu entstammen, und nicht minder — schon dem namen nach — der vorsichtige ratgeber Aridius, der auch noch in anderen überlieferungen auftritt und seinem herrn Gundobad hervorragende dienste gegen seine fränkischen feinde leistet.

Und wie hier romanische sagenbildung einen kleinen teil zur bildung einer grofsen deutschen sage beigetragen hat, so möchte ich diese ausführungen bescheidenlich als den versuch eines romanisten zur erklärang einiger saginelemente dem competenten urteil meiner lieben nachbarn, der germanisten, unterbreiten.

Tübingen.

CARL VORETZSCH.

ÜBER EINE BIBLIOTHECA NEERLANDICA MANUSCRIPTA.

Wenn man versucht sich rechenschaft zu geben vom heu-
tigen zustande der niederländischen philologie, dann muss man
gestehn, dass diese wissenschaft hinsichtlich der mittelalter-
lichen sprache und litteratur in den letzten jahrzehnten nicht so
grofse fortschritte gemacht hat, als wünschenswert erscheint. be-
sonders was die kenntnis der mittelniederländischen grammatik
anbelangt, ist man nicht viel weiter gekommen als in den jahren
1883 oder 1887, wo die bekannten grammatiken Francks und
vHeltens erschienen.

Diese sachlage lässt sich wol begreifen, das mittelnieder-
ländische ist seit lange nicht mehr ein fach à la mode. allmählich
kam man zu der ansicht, dass die meisten mittelniederländischen
gedichte nicht só formvollendet wären als öfters behauptet wurde;
für das studium des urgermanischen und für die sprachvergleich-
ung im allgemeinen liefert das mittelniederländische verhältnis-
mäfsig wenig material; das bewusstsein wurde immer lebendiger,
dass auch für das jüngere niederländisch, speciell für das des
17 jh.s noch so viel zu tun übrig blieb. ferner: Holland ist ein
kleines land, und die zahl derjenigen, die sich der niederländischen
philologie widmen können, ist gering; in Belgien, in Flandern
aber schrumpft sie selbstverständlich nöch mehr zusammen.

Es gibt auch wol noch andere ursachen, aber die bedeutendste
von allen scheint mir zu sein, dass nach und nach die meinung ent-
stand, die denkmäler der mittelniederländischen litteratur seien jetzt
so gut wie vollständig bekannt, und es würden noch wol gröfsere
und kleinere fragmente, aber keine neuen handschriften oder gar
noch unbekante texte ans licht kommen.

Diese meinung, die noch immer weit verbreitet ist, obgleich sie
sich wiederholt als irrig erwiesen hat, konnte nur auftauchen in
einem lande, wo man sich um das studium der mittelniederländischen
handschriften an und für sich wenig kümmerte, wie das in den
Niederlanden das ganze 19 jh. hindurch der fall war. man stu-
dierte und studiert fleifsig lateinische und griechische paläographie,
und mancher niederländische philolog kann auch sehr gut mittel-
niederländische handschriften lesen, doch von einer niederlän-

dischen handschriftenkunde ist nie ernstlich die rede gewesen. die meisten unserer philologen wissen nicht allein nicht, wie unsere mittelalterlichen handschriften aussehen, woher sie kommen und wo sie geblieben sind, sie wissen nicht einmal, dass sie existieren; und so hat man sich jahrzehnte lang begnügt mit einem material, das mit der größten einseitigkeit, ohne plan und system zusammengebracht worden war, da man den fund der meisten handschriften wesentlich dem zufall verdankte.

Geleitet von derartigen betrachtungen, habe ich vor jetzt mehr als 15 jahren den gedanken gefasst, ich könnte und sollte etwas tun, um diesen mängeln abzuhelpfen. in jugendlichem übermut vielleicht entwarf ich das wissenschaftliche unternehmen, das ich genannt habe die *Bibliotheca Neerlandica Manuscripta*, um damit eine frage von praktischer bedeutung zu beantworten.

Es bedarf keiner weiteren erörterungen, dass es in erster linie darauf ankommt zu wissen, welche texte noch in handschriften vorliegen, und diese also zu inventarisieren. dies inventar der hss. macht die erste abteilung des ganzen werkes aus, und darin wird für jeden text präcis angegeben:

1. Incipit und explicit; nicht ein, zwei oder drei zeilen, sondern eine reihe von sätzen, so dass man sich eine genaue vorstellung machen kann der sprache und des stiles. — enthält der text zb. in einem prolog oder in einem epilog mitteilungen, die den verfasser betreffen, oder licht verbreiten über das entstehn und den inhalt des werkes, oder die in anderer hinsicht für die historia litteraria von wichtigkeit sind, dann werden diese mitteilungen in extenso, oder doch so weit sie irgend nötig und nützlich sind, abgedruckt.

2. Bei übersetzungen werden so viel wie möglich die originale nachgewiesen.

3. Die zeit und gegend wo der text geschrieben wurde, wenn beide ausdrücklich in der hs. genannt werden oder sich aus sichern umständen erschliessen lassen.

4. Eine kurz gefasste übersicht der für wortschatz und grammatik wichtigsten spracheigentümlichkeiten, welche der text aufweist, und somit bestimmung des dialektes in dem er geschrieben ist.

5. Jedesmal wenn ein text in mehr als einer hs. vorkommt, wird eine vergleichende übersicht gegeben der wichtigsten ab-

weichenden lesarten, um so festzustellen, ob alle diese hss. abschriften derselben redaction enthalten, oder ob man es mit einer oder mehreren abschriften verschiedener redactionen zu tun hat.

Handelt es sich um übersetzungen, so wird womöglich untersucht, ob die verschiedenen nld. redactionen verschiedenen redactionen des originals entsprechen.

6. Ist der betreffende text gedruckt, so wird die litteratur angegeben. — große sorgfalt wird verwendet auf die frage, welche hss. von den druckern aus dem 15 und aus den ersten jahrzehnten des 16 jh.s als manuscript für ihre ausgaben gebraucht sind, was öfters mit wenig mühe nachzuweisen ist.

7. Angabe der bibliothek oder sammlung, wozu der codex gehört, mit alter und neuer signatur.

Wenn ein codex zum erstenmale im inventar zur sprache kommt, wird außerdem hinzugefügt eine ausführliche beschreibung in dreifacher hinsicht:

a. vom standpuncte der handschriftenkunde; also: papier oder pergament, dimensionen, zusammensetzung der lagen, anzahl der zeilen, signaturen, custoden; mitteilungen über die schrift, die tinte, lesezeichen, abkürzungen usw. ist die hs. auf papier geschrieben, so werden die wasserzeichen in natürlicher gröfse reproducirt.

b. vom standpuncte der bibliothekonomie: notizen von oder über frühere besitzer (personen oder stiftungen), für wen oder von wem der codex geschrieben, gebunden wurde usw., alte bibliothekssignaturen, immer mit bestimmung der zeit der sie entstammen. gehörte der codex zu einer bibliothek von der ein katalog erhalten ist, so wird festzustellen versucht, welche angabe dieses katalogs sich auf den codex bezieht.

So viel wie möglich werden die weiteren schicksale der hss. erforscht; mit hilfe von auctions- und preiskatalogen kann von vielen bestimmt werden, in welche hände sie nacheinander übergegangen sind und welche preise gezahlt wurden.

c. vom standpuncte der kunst und archäologie: der in- und auswendige schmuck wird genau untersucht und beschrieben; also auch der einband. ich hoffe aber mich nicht begnügen zu müssen mit einer bescheidenen liste der miniaturen, initialen, bandstempel usw., sondern reichlich reproductionen hinzufügen zu können.

Eine wichtige frage war die, welche texte für dieses inventar in betracht kommen. da ich weder historiker noch jurist bin, so bleibt ausgeschlossen alles was zu der jurisprudenz gehört, und weiter alle urkunden, cartularia, stadt- und landrechte, rechnungen, renten und zollbriefe usw. ich verzeichne aber wol chroniken, nekrologe, klosterregeln, liturgische bücher, kataloge mittelalterlicher bibliotheken. einmal beschreibe ich auch ein cartularium, weil dafür specielle gründe vorliegen. die Wiener hofbibliothek besitzt zb. ein prachtvolles cartularium von Gent, im jahre 1454 für herzog Philips von Burgund geschrieben und mit einer grofsen zahl der feinsten miniaturen und randzeichnungen ausgestattet. auf zweien dieser miniaturen findet man im hintergrunde ansichten der stadt Gent, die also fast ein jahrhundert älter sind als die älteste bisher bekannt gewordene.

Ganz besondere aufmerksamkeit wird den jetzt oft weithin zerstreuten fragmenten einer und derselben hs. gewidmet.

Diese genaue und ausführliche untersuchung, der tausende von handschriften systematisch unterworfen werden, hat natürlich zur folge, dass allmählich und so zu sagen von selbst alle einzelheiten, die die materielle zusammensetzung des buchs betreffen, ans licht kommen. mit andern worten: die erste abteilung liefert das material für eine zweite, worin die geschichte des schriftwesens in unsern landen dargestellt werden wird. an erster stelle soll die entwicklung der schrift in den Niederlanden auseinander gesetzt werden, dh. die umwandlungen welchen jeder buchstabe unterworfen war, sollen festgestellt und chronologisch verfolgt werden, so dass es möglich ist, die zeitlichen und örtlichen grenzen jeder form zu bestimmen und sich eine deutliche vorstellung zu machen von dem zusammenhang zwischen verschiedenen formen, welche auf den ersten anblick nichts mit einander zu tun haben. man denke zb. an das *e* des 16/17 jh.s, aus einem gothischen *e* entstanden, an die verschiedeneu formen des *r*, das so oft einem *v* gleicht, an die majuskelu, die so leicht mit einander verwechselt werden usw.

Dabei wird deutlich ans licht treten, welche änderungen die niederländischen copisten in der ihnen überlieferten schrift eingeführt haben; welchen unterschied es gibt zwischen den arbeiten der copisten aus verschiedenen gegenden — unterschiede die durchaus nicht imaginär sind —, und welches die festen eigen-

tümlichkeiten der copisten aus der gleichen landschaft auf verschiedenen zeitstufen sind.

Mit ganz besonderer aufmerksamkeit sollen die abkürzungen verfolgt werden. die meisten sind fix und fertig mit ihrer ursprünglichen bedeutung aus der lat. paläographie übernommen; es gibt andere, die von unseren copisten selbst in aufnahme gebracht sind; einige haben eine andere bedeutung bekommen. ferner sind durchaus nicht alle abkürzungen immer und überall gleich gebräuchlich.

Mit nicht weniger sorgfalt soll die mittelalterliche interpunction, die von den niederländischen herausgebern fast ausnahmslos vernachlässigt wird, beachtet werden: man bildet sich allgemein ein, dass in den mittelniederländischen handschriften eine interpunction nicht besteht; eine starke selbsttäuschung, wahrscheinlich entstanden aus dem umstande, dass in den handschriften in versen die lesezeichen verhältnismäßig selten sind. sie fehlen indes nie ganz und bleiben doch immer unbeachtet.

Jetzt ist an der reihe das von den copisten gebrauchte material und ihre arbeitsweise. auch hier handelt es sich darum, feste grenzen von zeit und ort herauszufinden. es gilt hier nicht allein das foliieren, das signieren der codices, auch andere fragen barren einer antwort. so ist bis heute noch wenig bekannt über den zeitaufwand den das schreiben einer hs. erforderte; doch gibt es manches darüber mitzuteilen. das steht im engen zusammenhange mit den regeln und pflichten worau die copisten gebunden waren, und so kommen wir zu einer sehr dankbaren frage: die schreiber und schreiberinnen als individuen und als mitglieder der gesellschaft, ihr arbeitskreis, je nachdem sie weltliche oder geistliche waren.

Darauf folgen untersuchungen über die weitere behandlung des geschriebenen. zunächst das 'corrigieren' des textes, die verschiedenen mittel und zeichen die dabei angewendet werden; zweitens das illuminieren und rubricieren, die verschiedenen stile, ort und stelle wo das geschah, der lohn der illuminatoren und rubricatoren, das verhältnis zwischen diesen und den copisten, die wichtige frage, wann die copisten ihre eigenen rubricatoren geworden sind und welche von ihnen zugleich copist und illuminator waren. drittens das einbinden: die art und weise desselben, die stoffe die dazu gebraucht wurden, die verzierung

der binderarbeit, die binder und die bindereien. dazu gehört auch der gebrauch der verschiedenen lesezeichen: klötzchen mit seidenen bändchen, drehende scheidchen, keile und knöpfe.

Jetzt kommen wir zum verhältnis aller derjenigen, welche bei der anfertigung eines buches, dh. einer hs., beteiligt sind, zu dem publicum das ihre arbeit bestellt, was uns von selbst hinführt zu der mercantilen seite der sache, nämlich der buchhandlung, und weiterhin zu der bibliothekonomie. welche bibliotheken, seien es geistliche oder weltliche, öffentliche oder geschlossene, sind dagewesen? wie waren sie eingerichtet? welche beziehungen hatten sie zu einander? und welche niederländischen handschriften besaßen sie?

Dies sind einige bedeutende fragen die zur beantwortung stehn. teils wird diese antwort möglich sein aus der art der ausstattung, an der die herkunft einer hs. zu erkennen ist, wie wir gesehen haben; teils auch durch das sorgfältige aufspüren alter kataloge.

Diese kataloge, deren zahl weit gröfser ist als man gewöhnlich denkt, sollen nicht blofs abgedruckt werden, sondern sie bedürfen auch zumeist eines commentars, dh. es wird nötig sein zu untersuchen, welches werk mit den angegebenen, zuweilen sehr mangelhaften, undeutlichen titeln bezeichnet wird; und dann solien weiter unter den noch erhaltenen, in der ersten abteilung der Bibliotheca Neerlandica Manuscripta verzeichneten codices diejenigen möglichst nachgewiesen werden, welche in den katalogen aufgeführt sind.

Mit der geschichte des schriftwesens ist die arbeit noch nicht abgeschlossen.

Einer der bedauerlichsten mängel bei dem gegenwärtigen zustande ist, dass unsere philologen auf eigne faust lernen müssen die mittelniederländischen hss. zu lesen. manchem gelingt das vorzüglich, aber doch auch nicht ohne die böse schule wiederholten fallens und wideraufstehns. dabei geht viel zeit und arbeitskraft verloren, die besser verwendet werden können. und wie viele gibt es nicht, denen es nie gelingt einen handschriftlichen text genau lesen zu können! nicht allein der herausgeber des textes muss dazu im stande sein, auch die vorzüglichste ausgabe macht die hs. nicht überflüssig: immer bleiben zweifelhafte puncte übrig. jeder philolog muss also die texte in den hss. selbst lesen können,

und ich will ihm dazu ein hilfsmittel an die hand geben. als dritte abteilung der BNM. ist ein album mit reproductionen datierter und undatierter hss. aus allen zeiten und gegenden und in allen schriftarten geplant.

Dieses album soll die probe liefern auf die summe. die chronologisch geordneten facsimiles sollen die in der zweiten abteilung skizzierte entwicklung der schrift weiter illustrieren; sie sollen aber hauptsächlich pädagogische dienste leisten. sie sollen dazu dienen, die alten handschriften, bekannte und etwa neu auftauchende, entziffern und datieren zu lernen. deshalb wird jedem facsimile beigegeben eine transcription und ein knapper paläographischer commentar, wie das bei ähnlichen werken für die classische philologie und die urkundenlehre schon lange üblich ist.

Endlich als seitenstück und ergänzung des systematischen studiums in der zweiten abteilung wird die dritte beschlossen werden durch ein alphabetisches wörterbuch der abkürzungen die von den niederländischen copisten gebraucht wurden, durch eine transcription, woraus sich ihre bestandteile und bedeutung ergeben, und durch angabe der zeit innerhalb derer sie vorkommen.

Das ist in seinen großen zügen das wissenschaftliche unternehmen, das ich hoffe zu stande zu bringen.

Die hss. die ich kennen lerne, werden beschrieben nach den anforderungen die ich aneinander gesetzt habe. zugleich werden photographieen aufgenommen, die wasserzeichen des papiers reproducirt und reibungen ('rubblings') des einbandes gemacht. über jeden dieser puncte ein kurzes wort.

Dass die photographie bei einer arbeit wie die Bibliotheca Neerlandica Manuscripta eine große rolle spielt, ist selbstverständlich; in erster linie wegen der schrift an und für sich; weiter um unzweifelhaft feststellen zu können, welche hss. von einer hand geschrieben sind, und also eine übersicht der gesamtarbeit eines und desselben copisten zu gewinnen. auch wenn nur eine seiner leistungen mit namen, ort oder jahreszahl versehen ist, wird es sofort möglich, den ursprung einer ganzen reihe von hss. zu bestimmen. und auch um feststellen zu können, dass zerstreute bruchstücke zu einer hs. gehören, sind photographieen unentbehrlich.

Die neuesten technischen verbesserungen haben für untersuchungen wie die meinigen manches vereinfacht, und ich er-

wähne hier mit aufrichtiger dankbarkeit, dass die Königliche flämische akademie in Gent einen apparat mit umkehrprisma zu meiner verfügung gestellt hat, wodurch es mir möglich wird, hss. die nicht nach Gent verschickt werden können, an ort und stelle direct aufzunehmen.

Nicht weniger notwendig und nützlich ist es, genaue reproductionen der wasserzeichen zu machen. sie sind das sicherste hülfsmittel, um das alter der papiercodices zu bestimmen, denn es ist möglich den spielraum, der bei einer solchen datierung unvermeidlich ist, auf ein minimum zurückzubringen. ich habe mich nämlich nicht damit begnügt, wasserzeichen zu sammeln aus den hss. die in der Bibliotheca Neerlandica Manuscripta behandelt werden. ich habe schon längst erfahren, dass man eine so ausgedehnte sammlung wasserzeichen braucht als nur einigermaßen möglich ist, und dass man die exemplare eines und desselben zeichens aus datierten hss., urkunden und incunabeln möglichst zahlreich besitzen muss. meine sammlung umfasst heute bereits etwa 20 000 stück. es wird allgemein anerkannt, dass dieselbe qualität papier, zu erkennen an ihrem wasserzeichen und an dessen stellung den bodendrähten (stegen) und formdrähten gegenüber, während eines längeren zeitraumes als 25 jahre nicht vorkommt. auf grund des von mir gesammelten materials ist es mir aber möglich, den unvermeidlichen spielraum vielfach auf noch weniger jahre, zb. 10, zu verringern.

Die reibungen der einbände geben gelegenheit, panele und stempel mit einander zu vergleichen und zu bestimmten folgerungen zu kommen: 1) über das alter der hs., falls der einband der zeit angehört in der sie geschrieben wurde; 2) über die herkunft der hs.; 3) über ort und stelle wo sie sich zeitweise befunden hat, und 4) über den zeitpunct in dem sie gebunden wurde.

Das alles wird dadurch möglich, dass wir von manchem buchbinder wissen, oder wenigstens wissen können, wo und wann er gearbeitet hat, welche panele und stempel ihm eigen waren, wie gewisse bücherliebhaber ihre bücher am liebsten gebunden hatten (Louis Gruuthuse); und dass die einbände einer grossen anzahl klosterbindereien sofort erkennbar sind. aber obgleich dabei dankbar gebrauch gemacht werden kann von dem was über die bindekunst bekannt ist, wurde es mir schon längst deutlich, dass ich mir zumeist selbst helfen müste. ich beschränke mich also

nicht darauf, reibungen zu machen von den einbänden der hss. welche in der BNM. behandelt werden. in jeder bibliothek wohin ich komme, untersuch ich so viel wie möglich die einbände der in den Niederlanden gedruckten bücher bis ungefähr 1600; und ich sammle so viel wie möglich verschiedene exemplare des gleichen bandes. da die meisten derartigen bücher datiert sind, hat man daran ein vorzügliches hülfsmittel. meine sammlung umfasst schon viele tausende von abreibungen, und ich hoffe, der wissenschaft der bindekunst einmal mehr zurückzahlen zu können als ich ihr entleibe.

Der inhalt aller handschriftenbeschreibungen wird alphabetisch inventarisiert, und so ergeben sich:

1. ein inventar der texte;
2. ein inventar der copisten, besitzer, schenker, käufer, binder und dergleichen;
3. ein inventar der bibliotheken;
4. ein chronologisches inventar der datierten hss.;
5. eine sammlung wasserzeichen;
6. eine sammlung abreibungen der büchereinbände, so viel wie möglich in duplo: die eine abteilung topographisch: nach der stelle wo die bücher und hss. sich befinden, die andere methodisch: nach den verzierungen, die auf dem einband angebracht sind;
7. eine sammlung photographischer aufnahmen, eben wie die abreibungen in duplo gruppiert: nach der stelle wo sich die photographierte hs. befindet, und nach der schrift.

Auf diese weise wird es möglich werden und ist es auch schon in erheblichem mafe möglich zu sagen:

- a) wieviel abschriften desselben textes noch existieren, und wo diese abschriften sich befinden;
- b) welche verschiedenen handschriften im ganzen oder teilweise durch denselben copisten geschrieben sind; welche zu einem gewissen zeitpunct derselben person angehörig waren, oder wenigstens aus dem gleichen privatbesitz herkommen;
- c) welche handschriften zusammen eine oder die andere bibliothek gebildet haben;
- d) welche handschriften zur gleichen zeit geschrieben sind;
- e) in welchen handschriften dasselbe papier vorkommt;

f) welche handschriften mit einem ähnlichen einbände versehen und also durch denselben binder gebunden sind.

An diese mittheilungen über die einrichtung der Bibliotheca Neerlandica Manuscripta mögen sich noch einige andere über die ergebnisse meiner forschungen anschließen.

Es gibt kein einziges land in Europa, die Türkei und Griechenland vielleicht ausgenommen, wo nicht niederländische hss. zu finden wären. Spanien, die Schweiz und Schweden haben deren am wenigsten: jedes dieser länder eine zehnzahl. Italien hat schon mehr, etwa 20. darauf folgt das kleine Dänemark mit ungefähr 50; Österreich mit mehr als 100; jetzt kommt Frankreich mit ungefähr 180, übertroffen von England, wo es mehr als 200 gibt. wie viele es in Russland gibt, weiß ich nur ungefähr zu sagen: ich habe notizen über etwa 70 codices, halte es aber für sehr wahrscheinlich, dass es noch viel mehr gibt. es scheint, dass in den sammlungen s. m. des sultans der Türkei auch verschiedene ruhen.

Alle übrigen werden aufbewahrt in deutschen, holländischen und belgischen bibliotheken. aus Deutschland sind mir schon bekannt etwa 1000, aus Holland 1600, aus meiner eigenen heimat etwa 2000.

In zwei ländern, nämlich in Spanien und Dänemark, sind die niederländischen codices centralisiert in der hauptstadt, also in Madrid und in Kopenhagen; in allen anderen sind sie über eine große anzahl von bibliotheken zerstreut. in Italien findet man deren zu Mailand, Venedig, Bologna, Turin und in Rom, wo es allein schon 10 gibt; in Schweden: Lund, Linköping, Upsala und Stockholm. in Frankreich sind die meisten, etwa 150, in Paris; die übrigen sind über das ganze land verstreut, von Ryssel bis Marseille und Nizza. in Österreich-Ungarn sind die meisten in den beiden kaiserlichen bibliotheken in Wien; die übrigen in Buda-Pesth, Krakau, Brünn, Graz, Innsbruck, Leitmeritz.

In England steht natürlich das British Museum an der spitze: mit mehr als 120; darauf folgen Oxford: 31; Cambridge: 28; Cheltenham noch immer ein kleines dutzend. Asburnham besafs 8; ferner gibt es noch einzelne zu Aston, Edinburgh, Wigan. über die übrigen englischen sammlungen habe ich noch keine nachrichten.

In Russland: Petersburg und Moskau, vielleicht auch in Dorpat und in Kiew.

In Deutschland, Holland und Belgien gibt es ntl. hss. beinahe in jeder stadt, jedenfalls in jeder grösseren bibliothek. hier in Deutschland finden sich die meisten in Köln, Hamburg (jede mehr als 50) und Münster (mehr als 60); Strafsburg, Göttingen, Dresden, Stuttgart, Lübeck, Wolfenbüttel, Jena, Weimar, Tübingen, Gotha, Nürnberg, Würzburg, Düsseldorf, Mainz, Trier besitzen einen kleinen aber wertvollen stock; an der spitze stehn Berlin und München mit 240 und 100. auf manchem adlichen schlosse wird wol noch etwas zu finden sein, wie in Burgsteinfurt, Wisse-Loo, Dyck usw.

In Holland gibt es zahlreiche kleine sammlungen mit zwischen 20 und 30 hss. über 30 hinaus finden sich zu Deventer und Warmond; Groningen hat 40, Utrecht 60, Haarlem 108, Amsterdam ca. 160, Leiden ca. 400, Haag ca. 500.

In flämisch Belgien sind kleinere sammlungen: Löwen 30; Brügge über 50; Antwerpen über 90; grössere: Gent etwa 600; Brüssel mehr als 1200, wovon ungefähr 1100 allein in der Kgl. bibliothek, welche also weitaus die reichste sammlung auf diesem gebiete darstellt.

Aufserhalb Europas findet man ein dutzend schöne und wertvolle hss. in Süd-Afrika, in Capstadt; und mehr als ein amerikanischer bücherfreund hat in Holland derartige hss. gekauft.

Aus diesen mitteilungen geht hervor, dass ungefähr ein viertel der mittelniederländischen hss. hunderte von meilen von ihrem entstehungsorte verschlagen sind, und mancher wird sich vielleicht fragen, wie das geschehen ist.

Unsere codices die in Nord- und Süd-Europa zu finden sind, wurden beinahe ohne ausnahme schon vor und im 17 jh. dahin gebracht. das ist auch der fall mit den sammlungen in Oxford und mit denen in einigen anderen englischen bibliotheken. in der Wiener hofbibliothek gibt es eine anzahl hss., die schon im 16 jh. im besitz des kaiserhauses waren; viele andere wurden von Maria Theresia erworben. alle übrigen hss. sind kurz vor oder nach 1800, auf eine mehr oder weniger bedauerliche weise, aus den Niederlanden verschwunden.

Was in Pariser bibliotheken vorhanden ist, gehört zu $\frac{9}{10}$ zu dem was von den französischen soldaten mitgenommen und teilweise irrtümlich, teilweise aus vergesslichkeit im j. 1815 nicht zurückgegeben wurde.

Unsere hss. in England stammen fast ausnahmslos aus privaten sammlungen, deren besitzer im ersten viertel des 19 jh.s die Niederlande bereisten und alles aufkauften was sie nur bekommen konnten.

Auch die hss. in Westfalen und in Nord-Deutschland gehörten an oder entstammen privatsammlungen, die entstanden am ende des 18 und im anfang des 19 jh.s. viele klöster und stifter verbargen damals ihre büchersammlungen bei pächtern und freunden, nur um sie der neuen administration nicht abgeben zu müssen. mehr als eine klostergemeinde ist nie im stande gewesen, ihr eigentum wieder herbeizuschaffen; und anderseits hat es viele leute gegeben, die das in sie gesetzte vertrauen misbraucht haben. so sind ganze bibliotheken verschwunden und noch nicht wider ans tageslicht getreten.

Die schöne sammlung ndl. hss. in Berlin hat einen derartigen ursprung. ihr kern ist für die poetische litteratur die Bibliotheca Hoffmanniana, von Hoffmann von Fallersleben auf seinen reisen und während seines aufenthaltes in den Niederlanden teilweise durch kauf, teilweise als geschenk erworben; für die prosalitteratur: fast die ganze bibliothek des klosters Nazareth bynnen Gelre, aus dem nachlass des freiherrn vArnswaldt. dazu kommt noch, dass die Berliner bibliothek nie aufgehört hat, auch ihre sammlungen an nml. hss. durch ankauf zu vermehren. manche schöne und wertvolle hs. hat sie uns, nicht allein dank ihren reichen mitteln, sondern auch infolge der sorglosigkeit in den Niederlanden, auch noch in den letzten jahren abwendig gemacht. aber unser bedauern und unsere unzufriedenheit darüber werden gemildert durch die unbegrenzte liberalität, womit diese wie alle öffentlichen bibliotheken Deutschlands (eine einzige vielleicht ausgenommen) ihre schätze den wissenschaftlichen arbeitern zur verfügung stellen.

Die hss. in Süd-Deutschland und in Österreich sind fast alle dahin gekommen unter Joseph II. als die klöster im jahre 1784 zum ersten mal aufgehoben wurden, sollten viele hss.-bestände nach Wien überführt werden. nur verhältnismäßig wenige sind aber dahin gelangt: zb. der größte teil der bibliothek des berühmten Rotenklosters bei Brüssel, den man in der Fideicommissbibliothek zu Wien sehen kann. ganze wagenladungen sind unterwegs hier und dort stehn geblieben. Joseph II war unterdes ge-

storben, sein nachfolger stellte die klöster wider her, aber die hss. welche fortgeschickt waren, blieben fort.

Die sammlungen in Russland sind angekauft hauptsächlich von der kaiserin Katharina, die durch einen besonderen erlass ihre botschafter im auslande anwies, alles zu kaufen, was dazu dienen könnte ihre sammlungen zu bereichern. wie es scheint, hat dieser erlass noch lange nachher und sogar noch bis heute seine gültigkeit behalten. es steht jedenfalls fest, dass im anfange des 19 jh.s verschiedene vollständige bibliotheken in Holland gekauft wurden für die bibliothek der Eremitage, in ähnlicher weise wie gemälde-sammlungen erworben wurden.

Die ndl. hss. in Capstadt gehören zu der Grey collection, den sammlungen des bekannten gouverneurs und ministers.

Kehren wir noch einen augenblick zu unseren berechnungen zurück. alle mitgetheilten zahlen beziehen sich auf hss. die ich selbst gesehen und untersucht habe, bis auf ein paar hundert, wofür ich vorläufig nur über mehr oder weniger vollständige, jedenfalls aber vertrauenswürdige notizen verfüge, die mir entweder von befreundeter hand geschenkt oder geschriebenen und gedruckten verzeichnissen entnommen wurden.

Außerdem hab ich noch kürzere nachweisungen von sehr vielen anderen. in Deutschland und in England sind noch zahlreiche sammlungen zu durchstöbern, und in den Niederlanden selbst ruht noch vieles in privatbesitz, unbekannt und ungebraucht. die zeit der großen privaten bibliotheken scheint wol vorüber zu sein, aber kleine sammlungen sind zahlreich, und die vielen hss. die die könige des antiquariathandels auf den markt bringen, werden nur zu einem geringen teil von öffentlichen anstalten gekauft: es gibt jetzt wider viele liebhaber, die ab und zu eine hs. wie ein horarium zb. kaufen.

Auf grund meiner erfahrung und gewis nicht übertriebenen berechnungen, darf die zahl der noch erhaltenen mnl. hss. auf reichlich 7000 angesetzt werden. und wenn man bedenkt, dass seit dem anfange des 16 jh.s bis auf heute — es sind nur wenige jahre her, dass eine ndl. hs. einer größeren deutschen bibliothek von einem instrumentenmacher zerschnitten werden konnte, der man bekam aber gewissenbisse und stellte das zerschneiden ein — wenn man also bedenkt, dass vielleicht nicht zahllose, wie gewöhnlich mit einer gewissen übertreibung behauptet wird, aber

doch etliche hundert codices von buchbindern, arbeitern, kriegsleuten und anderen unbefugten zerrissen wurden, wenn man das alles bedenkt, dann kann man sich eine vorstellung bilden, was seit der ersten hälfte des 13 bis die letzten jahre des 16 jahrhunderts 'in de lage landen bider zee' in der volkssprache geschrieben wurde.

Wie bedeutsam diese ziffern auch seien, sie genügen nicht, um die bedeutung der mittelniederländischen handschriften für die sprach- und culturgeschichte des niederländischen volkes zu bemessen. die zahl hat ihre bedeutung, der inhalt noch viel mehr.

Noch lange keine 1000 codices sind für die geschichte der sprache, der litteratur und der kirche ausgebeutet. teilweise umständen materieller art zufolge: die zerstreung der codices; die kleine zahl der arbeiter, die sich mit mittelalterlichen schriften beschäftigen können; die verhältnismäfsig geringe zeit, seit der die niederländische philologie ein selbständiges wissenschaftliches fach geworden ist. teilweise und gewis in noch gröfserem mafse sind umstände intellectueller art daran schuld: der unrichtige, zu exclusive standpunct, von dem man beim beschreiben der niederländischen litteratur ausging, nämlich dass litteraturgeschichte nur kunstgeschichte sei; die tatsache, dass die meisten holländischen philologen, protestanten wie sie waren und sind, sich davor scheuten, sich mit durch und durch katholischen schriften zu beschäftigen, die sie z. tl. nie vollkommen begreifen konnten; aus allen diesen gründen hat man ein jahrhundert lang hauptsächlich nur solche texte herausgegeben, die in versen geschrieben waren, oder solche, wovon man mit recht oder mit unrecht meinte, dass sie ästhetisches verdienst hätten, dass sie zur litteratur im engeren sinne gerechnet werden könnten. alles was nicht dazu geeignet schien in einer geschichte der niederländischen litteratur mit dem einen oder anderen epitheton ornans erwähnt zu werden, blieb ganz einfach unbeachtet. vielfach hat es eigentlich mehr vom zufall abgehungen, was herausgegeben wurde und was nicht, und so ist diese unmasse unschätzbaren materials bis heute gänzlich ungebraucht geblieben, unschätzbar für sprachgeschichte wie für geistesgeschichte.

Die noch nicht ausgebeuteten codices, sie enthalten hauptsächlich, jedesfalls mehr als die hälfte, die sogenannte religiöse litteratur des ma.s. es sind abschriften eines und desselben werkes,

oder verschiedene, von einander unabhängige übersetzungen in verschiedenen orten und zu verschiedenen zeitpunten angefertigt: so können aus ihnen die mittelniederländischen dialekte, über die wir noch so sehr wenig wissen, studiert werden. man ersieht so leicht, wie gewisse wörter nach und nach veralten und hier ab und zu, dort regelmäfsig durch andere ersetzt werden; auf jeder seite list man wörter, die im Mittelniederländischen wörterbuche Verdams nur mit einer einzelnen belegstelle erwähnt werden, so dass man meinen möchte, dass diese wörter überaus selten seien, was in wirklichkeit nicht der fall ist. wir lernen weiter, dass eine grofse menge wörter aus der romanischen sprache, speciell aus der französischen, schon am ende des 14 jh.s entlehnt waren und täglich gebraucht wurden, und wie unbeeinträchtigt die traditionelle klage über sprachverderbung bei den rederykers ist; gerade so, als ob die zahlreichen fremdwörter die sie gebrauchen, auf einmal aus der luft gefallen wären. wir können auch deutlich den unterschied wahrnehmen in der abnehmenden kraft des fremden einflusses in den verschiedenen gegenden, je weiter sie von Frankreich entfernt liegen; unendlich besser als in den sogenannten litterären denkmälern nachforschen, bis wohin die niederländische sprache sich östlich erstreckte, und uns eine vorstellung machen von der an den grenzen entstandenen mischsprache. wir lernen hier, um alles mit einem worte zu sagen, gründlich kennen die niederländische sprache des 15 jh.s, mittelniederländisch nach den lauten, neuniederländisch nach der syntax, mit ihren accusativen als subjecten, reicher an dativen als an genitiven, in mancher hinsicht eine treue abbildung der gesprochenen rede, viel treuer als die nach classischen mustern gebildete litterärsprache der späteren jahrhunderte, so dass sie öfters überraschend nahe bei der gegenwärtigen sprache steht und der wortschatz speciell für südniederländische ohren wie modern klingt.

Noch reicheren gewinn versprechen uns die noch unbenutzten hss. für die litteratur- und geistesgeschichte. niemand verneint, dass die thesis: 'litteraturgeschichte ist kunstgeschichte' wahrheit enthält, aber die ganze wahrheit enthält sie nicht. litteraturgeschichte ist culturgeschichte, und sie hat sich also zu befassen mit allen den schriften, worin das geistes- und das gemütsleben eines volkes zum ausdruck gekommen ist, selbst mit denen, welche

geschrieben wurden ohne jeden gedanken an kunst, ja, auch wenn sie vollkommen kunstlos und obendrein unursprünglich sind.

Es ist weder der augenblick noch der ort, in einzelheiten über den reichen inhalt dieser tausende von noch unverwerteten hss. einzutreten; es wird mir aber wol gestattet sein, in grosen zügen das allerwichtigste zu zeichnen.

Im ma. spielte die Bibel eine viel gröfsere rolle im leben katholischer leute als in den späteren jahrhunderten. die frage, ob es laien gestattet war, die heiligen schriften zu lesen, wurde sowol in der volkssprache als im latein mehr als einmal erörtert, und — bejaht. kein wunder also, dass noch mehr als 300 codices vorhanden sind mit übersetzungen des Alten und Neuen Testaments oder von teilen derselben, mit oder ohne glossen, der *Historia scolastica* des Petrus Comestor entnommen, Evangeliiarien, Lectionarien, übersetzungen des 'Proprium de tempore und de sanctis' usw.

Da diese 300 hss. nicht immer dieselbe übersetzung derselben bibelbücher enthalten, und diese verschiedenen übersetzungen weder alle gleich alt sind noch aus derselben gegend stammen; da die texte der Lectionarien, Evangeliiarien und Missalien nicht der vollständigen Bibelübersetzung entnommen sind, sondern selbständig an verschiedenen orten angefertigt wurden, so kann man daraus ermessen, wie viel noch zu tun sein wird, bevor wir genau wissen werden, wie es mit der niederländischen Bibelübersetzung vor der reformationzeit steht.

Dazu kommt noch, dass nur in einzelnen dieser 300 hss. der Psalter vorkommt: das buch der psalmen, das vielleicht am allerersten übersetzt wurde, wurde immer als ein apartes werk betrachtet, wovon verschiedene übersetzungen noch in mehr als 100 hss. erhalten sind, und darunter eine grofse anzahl mit glossen, vor allem des heiligen Bernhard.

Eng verbunden mit dem Neuen Testament ist das Leben Jesu, wovon wol ein dutzend bearbeitungen existieren, deren älteste und treueste eine evangelienharmonie ist; alle zusammen kommen sie in mehr als 100 codices vor. einer davon, aus dem jahre 1332, ist zugleich eine der ältesten datierten ndl. hss. die auf uns gekommen sind.

Mit der Passion des Heilands ist es gegangen wie mit dem Psalter: sie bildet ein apartes, an und für sich vollständiges

werk, wovon verschiedene bearbeitungen in weit über 100 hss. vorkommen.

An das Leben Jesu schliessen sich an das Leben der Maria und ihrer eltern, und schliesslich aller heiligen, weiter die übersetzung der *Legenda Aurea*, alles zusammen wider mehr als 100 hss.

Nach mittelalterlicher auffassung gehören zur hl. schrift auch die kirchenväter. die schriften der H. H. Anselmus, Augustinus, Basilius, Bernardus, Bonaventura, Chrysostomus, Eusebius, Gregorius, Hieronymus; der meister der scholastik Thomas v. Aquino, Nicolaus de Lyra, J. Gerson, Richard und Hugo de S. Victore, nebst vielen anderen, wurden ins mittelniederländische übersetzt, fast alle mehr als einmal, an verschiedenen orten und zu verschiedenen zeiten. am beliebtesten waren augenscheinlich Augustinus und Bernardus, besonders aber der letztere: knapp 200 codices enthalten übersetzungen seiner werke, 150 die des hl. Augustin. nach diesen beiden kommen Bonaventura mit ungefähr 70 und Gregorius mit 40 hss.

Dieses bedürfnis und dieser drang zum übersetzen hatte so zu sagen philologische arbeiten zur folge. schon im 14 jh. wurden kleinere und grössere glossarien angelegt; verschiedene sind erhalten geblieben; und wahrscheinlich wurde noch vor 1400 ein vollständiges lateinisch-niederländisches wörterbuch bearbeitet. durch einen glücklichen zufall ist eine derartige hs., die nicht viel jünger sein kann als die ersten jahre des 15 jh.s, vor dem untergang bewahrt geblieben.

Hand in hand mit dem übersetzen der wichtigsten schriften der kirchenväter gieng das schaffen von originalwerken auf zweierlei gebiet.

Zu allererst denken wir dabei an die mystik, auf deren boden durch zwei jahrhunderte eine endlose reihe von schriften erwachsen ist. die darsteller der litteraturgeschichte sprechen uns von Jan van Ruusbroec, dessen erhabene gedanken und betrachtungen erhalten sind in 160 hss., dessen schriften nicht allein in Westfalen und im Rheinlande, sondern auch bis tief nach Oberdeutschland und in die Schweiz hinein übersetzt wurden; sie sprechen uns von Hadewych, Geert Groote, Hendrik Mande; aber dazu kommen noch hunderte derartiger, meist anonymer werke; darunter sehr zahlreiche, welche auf das gemüth eines jeden der sie in der rechten stimmung zu lesen weifs, sowol durch form als durch inhalt

den tiefsten eindruck hervorrufen müssen. gern möchte ich darüber weitere mitteilungen machen; aber auch wenn ich eine reihe von namen und titeln nennen wollte, es blieben vorläufig doch nur hohle wörter. doch ein name darf nicht verschwiegen bleiben. können wir uns die geschichte der niederländischen cultur vorstellen, ohne dabei zu denken an den einfluss des so einfachen und doch so erhabenen büchleins, das die *Imitatio Christi* heisst? wahrscheinlich sechsmal wurde es in den verschiedenen niederländischen gegenden übersetzt, und mehr als 100 hss. sind davon auf uns gekommen.

Ebensowenig können wir von unserer mittelalterlichen mystik sprechen, ohne dabei den einfluss aus dem osten zu erwähnen, der so tief und dauernd auf sie eingewürkt hat. schon bei Ruusbroecs lebzeiten wurden die werke Eckarts, Taulers, Susos, Jordans von Quedlinburg ins mnl. übersetzt. am meisten wurden die werke Taulers und Susos gelesen: sie kommen in 85 resp. 80 hss. vor; Jordan in 40; von Eckart findet man grössere und kleinere werke und auszüge in 30 codices.

Das andere gebiet das ich meinte ist das der praktischen theologie. in den geschichten der niederländischen litteratur erfährt man von den sermonen des GGroote, Jan Brugman und JBrinkerink; auf wenigen seiten werden die schriften behandelt, worin die kunst richtig zu leben und richtig zu sterben auseinandergesetzt wird; über werke wie den Beichtspiegel, die 'Quatuor novissima' nichts oder nicht viel mehr als ein einziges wort. auch auf diesem gebiete bieten hunderte von hss. uns einen reichen, originalen inhalt, sie stellen sich derartigen werken aus den nachbarländern würdig zur seite. so kam mir noch vor kurzer zeit ein codex aus einer privatsammlung zur hand, worin sich unter anderm ein beichtspiegel vorfand, in dem Thomas von Aquino zur lösung von allerlei casus conscientiae vielfach citiert und gebraucht wird. diese hs. wurde geschrieben etwa um 1460—1470; bisher meinte man allgemein, dass Godscalc Rosemondts der erste gewesen sei der die Summa des Thomas in derartigen fällen gebraucht habe: in seinem Confessionale, das erst 1518, also etwa 40 jahre später, erschien.

Am zahlreichsten auf diesem gebiete sind die gezeit- und gebetbücher: fast 1000 sind davon erhalten, worunter ich auch solche mitzähle, welche GGrootes übersetzung der Horae S. Mariae Virginis enthalten. diese hss. sind häufig von der allergrösten be-

deutung für die sprachgeschichte und die handschriftenkunde, da sie aus allen ecken des landes stammen; die meisten besitzen aufserdem einen häufig unschätzbaren wert in der illustration: miniaturen, randzeichnungen und initialen womit sie geschmückt sind, sodass sie zugleich für die geschichte der malerei in den verschiedenen gegenden der Niederlande unentbehrliche, häufig die einzigen documente sind. aus ihnen lernen wir, dass es in Gent und Brügge verschiedene werkstätten gegeben hat, wo man, vielleicht etwas fabrikmässig, solche schönen bücher anfertigte. ich könnte manches schöne horarium nennen, das unzweifelhaft vom chef eines ateliers gemalt wurde, während es dann eine ganze menge gibt mit denselben miniaturen, randzeichnungen und initialen, aber viel weniger gelungen: copieen von schülern und handwerksleuten gemacht. von verschiedenen miniaturisten, die nur dem namen nach bekannt waren, oder nicht viel mehr, haben sich unterzeichnete und datierte horae vorgefunden. ich nenne zum beispiel Spierincx: Bradley kennt von ihm eine hs. im British museum von 1486 und eine andere in der Reference library in Aston, von 1498; es gibt auch eine in Rom von 1497; eine vierte in Wien von 1487. Berlin besitzt das gebetbuch, das ao. 1415 für die gemahlin Reinalts vi von Geldern geschrieben wurde, eben so bedeutend durch seinen geldrischen text wie durch die reiche und prachtvolle illustration, worunter auch das porträt der herzogin in ganzer figur; nr 1908 der hofbibliothek zu Wien ist ein teil eines gebetbuches vom selben schreiber geschrieben und vom selben miniaturmaler geschmückt.

Eine hs. in der Marciana zu Venedig, um 1480 in Flandern geschrieben, bietet das aufserordentliche interesse, dass die randzeichnungen eine überraschende ähnlichkeit aufweisen mit denen des 'Breviarium Grimani', welche sie sogar an kunstwert übertreffen, da pflanzen, blumen und tiere, in beiden codices dieselben, in der genannten hs. minder stilisiert, mehr naturgetreu sind.

Durch alle diese codices zerstreut stehn (abgesehn davon, dass sie vielfach den spruch- und sprichwörterschatz unserer väter bereichern) eine grosse zahl religiöser gedichte und lieder, mehr als zweihundert an der zahl und zu neun zehntel fast gänzlich unbekannt. obgleich ein grosfer teil darunter nur alltägliche verseleien vorstellen, es gibt doch noch genug, die das werk eines wahren dichters sind, und einige sind echte perlen.

Es ist nicht nötig, mit derselben ausführlichkeit zu sprechen über die hss. die unsere weltliche litteratur enthalten: diese sind am besten bekannt und seit beinahe einem jahrhundert fleissig aufgespürt und untersucht. doch wird es manchen wundern, dass von Jacob van Maerlants werken alles zusammen noch mehr als 100 hss. ganz oder teilweise vorliegen; darunter noch verschiedene unbekannte und daher unbenutzte. eine stattliche zahl gereimter schwänke, hauptsächlich aus dem anfang des 15 jahrhunderts, aber einzelne ein volles jahrhundert älter, haben sich vorgefunden: sie bilden das gegengewicht zu den noch viel zahlreicheren exemplen.

Am wenigsten gut erhalten ist die dramatische litteratur. aus der ersten hälfte des 15 jh.s sind nur ein paar kleine stücke — eins ist nur ein fragment, vielleicht nur ein entwurf — ans licht gekommen. eine seit vielen jahren verschollene hs., nämlich die der 'Eerste Bliscap van Maria', ist glücklicher weise wider aufgefunden. hingegen ist die zahl der schauspieltexte aus dem letzten viertel des 15 und aus dem ganzen 16, ja auch noch aus dem 17 jh. ziemlich gros, und unzweifelhaft gibt es darunter mehr als eins, das viel älter ist als die hs. worin es aufgenommen ist.

Um so zahlreicher sind die liederbücher: es existieren deren noch mehr als 125, vom 14 bis an das ende des 18 jh.s — denn auch die jüngsten verdienen unsere aufmerksamkeit, da sie häufig sehr alte lieder enthalten. wir erfreuen uns des schönen werkes Florimond van Duyses, der frucht riesigen fleisses und tiefer gelehrsamkeit; doch ist noch eine stattliche arbeit zu erledigen, bevor wir unseren niederländischen liederschatz in seinem ganzen umfange kennen werden.

Endlich noch ein wort über unsere land- und stadtchroniken, reisebeschreibungen, arzneibücher, medicinische tractate, prognosticationen usw. beinahe 700 sind diese hss. an der zahl. nun wissen wir wol, dass solche schriften vom rein wissenschaftlichen standpuncte aus meist wenig wert haben; aber für die sprachgeschichte und für die volkskunde sind sie fast immer wertvoll, und in den chroniken zb. begegnen hier und da seiten, wofür man mit vergnügen hunderte von versen aus Boendale, Velthem oder sogar Maerlant hingeben würde.

Zum schlusse sei es mir gestattet noch darauf hinzuweisen, dass sehr viele der hier in frage stehenden handschriften nicht

allein für die sprach- und geistesgeschichte der Niederlande selbst, sondern auch für die des größeren Deutschlands, wie ich gerne sagen möchte, von hervorragender bedeutung sind. die geschichte der mittelrheinischen und die der mittelniederdeutschen sprache und litteratur ist mit der der mittelniederländischen untrennbar verflochten. zahlreiche mittelniederländische schriften sind am Rhein und in Niederdeutschland ab- und umgeschrieben; und das ist nicht allein der fall mit werken religiösen inhalts. nicht allein Jan van Ruusbroec, Geert Groote, Florens Radewyns, Thomas a Kempis, der Spiegel der sünden, sondern auch Jacob van Maerlant, Jan van Boendale, Lodewyk van Velthem, der Malagis, der Reinout van Montalbaen, der Elegast, und so manches andere gedicht wurden in West-Deutschland gelesen und geliebt. wir dürfen also hoffen, dass die Bibliotheca Neerlandica Manuscripta sich auch für die erforschung der geistesgeschichte Deutschlands brauchbar und nützlich erweisen wird, wie wir, wechselseitig, dasselbe erwarten von der inventarisirung der deutschen hss., welche die preussische akademie, dank der initiative, der sachverständigen leitung und der unermüdlichen arbeitskraft dr. Roethes, in angriff genommen hat und rüstig weiter führt¹. dieser inventarisirung sind wir Niederländer schon in hohem mafe verpflichtet: ihr verdanken wir ja das widerauffinden einer hs. des Reinaert, dieser perle unsrer niederländischen litteratur. mögen die beziehungen zwischen dem kleinen Dietschland und dem großen Deutschland auch auf diesem gebiete immer enger und fruchtbringender werden, zum größeren nutzen und weiteren glanze der wissenschaft die uns allen lieb ist.

¹ [So sachgemäfs es war, dass de Vreese in seinem vortrag den durch seine anwesenheit und sein arbeitsgebiet nächstliegenden die beiden leiter der akademischen handschrifteninventarisirung hervorhob, so soll doch ausdrücklich daran erinnert werden, dass diese von Burdach und Roethe gemeinsam geleitet wird. E. S.]

Gent.

WILLEM DE VREESE.

ZU MÜLLENHOFFS KRITIK DER KUDRUN.

Müllenhoffs durch ihre energie imponierende jugendarbeit von 1845 hat 38 jahre später eine gewichtige sanction durch Scherer erhalten Litt.gesch. s. 732: 'ich bin, als ich die Gudrun hier zu behandeln hatte, an Müllenhoffs kritik mit der frage herangetreten, ob sie nicht zu viel über bord geworfen habe; ich wurde jedoch stets wider zu ihren resultaten zurückgeführt. — — Wilmanns Die entwicklung der Kudrundichtung (Halle 1873) hat mich nirgends überzeugt'. mich hat die frage die sich Scherer aufwarf, lange beunruhigt und noch am späten lebensabend zu einer nach kräften sorgfältigen prüfung bewogen, deren ergebnisse, so weit sie von Müllenhoff abweichen, ich den vielleicht wenigen vorlegen möchte, die mit mir auf jenem standpunct geblieben sind.

Eine discussion mit den verfechtern der einheit des werkes, die wenigstens jetzt über meine kräfte gienge, hätte überdies zu wenig aussicht auf verständigung, weil die urteilsfindung in dieser sache zu sehr durch das gefühl bestimmt wird, das einer dem andern nicht mitteilen kann. ich sage nur so viel: den dichter kann ich mir nicht vorstellen noch construieren, der in der hauptsache so vorzügliches leistet und daneben so viel sinn für das unbedeutende beweist und so liederlich arbeitet, dass man über seine widerholungen und widersprüche auf schritt und tritt stolpert. die übereinstimmungen im machwerk zwischen angeblich echten und unechten strophen, daraus Panzer (Hilde-Gudrun, Halle 1901) seinen beweis führt, versteh ich durch die annahme, dass der dichter unter denen, zu deren berufe der vortrag seines werkes gehörte, bald geringere kräfte weckte, die, indem sie es zu ihrer benutzung abschrieben, ein interesse dabei fanden es anzuschwellen, und als seine nachahmer sich seiner technik aufs engste anschlossen.

Meine bedenken gegen Müllenhoff giengen aus von dem schlusse des von ihm hergestellten textes. dass der gemüthvolle dichter sein werk mit 1530 gut theatralisch abgeschlossen und seine mit liebe behandelten personen Hartmut und Ortrun im unglück, Hildeburg unbelohnt, Hilde ungetröstet gelassen hätte konnte und kann ich mir nicht denken, er müste denn durch

das schicksal an der vollendung gehindert worden sein. sie ligt aber, wie mir scheint nicht unwürdig, in der tat vor, und verdient so gut wie irgend ein teil des werkes aus dem wuste der zutaten heraus gearbeitet zu werden. dass 'sich eine fortsetzung des echten liedes aus den auf 1530 folgenden strophen ausschälen lässt, welche durch den deutlichen eingang und schluss 1561 und 1650 sowie durch die mafsvolle und zusammenhängende handlung von dem übrigen absticht', hat auch Martin (s. xxxix der letzten ausgabe) anerkannt, nur mit dem zusatze: 'wenn sie auch wegen des mangels an sagengehalt und wegen der unbedeutenden ausdrucksweise sich dem echten nicht anreihen lässt'. soll denn aber die sage die dem dichter zukam, selbst so aufgehört haben wie nach Müllenhoff der dichter? ist der inhalt von 1530 sagengehalt? sonst enden sagen mit dem untergang oder dem völlig gewonnenen glückstand ihrer helden, und eines oder das andre ist der gehalt des endes; soll aber das glückliche ende dichterisch ausgeführt werden, so wird sich wol eine behagliche, effectlose darstellung von selbst ergeben, die von dem besseren interpolatoren nicht zu weit abliegen kann.

1565 ist die erste str. nach 1561 die man wegen ihres unbedeutenden inhaltes beanstanden dürfte.

1569 knüpft an die vorbereitung zum empfang der sieger die zur hochzeit der Kudrun, von der erst von 1603 an die rede ist und die von Hilden erst nach einer verhandlung mit Herwig veranstaltet wird.

1570 f sind ebenso gewis unecht: ein pedantischer einschub zum zwecke von zeitangaben, eingefasst in redensarten.

1575 ist eine überflüssige ausführung nach 1574, 4. auch ist der vierte vers vorgreiflich vor 1577, 1.

1587 ist nur complimentierenden inhalts.

1588—1590 sind dem Mohrenkönig gewidmet, den nur die interpolation zum teilnehmer des zugs nach Ormanie gemacht hat.

1592 f führen müfsig und kleinlich im spielmannssinne aus was 1569 gesagt ist.

1598 ist ein gefühlvoller ausbruch, der die ernste verhandlung töricht unterbricht. die worte '*ir sult daz weinen län*' 1599, 1 werden damit überflüssig begründet.

1600 führt müfsig aus was sich nach 1599 von selbst versteht.

1601f wären entbehrlich, sind aber gut, und das vorgreifen in 1602, 3. 4, eh auf ein anderes thema übergegangen wird, nicht zu tadeln.

1609—16 lauter höfisches gewäsche, meist von kleidern.

1621 muss als nibelungenstr. ausfallen, obwol 1622 kaum auf 1620 folgen kann. verbände man 1622, 3. 4 mit 1621, 1. 2, so würde der kurzen rede ohne epische einführung eine gleicher art folgen. daran konnte ein interpolator anstoß nehmen.

1625 mischt sich Herwig, den es nichts angeht, unpassend ein, während Frutens eingreifen 1624. 30. 35 dem alten und weisen vasallen gar wol ansteht.

1631 ist ein läppischer versuch für Hartmut nach 1601f nochmals etwas zu tun.

1643—45 fallen, weil sie die unechte fortsetzung einleiten, während 1646 sich an 1642 gut anschließen kann. die mürische schwierigkeit die Wate erhebt und Kudrun niederschlägt, wirkt zu guter letze vorzüglich. dagegen wirken 1649f, die Martin zu der möglichen fortsetzung hinzu zählt, auf mein gefühl nach dem majestätischen worte der Hilde nur abschwächend¹.

Die ganz diplomatische ehstifterei ist ernst und würdevoll behandelt, und die hohe ethische bedeutung des echt weiblichen tuns der Kudrun tritt rein hervor.

Ich erkenne hier 4 im zusammenhang mehr oder minder unentbehrliche stropfen mit innern reimen als echt an, und ich gesteh dass ich überhaupt, nach langem zweifel, das urteil von Symons (P. u. B. Beitr. 9, 48) unterschreibe: 'der cäsurreim darf niemals an sich als kennzeichen des jüngeren ursprungs einer strophe gelten'. ich habe auch nichts gegen das resultat seiner untersuchung der cäsurreime, 'dass in weitaus den meisten fällen der innere reim nachgetragen sei', ich möchte nur dem dichter keine principielle verschmähung dieses so naheliegenden, wenn auch nicht glücklichen fortschritts in der technik zuschreiben, dem auch Lachmann in dem märe von der Nibelunge not, seinem 20 liede, viermal nachsehen musste. in ihm ligt wenigstens keine metrische incorrectheit, wie in den zu kurz geratenen achten

¹ ich versage mir nicht zu gestehn, dass ich vielfach in den spuren meines längst verstorbenen freundes Wilhelm von Plönnies wandle, der sich 1853 mit einem dilettantischen buche 'Kudrun' germanistisch versuchte, eh er in der militärischen litteratur einen ehrenvollen namen erwarb.

halbversen und in den kurzen silben in dritter hebung des ersten halbverses, die man bei sorgfältigen dichtern der besten zeit nicht für unmöglich gehalten und ungebessert gelassen hat, dass dem geschmack der interpolatoren der innere reim mehr und mehr zusagte, ist leicht zu erkennen, und es gibt fälle, wo er deutlich als nachgetragen erkannt wird, wie in dem sinnlosen *ellende* 1250; aber in stropfen gegen die sich sonst nichts einwenden lässt, entweder den innern reim weg corrigieren oder die strophe verwerfen zu müssen, ist eine alternative, die ich nicht anerkenne. sie hat bei Müllenhoff zu mancher wolfeilen änderung, aber auch zu mehr gewaltsamen als glücklichen geführt, öfter noch zur verwerfung von stropfen, die im zusammenhange nicht wol zu entbehren sind oder mit denen eine schönheit des gedichtes verloren geht.

Ich trage nun meine bedenken gegen seine kritik von anfang bis zu ende vor; mein schweigen ist überall als zustimmung zu verstehn.

Str. 205, die aus den *māgen* die hauptperson hervorhebt, scheint nur wegen ihrer nicht zu leugnenden entbehrlichkeit verworfen. gewis ein bedenklicher grund. Müllenhoff hat sich überhaupt zu sehr von dem ideal einer altertümlich schroffen weise des vortrags bestimmen lassen, da man von einem dichter auf der höhe der volksepischen entwicklung doch wol auf den behaglicheren, der genauigkeit befissenen ton gefasst sein kann, den wir aus den jüngeren Nibelungenliedern kennen.

209 ist gleichfalls eine sinnvolle ausführung, die durch nichts verdächtigt wird.

226 f scheinen mir vor 228 fast notwendig. Hetel hat noch gar nicht gesagt was der gegenstand seiner botschaft sein soll, und es hat etwas vorlautes, wenn Horand auf die einleitenden worte des königs sogleich mit *'daz mac sich niht gevüegen'* losfährt.

231 halt ich dagegen für unecht. wie käme der dichter dazu, den Irold auf diese wunderliche weise ein einziges mal in seinem märe von Hilde vorkommen zu lassen? er wird vom könig bestellt, ohne dass man hört ob er kommt, noch auch was er denn soll; man kann nur aus der folgenden str. etwa schliessen, dass er als bote zu Waten geschickt werden soll. aber welche öde umständlichkeit traut man da dem dichter zu! dem interpolator kam es auf diese nicht an, um die ihm aus dem märe

von Kudrun bekannte figur, die er auch in das von Hilde einführte, bereits hier einmal zu nennen. wenn der dichter die nebenperson des Morung ein einziges mal auftreten lässt, geschieht es zu einem bedeutenden zwecke.

235 möchte ich lieber retten, als den ersten halbvers mit der schwachen str. 238 combinieren, deren vierter vers viel einfältiger ist als 235, 4. in diesem bekommt man den eindruck, der könig wolle bei einer respectsperson nicht mit der tür ins haus fallen, worauf er denn mit gemütlicher conversation beginnt, die 221 ff vom interpolator weniger schicklich angebracht wird. *Compatille*, das Müllenhoff beseitigt, dies eine mal einzuschwärzen, kann niemand ein interesse gehabt haben. in der Kudrun erscheint dafür überall *Matelane*, auch in stropfen die ich für echt halte; eine sehr unbedeutende inconsequenz des dichters, dem im einen werke dieser, im andern jener romantisch klingende name gefiel.

243 wird nicht von Müllenhoff, der den cäsurreim durch umstellung der namen wegschafft, aber von Martin wegen der verschränkten construction beanstandet, ich glaube nicht mit recht; ich empfinde nur eine der lebendigen sprache gemäße 'grata negligentia'; dagegen stimme ich bei, wenn Martin 247 als echt ansieht.

251 scheint mir unentbehrlich, weil sonst die hauptsache von Frutens plan, das auftreten als kauffleute, neben der ausrüstung zum kampf zu wenig herauskommt. dass Horand dabei genannt wird hat etwas gemütlich boshafte, Frutens eigne beteiligung versteht sich leicht von selbst; vielleicht ist aber *in einer kráme* statt *stner* zu lesen. die 252,1 genannten handelsartikel sind zu rein kriegerisch, *wat* in verbindung mit *wäfen* bedeutet die brünne (Nib. 2187), und die waren sollen doch für frauen anziehend sein. die str. bezieht sich sonst ganz auf die kriegerische seite der expedition, und das *veile vüeren* scheint mir ein wunderlicher ausdruck des alten humoristen, der diese notwendigen dinge wie handelsartikel den vorgenannten anreihet.

255, 1 setzt Müllenhoff wenig passend '*ir helde*' statt '*her künic*', weil Wate 242 den könig geduzt hat. aber der dichter schwankt überhaupt im numerus der anrede (s. den nachweis bei Panzer). dagegen sollte man 255, 2 *müezens* für *muoz ez* lesen, da in der folge stets mehrere schiffe angenommen werden.

260. 262—264 seh ich keinen grund zu beanstanden, es wäre denn eine wolgeordnete vollständigkeit der erzählung, wie ich sie dem dichter zutraue. ebenso 276.

285 muss nicht unecht sein, wenn 278 es ist; 278, 4 kann nachträglich auf grund von 285, 4 gemacht sein. dieser letztere vers ist übrigens unvollständig überliefert, denn er muss nach *kunden* geteilt werden; ich ergänze nach 278, 4 *die tumben si dó tegeliche lérten*. die seemännische *arebeit* wird auch sonst (745, 4) vom dichter beachtet.

351, bei Müllenhoff schlusstr. eines abschnittes, deutet in v. 1 und 4 sichtlich auf die in den vorhergehenden unechten str. herrschende fiction, die gäste seien vertriebene landherren. v. 2 und 3 können auch unmöglich sagen, sie hätten für ihre waren überhaupt keinen kaufpreis genommen, damit wäre ja die rolle als kaufleute aufgegeben. viel eher als diese str. lass ich 325 auf 324 folgen.

359—61 sind nicht zu entbehren. der schirmmeister ist 358,4 vorbereitet und 362 mit den worten '*gebt mir daz swert enhant*' vorausgesetzt.

366 wird von Müllenhoff durch eine starke änderung gerettet. wer zu dieser nicht den mut hat, muss die str. mit 367 verwerfen.

368 verdient dieses loos nicht, wird vielmehr durch das *aber* in 370,1 gefordert.

374 gehört mit den folgenden unechten str. bereits zusammen: hier ist es plötzlich die *wise*, von der die grofse wüirkung ausgeht, nachdem sie 372 der herrlichen stimme Horands beigelegt war, die auch 395 der gegenstand des preises in Hildens munde ist. an 373 würde sich 381 gut anschliessen, wo ich es nicht mit Martin wunderlich, sondern sehr niedlich finde, dass die mädchen darauf achten, wie die vögel aufhören zu singen während Horand singt. ich möchte aber nicht auf 379 verzichten, weil der morgen-gesang neben dem abendgesang etwas typisches hat und das verstummen der vögel hier erst wahrhaft herauskommt nach dem trockenen schlusssatze von 372. dass Horand sogar dreimal gesungen hat, ligt in 384, denn die 3 *dæne* wird er nicht wie ein concertsänger hintereinander zum besten gegeben haben, und erst von seinem dritten gesange wird die wunderbarste wüirkung, die auf die unmusikalische tierwelt, 389 ausgesagt.

383,4 will 374,4 recht ungeschickt überbieten, wenn sich *si* auf die *wise* bezieht. 383,4 bezieht es aber ganz sinnlos auf die stinme. mit der str. geht überhaupt nichts verloren.

425f setzen Morungs beteiligung an dem heimlichen besuche voraus, sowie das eingreifen des kämmerers, wogegen Müllenhoffs mutige änderung nicht hilft. Martin meint, hier müste eine echte str. verdrängt sein, die sich nicht herstellen lasse. es könnte sich aber 428, wenn auch etwas mysteriös, schon an 407 schliesen, in welcher das *starke mære* deutlich enthalten ist, oder auch an 409, obgleich die bitte später nicht von Hilde, sondern nur von den gästen getan wird, was ja eine bitte der Hilde nicht ausschließt. 410 ist nicht zu retten, weil der termin von 3 tagen nicht eingehalten wird.

432, die Müllenhoff wider durch eine gewaltsame änderung rettet, ist von Martin aufgegeben. aber 433 schließt, auch wenn man mit Martin *Só*, das sich dann im selben vers wiederholen würde, für *Dó* list, nicht gut an 431. ich könnte mir nur 430. 433. 435 aufeinander folgend denken. auch 431, wo Hagen ganz wie zu standesgenossen spricht, beruht auf der fiction der verbannung, während das einfache '*só ist mir nâch in leit*' 433 etwas herablassendes hat und die grofse gabe das 297 erwähnte kaufmännische schutzgeld ist. die combination beider fitionen, der verbannung und der kaufmannschaft, die Symons bei dem dichter selbst für möglich hält, verträgt sich nicht wol mit Watens fechtstunde bei Hagen, die auf der voraussetzung beruht, dass Wate kein kriegler sei (s. besonders 359), und nur dadurch komisch ist, auch nicht mit Hildens erstaunter frage 401, die sie an einen vasallen so nicht richten kann. ein dichter, dem es nicht in der confusion wol war, musste zwischen beiden motiven wählen, auch wenn ihm adliche kaufleute denkbar waren.

436 scheint mir unentbehrlich. die vorbereitung des erbietens in 435, die überflüssigen vorräte an lebensmitteln abzugeben, ist ohne 436 absurd. auch 439 hängt damit zusammen und gibt zuletzt den zweck an den es hat: die schiffe sollen für eine schnelle flucht erleichtert werden.

444 wird mit recht verworfen, der heldenhafte Hagen darf nicht komisch werden, indem er und dazu seine königin zu den 346 über bord gestofsenen gehört. sie sind offenbar am lande

geblieben, wo die *kråme* war. aber 444 muss eine str. ersetzt haben, worin Hilde mit einigen begleitern auf ein schiff gelockt ward; durch diesen verlust ist die erzählung an einem so bedeutenden puncte bedauerlich dunkel geworden.

Leider erstreckt sich die dunkelheit noch viel weiter. der dichter hatte wol nur kurz erzählt, wie und wo Hilde mit Hetel zusammenkam. dieses stoffes hat sich dann ein interpolator bemächtigt und in seinem höfischen geschmack ausgeführt, wie Hetel durch boten benachrichtigt mit einem heergefolge aufbrach und zu *Waleis in der marke*, wo Wate gelandet hatte, seine braut in empfang nahm. in der anfangstr. der achten aventure glaubt Müllenhoff wider den ton des dichters zu vernehmen. ich finde sie aus mehr als einem grunde bedenklich. die zeitbestimmung *Do ez åbenden begunde* setzt eine andere vorhergegangene voraus, die sich nicht findet; fuhr der dichter damit unmittelbar nach 454 fort, so erweckte er die unmögliche vorstellung, dass bereits am tage der entführung die werkleute mit den neuen schiffen fertig geworden und die entführer eingeholt worden seien. das kreuz im segel sieht stark nach einer nachahmung von 853 aus, wo es seinen guten grund hat. eher als 488 könnte

490 die erzählung vom kampf um Hilden beginnen und sich in

495 fortsetzen, doch nicht ohne berichtigung eines fehlers: der dichter muss in v. 2 *Hetelen*, nicht *Hilden*, gesagt haben.

Die ankunft der seefahrer bei Hetel, wie sie Müllenhoff voraussetzt, oder ihre vereinigung mit ihm an einem dritten orte, wie ich sie bei dieser conjectur annehme, kann der dichter nicht einfach übergangen haben. ob jenes oder dieses stattgefunden hat, wird uns nicht gesagt, wir hören nur 495, dass man sich auf einem sand, einer flachen küste befindet, und 544, die ich für echt halte, nimmt an, dass Hetel nach dem kampf und der stühne nicht in seinem laud, also offenbar entgegengefahren ist und irgendwo die seinen gefunden hat. nun hat das *Hiadhuingavig* bekanntlich auf einer insel stattgefunden, sei es Haey oder Hitthensoe, und diese annahme mag sich in der mildernden umbildung der sage die uns vorliegt sehr wol erhalten haben. der interpolator hatte sie aber nicht im sinn und nahm einen grenzbezirk von Hetels reich an, wohin dieser zu lande gelangt.

498, vor 503 entbehrlich, ist gewis nicht echt mit ihrer einfältigen schlussphrase, die auch 708 der interpolator leistet.

509 möchte ich dem dichter auch absprechen. dass Hagen Hetels anwesenheit erfährt, bleibt zunächst ohne folge, v. 2 und 3 sind vorgreifende phrase; erst 513 haben sich beide truppen zum kampf aufgestellt, nachdem vorher nur die landung durch pfeilschüsse erschwert war, und nun treten sich die haupthelden sogleich gegenüber, von denen Wate es sich gewis nicht wie in 509, 4 brauchte heißen zu lassen.

517, 4 schlag ich vor zu lesen *Waten wolte Hagene niht entwîchen*. Hagen ist in nachteil gekommen, indem ihm die gestange brach, daher hat es sinn zu versichern, er wollte diesem gegner nicht entweichen; bei Waten, der in vorteil gekommen, hat es keinen. es wird damit ein vorübergehender erfolg Hagens eingeleitet.

528 find ich unter den vielen großenteils mit innern reimen versehenen stropfen, die hier ausgeschieden werden, nicht entbehrlich. Hetel muss doch wol seinem schwäher die ehre einer ordentlichen werbung antun. die reumütige auslassung der Hilde 534 kann sich da mit guter wirkung anschließen, dann aber auch die entgegenkommende erklärung Hagens

536, die in ihrem letzten verse die annahme der werbung enthält. die vorhergehende strophe 535 wird durch die erwähnung der wunden Hagens, von denen man nichts gehört hat, verwerflich. Wate war von ihm verwundet, Hagen durch dessen schwertstreich nur betäubt. 537f, aus deren hälften man eine strophe combiniert, können nach 536 gut ausfallen.

544 ist hierauf wol am platz und ersetzt die ganze höfische ausführung bis zu der vorzüglichen schlusstrophe 560.

Das märe von Hilde ist zu ende mit 109 stropfen gegen Müllenhoffs 92 und zwar ohne innere reime bis auf 503, wo er recht nachgetragen aussieht (obgleich *ûzerkorn* nicht, wie M. meint, in der Kudrun sonst unerhört ist, sondern auch 1156 und 1302 vorkommt); und dieses märe wird nur von fremder hand durch die neunte aventiure mit dem von Kudrun in verbindung gebracht. ich halte beide für ursprünglich selbständige werke, Hilde für das ältere, und nicht nur weil die bekanntschaft mit ihrem inhalte 587 und 593 vorausgesetzt wird. Hilde hat im vergleich mit Kudrun etwas jugendliches, reine freude am märchenhaften stoffe, den der dichter nicht zu vertiefen strebt, vielmehr mit heiterem humor behandelt. in der Kudrun scheint es fast, als wär er männ-

lich gereift; bei großer verwantschaft der motive mit Hilde ist er ethischer durchbildung des stoffes fähig, in der entwicklung der charaktere reicher und einer ganz neuen tiefe mächtig; sollte er, wie Panzer meint, hier die fabel selbst erfunden haben, so würde er überraschend einzig dastehn.

590. 593—95 gehören zu den blofs wegen entbehrlichkeit ausgeworfenen strophen. Ludwigs nochmalige abmahnung, Hartmuts unbeugsamkeit und des vaters nachgeben vervollständigen den familienrat sehr gut. auch 591f wag ich für ihn zu reclamieren: schon hier zeigt es sich, dass die enthaltung von innern reimem, die in der Hilde stattfindet, in der Kudrun nicht fort dauert.

604. 606 können zwischen 603 und 608 nicht fehlen. 603 wird erst dem könig die ankunft fremder, prächtig auftretender boten gemeldet, und dann sollen sie sogleich seine antwort bekommen? abermals gilt es einen cäsurreim in den kauf zu nehmen.

610 ist mir dagegen so verdächtig wie 611, mit der sie eng zusammenhängt. mit Martin verwerf ich auch sie.

630 müste *in* für *im* gelesen werden, um einen correcten anschluss an 613 zu gewinnen.

639 ist für die erzählung trotz ihrer cäsurreime weit wichtiger als die wirklich alberne str. 642, die Heteln zaghaft erscheinen lässt: *wie küene er doch wære*. Herwig hat die burg mit übermacht überfallen, und es wäre wunderlich, wenn der dichter dies nur aus 643 erraten liefse.

648 wird von Martin mit recht geschützt. sie stützt sehr glücklich den erfolg des einschreitens der Kudrun.

650 *über den sal* setzt voraus, dass Hetel und Herwig an der türe des saals, in dem sich Kudrun befindet, mit einander kämpfen, die feinde also bereits in den burghof eingedrungen sind, wie das nur die unechte str. 646 angibt und 647 nicht annehmen lässt. man sollte daher *über dem sal* lesen, so dass Kudrun von der zinne dem kampf zugesehen hätte, wie es sich auch 645 der interpolator denken wird.

681, 4 muss man *klageten* für *klagete* lesen. Kudrun weifs noch nichts, ist 682 nur um das leben ihres verlobten besorgt.

722 kann sich nur mit der der hs. gemäfsen lesart *sû*, die Martin durch *sit* ersetzt, und mit Müllenhoffs conjectur *Herwíc* für *Sifrit* an 687 schliessen und das resultat des feldzugs sum-

marisch angeben. der dichter hatte sich vielleicht nicht damit begnügt, aber aus den meistens mit innern reimen versehenen stropfen, die jene beiden trennen und die entwicklung der kriegerischen situation beschreiben sollen, dürfte es schwerlich gelingen, eine überzeugende auswahl echter, und wäre es innen gereimter zu treffen. auch hier mag die interpolation echtes verdrängt haben.

766—69 mit 2 cäsurreimen sind unentbehrlich, *disiu mære* 774, 1 bleibt sonst ohne beziehung.

777f sind von Müllenhoff zu einer strophe umgedichtet, um die cäsurreime und nebenbei den namen *Matelane* zu vermeiden. dieser name setzt die unechte str. 760, wo er methodisch eingeführt wird, nicht voraus; er erscheint so plötzlich und aus dem zusammenhang verständlich wie 235 *Campatille*. die *wolgetâne* ist natürlich Kudrun, die *si* 778, 1 die frauen die mit ihr auf der zinne stehn, und diesen gehört der klageruf an. mir fehlt jeder grund, die stropfen zu beanstanden.

783f. 787. 789. ohne diese 4 stropfen ist der hergang unverständlich und sogar anstößig. wie können Ludwig und Hartmut 791 ohne weiteres in das tor kommen, da 782 der angreifenden truppe eine gleiche zahl von verteidigern gegenüber steht? das licht in das die Hiegelinge damit gestellt werden, kann unmöglich in des dichters absicht liegen. die ausgeworfenen stropfen geben die beste auskunft: Hartmuts 1000 mann waren nur der vortrab der feinde, ihnen folgte nach 783,4 Ludwig mit der hauptmacht, und zwar nach 784,3 mit 3000 mann unter jedem seiner zeichen, also, wenn es deren drei waren, übereinstimmend mit der von Müllenhoff anerkannten strophe 736, wonach das ganze heer 10000 mann stark war. diese truppe von 9000 mann wird 184 von der burg aus in der ferne erblickt, sie kommt 187 *näher dar gegdn*, also zum sturm auf die feste abgesehen, nachdem man sie 184,1 hatte heran reiten sehen. die kämpfenden burgmannen, die sie nicht von weitem sehen konnten, wähten schon sicher zu sein, dh. den angriff abgeschlagen zu haben, da greifen Ludwig und Hartmut nach erreichter verbindung mit grofser überlegenheit an, indem sie *mit den schilden* gehn, dh. die schilde über den kopf halten gegen die projectile, mit denen uns 790 vielleicht sogar der dichter selbst bekannt macht; und bevor es den verteidigern gelingt,

nach vollendetem rückzug das tor zu schliessen (789,3), dringen die feinde hinter ihnen her ein. der hergang ist kurz, aber für damalige kriegsleute deutlich beschrieben. ihn kann ein verständiger erzähler unmöglich verschweigen, ohne Hetels mannen, die aus kübuheit ihrer königin weisung, hinter tor und mauer zu kämpfen, nicht befolgt hatten, empfindlich blofs zu stellen. nun haben leider die vier strophen, auf denen die deutlichkeit beruht, innere reime, wenn auch 387 vielleicht nachgetragene, da es nahe ligt *sinen* für *mære* und *heiles* für *gutes* zu lesen; aber für die unmöglichkeit, in der Kudrun mit der proscription der inneren reime durchzukommen, scheinen mir schon diese strophen entscheidend.

821—24, vier tadellose strophen, kann ich nicht für unecht halten, auch nicht Herwigs trähnen blofs darum, weil sie der interpolator 935 wiederholt. sie sind keiner epischen person unwürdig, und dass das weinen ansteckt, kann man noch heute nach der natur beobachten. um so besser tritt aus der allgemeinen wehmut Watens kalte entschlossenheit 825 hervor.

827—833. Wate hat vorgeschlagen, den bedrängten Mohren friede zu lassen, um das heer zur befreiung der Kudrun verwenden zu können. wenn nun die erzählung von 826 auf 834 springt, so ist das *also* der *suone* nicht im mindesten angegeben, und ein modernes rein logisches 'also' wird man nicht statuieren wollen. wie es zu der sühne kam, ist aber in den ausgeworfenen strophen sehr gut gesagt. 827 ergänzt Wate seinen rat dahin, dass die Mohren zuerst durch einen energischen angriff mürbe gemacht werden müssen, 828 erklärt Herwig als verbündeter seine erforderliche zustimmung, 829f enthalten dann die ausführung, 831 bis 33 die verhandlung, die zu dem friedensschlusse führt: und nun versteht man 834,1. so erscheinen denn auch hier drei strophen mit innern reimem 827. 31. 32 unentbehrlich, und wären in der tat ein bedauerlicher verlust für das gedicht. sehr gut wird 831 die verhandlung durch Irold im herben tone des siegers eröffnet, den der Mohrenkönig mit stolzern trotz erwidert, und dann durch den alten und weisen Frute in annehmbarer weise zum ziele geführt.

Es mag hier vorgreiflich erinnert werden, wie Irold aufer einigen indifferenten erwähnungen durch interpolatoren noch in mehreren fällen als vertreter der heldenjugend plötzlich mit guter

würkung auftritt. nur 866 im kampf, ohne sieger zu bleiben; 911 mit der frage, ob man auch die gefallenen feinde begraben oder den raben und wölfen preisgeben solle, womit er sofort von den *wisen* abgeführt wird; 1144 einen baum ersteigend und das feindesland erspähend mit voreiliger freude, als werde man schon morgen vor mittag dort sein, da doch der folgende ganze tag noch mit vorbereitung vergeht; 1502 mit menschlicher regung für die kleinen kinder in der eroberten burg, um mit Watens barbarischer logik zurechtgewiesen zu werden; endlich 1574 der ehre gewürdigt, die heimgekehrte Kudrun der mutter zuzuführen. vor Müllenhoffs kritik ist diese vom dichter mit glück erfundene nebenperson dreimal verschwunden, während er sie in der Hilde einmal in einer weise vorkommen lässt, die mir sehr bedenklich erscheint.

835f. Der anschluss der Mohren infolge der sühne ist ein gutes heldenhaftes motiv, das in beiden vorbergehenden stropfen deutlich vorbereitet wird. die rettung aller dieser stropfen würde die von 874 und vielleicht 913 nach sich ziehen.

837—39. Das bedenken das Hetel ausspricht musste jedem aufmerksamen hörer aufsteigen, da der auszug zu Herwigs unterstützung nicht auf schiffen geschehen war, wie auch vorher Herwig, Hetels grenznachbar (631), gegen diesen zu lande gezogen war und Hildens boten zu ihm über land reiten (812.14). der rat den Wate unter anwendung eines interessanten sprichwortes auf dieses bedenken weist, ist ein guter beitrag zu seiner charakteristik, die unter der ächtung der cäsurreime nicht nur dies eine mal leiden muss.

846,1 (vgl. 749,1) lässt schliesen, dass der rat ausgeführt ward, und ist darum nicht zu entbehren; aber mit dem religiösem pragmatismus, der 840—45 das mislingen des unternehmens auf den frevel gegen die pilgrime zurückführt, bleibe der dichter unbelastet. unter den *pilgerinen* hat man sich ein kreuzheer vorzustellen, wie sie dann und wann aus einzelnen ländern zu vorübergehendem dienste nach Syrien abgiengen; das hat bei einem dichter, der 211 aus geschichtlicher gegenwart das seit kurzem in den deutschen horizont gerückte Livland einführte, nichts ungläubliches. die seegewaltigen Mohren, die sich an die stelle der Normannen des 9 jahrhunderts schoben, mögen eine durch das französische epos vermittelte geschichtliche reminis-

cenzen sein; aber schon das mächtige Dänenreich ist eine unmittelbare aus den tagen des großen Waldemar.

853f zeigt sich dann die spur der pilgrime, indem an den segeln der ihnen abgenommenen schiffe von den Normannen kreuze erkannt werden. Müllenhoff hat 853 mit zuziehung von 855 umgedichtet, 854 getilgt; ich halte auch diese stropfen für echt und möchte nur 853,4 *sumeliche* für *si* einsetzen, wodurch der vers seine 5 hebungen bekäme. von der unmetrisch überlieferten zweiten hälfte von 854 müste nicht *an sinen kleiden* gestrichen werden, da es in fühlbarem gegensatz zu dem kreuz in den segeln steht. vielleicht: *manegen der daz kriuze truoc durch die gotes ere an stnen kleiden selten: des engulten die ûz Ormanie sere.*

856 hat sachlich mehr wert und ist trotz der cäsurreime des dichters würdiger, als die von Müllenhoff anerkannte folgende strophe.

859 ist mir nicht minder zweifelhaft als 857. die vorstellung, dass die seeschiffe auf eines speeres länge dem sande beikommen, ist zu unüberlegt, bei 856 darf man sich eine landung durch boote vorstellen; die ganze strophe ist unangenehm zusammengestoppelt.

864 kann vor 865 nicht wol fehlen, nachdem der erste act des zusammentreffens in 863 beschrieben ist. das seidene hemde von Abalin, das tüchtig gefüttert sogar wirklich schützen konnte, ist kein grund, die strophe zu verwerfen.

869 ist im gleichen falle wie 856, auch hier folgt eine von Müllenhoff anerkannte strophe von minderem wert. sie trägt durch gehaltlosigkeit bei übertriebenem und gesuchtem ausdrück für mich den deutlichen stempel der aftermuse.

874, die den Mohren ihre schuldige ehre antut, ergänzt die allgemeine schilderung der schlacht, die sonst in 872 etwas mager herauskommt.

878 hebt so an, als sei Hetel schon vor dem einbrechenden abend im nachteil gewesen, oder als sei sein fall eine folge des abnehmenden tageslichtes gewesen, was die meinung des dichters nicht ist, und v. 3 lautet gleich darauf so, als sei die lage der Normannen verzweifelt gewesen. v. 4 ist rein phrasenhaft. ich ersetze die str. durch die folgende:

879 lässt gleichfalls den tag zu ende gehn und leitet das hauptereignis, den fall Hetels, gebührend ein.

882 wird dadurch empfohlen, dass man etwas mehr von der Wirkung dieses Todesfalls zu hören erwartet als was 880,4 sagt. 'als Wate des Königs Tod vernahm' schließt an die *herzeleiden mære* genau an. was die innern Reime betrifft, so darf man wohl fragen, ob der Dichter nicht mit natürlicherer Wortstellung werde gesagt haben *limmen er begunde*; auch *in und die sînen alle* läge nahe zu vermuten, sowie 819 *von einem morgen vrûejen*.

885, 1. 2 ist von Martin mit Recht für unmöglich erkannt; Ortwin kann nur im letzten der erzählten Kriege auftreten. ich finde in v. 3. 4 nichts notwendiges, besonders wenn man

886 beibehält. dass es Nacht war, sieht man aus dem was geschieht und was 880 gesagt wird, und erwartet es schon aus 879.

892 ist nicht anzufechten. der Gegenstand der *sundersprache* ergibt sich aus dem was Ludwig sogleich zum Gesinde sagt.

893 verbindet sinnlos die Weisung lärm zu machen und sich zur Ruhe zu legen. Martin schlug Zs. f. d. Ph. 15, 216 vor *nû leget iuch niht ze tal*: ich stimme bei, nur ohne *iuch* vor *niht* zu behalten, das einfach für *niht* verlesen sein wird und auch ohne die Negation unerträglich ist.

894 dünkt mich wahrscheinlicher als 895, die in ähnlichem Geschmacke wie 960 brutalisiert. die Wehklagen der Weiber zu übertäuben reichten Trommeln und Posaunen hin. 897,3 ist nicht die erzwungene Unterdrückung der lauten Klage gemeint, sondern die Unmöglichkeit, den Hegelingen von der Flucht ihrer Feinde Kunde zu geben.

896 scheint mir das richtige Mittelglied zwischen 894 und 897.

903,1 dürfte *den* für *des* gelesen werden.

913 als genauere Ausführung von 912,4 ist nicht zu verwerfen, wenn die Mohren als Hilfstruppe nicht beanstandet werden.

921,2. 924,2. beide Umdichtungen Müllenhoffs schaden dem Gedichte. dass Wate mit Furcht einreitet, versteht man erst dadurch, dass die andern es sich gar nicht getrauen, mit ihrem Misserfolg der Königin unter die Augen zu kommen. 924 ist es lebendiger, dass man die Leute zu Waten eilen sieht, als dass seine nach 921 zu erwartende Ankunft berichtet und dann erst die Leute erwähnt werden. warum nicht lieber *gâhen* für *îlen* setzen, wenn der Reim wegfallen soll?

926 als ausbruch der klage Hildens wird 928,1 vorausgesetzt. ohne ihn ist Watens wendung vom volke zu der königin sehr hart.

952. 955. warum diese stropfen dem dichter gehören sollen, versteh ich nicht. die *si* in 952,1 stehn nach 943 völlig in der luft. beide stropfen sind weder von wertvollem inhalt noch glücklich in der form, und 952 bezieht sich offenbar auf die unechte 949.

1008. Wenn damit Kudrun gemeint wäre, würde sie sehr ungeschickt, nach denen die mit ehren herzoginnen wären, als eine fürstentochter hervorgehoben, und das ofenheizen wäre eine matte widerholung aus 996. es kann nur Hergard gemeint sein und die strophe muss mit 1007.9.10 fallen.

1012 vernehmen wir, wie Kudrun 1013 dazu kommt dem Hartmut entgegen zu gehn: er hat befohlen sie ihm zu zeigen. ohne diese begründung ist es unverständlich.

1019f enthalten die ausführung des *wirs* in 1018,4. das feuerzündn darf in verbindung mit dem kehren, das als neue schmach die hauptsache ist, sehr wol noch einmal vorkommen.

1023 ist nötig, weil man nicht annehmen darf, dass Hartmut während der neuen leidenszeit von 3½ jahren zugegen war. das neunte jahr in 1022 hat Martin gerechtfertigt: das jahr worin Kudrun gebracht war ist mitgerechnet, dazu 7 jahr *bevollen* sind 8, mit ablauf des achten naht es dem neunten.

1025 lautet so, als sei es mindestens zweifelhaft, ob Gerlind die heirat mit Kudrun wünsche, da doch ihre ganze zucht nur den zweck hat sie zu erzwingen. das konnte nur einem interpolator unklar sein. die strophe ist durch 1026 zu ersetzen, wo wenigstens der erste cäsurreim auf schwachen füßen steht.

1035f schliesen die verhandlung trefflich ab. Hartmut ist zornig geworden, Kudrun antwortet ruhig und mitleid weckend, wodurch sie zu dem neuen versuche durch Ortrun anlass gibt.

1038f. ohne diese ausführung bleibt das motiv mit Ortrun allzu mager. übrigens müste sie eingeführt sein; dies geschieht nur, aber hinreichend, indem Hartmut sie 1038,2 als schwester auredet.

1048 schließt sich mit *daz tete si alsó lange* nicht an 1043, wo Kudrun nichts getan, nur vernünftig geredet hat. wenn 1047, um die es nicht schade ist, ausfallen soll, weiß ich nur

mit 1045 zu helfen, indem ich in ihrem v. 4 lese *daz ir möhte* statt *d. in m.*, welches *ir* auf Ortrun zu beziehen wäre. dann ist *si* 1048,1 Ortrun, und ihr vergebliches tun ist es, das auf die länge den könig verdriefst. 1048,4 *ja strâfet ir mich dicke al ze sêre* ist auch ohne 1047,4 denkbar und kann 1847 geradezu veranlasst haben.

1067 empfiehlt sich als guter abschluss, charakteristisch für der heldin freudigen sinn im leiden, mit dem sie die weichere Hildeburg stärkt.

1071 wird von Martin nach Hahns vorgang aus dem guten grunde geschützt, dass sonst das *si* in 1075,1 ohne beziehung bleibt.

1098 empfiehlt sich nur durch das hübsche motiv mit dem falcken. dass Hilde weint, ist aber keine neuigkeit zum bestellen durch boten und kein neuer grund für Ortwin sich zu betrüben. ich halte vielmehr 1097 für echt, wo jedoch Ortwin, der hier zuerst vom dichter eingeführt wird, kenntlich gemacht sein müste. vielleicht hatte der dichter gesagt '*Hilde mîn muoter*', womit der zweck so gut erreicht wäre wie 1038 für Ortrun. v. 4 wird verstanden, wenn man an 1071 denkt, er will dann eigentlich sagen: 'ich denke so gut daran wie die mutter'.

1101. Ich glaube kaum, dass der dichter an dieser unvernünftig hohen ziffer für ein schiffheer schuld war. der interpolator erhöht sie freilich 1104 auf 70 000 und nochmals auf 80 000; aber der von 696—98 war sehr viel mäfsiger. nur Watens 1000 mann bleiben sich beide mal gleich wie 1411. 1453 und scheinen auf tradition zu beruhen.

1142 ist ohne grund verworfen. sie erklärt Watens rat in 1141,4. es handelt sich um eine unbemerkte landung, damit die nötigen vorbereitungen zum kampf getroffen werden können. dazu hat sich eine bergige, bewaldete und unbewohnte insel dargeboten, ein *houc* oder *berc in dem mere*.

1144f. Dass einer durch ersteigen eines baumes dem heer und den hórern die gewisheit verschafft, die königsburg von Ormanie vor sich zu haben, ist keine überflüssige erfindung, da 1140 unecht ist, also noch nichts davon gesagt war, und es geschieht damit nun auf die lebendigste weise. der innere reim gehört zu den verdächtigeren seiner art, man möchte eine andere

apostrophe als 'jungelinge' vermuten, da die sache alle und vor allen die heerführer angeht.

1155 kann wol auf 1152 folgen, wenn der hörer gefällig genug ist anzunehmen, dass Ortwin sich selbst angeboten habe, wovon er kein wort gesagt hat, aber ich fühle wol nicht allein, wie viel mehr der dichter durch die zwei schönen strophen 1153f gewinnt als durch die rechnung auf jene gefälligkeit. der innere reim beruht wenigstens in 1153 nur auf leicht wandelbarer wortstellung.

1156. Wate's begründeter widerspruch dagegen, dass beide könige ihr leben aufs spiel setzen, ist ein gutes motiv um deren entschluss zu heben. dass Wate *in zorne* spricht, sieht stark nach reimbedürfnis aus, seine worte entsprechen dem nicht.

1160 enthält einen zweiten punct der den mannen aufzulegenden verpflichtung, den der heldenhaft denkende dichter gewis nicht vergessen hat, und noch nötiger erscheint 1161 der dritte punct. der cäsurreim beruht hier auf einem affectierten und kaum verständlichen ausdruck für 'eh ihr um sie gekämpft habt'.

1174 könnte unmöglich scheinen, da die helden erst den andern morgen ausfahren. aber der vogel erzählt hier das gesicht künftiger dinge das er gehabt hat; 1185 sagt er die erscheinung von boten voraus, ohne sich auf dieses gesicht zu beziehen und die identität der boten mit jenen geschauten helden einzugestehn.

1184f sind aber nicht zu entbehren, weil 1207,4 von *dinen boten* als etwas bekanntem gesprochen wird.

1214f verdienen nicht zu fallen. es ist sehr hübsch, wie Herwig dem ersten etwas rauben anruf, den man dem jungen Ortwin zuschreiben mag, eine frage mit freundlicher beschwörung folgen lässt. 'obgleich es mich trähnen kostet' sagt Kudrun nicht mit beziehung auf drohende strafe, wie Martin meint, sondern weil sie nur mit schmerz ihre schamhaftigkeit überwindet, wie sogleich erklärt wird: 'sie gingen in ihren hemden'. der innere reim sieht recht nachgetragen aus, *diu vrouwe here* ist gerade hier wenig passend und klingt zu sehr an v. 8 an; der dichter mag gesagt haben: *sprach diu gotes arme*.

1256—58 sind gut und echt. den nächst liegenden gedanken, die wäscherinnen sofort in der barke mitzunehmen, hat der *vriedel*, der weniger zärtliche bruder darf ihn ehren

halb zurückweisen und gibt endlich den durchschlagenden grund dafür, dem sich Herwig ohne widerrede fügt. auch Kudrun kann nichts dagegen einwenden und bricht nur in einen formelhaften klageruf beim scheiden aus.

1264. Man sollte sich nicht bedenken, die 80000 nach 1101 auf 60000 zu reduciren, nicht aber *miner küenen* ergänzen, da Herwigs mannen nur ein kleiner teil des heeres sind; hier würde *ûzerkorne* passen. die 80 000 berechnen sich aus den unechten stropfen 1104 und 1120.

1306—9. Die Ortrun an der veränderten, sonst reichlich ausgeführten situation zu beteiligen, war meines erachtens für den dichter unumgänglich. 1307,4 ist *Hagenen* für *Waten* zu lesen wie 1281, 1309,4 *swer si dicke sâhe*.

1315 ist der abschluss für die scene mit Ortrun, die durch 1310f nichts mehr gewinnt.

1321f. Gerlind in der tragischen rolle der vergeblich warnenden ist 1319,4 so deutlich eingeleitet, dass man sie erwarten muss und durch die spätere beziehung auf das unheil kündende lachen in 1362 nicht befriedigt wird. von den innern reimen der strophe, worin sich Hartmuts rittersinn unzugänglich zeigt, sitzt wenigstens der erste sehr locker, da die mit Kudrun gefangenen sonst immer mägde heißen. auch 1331 ist dieses wort des reims wegen durch ein anderes ersetzt.

1372,4 der schwierigkeit glaub ich abzuhelfen durch den vorschlag *wirt é morgen âbendet künde*. vgl. 488,1.

1378—86. Mit diesen stropfen fiele wegen der inneren reime in 1381 und 1385 eine bedeutsame scene weg. kurz vor der katastrophe wird die gehässige gestalt der Gerlind mit gutem verstande gehoben, zuerst durch die von Hartmut zurückgewiesene warnung, jetzt durch den in der mittelalterlichen überlegenheit der verteidigung wolbegründeten rat, sich in der feste einzuschließen, womit sie von Hartmut in verhängnisvollem hochsinn abermals abgewiesen wird. es wiederholt sich damit das motiv von 779f, hier aber in reicher ausführung. zweifelhaft ist mir die echtheit von 1380, in der die abweisung in 1379 mit allzu herbem sarkasmus überboten wird, und 1383 wegen des ganz zusammenhanglos angebrachten vierten verses.

1388, wo Gerlind auf den abgewiesenen rat verzichtet hat und selbst zu dem widerratenen kampf im freien anfeuert, könnte

die scene gut abschließen, wenn nicht 'nu wäfenet iuch' nach 1376 zu spät käme.

1391 ist nötig, wenn nicht 1376 schlusstrophe des abschnittes ist, und schließt sich leicht an 1386. nach 1329 hat die burg 4000 mann besatzung. von diesen bleiben 1000 in reserve für Ludwig, der erst 1430 in die schlacht eingreift, 1390 kommt dadurch außer betracht, dass schon 1376 alle 4000 sich wäffen. gegen 1391 entsteht freilich das bedenken, dass die burg hier vier tore zu haben scheint, wie sie 1458—62 der interpolator annimmt, nämlich nach vier seiten, während in echten stropfen nur von einem tore die rede ist, wie wir es an allen hinlänglich erhaltenen burgen des mittelalters kennen. aber dass 3000 mann in vier colonnen und vier richtungen die festung verlassen, um sich draußen im angesicht eines übermächtigen feindes wider zu vereinigen ist eine vorstellung, die man dem verfasser von 1391, wer er auch war, nicht zutrauen kann. er dachte sich vielmehr vier tore in vier das innere der burg umgebenden mauerringen, die einen und denselben zugang zu ihr verwahren, also eines hinter dem andern. das innerste führt in den hof, um den *palas unde sal* liegen, das zweite in die voburg, das dritte und vierte verschließen an zwei puncten den zwischen mauern sich windenden weg zur burg.

1395 kann nicht echt sein. nach Watens erstem hornsignal hat eine tiefe stille keinen sinn mehr und Kudrun in der zinne hat hier keine bedeutung und folge.

1396 ist auch zu verwerfen: widerholt, was man 1391 gehört hat, füllt anderthalb verse mit dem verzwickten einfall, dass den obenstehenden die helme von freund und feind durch die fenster in die augen glänzten, und füllt zuletzt mit einer müßigen versicherung.

1426 schließt einen abschnitt, 1430 eröffnet einen andern, zwei gute stropfen, die zum nachteil der erzählung fehlen würden.

1466 hat einen jener rein phrasenhaften vierten verse, mit denen besonders die interpolation arbeitet: im augenblicke der höchsten spannung höchst unleidlich. ich glaube, dass 1469 auf 1465 folgte. Hartmut, von den seinen gewarnt vor Watens sagenhafter überkraft, stürzt sich dennoch in den schwertkampf mit ihm, wodurch sich die aristie, die ihm der dichter vor seiner gefangennehmung gönnt, vollendet.

1484. Ich habe keinen grund, mit Martin aus v. 1. 2 und 1486, 3. 4 eine strophe zu construieren. in 1486, 4 schwatzt Kudrun für mein gefühl recht absurd: Müllenhoff lässt mit recht 1487 auf 1484 folgen. Herwig hat Kudrun, die er sich noch immer als dienstmagd vorstellen durfte und die jetzt fürstlich gekleidet ist, erkannt, indem er auf ihren ruf antwortete. dass sie ihn unter seinen mannen nicht schon 1483 erkennt, muss der dichter verantworten. er mochte es auf den *melm* zurückführen, dessen 1468 der interpolator gedenkt.

1493, 4 setzt Martin zweimal *vor* für *von* und lässt die frage offen: von wem denn? schwerlich doch von Waten, der das scheiden so übel vermerkte. er überliefs seinen gegner den Seeländern und wante sich 1494 wider gegen die *porte*, die er vorher 1456 blockiert hatte. und dabei gieng er *vür den sal*. war es also die *porte* des saalbaus, die man im innern hofe zu denken hat? unmöglich, denn die burg wird erst 1496 gewonnen, und jetzt hatte es noch nicht ende 1495, 4. Wate muss also an der äusseren seite des saalbaus vorgegangen sein, an der der burgweg vorbei zieht und durch ein festes tor gesperrt ist. erst nachdem dieses und mindestens noch ein inneres gebrochen ist, kann die burg für gewonnen gelten, daher man auch *sit* 1496, 3 nicht als adverb, sondern als conjunction zu nehmen hat. es fehlt viel dass der dichter diese dinge klar beschrieben hätte, anschaulichkeit ist überhaupt nicht seine sache; eine anschauung davon muss er aber gehabt haben, mit der er sich nicht in widerspruch setzen durfte, und die er seinem ritterlichen publicum nicht zu geben brauchte, weil er sie voraussetzen konnte.

1495 ist nicht unecht, dient vielmehr dazu, dass Hartmuts gefangenschaft besser verstanden wird. er war mit seinen leuten zwischen Herwigs und Watens mannschaft eingeschlossen, die meisten sind erschlagen, ein rest hat sich mit dem könig ergeben.

1502f können an 1499 leicht anschliessen, und es ist wahrlich schade um den lebendigen individuellen zug bei Irold wie bei Waten.

1524 f sind nicht zu entbehren. nur aus 1524, 4 geht hervor was aus Gerlind geworden ist, und über das schicksal der Ortrun bei Watens so grell geschildertem wütten konnte der dichter unmöglich weggehn.

Der rest der 29 aventiure nach 1530 ist so zu sagen geschäftlichen inhalts, ohne poetischen wert nach wahrscheinlichen

keit construiert bis auf 1557—59, wo noch einmal Watens urwüchsige wildheit von Ortwin ziemlich matt zurecht gewiesen wird. die drei stropfen sind aber nicht wertvoll genug, um die langweilige erfindung zu rechtfertigen, dass Hartmut von dem schiffe, auf das er 1495 gebracht ist, zurück in die burg und wider auf das schiff geschleppt wird, noch dazu mit 500 schicksalsgefährten statt der 80 von 1495. ohne übergang würde also mit 1561 der letzte der abschnitte folgen, mit denen sich Müllenhoff so viel zu schaffen macht. meines erachtens sind sie einfach vom stoffe bedingt und haben keine eigentlich technische bedeutung, obgleich ihr anfang in einer guten erzählung jedesmal mehr oder weniger bemerklich werden musste. für einen vortrag des sängers oder lesers sind sie fast alle zu kurz und unselbständig, und redensarten wie *nu lāzen wir beliben*, *nu swigen wir der degene* 630. 1071. 1165 konnten mitten in einem vortrage vorkommen. die frage nach der einteilung muss darauf gerichtet sein, auf wie viele vorträge der dichter sein werk berechnet habe, die man lieder neunnen mag, und wo deren fugen seien. das mære von Hilde, das sich zu dem von Kudrun verhält wie Gahmuret zu Parzival und von jenem schon 587 durch einführung Hetels als einer bekannten person vorausgesetzt wird, ist für ein lied nicht zu lang, wol aber das von Kudrun. in diesem ist nun ein neues lied oder vortrag 1335 mit dünnen worten angekündigt: mit *Nu hæren wir ein mære, des haben wir niht vernomen*. ein zweites kann nur 956 begonnen haben: *Ludewic der vrie sine bürge sach*. beide setzen die vorhergehenden voraus. das erste hat eine abgerundete handlung, das zweite schließt mit der frohen hoffnung der gefangenen auf den nächsten morgen; das dritte kommt mit den 42 stropfen, die man eine fortsetzung nennen mag, dem ersten an länge ohngefähr gleich, das zweite ist das längste, doch nur $\frac{2}{3}$ so lang wie das 'mære von der Nibelunge nôt', das uns am deutlichsten abgemessen vorliegt und füglich in vergleich kommen kann.

Alsbach im november 1908.

M. RIEGER.

EIN NEUES BLATT DER IDSTEINER SPRÜCHE DER VÄTER.

Auf die 'Sprüche der Väter', eine blütenlese aus den Kirchenvätern in deutschen versen, hat Karl Roth¹ zuerst 1850 hingewiesen; er beschrieb die aus Idstein stammende hs. und gab gleichzeitig einige verse (72—87) als probe. wenige jahre später gab er dann das ganze gedicht, soweit es bekannt war, heraus². diese ausgabe ist aber offenbar recht ungenau³. umso bedauerlicher ist es, dass die benutzte hs. verschollen ist; in Wiesbaden befindet sie sich nicht, und auch ein noch in Idstein angefertigtes verzeichnis führt sie nicht auf. dagegen befindet sich im Kgl. staatsarchiv zu Wiesbaden ein aus akten abgelöstes blatt derselben hs. (Mss. abt. C nr. 26), dessen benutzung mir in entgegkommendster weise gestattet wurde. das blatt hat die gröfse 8:15 cm, der spiegel 5¹/₂:9¹/₂ cm. jede seite enthält 16 zeilen; die verse sind nicht abgesetzt, doch meist durch reimpunkte gekennzeichnet; auch die namen der kirchenväter stehn im laufenden text, doch sind sie rot geschrieben. ein wagerechter schnitt durch die zehnte zeile, der das blatt in zwei teile teilt, tut der lesbarkeit keinen abbruch; dagegen hat der untere teil der rückseite so gelitten, dass die schriftzeichen teilweise nur noch zu erraten sind. In der mitte befindet sich eine druckfalte, senkrecht von oben nach unten gehend.

Die hs. trägt die merkmale des 13 jh.s; die dichtung gehört aber nach reimtechnik und versbau der ersten hälfte des 12 jh.s an. beachtenswert scheint mir, dass zwar dreihebige verse, die mit $\cup \times$ schliessen, nicht selten sind, dass dagegen die dreihebigen mit einsilbig stumpfem reimschluss verschwinden, wenn man für das relativum die an andern stellen geschriebene form swer so durchführt und in weiteren zwei fällen durch duruh ersetzt.

¹ Kleine beiträge zur deutschen sprach-, geschichts- und ortsforschung, herausgegeben von dr Karl Roth. 1 heft. München 1850. s. 36 ff.

² Bruchstücke aus Jansen des Eninkels gereimter weltchronik nebst einem anhang, die sprüche der väter enthaltend. München 1854.

³ so steht in der ausgabe zweimal ie (v. 84 und 85) für io in den Kleinen Beiträgen.

Zur bestimmung der heimat des verfassers steht kaum mehr zur verfügung als die reime lon : rûm (43. 44), schon-heit : geit (hs. gent 63. 64) und stric : fe-it (41. 42). sie gestatten immerhin den schluss, dass der dichter in der Rheingegend zu hause gewesen sein wird. auch innerhalb der verse herrscht md. mundart, und zwar so ausgesprochen, dass das gedicht sprachlich einer von der obd. sprachgrenze ziemlich weit entfernten gegend angehören muss. die form worten (v. xxxvi) gehört dem gebiet südlich der rþ/rd-grenze an. gegen Hessen spricht (nach Weinhold Mhd. gr. § 161) die form bit für mit, gegen Mittelfranken die pronomina iz, daz, waz, sowie das b im inlaut für mfr. v. man wird demnach das nördliche Rheinfranken oder das südliche Moselfranken für den dialekt in anspruch nehmen.

Für die dichtung ist besonders Gregor benutzt. die überschriften können teilweise irreführen. so sind zweimal von Gregor angeführte bibelstellen ausschlaggebend für die überschrift gewesen (s. u.) die anordnung ist sachlich; auf sprüche gegen die geschwätzigkeit folgen andere gegen die ruhmsucht usf. an das neu aufgefundene blatt schliessen sich unmittelbar die von Roth publicierten stücke: (daz du fle-) his den rûm an. man müste allerdings nach dem sonstigen sprachgebrauche des gedichtes flihis erwarten, aber der wechsel von i mit ê als monophthongierung von ie ist nicht beispiellos (vgl. zb. das mfr. Legendar). reimlos ist schon der vorhergehnde vers, und auferdem bieten die verse 136—139 hierfür ein analogon.

Im folgenden sind die undeutlichen buchstaben durch cursivdruck ausgezeichnet. die interpunction rührt von mir her. ich füge einige stellen aus Gregor und Isidor an, die dem dichter vorgelegen haben.

1. in schilt.

sprich zu gode, wi file du wilt.

Reines menschen cusche mut

swiginde seldin ubil dût.

v. du habis ni so reinen gedanc,

claffis du fila¹, er wird cranc.

Swer sunden wil firmiden,

der sal lernen swigen.

Fun warheide reden under wilen²,

¹ hier ein reimunct.

² hier fehlt der reimunct.

x. Iugenen flovch zu allen ziden.

Swaz du helis habis,

des geswic, nimanne sagiz.

Des du selbe¹ nit in math² geswigen,

sagit daz ein ander³, du salt iz ime nit wizen.

xv. Man sal luzil luden

sinis hercē hele dudin.

Swer wola swigen kan,

den mach man sin hele wizen lan.

Ein dor, biz er⁴ swigit,

xx. so hat man in for wise.

Reidit ein wise man fil ane not,

man hat in for einen dor.

Swer wola swigen kan,

der dunkit mich ein wise man.

... sic plerumque stultus,

si tacuerit, utrum sapiens est,

an stultus, absconditur.....

Unde et per Salomonem dicitur:

Stultus, si tacuerit, sapiens putabitur (*Prov. xvii 28*).

Gregorii Moraliū l. xii c. xiv.

Migne 75, p. 970.

Gregorius⁵.

xxv. Bit⁶ unnuzen worten, di man dut,

firlusit man, was man gudes dut.

Er dinit gode ane not,

der uile geredit, sprach scē iacob.

Jacobus⁵.

Swer so lobe dine⁷ werch,

xxx. si sollin dich dunkin nithis wert.

Bezir ist dir ein⁸ scheldin,

in dregis du iz ane geldin.

Danne du dich lobin liozis uñ

waris wenic,

Du salt é di minre gudis frun.

1. daz du fle[his den rûm.]

Bei Gregor, Reg. past. iii, xiv

(Migne 77, p. 74) werden die

stellen angeführt: Si quis pu-

tat se religiosum esse non

refrenans linguam suam, sed

seducens cor suum, huius

vana est religio (1 26) und

Sit omnis homo velox ad au-

diendum, tardus autem ad lo-

quendum (1 19). andere stellen,

die irgendwie zu dem gedicht

passen, finden sich nicht im

Jakobusbrief.

Für die schon länger bekannten stücke kann ich noch folgende quellen nachweisen:

19. fluch den lob, er ist rovberre
allir gudin dede.

Quasi latrunculus quippe est

appetitus laudis humanae, qui

¹ durch die zeile geswic — selbe geht der schnitt.

² zwischen

in und math rasur.

³ hier reimunct.

⁴ mit er beginnt die rûckseite.

⁵ der name rot.

⁶ die initiale rot mit grün.

⁷ durch die zeile

iacob — dine geht der schnitt.

⁸ in der hs. folgt ausgestrichenes sche.

Lob sizit an dir strazen,
die zu himele geit, unde lagit;
Unde hat manigeme genûmen,
da mide er zu himele solde
kûmen.

recto itinere gradientibus ex
latere iungitur, ut ex occultis
educto gladio gradientium vita
trucidetur¹.

Gregorii Moraliûm l. ix c. xxv.

Migne 75, p. 879.

43. Lob ist guder dede lon,
swer di dut durch lobis rûm;
Deme der lob nit lib in ist,
swi man in lobe, er in uellit nit.
Sweme der lob beginnit libin,
der wil alle sine gut-dat firlisen.

Quid enim cunctis suis operi-
bus hypocrita sperat, nisi ho-
noris reverentiam, gloriam
laudis, a melioribus metui,
sanctus ab omnibus vocari . . .
Nequaquam quippe mentis
eius intentio in illa gloria
figitur, quae sine fine possi-
detur, sed cum transitoriis
favoribus inhiat, perdit per-
cipiendo, quod laborat.

Gregorii Moraliûm, l. viii c. xlii.

Migne 75, p. 843.

Salomon.

49. Sagis du etwanne dine gut-dat,
du imanne gebis rat;
Din gut-dat ist ferloren nit.
salomon alsus quit:
'Ferborgen wisheit unde ferbur-
gen gut.
war zu sint di zwei gut?
waz douch ein bûrnende lith,
fun deme niman gesihit?

Admonendi namque sunt ii,
qui cum praedicare utiliter
possunt, immoderata tamen
humilitate refugiunt. . . . Unde
et bene quidem sapiens dicit:
Sapientia abscondita et the-
saurus invisus, quae utilitas
in utrisque? (*Eccli. xx 32*),
Greg. Reg. Past. iii c. xxv.
*Migne 77, p. 96. Gleich da-
rauf führt Gregor den salo-
monischen spruch an: Qui
abscondit frumenta, maledi-
cetur in populis. daraus er-
klärt sich die überschrift.*

70. Ane andere gude werc
ist fasta luzil schazis wert.

Qua in re pensandum est
virtus abstinentiae, quam par-

¹ vgl. *Walther von der Vogelweide* 26, 13 ff.

- va respicitur, quae nonnisi ex aliis virtutibus commendatur. *Gregorii Reg. Past. III c. XIX. Migne 77, p. 82.*
72. Swer fastit unde dut doch bose
dat,
der folgit deme diſſile nach,
der ni brodis inbeiz,
unde birnit doch durch ander
sine bosheit.
- Jejunia cum bonis operibus Deo acceptabilia sunt. Qui autem a cibis abstinent et prave agunt, daemones imitantur, quibus esca non est, et nequitia semper est. *Isid. Hispal. Sententiae II XLIV. Migne 83, p. 652.*
84. So du di hant io dikir zu deme
munde bûdis,
so du adamis sundin io dicker
irnuwis,
Gregorius.
der uns half in dise not,
. .
- Tanto enim longius a secundo patre receditur, quanto per immoderatum usum, dum manus ad cibum tenditur, parentis primi lapsus iteratur. *Gregorii Reg. Past. III c. XIX. Migne 77, p. 82.*
94. swer fleis odir win
durch got lezit sin,
der urdeile den nit,
der iz izit unde drinkit.
- Qui non manducat, manducantem non iudicet (*Rom. XIV 3*). Bonum est non manducare carnem, neque bibere vinum, neque in quo frater tuus scandalizetur (*Rom. XIV 21*). *Beides angeführt bei Gregor, Reg. Past. III 19. Migne 77, p. 81 und 83.*
- Rixdorf, nov. 1908.
- WILHELM MIETHKE.

ZUR CHRONOLOGIE DER HÖFISCHEN EPIK.

Bei der peinlichen unsicherheit welche noch immer über der absoluten sogut wie über der relativen chronologie unserer litterarischen production in den beiden letzten jahrzehnten des 12 jh.s waltet, mag die nachfolgende beobachtung, die ich vor langen jahren, unmittelbar nach dem erscheinen von WFörsters textausgabe von

Kristians von Troyes 'Erec und Enide' gemacht habe, deren bedeutung mir aber erst in letzter zeit klar geworden ist, der besonders mitteilung wol wert sein.

Wenn wir in Lichtensteins einleitung zum Eilard die zeugnisse durchmustern (s. cxcii), welche für die bekanntschaft mit dem norddeutschen 'Tristrant' sprechen, so fällt es auf, dass neben Wolfram, Gottfried und Ulrich von Zatzichoven, welche die frühe verbreitung des werkes nach Süddeutschland bezeugen, der name Hartmanns von Aue fehlt. aber das argumentum ex silentio ist mit recht in einen miscredit gekommen, den ich ihm in diesem fall nicht nehmen möchte — und nicht zu nehmen brauche. denn ich kann zum glück den nachweis liefern, dass Hartmann wirklich, als er den 'Erec' schrieb, den 'Tristrant' Eilards nicht gekannt und, vorsichtig ausgedrückt, die vertrautheit mit dem stoffe, falls er ihm persönlich aus der französischen litteratur bekannt gewesen sein sollte, bei seinen lesern nicht vorausgesetzt hat.

Chrestien spielt im ersten teile seines werkes wiederholt auf die helden des berühmten liebesromans an, indem er sie vergleichend herbeizieht:

v. 264 *por voir vos di qu' Iseuz la blonde
n' ot tant les crins sors ne luisanz
que a cesti ne fust neanz.*

und v. 1248 *la ou Tristranz le fier Morhot
an l' isle saint Sanson vainqui,
con l' an feisoit d' Erec iqui.*

Hartmann aber, v. 323 ff und v. 1284, lässt beide erwähnungen seiner quelle fort! daraus ergibt sich mit hoher wahrscheinlichkeit, dass ihm der 'Tristrant' des Eilard von Oberg damals noch nicht bekannt war.

Wenn nun ihm gegenüber Ulrich im 'Lanzelet' den *Tristrant* — eben in dieser für Eilard zeugenden namenform — an zahlreichen stellen (s. Lichtenstein s. cxcv) nennt (wobei ich hervorhebe, dass die Wiener hs. die form mit *-rant* sicher stellt) und dazu v. 8089. 8093 das liebespaar *Tristrant* und *Isalde*, so spricht das, ohne ein stricter beweis zu sein, doch sehr dafür, dass es bei der alten, durch Gruhn Zs. 43, 265 ff angefochtenen reihenfolge 'Erec' — 'Lanzelet' bleiben muss, für die ja auch Zwierzina bereits triftige neue gründe beigebracht hat (Zs. 45, 367 f). dass Ulrich vZatzichoven aus besondern ursachen litterarische kennt-

nisse vor Hartmann vorausgehabt haben könne, wird man kaum als ersten einwand aufstellen.

Und da weiterhin Hartmann die 'Eneide' bereits im 'Erec' kennt und ihre bekanntschaft voraussetzt (Behaghel s. ccxii), so steht jedesfalls fest, dass jenes publicum für welches er im anfang der 90er jahre seinen erstlingsroman schrieb, wol das werk Heinrichs vVeldeke, nicht aber das des Eilard vOberg kannte.

Wo haben wir nun dieses erste publicum Hartmanns zu suchen?

In der Festschrift für Kelle s. 399ff hab ich die entstehung des gedichtes von der 'Guten Frau', dessen verfasser den ganzen Parzival gelesen hatte und also schon deshalb gewis nicht vor 1210 geschrieben haben kann¹, an den hof des markgrafen Hermann v von Baden gesetzt. die bekanntschaft dieses dichters mit Eilard (die schon Lichtenstein festgestellt hatte) hab ich um so natürlicher gefunden, als Hermann zur gemahlin die braunschweigische prinzessin Irmingard (* 1203), die tochter des pfalzgrafen Heinrich und enkelin Heinrichs des Löwen hatte. ich vergafs die bedeutsame tatsache hervorzuheben, dass es ein vatersbruder der markgräfin Irmingard, der herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg war, welcher dem Arnold von Lübeck das '*opus satis onerosum*' aufbürdete, den 'Gregorius' Hartmanns von Aue '*de teutonico transferre in latinum*'. kann man diesen litterarischen austausch, der den Niedersachsen Eilard an einen oberrheinischen, den Schwaben Hartmann an einen unterelbischen hof führt, den persönlichen beziehungen der Zähringer und der Welfen zuschreiben, so geht es doch nicht an, als seinen ersten ausgangspunct die hochzeit der prinzessin Irmingard anzusetzen: denn während diese 'um 1220' stattfand, ist herzog Wilhelm bereits am 12 dec. 1213 gestorben (s. PZimmermann Stammtafel des hauses Braunschweig, Braunschweig o. J. [1909]).

Wol aber möcht ich mit einer leichten modification den hinweis auf die Zähringer auch für Hartmann nachdrücklich erneuern. die tatsache, dass der dichter der 'Guten Frau' alle vier epischen werke Hartmanns gekannt hat, ist mir (Festschrift s. 351f) merkwürdig genug erschienen, um auch den größern dichter, den jener nachahmte, zu dem markgrafen Hermann v (1190—1242) in beziehungen zu bringen. ich habe das nur als eine vermutung

¹ wie die dissertation von WEigenbrodt (Jena 1907) wollte.

ausgesprochen, und ich hoffe diese Vermutung annehmbarer zu machen, indem ich den Rahmen nachträglich etwas weiter spanne. Wir brauchen uns nicht auf den Markgrafen Hermann zu beschränken, wir können auch den weitem Kreis der Zähringer in Betracht ziehen, die Herzogliche Familie mein ich, die für den Dichter der 'Guten Frau', der einen 'Markgrafen' als seinen Anreger nennt, ausschließen mußte. Auch zwischen ihr und den Welfen haben mehrfache Familienbeziehungen bestanden. u. a. hatte Berthold III eine Tochter des Welfenherzogs Heinrichs des Schwarzen (Sophie, die Vaterschwester Heinrichs des Löwen) zur Frau, und war Heinrichs des Löwen erste Gemahlin Clementia, von der er 1162 wegen zu naher Verwandtschaft geschieden wurde, die Tochter Herzog Konrads von Zähringen. deren Brudersohn Berthold V, der letzte zähringische Herzog, der 1186 zur Regierung kam und 1218 starb, ist uns als Gönner des Alexanderdichters Berthold von Herbolzheim bezeugt; für seine zweite Gemahlin Clementia dichtete ein unbekannter Jene (Wallersteiner) Margaretenlegende, welche Bartsch (Germanist. Studien I 1 ff) voreilig dem Freunde Rudolfs von Ems 'Hern Wetzell' zuschreiben wollte. Die Möglichkeit, dass Hartmann von Aue, dessen sämtliche Werke sich anscheinend um 1220 in der Bibliothek des zähringischen Markgrafen Hermann V befanden, in näheren Beziehungen zu Herzog Berthold gestanden habe, darf jedenfalls im Auge behalten werden neben der andern, dass eben der Gönner des Dichters der 'Guten Frau' auch der Gönner von dessen Lehrmeister Hartmann gewesen ist.

Bestätigt sich meine Vermutung, dass Hartmann in nahen Beziehungen zu zähringischen Hofkreisen stand, so hat die Tatsache, dass er im 'Erec' vom 'Tristrant' noch nichts wußte, mit dem doch ein jüngerer Dichter eben dieses Kreises (der Verfasser der 'Guten Frau') wohl bekannt war, für die Chronologie Eilards eine nahezu entscheidende Bedeutung: der 'Tristrant' kann dann nicht gut vor der 'Eneide' und gewiss nicht vor 1190 ediert worden sein! Die wahrscheinliche Reihenfolge wäre: 'Eneide' — 'Erec' — 'Tristrant' — 'Lanzelet', wobei 'Erec' und 'Tristrant' zeitlich annähernd zusammenfallen oder auch den Platz tauschen mögen, doch so dass keines der beiden Werke vom andern beeinflusst worden ist. wol aber bestehn solche Beziehungen rückwärts vom 'Erec' zur 'Eneide', vom 'Tristrant' zur 'Eneide', vom 'Lanzelet' zu 'Eneide', 'Erec', 'Tristrant'.

EDWARD SCHRÖDER.

BARDITUS.

Forbjörn hornklofi schildert in den ersten erhaltenen stropfen seiner Glymdrápa¹ Haralds aufbruch von Drontheim südwärts gegen die könige Húnpjóf und Nøkkvi. in str. 4 lässt er die schlacht bei der insel Sólskel entbrennen: eine steife brise hat die flotte des eroberes südwärts getrieben —

ok alsnæfrir jófrar

orðalaust at mordi —

endisk rauðra randa

rødd — dynskotum kvøddusk

,und die tatbereiten fürsten grüfsten einander wortlos — es verstummte der roten schilde stimme — zum streite mit dröhnschüssen’.

Die verse malen das gehörsbild des beginnenden kampfes. während die ‘schildstimme’ über das meer verhallt, krachen bereits die ersten schüsse gegen bord und waffen des feindes. es ist der typische verlauf, dass das treffen durch einen hagel von geschossen eröffnet wird. aber unsere stelle sagt mehr als das: die ‘schildstimme’ geht der *skothrið* noch vorher. was kann diese schildstimme anderes sein als der taciteische barditus, der mit vor den mund gehaltenen schilden zu beginn des kampfes angestimmt wird?

Die isländische gelehrtentradition fasst freilich unsern helming anders auf. weil man neben *randa rødd* auch *hjørrødd* und ähnliche composita hat, geht sie davon aus, dass der lärm der schilde, ihr krachen und knirschen, gemeint sei. daraus ergibt sich dann die frage: was heisst *endisk*? der schildlärm kann doch nicht zu beginn des kampfes enden? diesem widersinn suchte Egilsson zu entgehn, indem er für *endask* an unserer stelle die bedeutung ‘ad finem manere, durare’ annahm. zur stütze fand er einen zweiten beleg bei Bølverk (11 jh., Hkr. III 111): *endisk ykkar frænda allfriðliga á miðli sætt, en síðan vætti Sveinn rómqldu einnar*. bleiben wir zunächst bei dieser angeblichen parallele. der skalde feiert die versöhnung zwischen Harald dem Gestrengen und Magnus. dabei schweben ihm die geläufigen formeln für den ausbruch der feindseligkeiten vor wie *sætt gekk sundr, rofisk hafa sáttir, sleit frið*, und er sagt bedeutsam ‘hier nahm der friede einmal ein friedliches ende’. hatte doch noch jüngst der vertrag zwischen Harald und Svein Astriðarson einen ganz andern ausgang gehabt. auf dieses vorspiel wird deutlich hin-

¹ ed. FJónsson in Den norsk-islandske skjaldedigtning (1908).

gewiesen in den schlussworten: Svein muss jetzt auf krieg gefasst sein, das wird der einzige (*einnar*) krieg sein, der auf diese *sætt* folgt¹. es steht mit dieser strophe wie mit andern an. dichterstellen: ihren wahren gehalt gibt sie erst her, wenn man mit dem sinn der worte ernst macht. wer sie in salzlose prosa verwässern will, veründigt sich nicht blofs an dem dichter, sondern auch an der sprache.

Ebenso verhält es sich mutatis mutandis mit der parenthese bei Þorbjörn. aus Egilssons 'durare' wird bei Wisén ein 'sufficere', und entsprechend übersetzt Finnur Jónsson Hkr. iv 31 'de røde skjoldes stemme (klang) var 'mer end nok', Skjaldedigtn. B 20 'de røde skjoldes klang var tilstrækkelig'. doch scheint FJ. diese übersetzung nur als einen notbehelf zu betrachten. so glaub ich wenigstens seine worte deuten zu sollen 'endask kan her kun betyde være tilstrækkelig'; kann, das heifst doch wol 'es bleibt nichts anderes übrig'. in der tat wird der zusammenhang bei dieser auffassung, gelinde gesagt, höchst empfindlich geschädigt (von der sprachlichen möglichkeit vorerst nicht zu reden). der dichter zeigt uns erst die segelnde flotte, dann den ausbruch des kampfes durch den speergrufs der kämpfer, und dabei sollte er in einem eingeschobenen satze des folgenden handgemenges gedenken? ein solcher einschub würde die ganze plastik des bildes verwischen. er wäre auch dann unerträglich, wenn man ihn etwa als ausmalung der gleich darauf genannten *dynskot* nähme; wie müfsig wäre diese ausmalung. dazu kommen im engeren sinne stilistische gegengründe. unsere parenthese gehört in eine reihe mit jenen bei skalden so beliebten malenden zwischensätzen: *óx víðar morð, hildr óx víð þat, flugr óx vigra, óx geira gnyr, þreifsk reiddra óxa rymr* (die letzte phrase gebraucht Þorbjörn selbst 7, 1), lauter dramatische anspornungen der phantasie. der kampf schwillt immerfort an. ein gegenstück liefert der Helgidichter mit seinem *Uddi randa rym* (HHu. I, 17, 3); das lässt sich direct mit Þorbjörns *endisk* vergleichen, auch das abschwellen ist eine sinnliche vorstellung, ein farblos schilderndes 'genug war der schildlärm' würde davon sehr abweichen. man achte auch

¹ man muss also FJónssons bemerkung, *Bólverk* erwähne hier das vorausgegangene mit keinem worte (Lit. hist. I 366), dahin berichtigen, dass die strophe auch in bezug auf die vorgeschichte des vergleichs in vollem einklang mit der tradition steht.

auf die phraseologie des umgebenden satzes: die fürsten grüßen sich wortlos mit dröhnschüssen. wortlos (*orðalaust*) ist dieser grufs, weil die stimme (*rǫdd*) verhallt ist (*endisk*). dies *orðalaust* wäre zwar auch ohne die parenthese begründet — man vergleiche den *vág vindlaus* Yt. 1, 7, die *siglur saums andvanar* Rdr. 5, 3 —, aber die übereinstimmung der bilder ligt durchaus in der art der guten skaldischen phraseologie.

Dies alles unter der voraussetzung, dass eine übersetzung wie die FJónssons überhaupt rein sprachlich möglich wäre. sie würde, wie wir sahen, dem dichter jedenfalls keine ehre machen. was nun das sprachliche betrifft, so kennt allerdings die prosa neben *endask* 'aufhören' (s. Egilsson, Cl.-Vigf.) ein *endask* 'hinreichen' (Fritzner I 331a). die zugrunde ligende vorstellung ist hier aber offenbar 'das ende oder ziel erreichen'. an den lexikalisch gebuchten stellen kann man entweder übersetzen 'bis zu ende vorhalten', oder der zweck (*til*) bzw. die person (dat.), der die handlung zu gute kommt, wird ausdrücklich dabei genannt (dies immer dann, wenn es sich nicht um ein deutliches ende in zeit oder raum handelt). daraus ergibt sich, wie weit Þorbjörns gedanke und ausdrucksweise von den prosabelegen absteht. es bliebe abzuwarten, ob jemand eine wirkliche parallele zu dem 'hinreichenden schildlärm' beizubringen vermöchte, eine stelle, wo auch der begriff 'sufficere' so völlig in der luft schwebte. und auch dann noch hätten wir den weiten abstand zwischen einem um 900¹ dichtenden skalden und einem schriftsteller des 13 oder 14 jahrhunderts.

Unser ergebnis ist: zur zeit des Harald hárfagr kannte man in Norwegen noch das rufen in den vorgehaltenen schild zur einleitung des kampfes. später ist der ausdruck *randa rǫdd* nicht mehr richtig verstanden worden. ihn umdeutend, hat man *hjörrǫdd* und ähnliche umschreibungen für 'kampf' nach ihm gebildet. auch das *liddi randa rym* des Helgidichters ist vielleicht eine reminiscenz an Þorbjörns *endisk randa rǫdd*. das *heróp*, das man in christlicher zeit vor dem treffen erhob, ist jedesfalls ohne schildresonanz gewesen.

¹ ich gesteh, dass die hier vorgetragene beobachtung mir den glauben an die 'echtheit' der Glymdr. erheblich gestärkt hat.

DIE KLINGENDEN REIME BEI HARTMANN, GOTTFRIED UND WOLFRAM.

INHALT.		Seite
I. Beispiele: <i>pîn</i> und <i>pîne</i>	} bei Wolfram	113
<i>triuwe</i> : <i>riuwe</i>		115
II. Die klingenden reime		
bei Hartmann		119
	tabelle s. 120	
bei Gottfried		122
	tabelle s. 122	
bei Wolfram		124
	tabelle s. 125	
III. Beispiele: 134		
-ære		134
-êre		136
	-êren -êret -êrte(n)	137
-uote(s)		137
-unde(n)		138
	umgelautete conjunctive im reim bei Gottfried	139

Aus einer reihe von einzelbeobachtungen hauptsächlich über Wolframs wortgebrauch hatte sich mir schon früher ergeben, dass sich das zahlenverhältnis zwischen stumpfen und klingenden reimem vom Parzival zum Willehalm und schon innerhalb des Parzival merklich zu gunsten der letzteren verschoben haben müsse. als beispiel einer solchen beobachtung diene das substantivum *pîn* bzw. *pîne*. ich gebe zunächst eine übersicht über die sämtlichen belegstellen, ohne *pîn* und *pîne* zu trennen, da sich die grenze zwischen beiden nur ausnahmsweise sicher ziehen lässt¹. die zweisilbigen formen, die für das fem. *pîne* allein in betracht kommen, mache ich durch angabe der endung oder auf andere weise besonders kenntlich, wozu bemerkt sein mag, dass der endungslose dativ sg. von *pîn* P. 400, 26 und 521, 1 belegt ist.

¹ Lachmanns text kennt nur einen unzweideutigen beleg für das fem. *pîne*: Tit. 93,1, die überlieferung aber noch zwei weitere: Wh. 238,2. 329,4. wenn nicht an allen übrigen, so doch an den meisten und besonders an den früheren stellen wird man die zweisilbigen formen *pîne* und *pînen* für das masculinum in anspruch nehmen müssen.

pîn, pîne:

- P. I 8, 20. 17, 10. 23, 23. 27, 8 (-e). 47, 22. 55, 27.
 II 79, 26. 96, 11. 98, 22. 108, 20. 115, 4.
 III 136, 14. 141, 16. 158, 30. 172, 28. 174, 1 (dat. sg.).
 IV 183, 2. 198, 16. 201, 30. 205, 22. 220, 10.
 V 224, 8. 246, 8. 271, 16. —
 VI 296, 12. 298, 22. 300, 18. 312, 18. 317, 20. 318,
 23. 326, 18. 328, 30.
 VII 342, 22. 343, 18. 349, 30. 365, 26. 367, 22. 369,
 12. 376, 25. 380, 8 (-e). 385, 5. 386, 5 (-e).
 VIII 400, 26. 407, 4. 411, 20. 412, 4 (-e). 414, 9. 420,
 21. 431, 26. —
 IX 435, 29. 473, 21.
 X 508, 16. 521, 1. 528, 24. 531, 8 (-e). 544, 14. —
 XII 583, 28. XIII 673, 24.
 XIV 696, 8. 710, 22. 713, 14. 723, 22. 730, 1. 733, 24.
 XV 759, 6. 768, 10 (dat. pl.). XVI 787, 2 (-e). 811, 22.
 Wh. I 32, 4. 36, 30 (-e). 50, 14 (-e).
 II 103, 16 (dat. pl.). — III 122, 24.
 V 238, 2 (-e, s. s. 113 anm. 1). 266, 23.
 VII 324, 2 (dat. pl.). 329, 4 (dat. sg. s. s. 113 anm. 1). 335, 4
 (-e). 347, 26. 361, 14 (-e). VIII 369, 22 (-e). 383, 26 (-e).
 Tit. 84, 3 (-e). 93, 1 (dat. sg. fem.). 93, 4. 111, 4 (-e).
sich pînen (nur inf.): P. VII 355, 14. XIV 731, 16. Wh II 78, 12.
pîneclîche leben: P. XVI 810, 26.

Nach dieser übersicht ist die anzahl der belege für *pîn* und *pîne*, wenn wir den einen beleg aus der zum VI b. des Parz. gehörenden selbstverteidigung (P. 115, 4) nicht mitzählen, P. I-V 23, VI-VIII 25, IX-XVI 19, Wh. I-VIII 14, Tit. 4. also nach vorangehender steigerung entschieden rückgang dieses Wolfram eigentümlichen und charakteristischen wortes¹, der merkwürdigerweise gerade mit dem IX b. des Parz. einsetzt, das wegen seines inhalts und seines umfanges besonders zahlreiche beispiele erwarten liefse, aber deren nur zwei bietet.

Aber schon vor dem IX b. des Parz. verrät es sich, dass das wort durch den häufigen gebrauch für den dichter an ausdrucks-kraft zu verlieren drohte. im VII b. des Parz., das nicht weniger als 10 belege bietet, macht sich nach siebenmaliger anwendung

¹ Zwierzina Zs. 45, 37—39.

an den beiden stellen 350, 8 und 386, 5 zum ersten male das bestreben bemerklich statt des singulars *pīn* den plural *pīne*, bzw. statt des masc. *pīn* das fem. *pīne*, oder äusserlich ausgedrückt, statt der einsilbigen form die zweisilbigen zu setzen, die sich vor dem VII b. des Parz. nur zweimal, von da an im Parz. sechsmal, im Wh. unter 14 belegen gar zehnmal finden.

Da nun *pīn* sowol wie *pīne* aufser Tit. 93, 4 nur im reim (und zwar mit grosfer vorliebe als zweites reimwort) vorkommen, so bedeutet der rückgang des wortes und die gleichzeitige bevorzugung der zweisilbigen formen eine vermindering der reimmöglichkeiten für den stumpfen reim unter gleichzeitiger vermehrung der klingenden reime¹. hierzu kommt noch, dass das verbum *sich pīnen* ebenfalls zuerst im VII b. des Parz. erscheint und, zwar im ganzen nur dreimal, aber jedesmal im (natürlich klingenden) reim gebraucht wird².

Selbstverständlich kann man aus einer einzelnen derartigen beobachtung nicht auf eine tendenz zur vermehrung der klingenden reime schliessen, zumal es auch nicht an entgegengesetzten beobachtungen fehlt. so beträgt zb. die anzahl der belege für den reim *-iuwe(n)*

P. I-X 46, XI-XVI 12; Wh. I-IV 8, IX 1; Tit. 1.

dass gerade dieser reim zwischen Wh. 180, 20 und 462, 7, in einer partie die an umfang den Iwein übertrifft, gänzlich fehlt, dass nach einem letzten beleg ganz am schluss des Wh. auch der Tit. den reim nur ein einziges mal verwendet, kann unmöglich zufall sein. den grund braucht man nicht weit zu suchen. ich gebe, um es dem leser zu ermöglichen das werden und ver-

¹ wie weit dieser tatbestand Lachmann bekannt war, als er gegen alle handschriften P. 300,18 *pīn* in *pīne*, umgekehrt P. 787,2 *pīne* in *pīn* und dadurch an der ersteren stelle den stumpfen reim in einen klingenden, an der letzteren den klingenden reim in einen stumpfen verwandelte, muss dahinstehn.

² wer die oben zusammengestellten belege vergleichend durchmustert, wird ihnen noch genug abgewinnen können. so sei erwähnt, dass das im Parz. neunmal, im Wh. zweimal belegte charakteristische *pīn(e) lēren* erst P. VI 317,20 auftritt, während das bis dahin unter den ähnlichen verbindungen häufigste *pīn(e) geben* (P. I 27,8. III 136,14. 141,16. IV 205,22) von da an nur noch P. XII 583, 28 und in für sich stehender wendung Wh. VIII 83,26 (*gā ben unde nāmen pīne*) vorkommt.

gehen des reims *triuwe(n):riuwe(n)* zu verfolgen, ohne sich erst das material aus San Martes reimregister (s. 70 und 76) zusammenstellen zu müssen, die vollständige übersicht der belege:

- iuwe(n)* P. I 3, 1 *ger.:* *tr.* 4, 9 *n.:* *tr-n.* 45, 5 *tr.:* *n.*
 II 78, 23 *tr.:* *al n.* 99, 7 *die getr.:* *r-n* (inf.). 100, 11
r.: *al n.* 110, 7 *r.:* *tr.* 114, 9 *tr.:* *n.*
 III 116, 19 *tr.:* *n.* 140, 1 *tr.:* *r-n.* (inf.). 140, 19 *tr.:* *r.*
 160, 23 *tr.:* *al n.* 167, 29 *mit tr.:* *r-n* (inf.).
 V 246, 13 *mit tr.:* *n-n* (acc.). 255, 15 *tr.:* *n.* 262, 17
tr.: *al n.*
 VI 291, 19 *untr.:* *n-n* (inf.). 294, 19 *bl.:* *r-n* (inf.).
 304, 13 *bl.:* *mit r-n.* 310, 27 *mit tr.:* *mit r-n.* 318, 9 *tr.:* *r.*
 321, 29 *tr.:* *n.*
 VII 344, 27 *r.:* *tr.* 365, 13 *mit ... tr.:* *r-n* (inf.).
 396, 23 *tr.:* *al n.*
 VIII 404, 13 *d' ungetr.:* *mit ... r-n.* 405, 25 *mit tr.:* *gen-n.*
 409, 15 *tr.:* *r.* 427, 25 *tr.:* *dne r.* 431, 3 *tr.:* *r.*
 IX 435, 17 *aln.:* *tr.* 451, 7 *tr.:* *r.* 465, 19 *n:* *tr.*
 466, 11 *r.:* *tr.* 474, 17 *mit ... tr.:* *n-n* (inf.) 476, 1 *r.:* *tr.*
 477, 29 *tr.:* *r.* 487, 17 *herzen r.:* *tr.* 488, 13 *r.:* *tr.*
 493, 13 *tr.:* *al n.*
 X 513, 3 *r.:* *tr.* 526, 9 *den getr.:* *r-n* (inf.) 530, 13
r.: *al n.* 532, 9 *r.:* *tr.* 541, 5 *r.:* *tr.* 547, 27 *r.:* *tr.*
 XI 557, 1 *mit tr.:* *r-n* (inf.).
 XII 595, 7 *r.:* *tr.* 608, 21 *r.:* *tr.*
 XIII 661, 9 *tr.:* *n.*
 XIV 680, 7 *tr.:* *n.* 694, 15 *r.:* *herzen tr.* 715, 9 *tr.:* *r.*
 729, 23 *r.:* *tr.*
 XV 752, 27 *tr.:* *n.*
 XVI 787, 9 *tr.:* *r.* 795, 5 *tr.:* *r.* 820, 23 *tr.:* *r.*
 Wh. I 13, 23 *an ... tr.:* *r-n* (inf.). 15, 15 *r.:* *tr.*
 II 64, 27 *r.:* *n.*
 III 119, 3 *der getr.:* *r.* 135, 27 *mit tr.:* *r-n* (inf.). 144, 29
r.: *tr.* 149, 13 *tr.:* *herzen r.*
 IV 180, 19 *tr.:* *r.*
 IX 462, 7 *tr.:* *dne r.*
 Tit. 111 *tr.:* *r.* Ld. 6, 26 *tr.:* *r.*

Um das bild zu ergänzen geb ich noch die übrigen belege für *riuwe* und seine ableitungen.

riuwe (außerhalb des reims):

P. I 28, 18. 57, 4. II 80, 8. 90, 17. 92, 13. 15. 114, 4.
III 128, 17. 155, 18. —

IX 448, 25. 461, 2. 15. 18. 465, 2. 477, 27. 499, 19.
X 509, 6. 531, 23. 533, 4. 5. —

XII 622, 26. XIII 639, 20. 640, 9. 649, 28. 662, 7.
XV 742, 26. 782, 22.

Wh. I 38, 20. IV 177, 14. VI 308, 24.

riuwen P. IV 219, 19. 223, 11. V 240, 7. 249, 3. 256, 3
(*rou*). VIII 410, 22. 499, 11. XIV 703, 1 (*rou*). 704, 15.

Wh. VII 321, 12 (*gerou*). 324, 30 (*gerou*). IX 465, 1 (*gerou*).

(*ge*)*rou* (im reim): P. IV 215, 8. V 252, 18. XV 748, 27.

Wh. IX 448, 26.

riuwic P. II 107, 27. III 179, 11. X 548, 8. Wh. IX 412, 9.

riuweclîche Wh. I 39, 8.

riuwebære P. VIII 431, 28. IX 475, 16. X 513, 16. XI 557, 14.

riuwebærec P. X 526, 2.

Es kann nicht meine absicht sein den durch dieses material gegebenen sachverhalt hier erschöpfend auszubeuten. ich hebe nur das im augenblick interessierende hervor. von den insgesamt 103 belegen, die Parz. und Wh. für *riuwe* und seine ableitungen bieten, stehn in den ersten zehn büchern des Parz. 65, denen noch die beiden belege aus dem anfang des elften buches (557, 2. 14.) anzuschließen wären. die fünf letzten bücher des Parz. bieten 18, der ganze Wh. auch nur 18 belege, von denen 12 in den vier ersten büchern, 4 im letzten buche stehn. sehen wir von der nach meiner annahme vom dichter nachträglich interpolierten stelle P. 3, 1 ab, so steht *riuwe(n)* an den sechs ersten von den neun stellen der beiden ersten bücher des Parz. noch nicht im reim. die entwicklung im ganzen hängt natürlich mit dem inhalt zusammen, kann aber nicht aus dem inhalt allein erklärt werden. dass der höhepunct im neunten buche des Parz. ligt, ist ja sehr begreiflich, aber der umschlag tritt nicht mit dem zehnten, sondern erst im anfang des elften buches ein. gesetzt man könnte den rückgang im letzten drittel des Parz. lediglich aus dem inhalt erklären, so ist doch das gleiche für den Wh. unmöglich. es gilt vielmehr, dass der gebrauch des wortes *riuwe* und insbesondere des reimes *triuwe*: *riuwe* bei Wolfram zwar noch nicht manier geworden war, es aber bei

gleichbleibender häufigkeit hätte werden müssen, dass der dichter dem worte wol keine neuen gleich starken oder stärkeren wörungen mehr abgewinnen konnte, und dass er ihm nun, um sich nicht zu wiederholen, aus dem wege gieng.

Anderseits bereitet schon das achte buch des Parz. den höhepunct wenigstens vor. dabei ist besonders merkwürdig, dass die echt Wolframsche neuschöpfung *riuwebære(c)* nur vom achten bis zum elften buche des Parz. vorkommt, also mit dem höhepunct erscheint und mit ihm verschwindet, während andere ähnliche bildungen sich einer weit dauerhafteren beliebtheit erfreuen. vgl.

sinfzebære P. vi 312, 1. 330, 28. 332, 28. 337, 12. ix 478, 16. 491, 4. xv 781, 29. Wh. i 50, 1. ii 100, 22. iii 106, 4. 136, 16. iv 174, 4. v 253, 26. ix 445, 22. Tit. 93, 4.

herzebære P. ix 472, 25. xii 586, 13. Wh. iii 107, 11. 123, 12. 144, 17. 160, 5. iv 164, 23. v 223, 26. vi 298, 24.

flustbære P. v 248, 7. xii 613, 28. Wh. ii 70, 4. 101, 25. iii 138, 10. iv 178, 20. v 235, 12. Tit. 138, 4.

jämerbære P. v 242, 2. 255, 3. Wh. ii 64, 23¹.

Nun ist auch die beobachtung über den reim *-iuwe(n)* nicht die einzige, die allenfalls auf eine abnahme der klingenden reime schliessen lassen könnte. aber im ganzen kommen doch die mancherlei wandlungen und verschiebungen vorzugsweise den klingenden reimen zu gute, und so hat denn auch die genauere feststellung die im voraus vermutete zunahme der klingenden reime voll bestätigt, gleichzeitig aber auch ganz unerwartete und sehr auffallende schwankungen zu tage gefördert, die mir nun ihrerseits veranlassung wurden, zunächst den Iwein, danach den Tristan, endlich auch die übrigen werke Hartmanns zu vergleichen².

¹ um des dichters spätere etwas übertriebene scheu vor dem reim *-iuwe(n)* noch weiter zu beleuchten, seien die folgenden zahlen für dss vorkommen von *triuwe* (in und ausserhalb des reims, aber ohne die ableitungen) mitgeteilt Wh. i—iv 8 + 7 + 8 + 11 = 34, v—vi 18 + 10, vii—ix 2 + 4 + 6; Tit. 8. im übrigen vergleiche man über den reim *triuwe*: *riuwe* LBoeck Wolframs v. E. bilder u. wörter für freude u. leid (Q.F. 33) s. 52ff.

² Zwierzinas bemerkungen über die klingenden reime bei Hartmann (Zs. 44,36f) wurden mir erst nachträglich bekannt, schienen mir aber die beabsichtigte, etwas genauere darstellung nicht überflüssig zu machen

Ich gebe nun zunächst in der beigefügten tabelle eine übersicht über die entwicklung und die schwankungen des anteils der klingenden reime in Hartmanns werken. bei der abgrenzung der abschnitte war es vor allem mein bestreben, die wechselnde häufigkeit der klingenden reime zu möglichst klarem ausdruck zu bringen, erst in zweiter linie wurde, so weit es sich ungezwungen tun liefs, auf einschnitte des sinnes und der erzählung rücksicht genommen. soweit es im folgenden nicht ausdrücklich anders gesagt wird, möge man annehmen, dass innerhalb der einzelnen abschnitte die klingenden reime sich mit einer solchen relativen gleichmäfsigkeit verteilen, dass eine weitergehnde abgrenzung noch kleinerer abschnitte unangebracht scheinen muste. die grenzen der abschnitte sind im allgemeinen so scharf, dass der willkür nur ein geringer spielraum bleibt. ganz allmähliche übergänge kommen an den grenzen überhaupt kaum vor, wol aber scharfe gegensätze. doch sind gerade bei Hartmann die grenzen und ihre übereinstimmung mit den einschnitten der erzählung nicht ebenso deutlich wie bei Gottfried und Wolfram.

Im Erec trennt sich der erste inhaltlich in sich abgerundete hauptteil der erzählung (1—2923) durch den gleichmäfsig festgehaltenen durchschnitt von 30 proc. klingender reime sehr scharf von dem folgenden. der sich ausschliessende gröfsere abschnitt 2924—5099 beginnt mit einem sehr hohen prozentsatz, gelangt aber dann unter schwankungen, die die tabelle nachweist, in der gröfseren zweiten hälfte zu dem satz von nur 27 1/2 proc. und kommt infolgedessen in seinem gesamtthroughschnitt über den ersten hauptteil nicht wesentlich hinaus. dann aber folgt eine sehr unterschiedene steigerung, die nach einer letzten unterbrechung das werk mit 500 versen schliessen lässt, von denen fast die hälfte klingend gereimt ist.

Der Gregorius beginnt mit dem gleich hohen prozentsatz, mit dem der Erec schloss, geht dann in zwei stufen bis auf 30 proc. herunter, erreicht aber in dem schlussteil unter starken schwankungen wider einen durchschnitt von fast 40 proc.

Auch der arme Heinrich setzt mit einem sehr hohen durchschnitt ein, enthält aber in seiner hauptmasse nur 30 proc. und gegen schluss noch weniger an klingenden reimen. für die vgl. auch Kochendörffer Zs. 35,291 und ESchröder Zwei altdeutsche rittermären, (Berlin 1894) s. x.

mit den versen 1 267 799 903 beginnenden abschnitte sind die zahlen 57 82 24 84 oder 43 proc. 30 proc. 46 proc. 27 proc. die letzten sechs reimpaare des gedichts sind hierbei aus einem grunde, der sich sogleich herausstellen wird, nicht mitgerechnet.

Die klingenden reime in Hartmanns werken¹.

	reimp.	kl. rpp.	procentsatz der kl. rpp.		
(i) Büchlein	822	219			26,64
Erec					
1— 2923	1462	440	30,10	}	
2924— 3151	114	52	45,61		
3152— 3579	214	67	31,31	}	30,55
3580— 3751	86	35	40,70		
3752— 5099	674	185	27,45	}	33,11
5100— 6999	950	323	34,00		
7000— 8473	737	280	37,99	}	35,70
8474— 9621	574	175	30,49		
9622—10135	257	121	47,08		
Gregorius					
1— 464	232	106	45,69	}	40,22
465—1106	320	116	36,25		
1107—2694	788	241	30,58	}	36,09
2695—3030	168	71	42,26		
3031—3312	141	46	32,62	}	39,26
3313—3486	87	50	57,47		
3487—4006	256	89	34,77		
a. Heinrich	770	253			32,86
Iwein					
1—1782	890	254	28,54	}	27,25
1783—3200	709	172	24,26		
3201—6906	1851	514	27,77	}	27,50
6907—7302	198	75	37,88		
7303—8166	432	107	24,77		

¹ benutzt sind folgende ausgaben: für das büchlein und den Erec jedesmal die zweite auflage der ausgaben von Moriz Haupt (Leipzig 1881 bzw. 1871), für den Greg. und den a. H. die dritte bzw. vierte auflage der ausgaben von Hermann Paul (Halle 1906 und 1907), für Iwein die vierte auflage der ausgabe von Benecke und Lachmann, die Wolfenbütteler fragmente des Erec (Zs. 42) sind nicht berücksichtigt. im Greg. sind die von Paul eingeklammerten verse 1043f., 1321—32, 3601—8, im Iwein die von Lachmann gestrichenen verse 297f. 3473f. 4775f nicht mitgezählt. veränderungen am text der genannten ausgaben sind nicht vorgenommen. dass Hartmann der reim *jugende: tugende* abzusprechen sei (Kraus und Zwierzina in der Festgabe für Heinzel s. 137 ff., 487), will mir nicht einleuchten. wenn Hartmann reime wie *klagende: sagende* vermeidet, so konnte doch gerade *jugende: tugende* sehr wol eine ausnahme bilden

Der Iwein ist ebenso durch den niedrigen gesamt-durchschnitt wie durch die gleichmäßigkeit in der verteilung der klingenden reime merkwürdig. der normale anteil der klingenden reime beträgt für Hartmanns epischen stil von haus aus 30 proc. diesen satz zeigen die ersten 3000 verse des Erec, und zu ihm kehrt Hartmann zwischendurch immer wider einmal zurück. der niedrigste satz war bisher 27 proc. wir fanden ihn einmal vor der mitte des Erec und dann erst wider in der zweiten kleineren hälfte des a. Heinrich. dieser niedrigste satz ist nun aber der gesamt-durchschnitt des Iwein. 30 proc. werden im Iwein nur einmal in einer partie, von nur 400 versen überschritten, sonst nicht einmal erreicht. dagegen zeigen zwei gröfsere abschnitte, darunter die mehr als 800 schlussverse noch nicht einmal 25 proc. die einzige erhebung (6907—7302) betrifft die darstellung des zweikampfes zwischen Iwein und Gawein, ist also durch den inhalt veranlasst. dass wir es dabei nicht etwa mit einer erneuten tendenz zur steigerung des anteils der klingenden reime zu tun haben, zeigt auch der niedrige procent-satz des mehr als doppelt so grofsen schlussabschnitts.

Lassen wir diese und andere für die gesamtbewegung bedeutungslose schwankungen beiseite, so haben wir folgendes bild. im Erec eine sehr entschiedene vermehrung der klingenden reime. im Greg. bereits eine rückläufige tendenz, welche in dem grofsen mittleren teil des gedichts auf den anfänglichen normalsatz von 30 proc. zurückführt und durch die nur unter starken schwankungen erfolgende steigerung im letzten drittel des gedichts eher hervor-gehoben als aufgehoben wird. im aH. nach einem stärkeren einsatz ein sinken noch unter den normalen durchschnitt hinab. im Iw. ein noch weiteres sinken.

Es ist anzumerken, dass diese entwicklung mit der zuletzt durch Zwierzina gesicherten chronologie der werke Hartmanns sehr gut zusammenstimmt. zu beidem stimmt auch folgendes. Hartmann liebt es, seine epischen werke mit einer häufung klingender reimpaare abzuschliessen. im Erec sind die letzten sechs, im Greg. die letzten vier, im aH. sogar die letzten acht reimpaare sämtlich klingend. aber der Iwein beginnt zwar mit fünf unmittelbar auf einander folgenden klingenden reimpaaren, bricht aber mit nur einem einzigen klingenden reim ganz kurz ab.

Wenn Gottfried von Strafsburg in jedem puncte die entwicklung Hartmanns fortsetzte, so müste man erwarten, im verlaufe des Tristan, wenn schon keine vermindering, dann doch jedenfalls keine vermehrung der klingenden reime zu finden. indessen, sollte sich Gottfried, wie es gelegentlich scheinen könnte, in dieser beziehung jemals von dem vorbilde des Iwein abhängig gemacht haben, so hat er sich mit der zeit davon jedenfalls gänzlich emancipiert.

Die klingenden reime in Gottfrieds Tristan¹.

	reimpp.	kl. rpp.	procentsatz der kl. rpp.		
1 (vierzeiler)	22	—	—		
45 (einleitung)	99	20	20,00		
243 (Riwalin)	218	71	32,57	} 29,83	} 29,94
679 (Blanscheflor)	452	112	24,78		
1583 (Tristan)	587	192	32,71		
2757 (hirschjagd)	310	86	27,74		
3377 (Tristans künste)	189	69	36,51	} 30,07	
3755 (Rual li foiteuant)	432	125	28,94		
4619 (schwertleite)	224	99	44,20		
5067 (blutrache)	536	189	35,26	} 33,35	} 30,58
6139 (Morold)	548	157	28,65		
7235 (Pantris)	574	207	36,06		
8383 (brautfahrt)	1253	338	26,98		
10889	106	40	37,74	} 27,51	
11101	135	33	24,44		
11371 (minnetrank)	865	333	38,50	} 34,65	} 35,93
13101 (Gandin, Marjodo, Melot)	1197	373	31,16		
15495 (gottesurteil)	137	56	40,88		
15769 (Petitcrin)	319	88	27,59		
16407 (verbannung, trennung)	1032	416	40,31	} 39,42	
18471 (monolog der Isolde)	67	14	20,90		
18605	474	190	40,08		
1—19552	9776	3208			32,81

¹ der tabelle ligt die dritte auflage der ausgabe von Bechstein (Leipzig 1890) zu grunde. Marolds ausgabe (Leipzig 1906) wurde mir erst nachträglich bekannt. ich habe es nicht für nötig gehalten das gesamte material danach zu revidieren, am wenigsten als sich fand, dass Marold an einer reihe von stellen (721. 827. 1097. 1787. 3753. 3961. 7825. 9143. 19095) wol mit der äußerlichen überlieferung, aber gegen Gottfrieds klar bezeugten gebrauch und gegen versbau und syntax *hete(n) : tete(n)* statt *hæte(n) : tæte(n)* schreibt. (vgl. Zwierzina in der Festgabe für Heinzel s. 492 anm. 1, s. 495 anm. 1 [wo Tr. 15003 zu ergänzen], Zs. 44, 102).

Um die entwicklung im einzelnen richtig beurteilen zu können, muss man folgendes beachten. Gottfr. verwendet den kling. reim von anfang an an zahlreichen kürzeren und längeren stellen mit großer und selbst raffinierter, aber freilich doch nicht immer ganz vollendeter kunst als schmuck in einer art, von der Hartm. und Wolfr. kaum etwas wissen.

Das erste auffallendere beispiel bietet das bekannte prachstückchen Gottfriedischer kunst 534—584 (maifest), das nächste die verse 3561—3643 (Tristan als musiker), das bedeutendste aber die auslassungen gelegentlich der schwertleite Tristans (4619 ff.). es ist sehr interessant gerade in dieser partie zu verfolgen, wo Gottfried klingende reime setzt, wo er sie insbesondere häuft, aber auch wo er sie nicht setzt. die wärmsten töne des lobes singt Gottfried in gehäuften klingenden reimem, aber auch der groll gegen Wolfram entlädt sich auf dem höchsten punct der steigerung in einer häufung klingender reimpaare (*vindære wilder mære . . .*). besonders zahlreiche klingende reime bietet der abschnitt 4851—4905 (18 unter 27). in der folge sind die ausgezeichnetsten beispiele 17143—264 und 17351—397. sonst sei noch hingewiesen auf 10889—11000 und 7966—8145.

Nimmt man hinzu, dass auch über das vorige hinaus sich ein an- und abschwollen des anteils der klingenden reime je nach der größeren oder geringeren bedeutsamkeit der inhalts der erzählung feststellen lässt, so bleibt für die größere erste hälfte des Tristan kaum eine sichere spur einer allgemeinen tendenz zur vermehrung der klingenden reime. denn der hohe durchschnitt in der partie 5067 ff (blutrache) ist wol, soweit er sich nach dem vorigen nicht erklären lässt, eine nachwürkung des vorangehenden abschnitts (schwertleite), und danach gewinnt es sogar den anschein, als neige Gottfried nach Hartmanns vorgang zur vermindernng der klingenden reime. erst von vers 11371 an wird die vom inhalt unabhängige tendenz zur vermehrung der klingenden reime unbestreitbar. selbst in der partie 13101 bis 15494 bleibt der durchschnitt trotz des rückgangs erheblich über dem satz, den man nach analogie der ersten hälfte des gedichts erwarten müsste. die episode vom hündlein Petitcriu zeigt zwar einen schärferen rückgang, doch ist dieser hauptsächlich dadurch veranlasst, dass zwischen 16086 und 16269 nur neun klingende reime stehn, ein gerade bei Gottfried sonst unerhörter fall. dafür

steigern dann aber die letzten 3000 verse den anteil der klingenden reime auf ungefähr 40 proc. und dieser satz wird bei aller verschiedenheit des inhalts und durch alle daraus folgenden kleineren schwankungen hindurch mit großer gleichmäßigkeit festgehalten, die nur einmal in auffallender weise gestört wird: der monolog der Isolde (18471—604), der ja auch inhaltlich merkwürdig isoliert dasteht, zeigt einen ganz ungewöhnlich niedrigen procentsatz.

Für Wolfram wurde der zusammenstellung des materials, wie selbstverständlich, zunächst Lachmanns ausgabe (in der vierten auflage, 1879) zu grunde gelegt. nachdem ich mich in einer reihe von fällen genötigt gesehen hatte, klingende reime herzustellen, wo Lachmann stumpfe ansetzt¹, habe ich Leitzmanns ausgabe vollständig nachverglichen, wodurch sich weitere änderungen ergaben². indessen konnte ich mich Leitzmann noch weniger bedingungslos anschließen als Lachmann, und wo mir selbst die entscheidung zweifelhaft war, konnte nur Lachmanns autorität die entscheidung zugestanden werden. die von Leitzmann eingeklammerten stellen auszuschließen fehlte jede veranlassung; auch die von Lachmann eingeklammerten verse P. 257,

¹ *-inwe(n)* statt *-iwe(n)*, *-êret* statt *êrt*, *-ieret* statt *-iert*, *-eilet* statt *eilt* (die belege in San Martes reimregister), *schiere* statt *schier* (P. 212,27 681,24. 748,1; *schier* im reim nur P. 157,14; mit Leitzmann P. 219,1 statt *fier* aus D *schier* aufzunehmen, seh ich keinen grund) und vereinzelt sonst: P. 234,13. 786,27. 787,1 (vgl. oben s. 115 anm. 1) Wh. 38,7. 366,15.

² ich habe mit Leitzmann klingende reime angenommen: P. 415,11. 483,1. 809,5. Wh. 15,27. 464,11 (*priester* : *meister*); stumpfe: P. 300,17 (vgl. oben s. 115 anm. 1) P. 390,1. 401,29. Wh 391,5. gegen Leitzmann habe ich mit Lachmann stumpfen reim angesetzt: P. 6,29. 136,23 (vgl. 133,29. 30. 134,23; ferner besonders die ähnlichen Stellen P. 550,19. Wh. 147,14 ua.; siehe auch Kraus in der Festgabe für Heinzel s. 130f). P. 201,17 (vgl. 274,26) 280,13. Wh. 57,1. 192,5. 425,29. Lachmanns klingende reime wurden beibehalten: P. 113,7 (*gränsel* : *vlänsel*) 424,5 (*gevidere* : *widere*). Wh. 355,21 (*Arable* : *erzable*). gegen Lachmann und Leitzmann hab ich klingenden reim hergestellt P. 212,27 (vgl. 748,1) und P. 243,1. nicht ändern mocht ich, obwol ich dem klingenden reim den vorzug gebe, P. 540,11 und Wh. 56,17 (vgl. aufer den zahlreichen ähnlichen fällen die San Martes reimregister nachweist [dazu Wh. 366,16] Wh. 363,15 und Lachmanns lesarten zu Wh. 106,26. 206,3. 255,21. 341,26). P. 144,27 wurde der anscheinend aus Veldekes Eneide (1277) stammende reim *ledern* : *vedern* als stumpfer reim gezählt, wie ihn, nach der schreibung zu urteilen, auch Lachmann genommen hat.

23. 24 halte ich für echt. dagegen sind die nur in Km überlieferten schlussverse 467, 9—23 des Willehalm (Lachmann vorrede s. xxxv) nicht berücksichtigt worden.

Die klingenden reime in Parzival und Willehalm.

	rpp.	kl. rpp.	procentsatz der kl. rpp.				
P. I (4, 27 ff)	510	169		20,86	} 21,59	} 22,89	
II (bis 114, 4)	529	186		22,44			
IIIa (116, 5—129, 4)	195	41	21,03	} 26,98	} 27,06		
IIIb (129, 5 ff)	754	215	28,51				
IV	669	170		25,41	} 22,35		
Va (224—255)	480	102	21,25				
Vb (256 ff)	361	86	23,82	} 20,81			
VI	570	168			19,31		
VII (erste hälfte)	450	116	25,78	} 22,89	} 23,86		} 24,12
VII (zweite hälfte)	450	90	20,00				
VIII	525	134		25,52			
IXa (433—445)	195	42	21,54	} 24,48			
IXb (446 ff)	555	215	25,15				
X	750	223		29,73	} 31,83	} 27,83	
XI	450	159		35,33			
XII	660	182		27,58	} 27,29		
XIII	750	211		27,05			
XIV	525	218		26,42	} 26,67		
XV (ohne 770, 772)	765	206		26,93			
XVI (ohne 791)	600	145		24,17			
W. I 1—21	315	119	37,75	} 32,20	} 30,11		} 28,64
I 22 ff	539	156	28,94				
II erste hälfte	360	86	23,89	} 27,64			
II zweite hälfte	360	113	31,39				
IIIa (106—125)	300	62	20,67	} 22,98			
IIIb (126 ff)	540	131	24,26				
IV 162—178	255	62	24,31	} 31,70			
IV 179 ff	540	190	35,19				
V	510	231		28,52	} 27,61	} 29,79	
VI	675	179		26,52			
VII	720	205		28,47	} 32,21		
VIII	615	225		36,58			
IX (bis 467, 8)	964	281		29,15			

Aus der tabelle ergibt sich mit aller deutlichkeit die erhebliche zunahme der klingenden reime. der anteil der klingenden reime beträgt für den Willehalm 29,17 proc., für die letzten zehn bücher des Parzival nur 26,57 proc., für den ganzen

Parzival (mit einschluss der in der tabelle ausgeschiedenen abschnitte) 25,04 proc., für die neun ersten bücher des Parzival 23,30 proc, für die sechs ersten bücher 22,89 proc., für die beiden ersten bücher (4,27—114,4) 21,66 proc., für das erste buch allein 20,86 proc.

Die tabelle folgt Lachmanns bucheinteilung und verzeichnet schwankungen innerhalb der bücher nur in wenigen besonders wichtigen oder geeigneten fällen, gibt aber infolgedessen von dem tatbestande im einzelnen nur eine sehr unzureichende vorstellung. zur ergänzung möge das folgende dienen.

Die beiden ersten bücher des Parzival zeigen im vergleich mit den meisten späteren eine gewisse gleichmäfsigkeit; doch fehlen weder die ersten spuren der tendenz zur steigerung des anteils der klingenden reime noch die mit dieser tendenz verbundenen schwankungen und rückschläge. die erste bemerkenswerte steigerung fällt genau mit dem schärfsten sinneschnitt des ersten buches zusammen (16,1 *sîn ellen strebte sunder wanc: von dan fuor er gein Zazamanc.*). nach einem rückschlag bietet die zweite gröfsere hälfte des buches einen sehr gleichmäfsigen durchschnitt. für die mit 4,27 16,1 22,27 29,27 beginnenden abschnitte des 1 b. sind die zahlen 30 31 16 92 oder 18 proc. 30 proc. 15 proc. 21 proc.

Das zweite buch setzt verhältnismäfsig stark ein: unter den ersten 60 reimpaaren ist ein volles drittel klingend. dann senkt sich der procentsatz und hebt sich erst gegen schluss wider. Herzeloysens traum und Gahmurets tod werden 103,25—107,28 in 62 reimpaaren erzählt, unter denen 18 klingende sind, der rest des buches zeigt grofse ungleichmäfsigkeit. die zahlen sind für die mit 58,27 64, 13 82,21 103,25 107,29 beginnenden abschnitte 25 66 57 18 20 oder 30 proc. 24 proc. 18 proc. 29 proc. 21,5 proc.

Das dritte buch des Parz. würde nach der besseren überlieferung (Lachmann vorrede s. ix; Martin vorrede s. xxxiii, einleitung zum comm. s. ii anm.) eigentlich aus drei büchern bestehn, von denen ich das erste mit *ura*, die beiden andern, die zu trennen hier keine veranlassung ist, zusammen mit *mb* bezeichne. *ura* erzählt Parzivals kindheit und kommt über den durchschnitt der beiden ersten bücher nicht hinaus. in *mb* lassen sich drei teile unterscheiden, die mit 129,5 144,17 168,1

beginnen und für welche die zahlen sind 79 101 35 oder 34,2 proc. 28,7 proc. 20,5 proc. das bemerkenswerte ist, dass der anteil der klingenden reime mit dem beginne von *mb di.* mit Parzivals auszug in die welt, oder noch genauer mit der einföhrung der Jeschute, fast urplötzlich auf eine beträchtliche und bis dahin unbekante höhe hinaufschnellt und sich auffallend lange und gleichmäfsig auf dieser höhe behauptet. mit Parzivals ankunft vor Nantes tritt ein merklicher rückgang ein, aber erst nach weiteren 700 versen drückt ein zweiter und noch stärkerer rückgang den satz wider auf den durchschnitt der ersten beiden bücher hinunter.

Das vierte buch nähert sich wider dem gesamt-durchschnitt von *mb*; es zeigt nach einem kräftigeren einsatz eine grofse gleichmäfsigkeit, die nur einmal in auffallender weise unterbrochen wird: von 188,25—191,30 finden sich unter 48 reimpaaren nur 3 klingende.

Im fünften buche des Parz. begegnen uns ähnliche verhältnisse wie im dritten, mit dem es ja auch inhaltlich eng verbunden ist. nach der überlieferung hätten wir auch hier drei bücher zu unterscheiden, von denen ich diesmal die beiden ersten unter *va* zusammenfasse, das dritte mit *vb* bezeichne. *va* kehrt zu dem sehr gleichmäfsig festgehaltenen durchschnitt der beiden ersten bücher des Parz. zurück. *vb* aber bringt gleich zu anfang mit der widereinföhrung der Jeschute einen neuen starken aufschwung, dem genau in der mitte von *vb* unmittelbar nach beendigung des zweikampfs zwischen Parzival und Orilus ein jäher absturz folgt. von den beiden hälften von *vb* hat die erste 55 oder 32 proc. die zweite nur 28 oder 15,5 proc. klingender reime.

Das sechste buch schwankt mit einer gewissen regelmäfsigkeit, doch in immer kürzeren zwischenräumen zwischen einem vorherrschenden mittleren und einem sehr niedrigen procentsatz. die abschnitte beginnen mit 280 299 315 325 333 und enthalten 68 31 35 17 17 oder 23,9 12,9 23,3 14,2 22,7 proc. klingender reime. in der partie 299—307 haben wir unter 135 aufeinanderfolgenden reimpaaren nur 14, also kaum 10 proc. klingende.

Für das siebente buch des Parz. ergibt sich vollkommen ungezwungen eine einteilung in vier gleiche teile mit 58 58 51 39 klingenden reimpaaren, mithin ein abstieg von 25,8 proc.

der ersten hälfte des buches auf 22,7 proc. und dann gar auf 17,3 proc.

Das achte buch bietet von 413—420 19 oder 15,8 proc. klingender reime; vorher 65 oder 28,9 proc., nacher 50 oder 27,8 proc.

Die ersten sieben dreifsig-abschnitte des neunten buches des Parz. enthalten 31, die folgenden sieben abschnitte aber nur 13 klingende reime. dann hebt sich der durchschnitt wider und bleibt sich dreifsig abschnitte hindurch ziemlich gleich (447—476: 101 oder 22,5 proc.; aber die abschnitte 457—461 bieten nur 10 klingende reime). auf ein starkes anschwellen (477—493: 83 oder 32,6 proc.) folgt ein ebenso starker rückgang (494—502: 29 oder 21,5 proc.). zu beachten ist wider, dass das neunte buch nach der überlieferung aus zwei büchern *ix a* und *ix b* besteht, und dass die grenze beider bücher annähernd mit einem der oben angenommenen grenzpunkte zusammenfällt, so zwar, dass der anfang von *ix b* gegen den schluss von *ix a* eine erhöhung des procentatzes der klingenden reime bringt, die freilich zunächst nicht wesentlich über den stand der beiden ersten bücher des Parz. hinausführt.

Die bewegung innerhalb des zehnten buches lässt sich passenderweise so darstellen, dass man das buch in zehn gleiche abschnitte von je 75 reimpaaren zerlegt und für jeden abschnitt die anzahl der klingenden reimpaare bestimmt. man erhält der reihe nach die zahlen

$$\begin{array}{cccccccccc} 24 & 24 & 25 & 15 & 19 & 34 & 17 & 23 & 26 & 16 \\ \hline & \hline 32,44 & \text{proc.} & 22,67 & \text{proc.} & & & & 32,67 & \text{proc.} & \end{array}$$

Noch angemessener stellt sich die entwicklung innerhalb des elften buches in folgenden zahlen dar, welche die anzahl der klingenden reime für abschnitte von je 60 reimpaaren angeben, wobei der letzte abschnitt nur halb so groß ist, wie die übrigen¹:

$$\begin{array}{cccccccc} 16 & 18 & 20 & 27 & 16 & 27 & 26 & 9 \\ \hline & \hline 30 & \text{proc.} & & & & 44 & \text{proc.} & \end{array}$$

¹ dass gerade das elfte buch des Parz. einen so hohen gesamt-durchschnitt erreicht, ist ein wenig auch die folge seines geringen umfanges: es ist mit 450 reimpaaren das kleinste aller Lachmannschen bücher. durch hinzurechnung benachbarter partien des zehnten oder zwölften buches würde sich der durchschnitt sofort erniedrigen. dagegen liefse sich der durch-

Das zwölfte buch zeigt in seiner hauptmasse einen viel schrofferen rückgang gegenüber dem elften, als ihn der gesamt-durchschnitt erkennen lässt, der durch zwei kleinere stark abstechende partien verhältnismäßig hoch gehalten wird. die sache ligt ähnlich, doch umgekehrt wie im sechsten buche des Parz. wir finden in den mit 583 592 600 610 616 beginnenden abschnitten der reihe nach 30 42 35 35 40 oder 22,2 35 23,3 38,9 24,2 proc. klingender reime.

Die ersten 75 reimpaare des dreizehnten buches bieten 29 oder 38,7 proc., die folgende fünfmal grössere partie, die mehr als die hälfte des buches ausmacht, dagegen nur 80 oder 21,33 proc., der schluss des buches 102 oder 30,9 proc. klingender reimpaare.

Im vierzehnten buch enthalten die mit 679 685 694 720 beginnenden abschnitte 25 24 124 45 oder 27,8 17,8 31,8 21,4 proc.

Das fünfzehnte buch würde in seiner vorderen hauptmasse bei grosfer gleichmässigkeit im einzelnen einen sehr hohen gesamt-durchschnitt bieten, wenn nicht kleinere stark abstechende partien den satz herunterdrückten. schon unmittelbar nach dem zweikampf zwischen Parzival und Feirefiz (734—744 : 57 oder 34,5 proc.) tritt ein äusserst scharfer rückgang ein (745—750 : 11 oder 12,2 proc.). der nun folgende nachhaltige aufstieg wird durch die beiden abschnitte 758. 759 mit nur einem einzigen klingenden reim in auffälliger weise unterbrochen. vor der unterbrechung (751—757) haben wir 31 oder 29,5 proc., nachher (760—774 ohne 770 und 772) 67 oder 34,4 proc. für diese ganze vordere hauptmasse des fünfzehnten buches (734—774 ohne 770 und 772) beträgt der durchschnitt 28,5 proc. die schlusspartie (die zweite tafelrunde und Cundries botschaft) kehrt zu dem niedrigen procentsatz der entsprechenden teile des sechsten buches zurück (775—786 : 39 oder 21,7 proc.).

Das sechzehnte buch setzt mit 38 oder 36,2 proc. der ersten sieben dreifsigiger-abschnitte (ohne 791) kräftig genug ein, aber die folgenden drei abschnitte bieten nur 2 klingende reime, die partie

schnitt des achten buches des Wh. durch hinzunahme der benachbarten partien des siebenten und neunten buches sogar noch erhöhen. W. 352—409 haben wir unter 870 reimpaaren 323 oder 37,1 proc. klingende.

798—814 (fast die hälfte des buches) bringt es nur auf 48 oder 18,8 proc., und nach einer letzten nicht besonders hohen steigerung (815—825 : 52 oder 31,5 proc.) schließt der Parz. in den beiden letzten dreißiger-abschnitten mit nur 5 klingenden reimen ab.

Das erste buch des Willehalm setzt ungewöhnlich kräftig ein. im ganzen lässt sich dann eine abnahme der klingenden reime feststellen. teilt man das buch (willkürlich) in drei gleiche teile, so hat man nacheinander 104 93 78 oder 36,5 proc. 32,6 proc. 27,5 proc. im einzelnen zeigen sich schwankungen, die eine sichere abgrenzung weniger größerer, in sich gleichmäßig behandelte abschnitte unmöglich machen. die ersten 450 reimpaare bieten genau so viel klingende reime und mithin denselben procentsatz wie das elfte buch des Parzival.

Das zweite buch des Wh. bietet in den mit 58 73 82 98 102 beginnenden abschnitten 63 23 81 10 22 oder 28 proc. 17 proc. 33,75 proc. 16,7 proc. 36,7 proc. klingender reime.

Im dritten buche unterscheide ich wider mit der überlieferung zwei kleinere bücher *nra* und *nrb*. *nra* kann im ganzen als relativ gleichmäßig gelten und zeigt den stand der beiden ersten bücher des Parz. *nrb* erreicht in fünf kleineren abschnitten zwischen rund 30 proc. und 13 bis 14 proc. hin und her schwankend keinen allzuviel höheren gesamt-durchschnitt.

Das vierte buch des Wh. zerfällt in zwei scharf geschiedene teile, von denen der erste mit einer gewissen gleichmäßigkeit den niedrigen durchschnitt von *nrb* festhält, während der zweite bei noch größerer gleichmäßigkeit den fast anderthalbmal so hohen durchschnitt des elften buches des Parz. erreicht und die ersten 540 reimpaare des Wh. noch überholt.

Im fünften und sechsten buche des Willehalm hat Lachmann aus drei kleineren büchern mit 31 32 36 dreißiger-abschnitten zwei größere bücher von 54 und 45 abschnitten gemacht (vorrede s. ix); wahrscheinlich mit unrecht. denn gerade das mittlere buch der überlieferung (246—277) bildet für sich dem vorausgehenden und folgenden gegenüber eine einheit, die durch den einschnitt bei 269 in störender weise zerrissen wird. allerdings hat schon Wolfram selbst den zusammenhang hier durch eine auslassung zerrissen (269, 1—14), in der er anscheinend nach einer arbeitspause den faden wider aufnimmt. im einzelnen zeigen

die beiden bücher v und vi eine große gleichmäßigkeit, die nur einmal in auffallender weise unterbrochen wird. die unterbrechung beginnt genau mit der einföhrung des *puover schétz* (240, 13) und endet genau da wo der anfang eines neuen buches überliefert ist (245, 30). wir haben

		reimpp.	kl. rpp.	procentsatz	
Wh. va	215—240,12	381	125	32,8	} 29,5
	240,13—245	84	12	14,3	
vb	246—268	345	94	27,2	} 27,5
via	269—277	135	38	28,1	
vib	278—313	540	141	26,1	

Das siebente buch des Wh. weist wider starke, doch etwas schwer fassbare schwankungen auf.

Das achte buch dagegen zeigt, bei mancherlei schwankungen im einzelnen, im ganzen doch eine gewisse gleichmäßigkeit. der schluss des buches bringt eine kräftige steigerung. die vier letzten abschnitte bieten 45 proc., die vorangehenden fünf abschnitte 42,7 proc., die neun letzten abschnitte zusammen 43,7 proc., selbst für die dreizehn letzten abschnitte beträgt der durchschnitt immer noch über 40 procent.

Der anfang des neunten buches des Wh. stellt sich zum schluss des achten ähnlich wie der anfang des Gregorius zum schluss des Erec. die ersten sieben dreißiger-abschnitte enthalten 46 oder 44 proc. klingender reime, dafür aber die nächsten vier abschnitte nur 10 oder 16,7 proc. die folgende große partie 414—444 enthält 130 oder 28 proc., die nächsten sechs abschnitte 36 oder 40 proc., denen die folgenden sechs abschnitte nur 26 oder 28,9 proc. gegenüberstellen. von da bis zum schluss sind es 33 oder 21,4 proc. man beachte die scharfe grenze zwischen 450 und 451, wo man aus inhaltlichen rücksichten den anfang eines neuen (des zehnten) buches ansetzen möchte.

Die zunahme der klingenden reime im Parz. und Wh. ist, wie schon die tabelle und genauer die eben beendete übersicht zeigt, eine stetige nur insofern, als wir nirgends grund haben eine rückläufige bewegung im sinne einer tendenz zur vermindering der klingenden reime anzunehmen; im übrigen ist sie von stetigkeit weit entfernt. die charakteristischen momente sind: relative gleichmäßigkeit innerhalb kleinerer oder größerer abschnitte, ruckweise und meist bedeutende änderung des procent-

satzes von einem abschnitt zum andern, immer neue und vielfach sehr heftige rückschläge¹.

Bemerkenswert ist, dass besonders innerhalb des Parz. die einzelnen bücher meist eine einheit bilden, nicht durch gleichmäßigkeit in der verteilung der klingenden reime, sondern durch eine gewisse einheitlichkeit der entwicklung. man könnte verschiedene typen der entwicklung unterscheiden, unter denen sich die gradlinig oder mit schwankungen absteigende bewegung am meisten bemerklich macht. dies lässt sich aufer durch die in der vorangehenden übersicht enthaltenen tatsachen noch durch folgendes belegen. bestimmt man in genauem anschluss an die tabelle (s. 125) für die drei ersten und für die drei letzten dreissiger-abschnitte jedes buches, also für die abschnitte 4,27—5,26. 5,27—6,26. 6,27—7,26. 56,27—57,26 usw. die anzahl der klingenden reimpaare, so erhält man für den Parz. die zahlen:

P.	I	II	III a	III b	IV	V a	V b	VI	VII	VIII	IX a	IX b
	4	6	5	7	6	3	3	5	4	4	5	2
	5	4	5	1	4	4	5	2	3	4	4	4
	1	6	3	5	2	3	4	2	2	4	7	3
.....												
	2	2	3	4	4	1	3	3	1	5	3	4
	4	3	5	2	6	5	3	3	4	4	—	1
	—	7	1	3	4	2	3	3	—	2	2	2
.....												
	X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI	zusammen				
	7	4	5	8	4	5	4	91	31,9 proc.		} 27,6 proc.	
	4	4	3	4	5	7	5	75	26,3			
	4	4	4	3	4	5	4	70	24,6			
.....												
	5	6	4	7	4	5	4	70	24,6		} 22 proc.	
	4	4	6	4	6	2	2	68	23,8			
	1	5	1	5	3	3	3	50	17,5			

¹ wichtig ist (auch für die frage nach der entstehungszeit), dass die ersten 3600 verse des Parz. (4,27—129,4) d. i. mehr als ein siebentel des ganzen werkes auch unter berücksichtigung der vorkommenden schwankungen eine relativ so große gleichmäßigkeit zeigen wie keine spätere auch nur annähernd gleich große partie. nicht nur die höchsten, sondern auch die niedrigsten sonst vorkommenden procentzahlen, und mit hin auch die heftigen schwankungen und rückschläge späterer partien sind

Man sieht, dass durchschnittlich der anfang eines buches wesentlich mehr klingende reimpaare enthält als der schluss, dass aber auch schon innerhalb der ersten neunzig verse und wieder innerhalb der letzten neunzig verse der anteil der klingenden reime zurückgeht, sodass der erste und der letzte dreißigerabschnitt jedes buches meist einen besonders scharfen gegensatz bilden, und dass infolgedessen der gegensatz an der grenze zweier bücher meist recht scharf ist. diese erscheinung des frischen kräftigen einsetzens und der nachfolgenden ermattung kehrt bei Wolfram in der verteilung der klingenden reime immer wieder.

Was bisher über Wolframs verwendung der klingenden reime im allgemeinen gesagt wurde, gilt in vollem umfange nur für den Parzival. im Willehalm liegen die dinge in mancher beziehung anders und zt. entgegengesetzt. leichter als im Parz. finden sich im Wh. partien bedeutenderen umfanges, die entweder in sich gleichmäfsig sind, oder aber einer einteilung in wenige scharf abgegrenzte unterabschnitte widerstreben. auch die grenzen der bücher sind zt. weniger scharf als meist im Parzival. leichter findet sich auch innerhalb eines buches statt der absteigenden bewegung die aufsteigende, und die vergleichung des anfanges und des schlusses der bücher (s. 135 f) liefert infolgedessen eher die entgegengesetzten resultate als im Parzival.

Aus dem inhalt lassen sich die einzelnen steigerungen und die rückschläge nur zum kleinsten teil erklären. es ist allerdings kaum zufall, dass gerade die eindrucksvolle darstellung der entwicklung einer massenschlacht im achten buche des Wh. dem klingenden reim das weiteste feld einräumt, und wenn man den standpunct so entfernt wählt, dass die kleineren schwankungen für das auge verschwinden, so liefse sich von hier aus auch wol für den ganzen Wh. ein ähnlicher zusammenhang zwischen inhalt und form feststellen. es ist auch nicht lediglich die vollendung der durch Parz. und Wh. sich binziehenden entwicklung, wenn der Tit. den stumpfen versausgang völlig verbannt. aber den versuch eine solche entsprechung zwischen inhalt und form im

den büchern i. ii. iii a des Parz. fremd. um so auffälliger ist die eruptionsartige steigerung am anfang von iirb, welche die entsprechende steigerung im Erec (2924 ff) an entschiedenheit und nachhaltigkeit weit übertrifft und den gesamt Durchschnitt für die nächsten 2800 verse auf eine sonst in den ersten neun büchern des Parz. unbekannt hohe bringt.

einzelnen und zumal für den Parz. durchzuführen, würde man bald aufgeben müssen. die hauptgründe für die schwankungen sind nicht ästhetische, sondern psychologische, sie liegen nicht im inhalt, sondern in der entstehungsweise der werke; und selbst im inhalt zt. nur insoweit, als von dem inhalt die art der subjectiven teilnahme des dichters an seinem gegenstande abhängt.

Ich geh nun auf die verschiedenen möglichen oder wahrscheinlichen ursachen der schwankungen und auch auf die gründe der tendenz zur steigerung des anteils der klingenden reime nicht weiter ein. statt dessen füg ich noch einige beispiele an, die zeigen mögen, wie sich die entwicklung im einzelnen vollzieht oder auch nicht vollzieht. ich wähle dazu einerseits die häufigsten reime, andererseits solche, für die Carl Kraus in der Festgabe für Heinzel die belege mitteilt. doch sei bemerkt, dass meine angaben über die klingenden reime durchgängig auf eigner sammlung des vollständigen materials beruhen. im übrigen sollen die folgenden bemerkungen den stoff und die fragestellungen nach keiner seite hin erschöpfen, sondern nur als hinweise dienen.

Der häufigste aller klingenden reime ist bei Hartmann, Gottfried und auch im Parz. der reim *-ære*. im Wh. wird *-ære* durch *-iche* und *-ére*, im Parz. und Wh. zusammen durch *-îche* überholt, nicht etwa weil diese beiden reime häufiger würden, sondern weil *-ære* schon im Parz. und noch mehr im Wh. zurückweicht. die zahl der belege ist für jedesmal zwei aufeinanderfolgende bücher ¹

P. 13 24 15 11 16 13 18 7

Wh. I—viii 13 8 4 6 ix 8 Tit. 7

Der Parz. bietet genau dreimal so viel beispiele als der Wh. die acht belege des rückfälligen neunten buches des Wh. drängen sich in den beiden letzten dritteln des buches zusammen. die zahl von 7 belegen könnte für den Tit., der alles triviale meidet, hoch scheinen, wenn nicht das bemühen Wolframs auch in diesem falle abgebrauchte bindungen zu meiden unverkennbar wäre ².

Viel häufiger als bei Wolfram ist der reim *-ære* bei Hart-

¹ in San Martes reimregister ist ein beleg ausgefallen: P. 674,29.

² um sich davon zu überzeugen, vergleiche man die beispiele des Tit. (63. 92. 96. 104. 119. 144. 164) mit denen des neunten buches des Wh. (426,25. 428,7. 429,23. 431,1. 438,17. 453,15. 461,13. 465,3).

mann, und noch häufiger bei Gottfried. in den ersten 800 reimpaaren des Tristan erreicht *-ære* unter 2533 kl. rpp. die ungeheuerliche zahl von 220 belegen. hiernach müste *-ære* in den übrigen 1777 reimpaaren unter 675 kl. rpp. im verhältnis zur anzahl der reimpaare überhaupt 49mal, im verhältnis zur anzahl der kl. rpp. 58mal vorkommen, es findet sich aber nur noch 33 mal. Gottfried schränkt also den gebrauch dieses reimes zwar erst spät, aber gerade in der partie ein, die den höchsten procentsatz an klingenden reimen aufweist,

Wider anders verhält sich dem reim *-ære* gegenüber Hartmann. grenzt man vom anfang des Erec an abschnitte von je 2028 versen ab, teilt man ferner den Greg. in zwei gleiche teile von je 1992, den Iwein in vier gleiche teile von je 2040 versen, so sind die zahlen

$$(1) \text{ Büchl. } 16, \text{ Erec } 20 + 12 + 11 + 16 + 17 = 76,$$

$$\text{Greg. } 22 + 44 = 66, \text{ all. } 11, \text{ Iw. } 29 + 23 + 20 + 11 = 83.$$

Die meisten beispiele bietet verhältnismäßig der Greg., der schon in den ersten 2500 versen mit 28 belegen den durchschnitt des Erec übertrifft, in den letzten 1400 versen aber einen wahren misbrauch mit dem reime treibt, der durch den inhalt nicht genügend gerechtfertigt wird. der Iwein bietet mehr beispiele als der ihm an umfang und procentsatz der klingenden reime erheblich überlegene Erec. doch scheint es nicht zufällig, dass innerhalb des Iwein die zahlen abnehmen; und wenn das letzte viertel des Iwein unter meidung der sonst vorherrschenden bindungen (vgl. s. 136 anm. 1) nur 11 belege bietet, so ist der reim dem dichter nun endlich doch wol eintönig geworden.

Dass Wolfram einen reim, bei dem von vorn herein die dinge völlig gleich zu liegen scheinen, da dialectische verschiedenheiten der laut- und formbildung keine rolle spielen, so sehr viel seltener gebraucht als Hartmann und Gottfried, wird nicht lediglich durch seinen viel größeren reichtum an reimen erklärt¹. Hartmann

¹ Wolfram braucht seinen häufigsten klingenden reim *-îche* im Parz. 104, im Wh. 69 mal, also im verhältnis zur anzahl der klingenden reime überhaupt gleich häufig und nicht allzu viel häufiger als Gottfried in den ersten 11000 versen des Tristan. die zahlen sind für Tr. 403—11161:50, 11601—16269:11, dann nur noch 15187 und 18657. Hartmann, bei dem *-îche(n)* gleichfalls, aber aus andern gründen vom Greg. an sehr zurücktritt, kann hier nicht verglichen werden (Zwierzina Anz. xxii 195. Zs.

und Gottfried haben das substantivum *swære* jeder etwa fünfzigmal im reime¹ (Gottfried also, der Tr. 15546 und 19342 auch den dat. plur. *swæren* reimt, verhältnismäßig noch öfter als Hartmann), Wolfram aber nur P. II 62,13. IX 501,15. X 527,5. XI 556,23. Tit. 92 und im eigentlichen sinne P. XIV 721,17². hinzukommt, dass Wolfram im geraden gegensatz zu Hartmanns und Gottfrieds praxis seine adjectiva auf *-bære* nur ausnahmsweise in den reim setzt: P. IV 209,20. — XIII 674,29; Wh. I 25,30. III 154,20. IV 204,3. IX 431,2; Tit. 104.

Bei Hartmann ist der zweithäufigste aller klingenden reime *-ère* mit 184 belegen, im Tristan *-inne* mit 128 belegen, dem *-ère* erst an dritter stelle mit 119 belegen folgt. im Parz. steht *-ère* erst an vierter stelle, von der es im Wh. an die zweite rückt, weil hier *-ære* und *-inne* zurücktreten, während *-ère* dadurch, dass die namensform *Terramère* 15mal gereimt wird, vor einem entsprechenden rückgang bewahrt bleibt. es sind nämlich die zahlen für die reime *-ære -iche -inne -ère* im Parz. 117 104 95 73, im Wh. 39 69 37 47. teilt man den Tristan in vier gleiche teile, die mit den versen 1 4889 9777 14665 beginnen, so sind die zahlen für *-ère* 21 33 30 35, legt man aber der einteilung die anzahl der klingenden reime zu grunde, so sind die zahlen 24 33 32 30. also im zweiten viertel des gedichts zunahme, nachher aber rückgang, der wol nur darum sich nicht stärker bemerklich macht, weil in der zweiten hälfte des werkes die gefährdung und wahrung der äufseren *ère* in den mittelpunct der handlung tritt. aber im Iwein ist *-ère* ebenso wie *-ære* und ungefähr in demselben verhältnis absolut und erst recht relativ häufiger als im Erec. die zahlen für *-ère* sind, wenn wir wie schon oben s. 135 abschnitte von je etwa 2000 versen bilden (I) Büchl. 23, Erec 13 + 19 + 17 + 5 + 10 = 64, 45,81 und 86). übrigens würde sich *-iche* auch im Wh. kaum auf der höhe des Parz. behauptet haben, wenn nicht infolge des stoffes der eigennamen *Franerîche* und das im Parz. ganz seltene substantivum *rîche* fast an der hälfte aller belegstellen im reime ständen.

¹ belege gibt für Hartmann Kraus in der Festgabe für Heiuzel s. 140. im letzten viertel des Iwein fehlt das wort!

² auferhalb des reimes scheint das substantivum bei Wolfram ganz zu fehlen, wenigstens habe ich nur den einen beleg aus dem verdächtigen liede 9,30.

Greg. 12 + 12, aH. 5, Iw. 17 + 15 + 16 + 20 = 68. (Kraus aao. s. 129f).

Es sei hinzugefügt, dass auch die abgeleiteten reime *-éren*, *-éret*, *-érte(n)* im Iwein (und aH.) verhältnismäßig zwei- bis dreimal häufiger sind als vorher. vor Erec 3452 sind überhaupt nur *-éren* und *-éret* beide je einmal im (1) Büchl. und im Erec belegt. von insgesamt $29 + 25 + 24 = 78$ beispielen begeuen im Iwein allein $15 + 14 + 11 = 40$, im aH. $3 + 2 + 2$. ähnlich steht es im Tristan wenigstens mit dem reim *-éren*, für den sich vor 4413 gleichfalls nur zwei (405. 1261), dann aber von 4413—10429 zwölf, von 11041—18061 achtzehn belege finden. die reime *-éret* und *-érte* treten bei Gottfried nicht sonderlich hervor:

-éret 991. 3647. 5831. 6171. 11893. 12681. 14087. 15757. 17867.
-érte 355. 733. 2343. 7033. 8993. 15695.

die belege für Hartmann gibt Kraus aao. s. 132f.

Ein bei Hartmann sehr beliebter reim ist der reim *-uote*, den Wolfram im P. und Wb. zusammen nur zwölfmal verwendet, während er bei Hartmann mit 84 belegen der häufigkeit nach unter den klingenden reimen an fünfter stelle steht. die einzelzahlen sind (1) Büchl. 4, Erec 33, Greg. 20, aH. 2, Iw. 25; aber verhältnismäßig noch etwas häufiger als im Greg. ist der reim in den ersten 6000 versen des Tristan. hier zählen wir bis 6049 mehr belege als im ganzen Erec, nämlich 35. danach würde man nun für die übrigen mehr als 13000 verse des Tristan ungefähr 75 belege erwarten, es sind aber nur 24, und es würden wahrscheinlich noch weniger sein, wenn nicht von 10217 an das substantivum *huote* zehnmal im reime stünde (vorher nur einmal: 5474). besonders auffällig ist, dass der reim *-uote* nach den vorangegangenen 35 belegen zwischen 6050 und 9453 gänzlich fehlt. das mag nun auch ein wenig zufall sein, denn Gottfried kann sich unmöglich vorgesetzt haben den reim von nun an ganz und gar zu meiden; es zeigt aber doch eine wie starke und dabei fast urplötzlich einsetzende abneigung der dichter gegen die bis dahin so beliebte und fast alleinherrschende bindung *quote: muote* gefasst hatte. auf die weiteren interessanten einzelheiten, die sich aus der vergleichung des von Kraus aao. s. 169 verzeichneten materials ergeben, kann hier nicht ein-

gegangen werden. dagegen sei noch auf Hartmanns sonderbare vorliebe für den reim *-uotes* hingewiesen (Kraus aao. s. 168). dieser findet sich schon im (I) Büchl. einmal, im Erec dreimal, im Greg. viermal, im aH. gar fünfmal und dann im Iw. noch fünfmal, im ganzen also achtzehnmal; und das ist für einen abgeleiteten reim dieser art eine ganz enorm hohe zahl. derselbe reim steht in Eilharts Tristant unter 1967 klingenden reimpaaren nur dreimal: 5473. 8077. 8565, in Veldekes Eneide unter 2661 kling. reimpaaren fünfmal: 3831. 5385. 11505. 12619. 12801. Gottfried braucht ihn im ersten viertel des Tristan auf ziemlich engem raume dreimal: 2599. 3103 (reminiscenz aus aH. 44—46) und 4765 (vgl. Eilh. 5473), später nicht wider. der an reimtypen und reimwörtern so reiche Wolfram hat den reim *-uotes* gar nicht. an sämtlichen erwähnten stellen mit einziger ausnahme von Greg. 128 handelt es sich um die bindung *gutes: muotes*. man bemerkt leicht, dass Hartmann im Iwein, wo der reim nach der vorangehenden steigerung des gebrauchs wider zurücktritt und nach 5646 überhaupt nicht mehr vorkommt, die bis in den aH. hinein mit vorliebe verwante versfüllende paarung *êren unde gutes* oder *der êren und des gutes* sichtlich meidet (Iw. 5646 ff.).

Besonders interessantes material bieten die reime *-unde* und *-unden*, für die Kraus aao. s. 112—124 die belege, leider für unsern zweck sehr unbequem, zusammenstellt¹. indessen würde ein zurechtstellen und überhaupt ein genaueres eingehen hier zu weit führen, und es müssen daher wenige hinweise genügen. die zahlen sind für Hartmann

<i>-unde:</i>	(I) Büchl.	8,	Er. 33,	Greg. 18,	aH. 8,	Iw. 16
<i>-unden:</i>	—	29,	10,	5,	29.	

¹ hinzuzufügen ist Er. 5544; Wh. 414,13, auf s. 119 Tr. 16427, auf s. 114 zeile 21 ist statt 261 die zahl 313 zu setzen. die frage des *u*-umlauts ist für Wolfram auf s. 124 meines erachtens nicht richtig entschieden. P. 411,13 (s. 124) ist *twungen* ein ganz sicherer conjunctiv; P. 443,16 beweist nichts dagegen, denn hier handelt es sich um etwas, was in der vergangenheit schon öfter wirklich eingetreten ist, an der vorigen stelle aber um etwas, was ganz und gar der zukunft angehört. auch Wh. 137,18 (s. 122 anm. 2) kann ich *finden* nur als conjunctiv verstehn. Wolfram hat also im conj. präti. der starken verba umgelautete und nichtumgelautete formen, und es ist kein grund ihm für den conjunctiv der präteritopräsentia doppelformen zuzuschreiben.

im Iw. breitet sich *-unden* auf kosten des reims *-unde* aus, weil der dichter im Iw. aus den mit *stunde(n)* gebildeten adverbialen zeitbestimmungen den bis zum Greg. durchaus vorherrschenden singular *stunde* fast ganz verbannt¹.

Ähnlich liegen die dinge im Tristan, und es ist recht interessant, dass Gottfried nicht etwa an den Iwein anknüpft, sondern dieselbe entwicklung selbständig wiederholt. in den ersten 15200 versen des Tristan sind die zahlen² für *-unde* und *-unden* 81 und 34, nachher 12 und 18. der grund für die verschiebung zwischen den beiden reimen ist derselbe wie im Iwein. dass der grund, wenigstens der hauptgrund, nicht wo anders zu suchen ist, lässt sich ebenso wie schon bei Hartmann vollkommen evident machen. so stehn zb. vor 8375 von den 52 reimen auf *-unden* nur 14, von den 31 reimbelegen für *stunden* aber nur ein einziger (2650); in derselben partie stehn von den 93 reimen auf *-unde* 50, von den 55 reimbelegen für *stunde* (die wenigen nichtadverbialen verwendungen miteingerechnet) 28. man sieht, dass die praxis des Iw. auf die dem Iw. an umfang gleiche anfangspartie des Trist. ohne jeden einfluss geblieben ist.

Dagegen ist bei Wolfram *stunden* im reim etwa dreimal üblicher als die entsprechenden wendungen mit *stunde*, die erst vom vierzehnten buche des Parz. an etwas mehr zur geltung kommen. in übereinstimmung hiermit herrscht der reim *-unden* nicht nur im Parz. sondern auch noch im Wh. durchaus vor (47 + 32 gegen 26 + 21), ist dabei aber doch verhältnismäßig weniger häufig als bei Hartmann und Gottfried.

Die genauere verfolgung der reime auf *-unde(n)* im Tristan gewährt einen interessanten einblick in Gottfrieds art der formelbildung und -umbildung. hier soll noch ein anderes besprochen werden. Gottfried reimt den conjunctiv *kunde* Tr. 1125 (von Kraus als indicativ gezählt) und 4607, beidemale auf sicheres *u*; sonst findet sich vor 12215 kein sicheres beispiel eines conjunctivs auf *-unde(n)* oder *-ünde(n)* im reim. diesen zwei beispielen der ersten 12000 verse stehn in den übrigen 7500 versen dreizehn beispiele gegenüber (12 215. 13 191. 13 667. 13 815.

¹ Lachmann zu Iw. 4533. belege gibt Zwierzina Zs. 40, 239 f., wo hinzuzufügen ist Er. 6326; Greg. 404. 1955. 2951.

² Tr. 12215. 15335. 17967. 18117. 19527 hab ich mit Kraus aao. s. 118 *-ünde* angesetzt, aber 13191 *-unde*.

14 261. 14 361. 14 459. 14 475. 15 335. 17 967. 18 117. 18 609. 19 527), und zwar reimt *funde(n)* und *fünde(n)* achtmal (12 215. 13 815. 14 261 und an den fünf letzten stellen) teils auf conjunctive der präteritopräsentia teils auf sicheres *ü*; sonst handelt es sich nur um conjunctive der präteritopräsentia, die aufser auf *fünde(n)* noch auf sicheres *u* und unter einander reimen.

Dieser sachverhalt ist von Kraus aao. s. 118 f. nicht ganz richtig beurteilt worden. Gottfried meidet die conjunctive in den ersten 12 000 versen nicht aus grundsatz, sondern infolge unentwickelter reimtechnik, und er braucht sie später nicht aus nachlässigkeit, sondern infolge gröfserer beherschung der form. damit sollen nicht etwa absolute werturteile über Gottfrieds frühere und spätere reimkunst ausgesprochen sein, sondern nur verschiedene stufen einer durchaus organischen entwicklung gekennzeichnet werden, die sich gerade in beziehung auf den reimgebrauch der conjunctivformen auch sonst beobachten lassen.

Im Tristan kommen zwanzig verschiedene klingende reime mit dem stammvocal *æ* vor. lassen wir die trivialen vom anfang bis zum schluss gebräuchlichen reime *-ære(n)* und *-æte(n)* bei seite, so steht von den 93 belegen für die übrigen sechzehn reime vor 4585 nur ein einziger (1189 *gesæhe : geschæhe* in unmittelbarem anschluss an das vorangehende *sehen : geschehen*). das ist zt. zufall. der elfmal belegte reim *-æne* verdankt sein dasein im Tristan lediglich dem eigennamen *Brangæne*, kann also vor 9321 nicht vorkommen. ebenso ist *-æze(n)* (9145. 9575. 9707. 13467) an das wort *truhsæze* gebunden. aber kein zufall ist es, dass die zwölf belege für *-æret(e)* sämtlich der kleineren zweiten hälfte des gedichtes angehören (10729. 12027. 12291. 13615 [*-ærete*]. 13639. 14073. 14099. 14943. 15293. 15737. 17231. 18033; man beachte die reimwörter und *-ærte* 7281). auch den bei Wolfram fehlenden reim *-ærde* hat sich Gottfried ebenso wie Hartmann erst erobern müssen (*gebærde : beswærde* aH. 991; Iw. 1321. 5417. *gebærde : bewærde* Tr. 6491. 13669. 14273. 16473. 19175). lassen wir mit diesen reimen auch *-ætet* (14799) für das folgende aufser acht, so bleiben noch die reime *-æchen* *-æge* *-æhe(n)* *-æhte(n)* *-æme(n)* *-æmet*, bei denen es sich so gut wie ausschliesslich um conjunctivformen handelt. und da kann es wider kein zufall sein, dass von 60 belegen für diese

reime nur ein einziger, wie schon erwähnt, vor 4585 steht. allerdings kommt *-æchen* überhaupt nur einmal vor (5053), *-æge* nur zweimal (12217. 12447), aber *-æhe(n)* neunmal (1189. 8961. 9255 [-*æhen*]. 9903. 12805. 14885. 16779. 18591. 19241), *-æhte(n)* siebenmal (7747 [-*n*]. 7911. 8385. 12521. 15279. 15653. 18791 [-*n*]). und wenn von 33 + 7 + 1 ziemlich gleichmäÙig verbreiteten belegen für *-æme -æmen -æmet* in den ersten 4500 versen des Tristan nicht ein einziger steht, so ist jeder gedanke an zufall ausgeschlossen. abzuweisen wäre freilich auch der gedanke dies etwa mit der praxis Hartmanns in zusammenhang zu bringen, der nach Zwierzinas wichtigem nachweis¹ den reimgebrauch von *kam* und *kæme(n)* schon nach den ersten 4000 versen des Erec mit einem ruck bis ungefähr auf die hälfte des bisherigen durchschnitts und dann allmählich immer weiter einschränkt, der nach dem Greg. *kæme(n)* und *kâmen* überhaupt nicht mehr, und *kam*, wenn man von dem rückfall in den ersten 1000 versen des Iwein absieht, nur noch zweimal in den reim setzt.

Hiermit hat nun Gottfrieds verhalten gegenüber dem reim *-æme(n)* nichts zu tun. *kam* ist im Tristan von anfang an ein beliebtes reimwort, *kâmen* reimt von 2171—8921 vierzehnmahl, von 12373—17291 sechsmahl (dazu *kâmet* 16009), und allein sechsmahl vor dem ersten reimbeleg für *kæme(n)* (4786). hienach kann der grund für das späte auftreten des reimes *-æme(n)* im Tristan nicht in der dialektischen natur der form *kæme* gesucht werden, sondern in dem was ihr mit den formen *næme(n)* *sæhe(n)* *bræhte(n)* usw. gemeinsam ist.

Einen conjunctiv, zumal einen umgelauteten conjunctiv in den reim zu bringen, ist eine kunst, die — soweit es sich nicht um scheidemünze, wie zb. *wære*, handelt — besonders gelernt sein will, einmal wegen der syntaktischen functionen des conjunctivs, dann wegen der beschränkten reimmöglichkeiten. dass Gottfried diese kunst nicht von anfang an in einfacher nachahmung der vorgänger übt, sondern sie sich erst in einer unwesentlichen wol selbständigen entwicklung erwerben muss, ist für ihn ungemein bezeichnend. übrigens fehlt es an parallelen erscheinungen weder bei Hartmann noch bei Wolfram, die beschränktheit der reimmöglichkeiten begünstigt natürlich die entstehung starrer bindungen, und dies führt wider dazu, dass die

¹ Festgabe für Heinzel s. 501 ff. Zs. 45, 370 ff.

zuvor gesuchten reime später wider gemieden werden. hierher könnte der ebenfalls in den ersten 4500 versen des Tristan fehlende reim *-üege* (*trüege*) gehören (4605. 8551. 9343. 12479). hierher gehört aller wahrscheinlichkeit nach ein besonders lehrreicher fall, zu dem Kraus¹ das material bietet, nämlich der reim *-üge*. auch dieser reim fehlt in den ersten 4500 versen des Tristan, erscheint nach dem ersten beleg (4519) in den nächsten 5000 versen nur einmal, häuft sich dann, wird wider seltener und fehlt in den letzten 2500 versen ganz.

Unter den eben entwickelten gesichtspunct fällt nun auch Gottfrieds reimgebrauch der conjunctive auf *-unde* und *-ünde*. doch soll damit ein gewisser einfluss des dialektischen moments nicht ausgeschlossen werden. man kann etwa so sagen: dass conjunctive wie *kunde(n)* und *fünde(n)* in den ersten 4500 versen des Tristan nur ein einziges mal im reime stehn (1125 *kunde: stunde*), hat keinen anderen grund als die gleiche erscheinung bei den übrigen erwähnten conjunctiven. dass sich aber zu dem zweiten beleg (4607 *munde: kunde*) innerhalb der nächsten 7500 verse kein dritter gesellt, dass insbesondere der conjunctiv *fünde(n)* in den ersten 12000 versen des Tristan gar nicht (nachher achtmal) gereimt wird, erklär ich mir zwar nicht gerade aus einer unmittelbaren rücksicht auf das publicum, aber doch wenigstens zum teil daraus, dass Gottfried nicht aus grundsatz, sondern aus einem gefühl von unsicherheit heraus zauderte, umgelautete formen, die er Hartmann auf *u* reimen sah, in den reim zu setzen; dass sich Gottfried schliesslich von dem bedürfnis zur erschließung neuer reimmöglichkeiten getrieben auf eigene füsse stellte, darf ihm nicht als nachlässigkeit ausgelegt werden.

Kassel.

ALBERT NOLTE.

¹ Festgabe für Heinzel s. 119 (wo Tr. 16427 nachzutragen ist) und s. 152. die belege sind Tr. 4519. 7769. 9579. 10353. 10487. 11343. 11641. 12455. 14079. 14415. 15467. 16427. 17017. vergl. auch aao. s. 115 und 124. man beachte besonders die bindung *müge: tüge* Iw. 7985; Tr. 7770. 10353. 10487. 14079. 14415. 16427. dieselbe bindung Eilh. Tristr. 3873. 5609. 7125; Veld. Eneide 10189 (vgl. En. 2569. 6583).

ERFURTER DICHTER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

Dem von der forschung über gebühr vernachlässigten dichter von 'Heinrich und Kunigunde', oder wie der autor selbst dem akrostichon zufolge das werk genannt wissen wollte: 'Kaiser und Kaiserin' hat neuerdings Geo. M. Priest seine doctordissertation gewidmet: 'Ebernard von Erfurt: zu seinem leben und wirken', Jena 1907. die fleißige arbeit leidet wol an einigen mängeln, die den anfänger, den ausländer und den nichthistoriker bekunden, aber sie bringt doch allerlei bei: für herkunft und alter der — bekanntlich neuerdings nach Amerika verschlagenen (PBBeitr. 29, 368) — handschrift, für die frage nach der entstehungszeit des gedichtes, für die weitere litterarische geschichte des stoffes. vor allem aber macht sie eine tatsache glaubhaft, gegen die ich mich (obwol ich das gleiche urkundliche material wie Priest seit jahren in händen hatte) immer gesträubt habe: Ebernard ist nicht etwa, wie man seit Bechstein und Bech doch wol allgemein angenommen hat, ein clericus, sondern ein bürger von Erfurt, ein mitglied des rates seiner vaterstadt! das anzuerkennen zwingen uns weniger die urkunden als eine aufmerksame, vorurteilslose lectüre seines gedichtes.

Der name Ebernard ist zwar gewis uralte, aber zu keiner zeit häufig gewesen (Fürstemann ¹ hat 4 träger des namens aus dem 10 u. 11 jh., Socin s. 138 ^b einen einzigen: aus Constanz, 12 jh.), auch in Thüringen nicht, wo unser autor zu hause war. der erste band von Dobeneckers ausgezeichnetem regestenwerk bietet keinen einzigen beleg, die belege des II und III bandes entstammen sämtlich dem I bande von Beyers Urkundenbuch der stadt Erfurt (Halle 1889) ¹, der bis 1320 reicht — von da ab ist der name auch in Erfurt ausgestorben, Beyers bd II (1321—1400) bringt kein weiteres zeugnis mehr.

Die fünf träger des namens Ebernard bei Beyer bd I sind sämtlich Erfurter bürger, sie sitzen im rate oder treten als zeugen in urkunden auf die sie als ratsfähig erweisen. zwei von ihnen, *Ebernardus Bizcorn* (aus einer familie die diesen gentilnamen

¹ Priest hat sich ganz auf Dobenecker beschränkt und scheint erst hinterdrein das urkundenbuch flüchtig eingesehen zu haben (s. 10 n. 2); schon das rechtfertigt es, dass ich hier auf die frage noch einmal näher eingeh-

schon 1207 führte: nr 68) 1260—1303 und *Ebernardus Pincerna* 1269. 1270 kommen schon wegen ihrer späten lebenszeit nicht in betracht. von den ältern scheidet Priest den *Ebernardus* der 1192. 1193 zweimal in Erfurter urkunden eb. Konrads I von Mainz als zeuge erscheint (nr 55. 56), wol mit recht aus: er steht schon 1192 an der spitze von neun namhaft gemachten Erfurter bürgern, war also damals ein mann in reifen, wo nicht hohen jahren, und kann sich die moderne reimtechnik, die den verfasser der deutschen legende auszeichnet, kaum noch angeeignet haben. ein in zwei documenten des jahres 1227 (nr 95. 96) auftauchender *Hebernardus* oder *Ebirnardus Hetenig* darf wegen dieses festen beinamens schwerlich identificiert werden (wie das von Priest s. 9 geschieht) mit dem nun allein noch übrigbleibenden *Ebernardus iuuenis*, der 1212 (nr 72) und 1217 (nr 77. 79) mit diesem zusatz 1217 (nr 82) als *E. iunior* auftritt. dass er damals noch ein jugendlicher mann war, mag man aus seiner stellung in den zeugenlisten entnehmen: in nr 72 erscheint er unter den 23 'burgenses quibus dispensatio reipublice civitatis Erfordensis est credita' als 21ster, in nr 77 (urkunde eb. Siegfrieds II für die Michaeliskirche) ist er der 15te von 23 laienzeugen, in nr 79 nimmt er unter 24 zeugen aus der bürgerschaft den vorletzten platz ein, in nr 82 den 24sten unter 28. dass er ein nachkomme des *Ebernardus* von 1192. 1193 war, ist wahrscheinlich, er kann aber sogut sein enkel wie sein sohn gewesen sein; und dass der alte Ebernard 1217 noch lebte, wie Priest (s. 11) 'dem zeugnis des beinamens' ('iuuenis') entnimmt, ist ganz und gar kein selbstverständlicher schluss. diese bezeichnung ist nämlich durchaus keine in den Erfurter urkunden übliche. ich hab aus der in betracht kommenden zeit kein zweites beispiel gefunden und muss darum Beyer, der sein material doch wol gut kannte, recht geben, wenn er in *Ebernardus iuuenis*¹ den ersten repräsentanten des ratsgeschlechts der *Junge* erblickt, dessen mitglieder von da ab häufiger in den urkunden erscheinen (s. register zu bd I 498^b. II 903^a) bis herab auf *Hencze Junge den alten* 1378 (bd II nr 800). hat sich mit Ebernard II (1212—1217) der name 'Junge' eingebürgert, so hat er ihn vermutlich im gegensatz zu

¹ wenn Beyer zwar *Iuuenis*, aber *iunior* schreibt und dann im register s. 494b (unter 'Ebernardus') und s. 498b (unter 'Iuuenis') die personen trennt. so ist das natürlich eine ebenso verkehrte wie gewaltsame entscheidung

dem vater oder grosvater Ebernand i erhalten, er muss ihn aber, da er ihn auf seine nachkommen vererbte, so fest geführt haben, dass die annahme, er habe ihn später mit dem beinamen *Hetenig* vertauscht, mindestens unwahrscheinlich ist, um so unwahrscheinlicher als dieser name ein patronymikon, älter **Hetaning* zu *Hetan* (Förstemann 1² 805f), zu sein scheint¹.

Ich komme also etwas bestimmter als Priest zu dem resultat, dass von den fünf einzig nachweisbaren Erfurter (und überhaupt thüringischen) trägern des namens Ebernand nur der 1212 und 1217 in zusammen vier urkunden bezeugte ratsfähige *Ebernandus iuuenis*, der damals noch ein verhältnismäßig junger mann war; als verfasser von 'Heinrich und Kunigunde' erwogen werden kann.

Aber wird man wirklich an einen weltlichen dichter, an einen bürger von Erfurt denken dürfen? es schien mir immer bedenklich, und darum hab ich bisher das ergebnis meiner eigenen durchsuchung der urkunden als unsicher zurückgehalten. dass wir in den erhaltenen urkunden keinen geistlichen des namens finden, beweist natürlich gar nichts; geht man auch nur die Erfurter stifter und pfarrkirchen durch, so sieht man, wie wenige cleriker überhaupt urkundlich vorkommen. eine erneute lectüre des gedichtes hat mich aber überzeugt, dass Priest recht hat: der dichter und der bürger sind in der tat identisch. Priest hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, das negative hervorzuheben: aufser den beziehungen zu dem kirchner und spätern laienbruder Reimbote, zu kloster Georgental und seinen mönchen findet sich nichts was auf geistliche verhältnisse hindeutet; das wigt aber um so schwerer, als Erfurt eine kirchen- und klosterreiche stadt war wie wenige. Ebernand blickt aus der stadt, wo er nach dem akrostichon eine wolbekannte persönlichkeit war, mit sehnsucht hinüber nach dem kloster der grauen mönche im einsamen waldtal, wo sein freund lebt, der den fallstricken des weltlebens sich entzogen hat. dort hat er gewis öfter zum besuch geweit; bei den cisterciensern, die ihr leben zwischen andachtsübungen und werbender arbeit teilen, sieht er sein lebensideal verwürklicht, vgl. v. 4652 und bes. 4693 ff: *Mariá die verturbe ob Marthá niht encurbe mit arbeit sie sich muowet, Mariá suoze ruowet, ze gotes fuozen sie liget. welch klóster dá man des phliget des ich uch gesaget hán?* und wenn er speciell

¹ dies gegen die beiden vermuthungen von Michels bei Priest s. 8 u. 112.

Georgental wiederholt ein 'paradies' nennt (4548. 564. 598), so ist er vielleicht dazu veranlasst durch eine der so benannten vorhallen, wie sie sich ganz besonders bei den cistercienserkirchen finden (vgl. zb. Maulbronn bei Otte 1⁵ 82). von seinem freunde dem laienbruder lässt er sich gern einreden, dass er mit der abfassung des gedichtes ein Gott wolgefälliges werk leiste: *mîn frunt der mich des übergie daz ich die rede ze tihten vie, der hât mich des vil wol getrôst, ich wurde sicherliche erlöst.* die breit ausgespinnene elegie des schlusses mündet schließflich in die verse aus:

*werltlich leben daz is kranc,
swer sich darmite begrîfet,
vil lihte er beslîfet,
ez hât vil manigen starken druch.
ir klôsterlûte vrouwet uch:
ir sît vil maneger muowe entgân
die werltliche lûte hân!*

so spricht der mann des weltlebens, der sich seinerseits anschuldigt s. 4411 ff: *mir stuont ie der muot an wollust und an irdisch guot, wie ich des gnuoc gewunne,* der aber mit diesem streben freilich keinen erfolg gehabt hat: v. 4368 f *sint ich von kinde mich versan, sô was ich arm des quotes.* in diesem zusammenhang dürfen wir auch das akrostichon heranziehen, wie es Bech Germania 5, 488 f hergestellt hat:

EBERNANT SO HEIZIN ICH
DI ERFVRTERE IRKENNINT MICH ¹
KEISIR VNDE KEISIRINN[E] ²

der autor, der sich hier als eine stadtbekannte persönllichkeit hinstellt und das akrostichon weder zu einem hinweis auf seinen

¹ Priest wiederholt Bechs unmögliche lesung *ikh* und *mikh*. beidemaal hat der dichter für c den eingang *Cunde ich* gewählt (v. 1163. 2895); offenbar schrieb er hier ebenso vor u den k-laut als c, wie die Erfurter urkunden bis 1172 ausnahmslos *Cunegundis* aufweisen, während später *Kunegundis* damit wechselt und zuletzt bevorzugt wird.

² Bech schließt das akrostichon mit v. 4543 *Nû* als *keisirinn*. der dichter reimt die movierten feminina bald auf *-în* bald auf *-inne*, das *-inn* ist darum auffällig. da nun der letzte abschnitt (LXI, nach Bechs correctur vielmehr LXII) mit seinen 210 versen den nächstgrösten XLIII (126 verse) noch um 84 verse überragt (der durchschnitt ist nur 74,5 verse), so ligt es nahe ihn zu teilen, wofür dann wol nur v. 4643 *Etelicher ist sô guot* in betracht käme.

stand (vgl. Otfrid: *monachus et presbyter*) noch zu einem frommen heilspruch verwendet, wird doch am ersten unter den bürgern der stadt Erfurts gesucht werden müssen. wenn er an einer der wenigen stellen wo er einen anlauf nimmt zu scherzen, v. 2970 sagt: *und solde ez kosten minen roc, den wolde ich nimmer mér geklagen*, so sehen wir deutlich, dass er keine kutte und überhaupt kein geistliches gewand getragen hat. und hätte es denn überhaupt für einen geistlichen sinn, wenn der autor v. 3078ff den milden kaiser anfleht: *láz mich etewaz gebur dîner kleider alden, daz ich mich dem kalden von dîner stûre muge erwern*, und wenn er weiter die kaiserin bittet, ihm *ein aldez gurtelin* zu spenden (v. 4425) zu den *alden kleiden* (v. 4441)?

Ich denke das reicht hin um zu erweisen: Ebernand war kein clericus, sondern ein bürger Erfurts: aus angesehener familie, aber in bescheidenen vermögensumständen. seine erziehung hat er in einer der geistlichen schulen erhalten die durch jahrhunderte den ruhm seiner vaterstadt bildeten, ehe aus ihnen die erste städtische universität Deutschlands erwuchs. dürfen wir uns auch die zustände um 1200 noch nicht so entwickelt vorstellen wie zu den zeiten des Nicolaus von Bibera (ca 1283), der (ed. Fischer v. 1566ff) die zahl von tausend scholaren neunt und ein reges studentisches treiben von guter und böser art schildert, so boten dem Erfurter bürgerssohne die heimischen anstalten doch gewis schon damals bequeme gelegenheit, sich eine bildung anzueignen, wie sie die geistliche, gelehrte seite von 'Heinrich und Künigunde' voraussetzt. schwieriger und von größerem interesse für die litteraturgeschichte ist die frage, woher Ebernand seine schöngeistige bildung schöpfte und auf welchem wege er sich die leichte herrschaft über die form aneignete.

Eh ich auf diesen punct näher eingeh, will ich noch einige vorfragen erörtern.

Ebernands 'freund' (v. 125.2738.4294) und anreger Reimbote, der 1199 in Bamberg kirchner war und uns dort zwar nicht urkundlich aber bildlich in einer weise bezeugt ist (Priest s. 25: Chroust Monumenta palaeographica lief. xxii taf. 4), dass die vermutung, er habe auch die lateinische 'Vita Cunegundis' angeregt, durchaus einleuchtend scheint, hat sich später als laienbruder (denn er hatte in seiner Bamberger zeit weib und kind) in das cister-

cienserkloster Georgental am nordostabhang des Thüringerwaldes zurückgezogen. es ist ein freundliches spiel des zufalls, wenn von den vier urkunden unter denen Ebernandus (n) iuvenis — mit vielen ändern! — als zeuge erscheint, zwei die erwerbung und befreiung des Georgentaler hofs zu Erfurt betreffen (nr 79 u. 82, beide von 1217), von irgend welcher bedeutung oder gar beweiskraft, wie sie Priest diesem umstand wiederholt beimisst (s. 9. 22), kann natürlich nicht die rede sein. höchstens könnte man darauf verfallen, die beziehungen Ebernands zu Reimbote und den mönchen von Georgental von dem zeitpunct zu datieren, wo das kloster in Erfurt besitz erwarb und damit zu der bürgerschaft in nähere beziehungen trat¹: man würde dann etwa das jahr 1217 als terminus a quo für die entstehung des gedichtes aufstellen. aber auch von einer bescheidenen formulierung dieses einfalls möcht ich abraten: es gibt zu viele möglichkeiten, welche die beziehungen Ebernands zu Reimbote und Georgental erklären können. vor allem ist der name Reinbote, ähnlich wie Ebernand, ein gerade für Erfurt vielbezeugter. er kommt bei Beyer bd I schon z. j. 1104 (nr 8: *Reinboto*) vor, dann erscheint 1217 (nr 77) in derselben zeugenliste mit Ebernand u. *Reinboto parvus*, 1228 (nr 100) tritt *quidam Reinboto* auf, von 1240 (nr 123) ab folgt ein *Reinboto albus*, und so weist das register (I 476; vgl. II 905) bis 1320 noch weitere fünf träger des namens nach, der im II bande nur noch in nachträgen erscheint. es ist also sehr wol möglich, dass Reimbote wie Ebernand ein sohn der stadt Erfurt war, der sich, nachdem man in Bamberg seine propaganda für die heiligsprechung der kaiserin Kunigunde von gewisser seite übel gelohnt hatte (v. 4040 ff), in ein kloster seiner thüringischen heimat zurückzog, vielleicht nachdem er die frau verloren und den sohn in der nicht allzu fernen vaterstadt untergebracht hatte.

Wann dieser wandel in den verhältnissen Reimbotes eintrat, wissen wir nicht, auch nicht, ob daran traurige familienschicksale schuld waren oder jene intriguen, welche Ebernand v. 4034 ff andeutet und mit R.s eintreten für die kaiserlichen heiligen un-

¹ diese städtischen höfe der Cistercienser (wie der Arnburger hof in Frankfurt aM., der Walkenrieder hof in Göttingen, der Hainauer hof in Wetter) dienten wol zumeist der vermittelung des absatzes landwirtschaftlicher erzeugnisse, daneben dem einkauf eigener bedürfnisse des klosters usw.

mittelbar in verbindung bringt. zusammen mit dem domdechanten Gundeloch, den auch die consecrationsbulle Innocenz III vom 3 april 1200 (Böhmer-Ficker 5705) als hauptförderer der heiligsprechung Kunigundens nennt, wird als woltäter Reimbotes der dompropst gepriesen (4065 ff): das war Ekbert von Meran, der am 22 dec. 1203 bischof wurde, aber 1208 einer kabale weichen mußte, die ihn der mitschuld an der ermordung könig Philipps zieh; er blieb bis 1214 in Ungarn und hat dann seinen bischofssitz wider eingenommen und bis zu seinem tode (1237) innegehabt. es bleibt natürlich nur eine vage vermutung, wenn ich für jene jahre von Ekberts exil ein erwachen alter gegensätze als möglich ansehe. und noch weniger wag ich den umstand, dass Ekberts name verschwiegen und seine erhebung zum bischof unerwähnt bleibt, etwa gar für die datierung des gedichtes zu verwerten.

Dessen entstehungszeit festzulegen ist bei dem mangel litterarischer beziehungen vor- und rückwärts eine doppelt schwierige sache. ein unbedingt sicherer terminus a quo (Priest s. 38) ist zunächst die Bamberger feier der heiligsprechung Kunigundens am 9 sept. 1201 (v. 4325 ff): das gedicht kann erst einige zeit später gedichtet sein, da inzwischen Reimbote converse geworden ist. Reimbotes lebenszeit aber lässt sich unmöglich über 1250 ausdehnen. innerhalb dieses weiten zeitraumes hat man mit Bechstein wider das jahr 1216 als ausgangspunct angenommen¹, denn die art wie v. 4311 ff von Innocenz III gesprochen wird (*die wurben an den bābest daz der den rōmischen stuol besaz, der wīse Innocencius huius nominis tercius*), macht es immerhin wahrscheinlich, dass dieser nicht mehr lebte — ich würde Priests (resp. Leitzmanns) einwendungen hiergegen (s. 36) nur annehmen, wenn andere kriterien bestimmt für eine frühere entstehungszeit sprächen. solche sind aber leider nicht nachgewiesen, und auch aus Reimbotes Bamberger beziehungen, wie ich oben hervorhob, nicht mit einiger sicherheit zu folgern, zumal es fast den anschein hat, als sei Ebernand über diese nicht genauer orientiert. der dechant Gundeloch ist als solcher noch 1216 bezeugt (Mon. Boica XXIV 44), der ohne namensnennung gepriesene propst

¹ hierher stammt der fehler '[verfasst] im j. 1216', der sich gleichmäfsig bei Koberstein-Bartsch I⁶ 194 und bei Vogt in Pauls Grundr. 2 II 1, 196 findet.

(Ekbert) ist als bischof am 5 juni 1237 gestorben: da Ebernand beiden seine heilwünsche spendet, wird man den terminus ante quem doch wol unbedenklich so weit zurückschieben dürfen. also '1201—1237' — allerdings bin ich selbst geneigt, der datierung die lockere form 'um 1220' zu geben, und ich würde demjenigen gern noch weiter zurückfolgen, dem es gelänge einen frühern anhaltspunct zu finden. (der stofsseufzer 2091—98 der in die worte ausläuft *eins solhen keisers wère nôt!* erscheint mir nicht als solcher).

Ist der dichter Ebernand mit dem 'Ebernandus iuvenis' der urkunden von 1212 und 1217 identisch, so war er um 1220 wol noch ein mann in guten jahren. dass aber sein werk irgendwelche anzeichen aufweise die für die jugend des vf.s sprechen, muss ich um so entschiedener bestreiten, je bestimmter es Priest ausspricht, dem für diese erkenntnis schon 'ein flüchtiger blick in das gedicht genügend' scheint. Ebernand gibt sich nirgends als einen jungen mann zu erkennen, er redet immer so als ob er ein leben voll ernster erfahrung hinter sich habe, vgl. bes. v. 4348 ff *sint ich von kinde mich versan* usw. (ferner 4408 ff. 4746 ff). gewis, das k a n n recht wol eine altkluge fiction sein, wie wir ihr bei mittelalterlichen menschen öfter begegnen, aber wo ligt dafür ein anzeichen vor? keinesfalls in der geringen kunst des vf.s, die in sich abgeschlossen scheint und keinen keim, keine hoffnung auf eine entwicklung zu höhern leistungen erkennen lässt. ist meine vermutung oben (s. 148) richtig, war die freundschaft mit Reimbote, den Ebernand nirgends als den ältern erkennen lässt, in der Erfurter landsmannschaft begründet, so ligt es am nächsten, in jenem einen altersgenossen, einen schulfreund des dichters zu sehen, der ihm vielleicht obendrein verwantschaftlich nahe stand — das wort *frunt* schliesst das keineswegs aus. dann dürfte aber auch Ebernand schon vor oder um 1210 das vierzigste lebensjahr erreicht haben, das ihm Priest aao. durchaus abstreitet.

Von dem nachleben der dichtung gibt uns nur die eine handschrift kunde in der es überliefert ist: sie wurde gegen 1450 in Mühlhausen in Thüringen von einem minoriten oder predigermönch geschrieben. unter diesen umständen dürfte ein kleines zeugnis dafür, das Ebernand seinen landsleuten zu danke

gedichtet habe, nicht unerwünscht sein. ich entnehme es wider dem Erfurter urkundenbuche.

Der name *Cunegundis*, *Kunegunt*, begegnet in Erfurt zwar schon zu einer zeit wo von einem einfluss der neuen heiligen (oder gar der dichtung Eberhards) nicht die rede sein kann — denn die *Cunegundis Bigenote*, die 1217 (nr 77) als hausbesitzerin erscheint, ist selbstverständlich noch im 12 jh. geboren; aber er ist offenbar erst nach der heiligsprechung der kaiserin recht gebräuchlich geworden, und es ist wol möglich, dass dabei das dichtwerk des Erfurter bürgers mitgewürkt hat. von *Cunegundis de S. Nicolao* 1238 (nr 117) ab hab ich im 1 bande von Beyer noch 14 weitere trägerinnen des namens innerhalb der stadt gezählt (in nrr 164. 199 [zwei!]. 254. 286. 299. 336. 360. 384. 424. 428. 485. 541. 572) und 4 bei dem umwohnenden adel (nrr 139. 274. 387. 501)¹. besonders beweiskräftig ist nr 199 v. j. 1265, das testament des Erfurter bürgers Reinhard von der Bulze, wo als die beiden kinder des erblassers **H e i n r i c h** und **K u n e g u n d e** erscheinen.

Die tatsache dass ein Erfurter bürgerssohn, bei dem nichts über die kreise seiner heimischen beziehungen hinauszudeuten scheint, um 1220 ein reimwerk von fast 5000 versen schreiben konnte, das zwar kein besonderes ingenium bekundet, aber ihn doch im sichern besitz der äufsern technik zeigt, so dass seine verse als einwandfrei, seine reime (bei berücksichtigung der von ihm selbst betonten mundart) als ausnahmslos rein gelten müssen; dazu die schlichte, von jeder prätension freie darbietung dieses werkes und der doppelte hinweis einerseits auf die *meistertihère* (v. 4493) und anderseits auf leute die sich eine sprache anquälen die sie nicht beherrschen (4472 ff) — das alles gibt uns zu denken! denn es ist bisher nicht gelungen, irgendwelche sichere spuren eines stilistischen einflusses von einem der grofsen unserer litteratur her nachzuweisen, die doch alle damals bereits hervorgetreten, ja zumeist wol schon wider abgetreten waren. die möglichkeit sich litterarische schulung, ja eine gewisse routine zu erwerben, muss also auch abseits von den bahnen der HvVeldeke, Hartmann, Gottfried, Wolfram und Wirnt zugestanden werden, und im hin-

¹ meine liste ist kaum vollzählich, aber immerhin reichhaltiger als die von Beyer im register 1 459.

blick darauf möchte ich immerhin eine beobachtung nicht verschweigen, die mir das Erfurter urkundenbuch s. z. nahelegte: es schien danach nicht ausgeschlossen, in Erfurt noch einen andern dichternamen zu fixieren, mit dem wir bisher verzweifelt wenig anzufangen wissen, den Biterolf. bekanntlich nennt Rudolf von Ems in seinem Alexander¹ als vorgänger in der höfischen behandlung des gleichen stoffes herrn Berthold von Herbolzheim und herrn Biterolf — es lag nahe, den letzteren mit dem gleichnamigen dichter der im 'Fürstenlob' des Wartburgkrieges auftritt zu identifizieren und in ihm einen thüringischen epiker zu sehen, welcher, der geschmacksrichtung des landgrafen Hermann dienend, den romanen von Troja und von Eneas einen Alexanderroman an die seite stellte (vgl. Scherer Gesch. d. d. lit. s. 149; Baesecke Zs. 50, 381).

Nun begegnet unter den Erfurter patriciergeschlechtern eines für das der name Biterolf schon zu anfang des 13 jh.s als familienname festgeworden war. in dreien der urkunden welche *Ebernandus iuvenis* bezeugt hat, erscheinen mitglieder dieser familie als zeugen in dessen nächster nähe: in nr 72 v. j. 1212 *Conradus biterolphus*, in nr 79 v. j. 1217 *Gerhart bit'olf*, in nr 82 v. j. 1217 *Cōnrad⁹ bittherolf²*.

Ich habe mich viel zu lange mit namenstudien abgegeben, um nicht gegen die tausend neckereien des zufalls (von denen ich bald einmal lehrreiche proben vorzulegen gedenke) einigermaßen mistrauisch zu sein. es geschieht also mit der äußersten reserve, wenn ich auf dies nebeneinander der namen Ebernand und Biterolf hinweise im zusammenhang mit der erwägung, dass der verlust von Biterolfs Alexanderdichtung für unsere einsicht in die geschichte des mhd. erzählungsstils eine lücke bedeutet, die wir auch bei der beurteilung Ebernands allenfalls in betracht zu ziehen hätten.

Aber worauf gründet sich überhaupt unsere vorstellung, dass der Alexanderdichter Biterolf an den thüringischen hof gehöre? in erster linie auf die rolle die ein Biterolf als lyriker resp.

¹ die stelle ist von Junk PBBetr. 29, 460f nach beiden hss. hergestellt: natürlich ist v. 15789 mit Zacher *mīn* für *ein* zu lesen.

² für nrr 79 und 82, deren originale in Gotha liegen, hat prof. REhwald in liebenswürdigster weise die genaue lesung festgestellt, welche den namen Biterolf zweifellos als beinamen erweist.

spruchdichter im Wartburgkriege spielt: auch der von Rudolf von Ems erwähnte Biterolf war zugleich lyriker, und Rudolf, der Biterolfs Alexander nur von hörensagen kannte, meint, nach seinen liedern zu urteilen, möge es wol ein respectables werk sein¹. so schien dieser poet einerseits sich mit seinem stoffe gut anzuschließen an Veldeke und Herbort, und anderseits hatte er mit Veldeke und Wolfram die vereinigung von epos und lyrik gemeinsam. man hat aber dabei eines übersehen: Rudolf, dessen 'Alexander' in die 1230 er jahre fällt, nennt (v. 15789) Biterolf seinen freund! diesen ausdruck braucht er sonst nur für 'herrn Wetzel', d. i. Wetzel von Bernau, den verfasser des von Zwierzina wider aufgefundenen gereimten Margarethenlebens, und für Vasolt, neben dem er noch meister Hesse den schreiber von Strafsburg als collegen von kritischem urteil nennt. der ausdruck ist also wol abgewogen, und es ist unter allen umständen unmöglich, diese Alexandreis in die zeit um 1190 zu setzen, wozu sich Baesecke, der die thüringischen beziehungen ihres verfassers zu landgraf Hermann wie Scherer für sicher hielt, seiner theorie zu liebe bereit zeigt (Zs. 50, 381). aber auch gegen die thüringische heimat erheben sich bedenken: Wetzel von Bernau und Hesse von Strafsburg sind Alemannen, Vasolt, dessen name sich aus einem guten dutzend urkundenbücher von Säckingen (vgl. Socin s. 570) bis Duderstadt belegen lässt, wird doch wol auch einer sein. und freund Biterolf ein Thüringer? auch in Freiburg i. Br. ist wenig später als in Erfurt eine familie dieses namens bezeugt: *Johannes dictus Bitherolf* 1256 (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins 30, 106; weitere belege bei Socin s. 566). und wenn nun Rudolf von Ems kurz vorher den Berthold von Herbolzheim erwähnt, der einen Alexander für herzog Berthold v von Zähringen gedichtet, aber darin nur den zehnten teil des stoffes bewältigt habe, so ist die vermutung immerhin zuzulassen, dass es sich bei dem werke Biterolfs um eine fortsetzung und ergänzung der ältern dichtung gehandelt habe¹. so stehn sich jetzt zwei bewerber, ein Alemanne und ein Thüringer, vielleicht direct ein Freiburger und ein Erfurter, gegenüber. der Wartburgkrieg ist nicht dazu angetan ihre ansprüche zu entscheiden, und wenn wir gar

¹ *ob des sprüche [im 'Alexander'] als eben gânt
als eben sînîu liet stânt,
sô sol er wol vollevarn usw. (Junk v. 15795 ff).*

Wilmanns zustimmen, der Zs. 28, 206 ff, bes. 214 ff den Biterolf des Wartburgkrieges, der das thüringische dörfchen Stilla mit scherzender anspielung seine 'hauptstadt' nennt, geradezu als den verfasser des 'Fürstenlobs' anspricht und dessen entstehung in die zeit zwischen 1262 oder 1263 und 1265 setzt (s. 211), dann kommen wir auch Rudolfs freund, 'h e r r n' Biterolf gegenüber in verlegenheit — wir müssen dann unbedingt zwei träger dieses namens für die litteraturgeschichte in anspruch nehmen: mit dem adelichen oder doch patricischen collegen des Emsers, welcher wahrscheinlich um 1230 einen 'Alexander' gedichtet hat, könnte der thüringische fahrende nach 1260 gewis nicht identisch sein.

Ich habe seit jahren in meinen vorlesungen betont, dass es in der geschichte unsrer höfischen epik eine 'Biterolf-frage' gebe — aber es ist mir nicht gelungen sie selbst zu lösen. so leg ich denn die schwierigkeiten und die möglichkeiten die sich mir geboten haben, andern zur erwägung und äufserung vor.

Must ich auf die aussicht, der alten hauptstadt Thüringens in Biterolf einen zweiten epiker des 13 jh.s zuzuweisen, zunächst verzichten, so bin ich dafür in der lage, ihr einen bescheidenen ersatz zu bieten: ein Erfurter ist mit hoher wahrscheinlichkeit Sibote, der verfasser des schwankes von den bezähmten widerspenstigen, den er selbst (v. 6) 'F r a u e n z u c h t' benannt hat; GA nr III (bd I s. 37 ff). dass der autor mitteldeutscher herkunft sei, hat der letzte herausgeber Lambel (Erzählungen und schwänke nr IX, 2 aufl. s. 325) richtig bemerkt; er hätte gleich hinzufügen sollen, dass es ein Thüringer ist: dafür sprechen entscheidend schon die infinitive ohne -n in den reimen 119. 123. 126. 132. 140. 172. 267. 456. 479. 508. anderes dialektische das dem dichter der Frauenzucht mit Ebernand gemeinsam ist, erscheint über ein größeres md. gebiet verbreitet; bemerkenswert ist, dass beide von der md. norm abweichen, indem sie *sol* und *bringen* im reime bieten; anderseits ist *geschie* (conj.): *hie* S. 325 f neben *geschie* (ind. präs.) *diet*: E. 611 besonders charakteristisch, auch die kürze in *uf*: *huf* S. 108. E. 2850 sei erwähnt. wenn das oberdeutsche element bei Sibote etwas stärker hervortreten scheint, so wäre dafür eine erklärung leicht zu finden, denn der dichter ist nicht immer in seiner thüringischen heimat geblieben. wir lernen ihn nämlich als mitglied der hof-

capelle und der litterarischen umgebung des königs oder 'prinzen' Manfred kennen, und zwar durch keinen geringern als Ottokar im eingang seiner Österreichischen reimchronik v. 323 ff:

*dā worht ouch manic tōrenwerc
meister Kuonrāt von Rōtenberc,
der nāch des prinzen hinevart
lanc hernāch mīn meister wart.
ez was ouch dā durch sīn gebot
von Ertfurt meister Sibot,
dā was ouch meister Otte usw.*

Manfred fand den tod den er suchte in der schlacht von Benevent am 26 februar 1266. das gedicht als dessen verfasser sich ein Sibote nennt, der ein Thüringer war und sehr wol ein Erfurter gewesen sein kann, muss nach sprache und verskunst wie nach seinen litterarischen voraussetzungen der guten zeit, etwa dem zweiten drittel des 13 jh.s angehören. mit der wahr-scheinlichkeit die in solchen dingen allein zu erreichen ist, dürfen wir als seinen verfasser den hofmusiker und hofpoeten könig Manfreds ansprechen.

Der name *Sibote* (in lat. urkunden noch *Siboto*) ist in der stadt Erfurt nicht selten, und es steht damit ähnlich wie mit den namen *Eberhard* und *Reinbote*: er stirbt im anfang des 14 jh.s aus; der einzige träger der in den II band des Urkundenbuchs hinüberreicht¹, ist *Sibote von Stalberg*, der (seit 1290 bezeugt) 1329 (nr 80) zum letzten mal erscheint. dass wir unsern fiedler und poeten überhaupt in einer urkunde seiner vaterstadt antreffen werden, ist von vornherein wenig wahrscheinlich, ihn unter den verschiedenen bürgerlichen trägern des namens fest-zulegen direct unmöglich. von den noch übrigen vier Siboten (jüngere überlieferung entstellt den namen gelegentlich zu *Siboldus*) würden überhaupt der zeit nach in frage kommen nur: *Siboto de Kywa* 1228—1243 (nrr 100. 117. 130. 131) und *Siboto Goldechin* 1269. 1272 (nrr 230. 256). die vermutung, dass dies etwa unser dichter sein könnte, der sich den kosenden bei-namen aus der fremde heimbrachte (vgl. den namen des spruch-dichters Goldener), muss ich alsbald mit dem hinweis beseitigen, dass die familie *Goldechin* schon 1217 und 1225 in Erfurt durch *Uto aureus* (nrr 76. 93) vertreten ist. also urkundlich zu fassen

¹ ich habe mich hier auf das register verlassen.

ist der dichter der 'Frauenzucht' — wie zu erwarten war — nicht. wer bedenken trägt, den 'meister Sibot von Ertlurt' des chronisten Ottokar, der dort in so munterer gesellschaft erscheint, mit dem Sibote, der sich als verfasser eines lustigen schwankes nennt und seinem dialekt nach sehr wol ein Erfurter aus eben jener zeit sein kann, gleichzusetzen, der mag bei seiner skepsis bleiben.

Göttingen.

EDWARD SCHRÖDER.

ÜBER EINEN ALTNORD. WECHSEL VON PRÄSENS UND PRÄTERITUM IN BESCHREIBENDEN ZUSAMMENHÄNGEN.

1. Die runeninschrift auf dem taufbecken von Åkirkeby auf Bornholm zeigt einen eigentümlichen wechsel von präsens und präteritum. das präsens, das ein modernes sprachgefühl in den überschriften eines bildercyclus unbedingt erwarten würde, findet sich hier nur in der minderzahl der fälle; die mehrzahl zeigt das präteritum. es geht nicht an, diese erscheinung auf eine linie zu stellen mit dem bekannten freien tempusgebrauch in der aisl. prosa (so Wimmer Dobefonten 50 n., vgl. 44); offenbar unterliegt ein bildertext andern bedingungen als eine freie erzählung. diese bedingungen enthüllen sich denn auch zwanglos der näheren betrachtung: ruhende situationen werden durch das präsens gegeben, alles übrige durch das präteritum. man sieht Maria im bette liegen: *hiar hūilis Marīa*; man sieht Maria und Elisabeth in stummer umarmung: *þitta ir Elizabēþ oc Marīa oc hailsas*. der unmittelbare zusammenhang zwischen bild und beschreibung springt in die augen. anders ligt das verhältnis, wenn der engel Gabriel der jungfrau verkündet, dass sie ein kind gebären soll; wenn die heiligen drei könige dem Jesusknaben opfer darbringen, er sie entgegennimmt, sie fortreiten; wenn die Juden den Herrn ergreifen, ihn schlagen und bewachen, dann wegführen und ans kreuz nageln. hier besteht kein so unmittelbarer zusammenhang zwischen bildern und text. man sieht das schon daran, dass die zahl der verben gröfser ist als die zahl der bildlich angedeuteten vorgänge. die erwähnten vorgänge sind teils unanschaulicher art ('sagte', 'der uns erlöste', 'sahen voraus'), teils ist bei ihnen alle

coexistenz verflüchtigt, so dass reine succession vorliegt. das successive aber fand man durch diese primitive kunst ebenso wenig wirklich dargestellt wie das abstracte. die rosse der heiligen drei könige heben zwar die beine, aber sie heben beide linken beine zugleich. das waren nicht dahinsprengende reiter, das waren nur die drei könige aus dem morgenlande, jene drei, von denen der priester erzählte, dass sie opfer darbrachten und dann wider fortritten in ihre heimat. das prät. hat einen autoritativen charakter. hier wird geschehenes berichtet, nicht dargestelltes beschrieben; nur dass die bilder dasselbe ausdrücken was die schrift berichtet, und anlass gegeben haben zu diesem bericht. — besondere hervorhebung verdient vielleicht noch das zweimalige *pitta ir* (*p. i. santi Gabrēl oc segþi . . .*; *p. i. Eliz. oc. M.*). hier handelt es sich nicht um eine ruhende situation, sondern um dargestellte figuren als solche. auf diese kann natürlich auch im präsens hingewiesen werden. die personen gelten als gegenwärtig, ebenso wie das ruhen und umarmtstehn als gegenwärtig gelten.

Meister Sigfrat steht mit diesem interessanten sprachgebrauch keineswegs allein. die regel ist auch nicht etwa auf Gotland oder auf das 13 jh. beschränkt. wünschen wir sie reichlicher veranschaulicht, so dürfen wir uns an die älteren westnord. skalden wenden. ihre schildgedichte treten ja auch als bildertexte auf, und es zeigt sich, dass sie an der Åkirkebyer inschrift gemessen die probe bestehn¹.

2. Die *Ragnarsdrápa* berichtet über den inhalt der darstellungen auf dem schilde fast durchweg im prät.: nicht blofs *vildi* (2,2), *hugði* (8,4), *bauð* (9,1), *lét* (9,5), *hefndu* (3,7), *flaut* (4,1), *gekk* (11,5) usw., auch *lá* (16,1), *starði* (17,4), *hekk* (18,4). *liggia* wird hier durch den zusatz *vilgi slakr* — es ist von der mittgartschlange die rede — zu einem verbum lebhaftester bewegung, und auch in *stara* und *hanga* empfand der dichter weit mehr die tätigkeit als den zustand: *stara* bezeichnet gleichsam einen sprühenden blick, und der hängende wurm windet sich (*of hrokkinn*). aus der reihe dieser präterita hebt sich ab das anschauliche präsens *segls Naglfara siglur saums andvanar standa* (5,4). die stehnden helden sah der dichter wirklich abgebildet.

¹ im folg. werden die skalden nach der neuen ausg. von Finnur Jónsson citiert (Den norsk-isl. skjaldedigtn. København og Kristiania 1908. A text efter håndskr. B rettet text med tolkning).

Weitere präsentia sind nicht anzunehmen. das 6,8 am ende eines schwierigen helmings begegnende *launa* ist jedenfalls infinitiv wie *næma*, beide abhängig von *vildu* (so auch Gering Kvæþa-brot), und *letrat*, *letrað* 10,1 ist ein evidenter fehler. schon Wisén beanstandete die form von *letja* an dieser stelle, er schrieb *lætrat*. in dieser entschiedenen besserung ist Gering ihm gefolgt, obgleich FJónsson Krit. stud. 14 erklärte, es im zusammenhange nicht zu verstehn, und *lattit* vorschlug (in der irrthümlichen annahme, dass in der Rdr. kein präsens vorkomme). ich meinerseits versteh weder *lattit* noch das überlieferte *letrat*, zu dem Finnur Jónsson neuerdings zurückgekehrt ist. von dem verbum hängt ab *høð*, *glamma mun*, *støðva* 'den kampf, des adlers lust, hemmen'. nun kann *letja* selbst ja auch nur heißen 'hemmen' oder 'abhalten' wie lässt sich das syntaktisch und dem sinne nach vereinigen? übersetzt man mit FJ. 'fraráðer ikke at stanse örnens lyst', so bleibt die geschraubte unklarheit dieselbe. man vermisst mindestens ein object zu *letrat*. die ganze schwierigkeit wird dagegen gehoben, sobald wir das *r* streichen: *létat lýða stillir . . . høð . . . støðva*. die litotes *létat støðva* ist = *lét vaxa*. schon in der vorangehenden strophe beginnt die indirecte ausdrucksweise, indem *til fārþuga* 8,3 aufgenommen wird durch (*bauð*)*a til bleyði* 9,1. der zusammenhang besagt, dass Hild ihrem vater nur scheinbar zum frieden riet, in wahrheit ihn zum kampf reizte. dem entsprechend heißt es nun: der fürst ließ die schlacht nicht hemmen (sondern losbrechen). dem *létat lýða stillir* entspricht 6,1 *miðk lét stála stökkvir*. solche anklänge lieben die skalden auch sonst, vgl. etwa Húsd. 6 und 11 (*fulløflugr lét fellir: fulløflug lét fialla*). augenscheinlich haben wir es hier nicht mit einem sinnlosen schreibfehler zu tun, sondern mit einem jener misverständnisse, von denen die überlieferung der skaldentexte wimmelt. 9,6 steht *orrostu letti*. nun übersah der schreiber 10,4 den infin. *støðva* und verband *høð*, *glamma mun* direct mit *létat*. was wunder, dass er *letrat* schrieb? ist doch *letja høð* = *letja orrustu*. dabei brauchte es ihn nicht anzufechten, dass *letja støðva høð* unsinn ist.

Was sonst an präsentia in der Rdr. steht, bezieht sich auf das verhältnis des beschauers zu den bildern: *þat's fátt* (4,7), *þat ség* (7,1, so Gering, FJónsson: *segik*), *þá má sókn kenna* (12,1 *kenna* ist ein lieblingwort des dichters, vgl. 4,4. 15,4),

þat erum sýnt (14,1), *lofðar lita* (eine stelle, die FJ. wol mit unrecht von der Rdr. trennt). diese ausdrücke sind etwa zu vergleichen dem *þitta ir* des Sighraf.

3. Die Haustlöngr erzählt durchweg im prät., wie das der art des dargestellten gemäfs ist. hervorzuheben ist *i hausi stála vikr stóð* 19,8; trotz der ruhenden ortsangabe ist *standa* hier ein verbum der bewegung (vgl. *hjórr stendr til hjarta*). die präsentia sind teils von der eben bei der Rdr. besprochenen art (*sék* 1,5; *þat's of fátt* 13,5; *sér* 14,1; *lítu* 20,5), teils gehören sie eingelegter oratio recta an (11,5), einmal wird eine zeitlos gültige wahrheit ausgesprochen (7,3).

4. Kormáks Sigurðardrápa ist zwar kein schildgedicht, doch befolgt sie in ihren mythologischen stef die regel der beschreibung: *seið*, *komsk*, *veltu*, *vá*, *fór*, aber *sitr*. das weist darauf hin, dass der dichter eine bildliche darstellung vor augen hatte, eine folgerung die ohnehin nahe ligt. GStorm Ark. 2,133f nahm an, die stef-motive stammten von den bildern im tempel zu Hladir. dies bezweifelte aber SBugge Aarb. 1889, s. 5 mit gutem grunde (wegen *vá Gramr til menja*). näher ligt der gedanke an den in str. 3 genannten *ennidúk*. aus der erwähnung eines solchen schmucks im Ingeldsliede (Saxo 306 f) geht hervor, dass goldfaden dabei verwendet war¹, und im zweiten Gudrunliede (str. 14.15) sticken die frauen mit gold heldenhafte scenen. welchem zwecke die stoffe dienten auf die sie stickten, wird nicht gesagt. vielleicht waren es tapeten, vielleicht aber auch kopftücher, die man sich dann wol ziemlich grofs (hinten herabhängend) vorstellen muss. dem skalden ziemte es, die gabe des fürsten zu besingen. er drehte nur das in den schildgedichten überlieferte verhältnis um, indem er in anlehnung an die reine drápa das lob des gönners zum hauptthema machte. so schuf er ein höchst eigenartiges gebilde. Illugi Bryndælaskald hat es frei nachgeahmt, und Snorri (Hätt. 13) abstrahierte daraus eine regel.

5. Ulf Uggasons Húsdrápa nimmt eine ausnahmestellung ein. über Þórs angelung der mittgartschlange wird im prät. berichtet (str. 3—6), ebenso über das erscheinen der riesin Hyrokin bei Baldrs bestattung (str. 11). dagegen sehen wir die götter leibhaftig zum scheiterhaufen reiten (dreimaliges *riðr*, str. 7—10),

¹ über das aufkommen dieser technik in der wikingzeit handelt ABugge Vesterl. indfl. 164ff.

und der kampf Lokis und Heimdalls vollzieht sich ebenfalls vor unsern augen (*bregðr, ræðr*, str. 2). wir können diesen reichlicheren gebrauch des präsens wol nur so deuten, dass der dichter sich den bildern in Olafs halle anders gegenüberstellte, als seine vorgänger und die mehrzahl seiner zeitgenossen getan haben würden. er sah den feierlichen ritt der asen und walkyrjen als wirklichkeit vor sich, doch schwerlich dank einer besonderen kunst des holzschnitzers; nicht die äufßere anschauung findet hier ausdruck, sondern die innere. dass die vision der erregten phantasie zum präsens greift, das sehen wir auch zb. an der *Vqluspá* (ich komme unten darauf zurück). und Ulf ist offenbar von seinem stoffe ganz erfüllt. die *hróðrmál*, die ihm über die lippen gleiten (str. 8), gliedern sich durch festliche anaphern. zwischen den schildernden verben stehn überall die subjectiv hinweisenden präsensia, nicht blofs in dem Baldrabschnitt (*liða hróðrmál, hykk valkyrjur fylgja*), auch bei dem kampf am Singastein (*kynnuk*). diese verben haben gleichsam auf ihre umgebung abgefärbt. wo sie fehlen, herrscht das präteritum und damit die dem hilde abgewante erzählung. des skalden phantasie ist doch noch so weit durch den holzschnitzer gebunden, dass sie sich auf vergegenwärtigung mehrgliedriger vorgänge nicht einlässt. die reitende göttertrias ist immerhin verschieden von *Hými-Pór-Jormungand* und von Baldrs letzter fahrt, die gewis nur zum kleinsten teil erhalten ist. waren scheiterhaufen und goldborstiger eber, *Óðin*, *Frey* und *Heimdal* lebhaftig dargestellt, so war das hinzufügen der einfachen handlung, die die vorstellung der succession nur schwach anregte, ein kleines. der stapellauf aber, als höchst bewegter auftritt, erschien nur eben angedeutet, hier trat die erzählung in ihr recht. wenn nun der kampf am Singastein (str. 2) sich im präsens darstellt, so darf stark bezweifelt werden, ob hier mehr als etwa eine strophe verloren ist. ein datenreicher bericht würde doch wol deutlich erzählend anheben. und hätte Ulf reicheres detail von diesem kampf berichtet, so müsten wir uns wundern, dass sich keine kunde davon erhalten hat. das eine motiv das *Snorri* aus den verlorenen versen bewahrt, *at þeir váru í selalikjum*, ist schildernder art. der dichter sah die beiden seehunde, und er fügte zu der nennung der namen ein minimum belebender handlung. — so dürfen wir sagen, dass Ulf Uggason als ausnahme die regel bestätigt.

6. Dasselbe wird von unserm letzten zeugen gelten. nicht

viel später als Ulf dichtete Þorfinn munn auf geheiß Olafs des Heiligen eine strophe über den tod Fáfnis, der auf einem wandbehang dargestellt war (Ftb. III 244. Fornm. sög. v 234). hier erscheint wiederum das präsens über seinen ursprünglichen bereich ausgedehnt. wenn das schwert in der wunde steht¹ (*stendr*), so lässt sich das unschwer begründen: die klinge, die ihr werk schon getan hat, wird so geschildert, wie sie der beschauer sieht. dann folgt ein ebenso natürliches präteritum: *ofan fell blóð*, und im anschluss daran *hristisk hiðrr*. *hristisk* könnte der form nach freilich auch präsens sein, und man wird nicht unbedingt in abrede stellen dürfen, dass es so gemeint sei, denn ein zwischen-satz lautet *en gramr reiðisk* (: *benskeiðr*) und der schluss *fylkir ferr við steik at leika*. man erwartet *reiddisk* und *fór*. ich glaube nicht zu irren, wenn ich für *reiðisk* den zwang des vollreims verantwortlich mache. wir haben es mit einer improvisation zu tun. auch in der letzten zeile zeigt sich die flüchtige formgebung: 'mit dem braten zu spielen' kann nicht inhaltlich, nur als sprachliches spiel den hörer befriedigt haben. das eine präsens hat dann das sprachgefühl des skalden ins wanken gebracht: daher *ferr* statt *fór*. diese erklärung scheint die einfachste. doch mag hinter dem letzten präsens auch etwas von belebung des bildes stecken, wie hinter Ulfs *riðr*. — Fornm. sög. XI 114 wird das einzige normale präteritum dieser strophe durch 'fellr' erläutert. für uns bedürfen vielmehr die präsentia der erläuterung.

Das präteritum in beschreibendem zusammenhang ist durchaus auf bildertexte beschränkt. sowol wo der an. dichter die wirklichkeit vor augen hat, wie da wo er sein phantasiebild in worte kleidet, charakterisiert er das gesehene als gegenwärtig. beispiele für das erste zu geben ist eigentlich überflüssig. doch dürfte es sich lohnen, einen raschen blick zu werfen auf die beschreibung, die Sneglu-Halli von dem vermummten Tuta, dem zwerge Haralds des Gestrengen, entwirft (Ftb. III 418. Mork. 94. Fornm. sög. VI 363. Cpb. II 212). die strophe enthält vier verben, lauter präsentia, zwei beschreibend, zwei subjectiv hinweisend. das erste von ihnen scheint allerdings von den meisten hss. in der

¹ *Geisli stendr til grundar gunnar iarðar munna*. Fornm. sög. XI 114 wird *grundar* gelesen und *til munna iarðar grindar* erklärt 'til ormsins'.

form *syndisk* überliefert zu werden. die Flateyjarbók aber hat *synetzt*, und das präsens ist ohne zweifel das richtige.

Was die phantasieschilderungen betrifft, so wurde oben schon auf Ragnarök in der *Völuspá* hingewiesen. ebenso schöne belege liefern sämtliche Eddalieder der dramatischen gattung. hier schildert der augenzeuge, was er im augenblick erlebt, oft mit großer virtuosität. äußeres und inneres, bewegtes und unbewegtes stehn gleichmäÙig im anschaulichen präsens. das tempus zeugt von der rein phantasiemäÙigen inspiration der dichter. wenn also die *igður* uns so greifbar sehen lassen, wie Sigurd Fáfnis herz am feuer brät und wie Regin im grase ligt, so wäre es ein irrtum, das etwa in verbindung setzen zu wollen mit holzsulpturen, wie sie an norwegischem kirchengebälk erhalten sind. was den dichtern vorschwebte, war weder holz noch stein noch tapete, sondern die farbige, atmende würllichkeit. war ihnen doch die sinnliche vergegenwärtigung nur mittel zum zweck.

Hierin stehn die skalden ja etwas anders da. das seelische und dramatische tritt bei ihnen im vergleich mit den eddischen dichtern weit zurücl. wir erkennen skaldischen einfluss bei einzelnen dieser letzteren ua. an dem starken hervortreten des malerischen elements. diese hinneigung zum malerischen hängt aber schwerlich mit den schildgedichten und sonstigen bilderversen der älteren skalden zusammen. wir sahen wie sich die beschreibung durch ihr präteritum von der vorlage entfernt. man hat auch nicht den eindruck, dass die anschaulichen umschreibungen und beiworte in irgend nennenswertem mafse vom bilde inspiriert wären. ob zb. der dampf den Bragi von den oxsen der Gefiun aufsteigen lässt, auf Ragnars schilde dargestellt war, muss stark bezweifelt werden. das beste lieferte auch hier die anschauung der würllichkeit im bunde mit einer plastischen phantasie. wie viel farbiger und reicher ist etwa Þjóðolf Arnórsson's 'Launch of the Dragon' (vgl. Cpb. II 199) als irgend etwas in den schildgedichten. die bildende kunst hat nicht an der wiege der an-dichtung gestanden.

Vielleicht können wir ums jahr 1000, also an der schwelle einer neuen zeit, bei den Isländern spuren davon feststellen, dass man aus den darstellungen der bildenden kunst die bewegung unmittelbar herauszulesen anfieng (Ulf, Þorfinn). aber jedesfalls blieb eine solche betrachtungsweise vereinzelt. noch in christ-

licher zeit fuhr man fort, den inhalt von bildsteinen oder von miniaturen in hss. zu erzählen wie eine andere geschichte, und nur ruhende massen erschienen als wirklich gegenwärtig. ein solches verhalten gegenüber der bildenden kunst ist übrigens auch auferhalb des nordens zu spüren¹. in jener zeit unvollkommener plastik und malerei hatte man nicht den mut, den anspruch den die kunst mit ihrer festbannung des successiven an die vorstellungskraft des beschauers stellt, nackt sprachlich zu formulieren. hätte ein skalde jene gemme zu beschreiben gehabt, der Goethe eine erläuterung gewidmet hat (in: 'Parabolisch'), so hätte er zwar auch angefangen 'es steht ein junger feigenstock in einem schönen garten, daneben sitzt ein ziegenbock', aber er wäre fortgefahren 'auf der andern seite seh ich einen käfer, der held flog mit panzerbrust und naschte in den zweigen'.

Breslau, januar 1909.

G. NECKEL.

DIE DATIERUNG ALBRECHTS VON HALBERSTADT.

I.

Dass es recht unbescheiden scheinen musste, wenn ich (Zs. 50, 371 ff) die selbstdatierung Albrechts von Halberstadt gegen Wickram, JGrimm, MHaupt, Bartsch und Bolte mit 1190 statt mit 1210 interpretierte, das wuste ich sehr gut. und auch das wird man glauben, dass es mir noch ängstlicher wurde, als mir, wie dem kleinen Tulifant, sobald ich nur den einen stein weggezogen hatte, eine ganze chronologische burg nachstürzte. um so mehr habe ich meinen ausgangspunct, insonderheit vor mir selbst, zu sichern gesucht. und so muss ich jetzt, nach abermaliger peinlicher überlegung, meine interpretation aufrechterhalten, trotzdem nun auch Roethe (im gespräch) und Schröder (GGN. 1909, s. 64 ff) ihre namen in jene gar so sehr beschwerte wagschale gelegt haben.

Es handelt sich um die prologverse

75 *Do* [zu kaiser Augusti zeiten] *wolt geboren werden*
Und erscheinen der erden
Christus unser heilant,
Von gott dem vatter gesant,

¹ vgl. Heinzel Anz. xiv 217. das ae. gewährt leider so gut wie keine ausbeute.

Von eyner junckfrawen geboren,
80 Darzû sunderlich aufserkoren.

Darnach über lange zeit,
Als ich euch jetz bedeit,
Auch da setz zûvor
Zwelfff hundert jor

85 Und zehene beborn,
Seit unser herr ward geporn,
Ergangen an die stund,
Dafs ich dafs bûch begund.

Haupt (und Bartsch) reconstruierte v. 81—88 so:

81 Darnâch über lange stunt,
82 als ich in iezuo tuon kunt,
84|85 zwelf hundert jâr und zehen beborn,
sît unser hërre wart geborn,
ergiengen (ergangen wâren Bartsch) an die stunde
daz ich des buoches begunde (gunde Haupt).

Schröder aber (aao. s. 78) schreibt jetzt so:

.
80a <daz er behabete den strit>. (zusatz)
81 Dar nâch was vil lange zît
83 — nu setze dâ zewâre
84 zwelf hundert jâre
85 unde zehene bevoren
sît unser hërre wart geboren —
ergangen an die stunde,
daz ich des buoches begunde.

Schon daraus, dass *beborn* nieder- und mitteldeutsch ist und die oberdeutsche parallele *zûvor* im reime (v. 83) daneben steht, folgt, dass in dem *beborn* für Wickram ein anstofs lag, den er glaubte beseitigen zu müssen. das bestätigt sich alsbald bei einem vergleich seines textes mit den fragmenten seiner vorlage. volle drei mal innerhalb ihres geringen umfanges schlägt sich Wickram mit dem worte herum.

Erstens: aus dem reime B 246 *verlorn:beborn* macht er xi 509 *davor:verlor*.

Zweitens: A 77 *Dar under sie [Philomena] ze uorn schein
wunnechlicher uil dan ein
Blume in dem meyen* wird bei

Wi. vi 976 ff *Under irn gspilen sie erscheyn, ¶
 Gleich imm meyen die blümlin reyn
 Dem andren unkrut scheinen vor.*

ze vornschein ist also auseinander gelegt in *erscheyn* (976) und *scheinen vor* (978).

Drittens: A 52 *doch was div creatiure
 So wunnechlich dar vnder,
 daz man gotes wunder
 Dar ane mochte scowen.
 vür megede, vür vrowen,
 vür alle erdesche wip
 gat ir wunnechlicher lip
 Ze uorne also verne
 so der tage sterne* wird bei

Wi. vi 958 ff: *Jedoch thet ir jungfrewlich schön
 Der kóstlicheyt gantz weit vorgehn,
 So das man an ihr schönen gstat
 Mocht spüren gottes gnad und gualt.
 Ir wunnicklicher schoner leib
 Übertraff all irrdischen weib;
 Sie fürtraff ir schöne so fern
 Gleich dem liechtenden morgenstern,
 Der all andrem gestirrn vorgot:*

nicht weniger als viermal ist da das *ze vorne gän* Albrechts widergespiegelt: in *vorgehn*, *übertraff*, *fürtraff* und *vorgot*; man sieht aufs deutlichste, wie Wickram mit dem fremden worte ringt. aber hier wie bei dem vorigen beispiel endet es damit, dass er unterligt, dass er einfach in hochdeutsche laute umsetzt.

Und so ist auch *zûvor* 83 eine erklärung von *beborn* 85, so unecht wie *beborn* echt.

Vielmehr ist der ganze vers 83 nur eine zugefügte erklärung des *beborn*, kenntlich am fehlen eines zusammenhanges: weder *ouch* noch *da* noch *zûvor* haben eine beziehung.

Dass dann das erklärte neben dem erklärenden ersatze stehn bleibt, kann den nicht wundern, der die gepflogenheiten in mittelalterlichen bearbeitungen kennt. wenigstens ein beispiel, das doch annähernd passt, erschliessen auch unsere fragmente:

A 27 *Er grüzte sine geste,
 die snoden unde die beste,*

*Mit sconem antfange.
do ne redete nicht lange
Tereus die krumbe,
er en sagete, war vmbe
Er dar komen were.*

Wi. VI 932 *Frólich empfieng er seine gest,
Grúst sie, so er mocht uff das best.
Tereus saumet sich nit lang
Und sagte gleich an dem anfang,
Was d ursach seiner zúkunfft wer.*

antfang ist also in seiner bedeutung erkannt und (vgl. *vorn* > *vor!*) mit dem nächstanklingenden *empfieng* 932 widergegeben. und doch folgt, doppeldeutig, v. 935 das schon erklärte *anfang*.

Im allgemeinen indes wird man ein solches nebeneinander als zeichen nehmen, dass ein glossem in den text gedrungen ist (vgl. Münchener Oswald s. 209 ff). passt das hier? dass *ouch da setz zúvor* von *bevoern* durch einen vers getrennt ist, macht bedenklich? nein: der reim *zúvor: jár* kann ja bei Albrecht gar nicht gestanden haben, und v. 84 ist in der tat nichts andres als die erste hälfte von 85. der einwand (Schröder s. 68), dass Wickram nicht einen für ihn normal langen vers in zwei zu kurze zerlegt haben würde, hat keine kraft, weil Wickram durchaus einen reim (ohne neuen gedanken) brauchte und weil er in der vorrede jede metrische verantwortung für den prolog ausdrücklich abgelehnt hatte: *Wie aber semliche [Albrechts] reimen gescriben seind, werden an volgendem blat inn seiner vorred, die ich nit hab enderen wóllen, gelesen; wiewol ich die inn keynen weg schelten kan, so seind sie doch mit solchem alten teütsch und kurtzen versen gemacht, so dafs sie mit keynem verstand gelesen mógen werden.* überdies gestattet die metrische theorie des 16 jhs. bei fremdwörtern und zahlen freiheiten an länge und kürze des verses.

Dass ein nötig werdendes reimwort, so wie ichs hier für *jár* annehme, aus der folgenden zeile geholt wird, ist ja wol das nächstliegende. es lässt sich aber mit den fragmenten auch für Wickram erweisen. ich nenne von allen beispielen nur eins, weil da, wie bei unserm *jor*, die umformung von *d* zu *ó* kein hindernis geworden ist:

B 53 *unde grûp in ein gras*
Eine grûbe mæze tief >

W xi 327 *Weit inn dem feldt inn eynem mo/s*
Do macht er eyn grub tieff und gro/s:

mæze ist also trotz der umdeutung (zu mhd. *mos*) übernommen.

Schrieb also Wickram, etwa bei einer ersten lectüre, vorläufige übersetzungen an den rand, die er dann später einreimte? ich glaube. vgl.:

B 126 *Vernemet, iz gescach alsus.*
der manechualde Protheus,
Der nach allen dingen wart gestalt,
hete der gottin uor gezalt: (und es folgen seine worte).

Wickram übersetzt xi 397 f:

Vernempt, es gschach inn solcher gestalt.
Protheus hat zuvor erzalt (und es folgt indirecte rede).

B 127/28 sind also nicht widergegeben, sie folgen erst mit v. 403 f:

Dieser Protheus hatt gewalt,
Das er sich verkert mancher gestalt,

und dies verspaar steht mitten im berichte des Proteus, ohne dass das umgebende den mindesten zusammenhang mit dieser seiner zauberkraft hätte! daher auch das aufnehmende *Dieser* und der wider anknüpfende f. vers:

Weiter sagt er der göttin rich: (und es folgt der schluss seiner worte).

Wie kommt das verspaar 403/4 an diese unmögliche stelle?

Ich weiß nur so zu erklären. der ausdruck B 128 *nách — gestalt* ist für Wickram ebenso anstößig wie jenes *bevern*. er schreibt eine übersetzung dazu, die (wie *zûvor*) beim selben wortstamme bleibt. als er dann im verlauf seiner arbeit an die stelle kommt, will er das schon vorhandene verspaar benutzen, kann es aber im zusammenhange nicht unterbringen. wie er sich damit abgequält hat, zeigt der umstand, dass er aufer *gewalt: gestalt* noch drei reime zu *gestalt* auf die beine gebracht hat: *erzalt* 398, *bald (boldt)* 399, *solt* 400. umsonst, der einmal geprägte reim 403/4 hat sich nicht gefügt und nun fehlt veräterischerweise der gedanke von B 128 mitten in vers 398.

Noch ein beispiel. ich lasse der kürze halber die stelle ausdrucken.

		W VI 990 (<i>Er hatt gedancken manigfalt,</i>)
A 92	<i>do gedachter (Tereus) mit gewalt Pandiony dem alden die maget uor behalden</i>	<i>Wie er die tochter mit gewalt Vor irem vatter möcht behalden, Seim schwäher Pandion dem alten.</i>
95	<i>Vnde sie beherten mit blütegen swerten.</i>	
.....		
106	<i>also tobeliche</i>	1001 <i>Also brann er ganz tobendleich Inn böser liebe hart verwundt. Auch macht er mit im selb eyn bundt, So Philomela solcher bitt</i>
		1005 <i>An sie geleyt in gweret nit, Wolt er sie mit blütigem schwerdt Dringen, darzü mit schrecken hert.</i>
	<i>Was er des tiubels genoz,</i>	<i>Also macht in der teuffelsgnos Eyn rechnung auch der ehren blos.</i>
	<i>in duchte nicht ze groz</i>	1010 <i>Dann in gentslich befilet nicht,</i>
	<i>Alle ding durch sie ze tüne.</i>	<i>Was er solt thun inn solcher gschicht.</i>

Ich vermute, dass das unverständlich gewordene *beherten* A 95 ein glossem W VI 1006/7 verursachte (wider von möglichst verwantem klange), und dass dieses dann bei der ausarbeitung durch den zusatz 1002—5 eingliedert wurde.

So viel ergibt sich, glaub ich, dass wir solche glossen, wie ich eine zu v. 85 annehme, in unserm texte gewärtigen dürfen. ich halte also nicht nur den reim *zūvor*, sondern — mit Haupt und Bartsch — den ganzen vers 83 für unecht und Schröders herstellungsversuch, den schon das *ouch* sehr verdächtig macht, für verfehlt, lehne also alle folgerungen ab, die er daraus zieht. dass damit auch die mystische verszahl 100 verlassen ist, tut nicht das mindeste: der nächste verwante unsres prologs, Herborts,

zählt 98 verse wie der unsere. und übrigens kämen wir ja durch die überschrift

meister Albrechtes prologus
hebet sich hie alsus,

die Schröder für echt zu halten geneigt ist, wenn sie echt ist, wider auf 100 verse. in der tat ist das *alsus* Wickram nicht zuzutrauen.

Auch der reim von v. 82 ist unecht; ob aber der ganze vers, bleibt mir zweifelhaft: vielleicht war er leer, denn auch Albrecht wendet füllverse an (z. b. B 148/9). jedenfalls halte ich Schröders lösung für unrichtig. er bezieht *erkoren* 80 auf Christus und vermischt dann natürlich eine erklärung des *darzū*. wenn man aber *erkoren* auf Maria bezieht, so vermisst man nichts. Schröders zusatz scheint mir überdies den gedanken, den er wünscht, gar zu sehr zu *twingen*. und ich sehe nicht ein, warum Wickram die ergänzung ausgelassen hätte, wenn sie zum verständnis so nötig war; und warum er den nötigwerdenden reim dann, statt ihn an seiner stelle zu belassen, hinter *zit* verlegte. an *zit* (Haupt: *stunt*) möchte auch ich festhalten.

II.

Indessen lass ich den prolog und seine sonstige herstellung zuvörderst auf sich beruhen: ich muss, nachdem ich meinen engsten boden verteidigt habe, nun daran denken, den turm darauf, der für seinen umfang und stabilität gar zu hoch erschien, so gut es geht, zu stützen.

Wickram hat, wie eine randbemerkung und die widmung zeigen, Albrechts datum als 1210 verstanden¹. sein zusatz *da setz zūvor* deutet vielleicht sogar auf eine ganz örtliche auffassung: schreibe oder denke 1200 und dann 10 davor.

Aber auch das würde ich widerstandslos als 1190 verstehn müssen, — indessen Schröder nach seinem gefühl diese deutung für gewaltsam und so gut wie unmöglich erklärt und übersetzt: 'setze du MCC und davor, *darüber hinaus* noch x' (s. 72). wir bezeichnen doch aber an der zeile mit *vorn* das linke gegenüber dem rechten, den anfang gegenüber dem ende, so gut wie wir

¹ in der ausgabe B ist 1212 daraus geworden, was dann auch C (Feyerabend) übernahm.

bei einer summe von zeilen, bei einem buche, den anfang, nicht den schluss, wo wir am meisten *darüber hinaus* nach *vorn* geschritten sind, mit *vorn* bezeichnen. (oder kann man, entsprechend, die zahl ix deuten als x und 1 dahinter?)

Aber das *setz zûvor* hielten wir ja für Wickramisch, und wir haben uns allein zu befassen mit *zwelfhundert jâr und zehen bevorn*. da versteh ich allerdings *bevorn* nicht örtlich, mit bezug auf einen schreiber und auf zahlen, die so (x MCC) allerdings nicht vorkommen mögen, sondern zeitlich: 1200 jahre und 10 zuvor. der einwand (s. 71), dass man im deutschen subtraction zur zahlenbildung nur bei 1 und 2 anwende (*zwei min achtzig, ains min vierzech, tausend jâr drei hundert jâr an zwei*), ist nicht stichhaltig. man findet zb. bei Schiller-Lübben im nd. lexikon — wir müssen ja für Albrecht auch das nd. heranziehen! — *twehundert punt vif punde myn*, bei Hänselmann in den braunschweigischen chroniken (Chr. d. d. St. VI s. 219. 14) *ix^m gulden minus jj^c gulden* udgl. massenhaft.

Aber es ist überhaupt sehr unbillig, unsere zahlbildung hier an den landläufigen zu messen. sonst müsten wir auch Otrfrids *einlif stuntôn sibini* = 77, *thria stuntôn finfzug ouch* (nicht das gewöhnliche *inti*) *thri* = 153, *thrizzug stuntôn zehinu* = 300 für unmöglich erklären; desgleichen jene spielereien, bei denen die beliebig zerstreuten teile einer römischen jahreszahl, nur durch den druck kenntlich gemacht, aus den worten einer lateinischen widmung zusammenzulesen sind. Otrfrid und Albrecht brauchten eben verse und reime, Albrecht insbesondere einen auf *sît unser hërre wart geborn*: das ist nicht nur die gewöhnliche datierungsformel, sondern greift auf den zeitpunct zurück, bis auf den Albrechts darstellung von der heidnischen vergangenheit her (v. 75) gediehen war. da mag das *geborn* Albrecht zu dem ihm gänzlich geläufigen *bevorn* geführt und jene art der datierung hervorge lockt haben. dass aber Albrecht *bevorn* in der geforderten zeitlichen bedeutung kennt, das beweist B 246.47 (Ceyx war *unfro*)

Wender sinen brüder verlorn

het ein wenech da bevorn.

wir brauchen die bedeutung die das wort hier hat, nur in der fraglichen datierung anzuwenden, so erhalten wir 1190. über die construction von v. 81.—86 s. Zs. 50,373.

III.

Schröder schreibt (s. 65), dass er so gut wie alle neuen aufstellungen meines aufsatzes für verfehlt halte, und kündigt seinen einspruch auch gegen die litterarhistorischen weiterungen an, die sich aus meiner chronologie notwendigerweise ergeben mussten. ich übergeh diese dinge darum jetzt und wende mich nur noch gegen dasjenige argument für 1210, auf das Schröder den allergrösten wert legt.

Er sagt (s. 89) auf grund seiner kenntnis sämtlicher deutscher handschriften des 12 jh.s: 1) es gibt keine in kurzen reimpaaren mit abgesetzten versen, 2) es gibt selbst bis gegen 1210 kein sicher datierbares werk in kurzen reimpaaren, für dessen erste edition die einrichtung mit abgesetzten versen wahrscheinlich zu machen wäre.

Dann hätte also Schröder, wenn er diese paläographischen verhältnisse für die datierung 1210 nutzbar machen will, den beweis zu erbringen, dass Albrechts originalhandschrift abgesetzt geschrieben war.

In dieser originalhandschrift stand der zuletzt verfasste prolog auf einem vorgehefteten oder freigelassenen blatte, jedesfalls blieb noch ein absatz irgendwelcher art zwischen ihm und dem eigentlichen werke erkennbar: daraus erklärt es Schröder, dass Wickram seine vorrede zwischen prolog und Metamorphosen gestellt habe¹. also benutzte er die originalhandschrift? (s. 88.)

Nein, das folgt meines erachtens noch nicht. denn der prolog, in dem Albrecht von sich berichtet, gehört nun einmal zu Albrechts, nicht zu Wickrams werk, um so weniger, als er ja auch nicht mit übersetzt ist. an seine stelle tritt ganz naturgemäß eine vorrede Wickrams, wo er von sich und seiner arbeit sprechen kann, und damit erst setzt sein werk ein. der prolog aber gehört vielmehr, wie mit deutlichen worten gesagt wird, zu der widmung, die ibrerseits ihm vorangeht, von Albrecht und seinem werke spricht und den unveränderten alten prolog ankündigt. Wickrams vorrede beginnt denn auch mit der ausdrücklichen entschuldigung, dass Albrechts prolog nicht aus *verachtung* vorangestellt sei, sondern zu zeigen, dass es nicht angingig gewesen wäre, dem alten gedichte seine gestalt zu lassen.

¹ die reihenfolge ist: widmungsschrift an Wilh. Böckle von Böcklinsau, Albrechts prolog, Wickrams vorrede.

Die stellung der vorrede ist also nicht aus dem einflusse älterer überlieferung zu erklären. Wickram braucht ihretwegen nicht Albrechts originalmanuscript benutzt zu haben, und es kommt für unsere frage zunächst nicht mehr in betracht, ob seine vorlage abgesetzt geschrieben war oder nicht. wir müssen uns damit begnügen, dass es eine alte mitteldeutsche handschrift war¹.

Wol aber wird der Oldenburger codex (unserer fragmente) aus dem originalmanuscripte abgeschrieben sein. 'ein schreiber, der den gepflogenheiten des autors in bezug auf orthographie und reimbild so bis in einzelheiten hinein folgt, dass er auch dessen schwankungen und fortschritte deutlich erkennen lässt, muss unbedingt dem original sehr nahe stehn. ich bin daher überzeugt, dass wir es mit den fragmenten einer handschrift zu tun haben, die zwei bis drei menschenalter nach der entstehung des werkes in Thüringen selbst, direct nach der originalausgabe, angefertigt wurde' (s. 86). und Schröder meint, dass diese 'ganz gewis in abgesetzten versen, zweispaltig geschrieben gewesen sei'. 'reime von so ausgesprochen dialektischem charakter auch in der orthographie so consequent als reime zu bewahren, war nur möglich, wenn das auge unter dem abschreiben eine beständige controlle üben konnte. das war so gut wie ausgeschlossen, wenn dem schreiber die aufgabe zufiel, unter dem abschreiben die verse abzusetzen?' (s. 88).

Ich gesteh, dass ich da nicht folgen kann. schon weil ich jene consequenz nicht finde. Schröder selbst zählt fälle auf, in denen die orthographie die reinheit der reime nicht wahr, in denen sie zwischen obd. und md. schwankt: *gieng: iungeling* B 248; *ich buten: liuten* B 266; *nû: iv* B 10, *mvre: stivre* B 90². aber welche beleuchtung erhalten die letzten zwei fälle, in denen der schreiber die reime md. *û: û* (obd. *û: iu*) ungleichmäfsig schreibt, dadurch, dass ihnen nur ein fall gegenübersteht, der gleichmäfsiges *u* aufweist: *nuwe: buwe* B 78! da aber steht

¹ für ihr alter verwertet Schröder sehr einleuchtend den lesefehler *Zechenbuch* für *zeiecheburch*: die graphische anlehnung der präposition entspricht dem gebrauche des 12 (!) und beginnenden 13 jh.s, die majuskel *Z* lässt auf die form mit langer hasta über der linie schliesen, die in der ersten hälfte des 13 jh.s außer gebrauch kam.

² es fehlen bei Schröder *gare: gewar* A 69, *ungelucke: ruck* A 131, *stat: stad* B 150, *uleest: gestest* B 274. ich zähle danach 11 solche fälle in 211 reimpaaren, wobei zwischen *v* und *u* nicht unterschieden ist!

es vor *wl* auch *gesehen*: *gescehn* A 37 und *uleest*: *gestest* B 274 sind halbe entgleisungen in obd. orthographie: Albrecht pflegte zu contrahieren (*se: gese* A 5 und 137, *vlien: lien* B 262). selbst die noch besonders hervorgehobene consequenz im stehen- und fallenlassen des auslautenden infinitiv-*n* je nach erfordernis des reims ist einmal durchbrochen durch falsche übertragung der *n*-losigkeit: *hende* (dat. plur.): *senden* A 135!

Gewis sind das alles sehr geringfügige abweichungen, aber das in diesem falle durchaus negative kriterium der consequenz in der reimorthographie dürfte überhaupt nicht durchlöchert sein, wenn eine so übermächtig schwere folgerung darangehängt werden soll, dass nämlich die vorlage, also — dies 'also' ist auch nicht über allem zweifel — das originalmanuscript abgesetzt geschrieben gewesen sei.

Mir scheint dieser beweis hiermit noch nicht erbracht, es fehlt das *silentium* für den schluss *ex sitentio*, und die folgerung für die chronologie muss entfallen.

Vielmehr ist es mir umgekehrt fast wahrscheinlich, dass Wickrams vorlage ohne versabsetzung war: die beiden glosseme Prol. 83 und vi 1006 f sind an falsche stelle geraten, und das ist doch wol am leichtesten möglich in einer handschrift, wo neben dem zu glossierenden verse kein platz, die also unabgesetzt war.

Ist das richtig, so kehrt sich Schröders beweisführung alsbald gegen ihn selbst: die wahrscheinlichkeit wächst, dass Wickram das originalmanuscript benutzte, und die angezogenen paläographischen verhältnisse (unabgesetzte verse) sprechen nunmehr für das jahr 1190.

Aber ich halte dafür weder jene glossementheorie¹ noch

¹ nur möchte ich doch das folgern — und ich komme damit auf andern wegen zum selben resultat wie Schröder —, dass Wickram den text vor der eigentlichen arbeit durchlas (natürlich!) und mit noten versah, dass er zuerst hoffte, ihn hinlänglich lesbar zu geben, wenn er ihn mit anwendung dieser noten und etwaigen leichten änderungen, wie sie auch dem copisten der zeit selbstverständlich waren, abdruckte, dass ihn dann aber die ersten 100 verse von der undurchführbarkeit seines vorhabens überzeugten: da stellte er denn den prolog als probe des alten voran und wante sich im folgenden zu immer freierer bearbeitung des gegebenen textes.

Bei dieser gelegenheit möcht ich gleich noch einen fehler gut machen, der sich in meinen angegriffenen aufsatz eingeschlichen hat. ich habe

Schröders paläographischen nachweis für tragfähig genug. können wir denn in der tat undatierte handschriften paläographisch auf ein jahrzehnt genau fixieren, wie es für unsern fall erforderlich wäre?

Und wie, wenn Albrecht 1190 begann, zu seiner umfanglichen arbeit 10 jahre brauchte und vom jahre 1200 an das manuscript herstellen liefs? das ist doch eine durchaus erlaubte annahme, wenn anders es richtig ist, dass die mhd. autoren in weitaus den meisten fällen nicht ihre eignen schreiber waren. dann würde auch der nachweis abgesetzter verse im originalmanuscript nichts mehr entscheiden.

Charlottenburg, 9. vi. 1909.

GEORG BAESECKE.

DER DEUTSCHE OVID VON 1210.

Der drucklegung des aufsatzes von Baesecke ist ein längerer brieflicher meinungsaustausch vorangegangen, an dessen schluss mein geschätzter correspondent bei seinem standpunct verharrete: 'ich bin ganz gewis im recht, und die wissenschaft wird mir schon recht geben.' mir entschwand also vorerst jede aussicht, den gegner selbst zu überzeugen, aber die leser der Zs., denen ich eine replik (oder duplik) doch wol schuldig bin, haben von unserer privaten kriegführung nun doch den vorteil, dass sich die öffentliche debatte ohne schärfe und von meiner seite in möglichster kürze vollzieht.

Unser streit dreht sich um drei puncte: 1. die textform des prologs und speciell der vv. 81 ff; 2. die interpretation von v. 84. 85 (in Wickrams und meiner fassung); 3. die überlieferungsverhältnisse des gesamtwerkes.

Zu 1. hatte B. zunächst die textherstellung von Haupt (und Bartsch) ohne weiteres übernommen; jetzt rechtfertigt er diese nicht ohne scharfsinn und findet namentlich gründe für die

s. 274f von dem Halberstädter geistlichen Albertus nur urkunden aus den jahren 1178—89 angeführt, während Bolte (Wickram bd 8 s. ix) auch noch zwei von a. 1192.93 bietet: so hat es sich gerächt, dass ich einen sammeltzettel in der not auch einmal auf der rückseite beschrieb. dann fällt natürlich der satz, dass dieser Albertus gerade mit dem jahre aus den Halberstädter urkunden entschwinde, in dem in Jechaburg die arbeit am Ovid begann.

gänzliche beseitigung des v. 83 *Auch da setz züvor* und die dadurch notwendig gewordene zusammenschweifung der vv. 84.85 zu einer zeile. ich meinerseits habe die emendation Haupts nicht für unmöglich erklärt, aber meine textform ist konservativer, und einen beweis für die unhaltbarkeit der überlieferung, die ich verteidige, hat B. nicht erbracht. . . indessen, ich kann auf die stütze welche die uns geläufige auslegung durch das imperativische *setz* erhielt, allenfalls auch verzichten, sogut wie Haupt und Bartsch, an deren athetese B. seine von diesen gelehrten abweichende interpretation anknüpft.

2. Das verspaar (oder der vers) *zwelf hundert jâr unde zehene bevorn* soll nach B. nur besagen können: '1200 jahre weniger 10.' dabei löst B. die jahreszahl aus dem (auch von ihm nicht angetasteten) zusammenhang mit einem unzweideutigen verbum der vergangenheit: es steht doch deutlich da, dass von Christi geburt bis zu dem zeitpunct, wo der autor zu schreiben begann, *ergangen* waren 1200 jâr *unde zehene bevorn!* ob ich mich nun nach beispielen aus der alten sprache umsehe oder mein modernes sprachgefühl befrage, ich lese und höre immer nur heraus: '(verstrichen waren) 1200 jâr und 10 darüber hinaus' — oder ich interpretiere allenfalls: '... 1200 jâr [12 jahrhunderte] und vorher schon 10', was ja freilich eine merkwürdige ausdrucksweise wäre, die aber durch den reimzwang immer noch eher gerechtfertigt wird, als die welche B. uns einreden will. ich kann selbstverständlich sagen: 'ich schulde 2000 gulden weniger 120' für '1880 gulden', 'er entrichtet 100 malter hafer weniger 8' für '92 malter' — aber ich kann unmöglich sagen: 'es waren 1200 jahre verstrichen und vorher 10 jahre', wenn ich sagen will: '1190 jahre'. es wird also doch trotz B. bei der bisher allgemein angenommenen zahl 1210 bleiben¹.

3. Von Albrechts person und werk hatten wir, ehe 1859 das erste der beiden Oldenburger fragmente auftauchte, abschließlich durch Wickrams bearbeitung kunde. es ligt also sehr

¹ von zwei seiten bin ich darauf hingewiesen worden, dass man bei wörtlicher auffassung von Albrechts angabe auf das jâr 1211 komme — aber ich kann mir nicht denken, dass sich der dichter so verwickelt ausgedrückt habe: man wird ihm entweder die ungenauigkeit zutrauen müssen, dass das jâr 1210, als er zu schreiben begann, noch nicht abgelaufen war, oder man mag *ergân* mit 'prodire' übersetzen, was es ebensogut heißen kann wie 'praeterire'.

nahe, anzunehmen, dass es niemals starke verbreitung gefunden hat. ich untersuchte die fragmente und fand, dass nichts im wege stehe, sie aus dem originalcodex durch directe copie abzuleiten, ich prüfte Wickram selbst und hielt es sehr wol für möglich, dass er geradezu das original exemplar in händen gehabt hat. bewiesen hab ich beides nicht; wer mir nicht glaubt, mag bleiben lassen. ich geb auch zu, dass ich den glauben nur von denen erwarten kann, die mit ähnlichem material schon selbst operiert haben. aber ich erwarte meinerseits einwendungen anderer art als sie B. vorbringt, wenn ich sage: die äußere überlieferung der Metamorphosen Albrechts ist von der art, die wir seit dem Tristan und seit Wolframs fertigem Parzival gewohnt sind, nichts in ihr weist auf eine erstlingsedition hin in unabgesetzten versen, wie sie nicht nur für Eilard und HvVeldeke, sondern auch für Ulrich vZatzichoven, für Wirnt und für alle werke Hartmanns bezeugt ist.

B. wirft (s. 174) die frage auf: 'können wir denn in der tat undatierte handschriften paläographisch auf ein jahrzehnt genau fixieren?' und ich antworte für meine person unverzüglich mit nein. wenn er aber hinzufügt: 'wie es für unsern fall erforderlich wäre', so kann ich mir diesen nachsatz nur aus einem misverständnis erklären. die genaue datierung einer uns erhaltenen handschrift kommt hier nirgends in fragel ich habe gezeigt, dass jene autoren die wir vor Gottfried und Wolfram setzen müssen, ihre werke sämtlich in unabgesetzten zeilen ediert haben, und ich hab in den beiden aufsätzen der GGN. über Albrecht und Herbort betont, dass hier kein anhaltspunct gegeben sei, für die verlorene, aber in keinem der beiden fälle durch viele zwischenglieder von unsrer überlieferung getrennte originalausgabe eine derartige einrichtung anzunehmen. damit hab ich gewis keinen positiven beweis für die ansetzung der Metamorphosen und des liedes von Troja um und nach 1210 erbracht, wol aber meinem gegner ein hemmnis in den weg gelegt, das er beseitigen muss, wenn er unserer gläubigkeit nicht allzuviel zumuten will.

E. S.

DIE VORSTUFE UNSERES NIBELUNGENLIEDES.

In dem aufsatz 'Zur geschichte des Nibelungenliedes' Zs. 48, 471 ff hab ich nachzuweisen versucht, dass das Nibelungenlied das einheitliche, auch später nicht erheblich umgearbeitete werk eines dichters ist, der um 1200 seine quelle zeitgemäfs umgestaltete, wobei er zeitgeschichtliche anspielungen vielfach suchte, alte züge jedoch, auch wenn der zusammenhang litt, ungerne aufgab. dieselbe quelle ligt, was zuerst Wilmanns nachdrücklich betonte, in ursprünglicherer, wenn auch nicht unveränderter gestalt in der Thidrekssaga zu grunde.

Manche stellen sind aber auch in unserm Nibelungenliede erhalten geblieben, die dem mildern höfischen tone unsers ritterlichen dichters, der höfischen und minniglichen stimmung schroff entgegenstehn. abgesehen von der wunderlich aus der art des dichters sich abhebenden burlesken kampfszene in Brunhildens kammer ist es zb. Kriemhildens trauriger hinweis, dass sie von Siegfried 'zerblouwen' sei, das gewaltsame vorgehn des freundlichen Rüdiger, der einen höhnisch scheltenden Hunnen durch gewaltigen faustschlag zu boden wirft, der eigentümliche hergang, dass zwei einfache spielleute die Burgunden zum feste einladen, während sonst der höchste prunk bei gesantschaften und feierlichkeiten entfaltet wird. das sind nicht etwa rohere zudichtungen, sondern, wie sich im einzelnen noch ergeben wird, reste der alten dichtung, wol eines spielmannsepos, dessen zeit und art wir näher zu bestimmen versuchen.

I.

Dass als grundlage für den zweiten teil des liedes ein solches geschlossenes epos anzusehen ist, wird kaum noch bestritten werden¹. nun wird aber in diesem teile so oft auf Siegfried zurückgegriffen: bei Etzels werbung, beim fragen nach dem schatze, bei Giselhers entschuldigung (Ths. c. 390), dass höchst wahrscheinlich auch ein von Siegfried handelnder erster teil, eine kürzere darstellung der vorgeschichte, für jenes epos angenommen werden muss. vor allem zieht sich der mehrfache hinweis auf Siegfrieds wunden, der in directer rede erscheint, durch beide

¹ Zs. 48, 500. Heusler Lied und epos s. 29 f.

teile (c. 348. 372. 373). endlich ist eine gleichartige umwandlung der vorlage durch kürzung und planmäßige veränderung in beiden teilen des liedes zu erkennen, anderseits auch wahrscheinlicher, dass die in die Thidrekssaga aufgenommene 'erzählung deutscher männer', die im gegensatz zu den 'alten liedern in deutscher zunge' (c. 394) hervorgehoben wird, in einem zusammenhange, als dass sie in einzelnen stücken nach dem norden übertragen ist.

Das wichtigste, zeitgeschichtliche beziehungen verratende ergebnis ist der Sachsenkrieg, der, wie deutliche spuren verraten, auch in der vorlage unseres liedes dargestellt war¹. abweichend vom liede liefs die quelle Gunther beim kriege beteiligt sein, aber auch an einer anderen stelle leuchtet eine andere fassung durch. während im liede Siegfried der hauptheld ist und Liudegast besiegt, heisst es str. 209: *wol wess er (Liudeger) daz ez tæte daz Sigelinde kint. man zêh es Gêrnôten: vil wol ervant er ez sint.* was hier angedeutet wird, ist die überlieferung der vorlage, in der Gernot mehr hervortrat, wie sich ein ähnlicher hinweis auf die veränderte quelle auch str. 1723,4 findet². — besonders befremdet in der schilderung des Sachsenkrieges die ganz verschiedene beurteilung des sächsischen volkes. unser österreichischer dichter urteilt mit der genugtuung der staufischen zeit, die Heinrich den Löwen endlich fallen sah, str. 177,4. *jâne wart den Sahren geriten schedelicher nie*³, aber im gegensatz dazu steht das hohe lob der Sachsen str. 214,3 . . *an den küenen Sahren, der man vil wunder sach.* der unterschied war schon den zeitgenossen so auffallend, dass der selbständig urteilende bearbeiter der handschriftengruppe C* ändern zu müssen glaubte und die worte schrieb: . . *an den küenen Sahren, die dolt en ungemach.* ebenso nimmt partei für die Sachsen str. 202: *die strîtküenen Sahren tâten scaden dâ genuoc*, wo wiederum der bearbeiter C* mildern zu müssen glaubt, indem er ein *ouch* einschreibt, ebenso str. 249,2, wo Gunther zu Lüdegast sagt: *ich hân von iuwern sculden scaden vil genomen*, während die feindlichere auffassung wider in str. 220 zu bemerken ist: *done heten ouch die Sahren só hôhe niht gestriten, daz man in lobes jâhe.*

Jene den Sachsen günstigere stimmung scheint unter der er-

¹ Zs. 48, 476.
anm. 2.

² vgl. Wilmanns Untergang der Nibelunge s. 19
³ Zs. 48, 485.

innerung an geschichtliche, viel gepriesene erfolge des sächsischen volkes zu stehn, wie ja überhaupt mehr und mehr geschichtliche beziehungen im epos festgestellt sind, so im Rolandsliede, im Rother, in der Kudrun und vor allem auch im Biterolf¹. wir sind nun zunächst geneigt, an die großen Sachsenkriege Heinrichs IV zu denken, die auch von Worms als 'sedes belli' ausgegangen und auch historische dichtungen veranlassten, und in der tat erinnert manches in bezeichnenden zügen an die berichte über jene gewaltigen kämpfe. von der schlacht bei Hohenburg an der Unstrut 1075 berichtet Lambert von Hersfeld: (*constat*) . . . *propter amissionem clarissimorum virorum maius victores quam victos tulisse dispendium*, und die kaiserlichen klagen, dass die Sachsen keinen von ihren führern verloren haben: *moerore et luctu affectis omnibus gravior accessit dolor et facti poenitentia comperto quod principes Saxoniae . . . omnes integro numero viverent*. die bei aller anerkennung des sieges dem tapfern sächsischen volke so günstige stimmung, die wir im liede fanden, würde sehr gut passen zu der auch bei ursprünglich königsfreundlichen gewährsmännern erkennbaren parteinahme für das tapfere Sachsenvolk zur zeit der beiden letzten salischen kaiser.

Merkwürdiger weise werden auch im liede wie in einer geschichtlichen schilderung der schlacht die einzelnen contingente aufgezählt, was bei dem von Siegfried geführten heere wunderlich gesucht erscheint. die Burgunden werden von den recken aus Niederland und den küneden *Tronegæren* unterschieden, str. 203: *Dó die von Burgonden drungen in den strit*, 204: *dó die von Niderlant drungen nâch ir herren in die herten scar*, 205: *volgen der von Rine niemen man in sach*, 234: *die küneden Tronegære die frumten gróziu leit*. solche unterscheidung der verschiedenen teile des heeres findet sich zb. auch im *Carmen de bello Saxonico*, besonders werden auch die Wormser mit ihrem alten namen *Vangiones* hervorgehoben, von denen es v. 69 f heisst: *Necnon Wangiones ibant in proelia fortes, Gens antiqua potens armis et munere terrae*. der auszug Siegfrieds auf die warte entspricht der vorbereitung der wirklichen schlacht, von der berichtet wird: *missi a rege exploratores speculari exercitum Saxonum*, vgl. Nl.

¹ vgl. Rauff Untersuchungen zu Biterolf u. Dietleip, Bonner diss. 1907, 5. 23 ff. 40 ff.

str. 179, 2: *unde wil der warte gegen den vînden pflegen, unz ich rehte ervinde wâ die recken sint.* nach der schlacht wird mit besonderem interesse in der geschichtlichen überlieferung wie auch im liede der verwundeten gedacht: *vulneratis curam adhibent; quos militiae in reliquum inutiles vulnera reddiderant, suis in patriam curandos destinant*, und str. 254, 3: *er bat der sere wunden vil gûetliche pflegen*, vgl. auch str. 255, 1 und 257, 4. auch wird, wie in der Kaiserchronik 16589 ff bei dem berichte über jene schlacht, besonders nachdrücklich auch im liede die grofse zahl der geiseln hervorgehoben, vgl. str. 236, 4. 238, 2. 251, 2. schliefslich erinnert auch die erzählung von der rückkehr könig Heinrichs iv 1075: *Rex dimisso exercitu victor rediens natalem sancti Martini Wormaciae celebravit* an die heimfahrt könig Gunthers, wie sie in der stelle des Biterolf (2740 ff), die vermutlich auf die ältere vorlage zurückgeht¹, beschrieben wird: *der fürsten freude diu was grôz, daz er (Gunther) mit sige von Saksen reit: des was er stolz und ouch gemeit*,

So scheinen sich nachklänge des grofsen Sachsenkrieges Heinrichs iv in unserer dichtung zu finden. aber fast noch gröfsern eindruck machte auf die zeitgenossen eine schlacht, von der Hel mold Chron. Slav. 1 ad a. 1115 sagt: *commissumque est proelium illud nostra aetate famosissimum . . . , quo Saxones superiores inventi virtutem regis attriverunt.* es war ein blutiger kampf von gröfster gefahr für die kaiserlichen, mancher unter den Sachsen soll mehr als zwanzig gegner mit sicherer faust erlegt haben, niemals hatte des kaisers vater einen gleichen schlag erlitten².

Im Nl. fällt uns nun ferner auf, mit welcher vorliebe der doch so trotzige und unbotmäfsige feind des königs, 'der starke Lüdeger', geschildert ist. er ist so tapfer, dass sogar Siegfried in die gröfste not gerät und ihm Hagen und auch Gernot, Dancwart und Volker helfen müssen (str. 210 ff). in dem eben erwähnten glänzenden kampf der Sachsen ist aber herzog Lüdeger der hauptführer, er bekam einen solchen namen, dass man ihn mit Julius Cäsar verglich und der überzeugung lebte, der sieg sei für immer an seine fahnen gebannt³. sollte ein abglauz dieses gefeierten herzogs Lüdeger, denn so heifst er namentlich

¹ Zs. 48, 476. ² Giesebrecht Gesch. der deutschen kaiserzeit III⁴ 857 f. vgl. auch Bernhardt Lothar vSupplinburg (Lpz. 1879) 15 u. Meyer vKnonau Heinrich iv u. Heinrich v (Lpz. 1907) 325. ³ Giesebrecht aao. 964 f.

in den niederdeutschen quellen¹, auf den starken Liudeger im Nl. fallen? aber nun die demütigung des stolzen gegners, der doch im Nl. *vrides gert* und Gunther in dessen heimat 'die hand bietet'?

Am 7 januar 1114 hielt kaiser Heinrich v in Mainz eine glänzende hochzeits- und siegesfeier, aus weiter ferne waren scharen von sängern und gauklern herbeigeströmt, die reich beschenkt wurden. inmitten aller festesfreude erschien aber herzog Lüdeger von Sachsen, warf sich dem kaiser zu füßen und erhielt verzeihung (Otto Frising. Chron. vii 15). die reihenfolge der vorgänge stimmt ja nicht, die schlacht war 1115, die demütigung 1114, aber das denkwürdige ereignis in Mainz scheint nachzuklingen in den gewichtigen worten des liedes (str. 251, 4): *des bôt dô Liudegêr die hant*. die bearbeitung C* glaubt auch hier bessern und Liudegast mit einschließen zu müssen und ändert: *des sichert dô ir bêder hant*, anscheinend richtiger, aber matter und ohne die vermutlich beabsichtigte anspielung. dass der name Liudeger erst zur zeit unseres angenommenen spielmannes in das epos eingefügt sei, glaub ich nicht, der name ist zwar fingiert, wie schon Müllenhoff² hervorhob, aber echt sächsisch und in der überlieferung über Karls Sachsenkriege bis weit ins 13 jh. erhalten geblieben³, und so ist es wahrscheinlich, dass bei dem in der überlieferung schon vorhandenen namen Liudeger der dichter der vorlage unsers liedes auf seinen berühmten zeitgenossen hinweisen wollte, wie ähnliche anspielungen auf zeitgenossen auch sonst vorkommen, zb. im Rolandsliede⁴.

Wie nun stellen im ersten teil der dichtung unter der erinnerung an die Sachsenkriege Heinrichs iv und unter dem eindruck der kämpfe Heinrichs v zu stehn scheinen, so weisen auch aus dem zweiten teil verschiedene angaben auf dasselbe zeitalter. als Etzel seine braut Kriemhild einholt, wird eine reihe fremder völker erwähnt, deren namen wahrscheinlich auch in der quelle vorkamen: denn auch die *Ths.* (c. 358) er-

¹ Ann. Hildesh. ad a. 1115: *dux Liutgerus*, Chron. reg. Colon. 1115: *dux Liutgerus*; dagegen Otto Frising. Chron. vii 15. 17 schon *Lotharius*.

² Nordalbingische studien (Kiel, 1844) s. 196 f.

³ vgl. das sog. Privilegium Karls d. Gr. für die Friesen bei Richthofen Fries. rechtsquellen 351. Grimm HS³ s. 149.

⁴ Edw. Schröder Zs. 27, 73

zählt, dass Etzels fahrt überaus prächtig ausgerüstet war und fünfhundert ritter und manche knappen mit ihm zogen, auch Dietrich von Bern ihn begleitete; die im liede bewahrten einzelheiten hatten aber für den sächsischen und nordischen erzähler kein interesse. unter jenen fremden völkern werden mit besonderem nachdruck die Russen genannt (str. 1339): *die Riuzen* und 1340: *das lant ze Kiewen*. gerade dem zeitalter der letzten Salier ist Kiew nicht fremd. bereits 1075 hatte sich Isjaslaw von Kiew hülfesuchend an Heinrich iv gewandt, und dieser hatte eine gesandtschaft unter dem dompropst Burchard von Trier nach Kiew geschickt, um in dem russischen thronstreit zu vermitteln¹. ferner wurde der name Kiew in Deutschland viel genannt, als die vielberufene Eupraxia oder Praxedis, tochter des russischen großfürsten Wsewolod, witwe des markgrafen Heinrich von der Nordmark, wunderbarer weise kaiserin wurde. im jahre 1089 wurde in Köln die vermählung gefeiert und die krönung der kaiserin vollzogen, 1093 wurde der viel besprochene verrat des kaiserlichen sohnes und der russischen gemahlin offenbar und sogar auf der synode von Konstanz verhandelt, 1095 erschien die kaiserliche ehebrecherin in Piacenza und bekannte vor einer zahllosen menge ihre schuld, 1106 ging sie in ein kloster zu Kiew und starb daselbst 1109. auch durch die regierung eines hervorragenden herschers ist gerade im anfang des 12 jhs Kiew weithin bekannt gewesen: in Kiew regierte von 1113—1125 der berühmte Wladimir Monomach. über die Griechen herrschte Alexios, der 1118 siebzigjährig nach bedeutender regierungstätigkeit starb. gerade Alexios war wegen der mannigfachen berührungen mit den kreuzfahrern auch in den kreisen der spieleute bekannt, auf ihn weisen ja spuren im könig Rother hin, auf die Wilken in seiner Geschichte der kreuzzüge (II, beilagen, 17 ff) zuerst aufmerksam gemacht hat. auch das in demselben zusammenhange des liedes genannte volk der Petschenegen² ist gerade damals viel besprochen worden. im jahre 1091 war eine große schlacht gegen die Petschenegen von

¹ Vgl. Giesebrecht aao. III 411. Schiemann Rufslund, Polen und Livland (Berlin 1886) s. 101.

² Str. 1340: *von dem lant ze Kiewen reit dá vil manic degen, unt die wilden Pescenære. dá wart vil gepflegen mit dem bogen schiezen zen vogelen die dá flugen. die pñle si vil sere zuo den wenden vaste zugen.*

den Griechen unter Alexios gewonnen, 1096 und 1097 hatten die kreuzfahrer mit petschenegischen bogenschützen zu kämpfen¹ und vor allem hatten die deutschen kreuzfahrer unter Welf IV von Bayern mit ihnen zu tun, als sich ihnen im jahre 1101 der fürst der Bulgaren mit einer heere von petschenegischen hilfsvölkern widersetzte²; 1106 warb Alexios wiederum Petschenegen an und besichtigte sie bei Thessalonich im bogenschießen, während in demselben jahre von Bohemund von Tarent sechs in die hände der Normannen gefallene Petschenegen in Rom dem papste Paschalis und allen anwesenden zum beweis vorgeführt wurden, dass der kaiser Alexios die heiden wider die christen bewaffne³. vor allem aber ist die im liede angedeutete engere beziehung zwischen Russen und Petschenegen (1340: *Von dem lande ze Kiewen . . . unt die wilden Pescenære*) wirklich vorhanden um das jahre 1116, denn schon seit dem ende des 11 jh.s, namentlich aber seit einer niederlage 1116 gegen die Polowzer fanden Petschenegen in menge aufnahme in Russland⁴. in den schlachten der Byzantiner gegen die Petschenegen treten auch die Wlachen (vgl. str. 1339) unter den thrakischen und makedonischen hilfstruppen hervor. in demselben zusammenhang sind auch die Polen genannt, und wahrscheinlich ist auch der im Biterolf und in der Klage vorkommende herzog Hermann von Polen ihr führer — der sonst mit ihm zusammen erwähnte *Rámunc úzer Vlâchen lant* findet sich im liede. Hermann von Polen starb aber 1102⁵, die herzöge von Polen nahmen damals zwar den königstitel an, wurden im reich aber immer nur 'duces' genannt⁶.

Die in str. 1341 genannte stadt Tulln scheint den dichter besonders zu interessieren:

*Ein stat bî Tuonouwe lit in Ôsterlant, diu ist geheizen Tulne :
dâ wart ir bekant vil manic site vremede, den
si é nie gesach.* es scheint fast, als ob der dichter solche beobachtungen selbst gemacht oder berichte von augenzeugen gehört

¹ Hertzberg *Gesch. der Byzantiner und des osmanischen reiches* (Berlin 1883) s. 273.

² HvWlislocki, *Die Donauvölker*, in *Helmolts Weltgesch.* v 332.

³ Wilken aao. II, 332. 333.

⁴ Schieman aao. 120.

⁵ *Annales Poloniae (capituli Cracoviensis) ad a. 1102: Hermannus dux Poloniae, cognominatus Vladislaus obiit.*

⁶ Milkowicz in *Helmolts Weltgesch.* v (1905) 465.

hat, und in der tat sind viele deutsche 1108 in Tulln gewesen, am 6 september stand der könig dort an der Donau mit einem zahlreichen heere, mit ihm der erzbischof von Köln, die bischöfe von Münster, Hildesheim, Regensburg und viele andere geistliche und weltliche fürsten, grafen und herren¹. auch dieses gewaltige unternehmen liefs vielleicht seine spuren in der vorlage unserer dichtung zurück. auf dieselbe zeit führt uns noch eine schilderung im ersten teile des liedes. mit lebendiger anschaulichkeit wird die beisetzung Siegfrieds dargestellt, wozu die grundlage gewis auch schon in der quelle vorhanden war, denn die Saga c. 348 berichtet in verkürzter erzählung: 'Grimhild rief ihre mannen und liefs die leiche Siegfrieds nehmen und gar herrlich bestatten'. im liede wird dagegen genau der sarg Siegfrieds beschrieben, die aufbahrung der leiche im Münster unter glockenklang, das gedränge der menschen, die seelenopfer bringen, das zusammenströmen der leute auf dem weiten kirchhof, die vielen schenkungen an die armen und das unendliche klagen. es scheint fast, als ob der dichter selbst eine solche ergreifende feier ganz besonderer art gesehen hat, und auffallend ist dabei folgendes. dreimal wird mit gröstem nachdruck betont, dass die bevölkerung solchen anteil an dem toten nimmt, der doch nach unserm liede gar nicht seine heimat in Worms hat, sondern zum besuch bei seinem königlichen verwanten weilte, und so scheint denn schon in der grundlage unseres liedes, die Siegfried in Worms bleiben lässt², die grofse trauer geschildert zu sein. nachdem str. 1037 erzählt ist: *dô weinden mit den vrouwen der guoten burgære (koufliute C) wip*, heifst es str. 1062, 2. 3:

*sô was bt dem münster der kirchhof alsô wît
von den lantliuten weinens alsô vol:*

und gleich wider 1064, 2:

mit ungefüegem leide vil des volkes ranc.

und endlich 1065, 1. 2:

*Vil lûte scriende daz liut gie mit im dan:
vrô enwas dô niemen, weder wip noch man.*

Vielleicht schwebt ein geschichtliches ereignis dem dichter vor, und in der tat fällt eine alle welt mit teilnahme erfüllende beisetzung in dieselbe zeit, auf die uns manche zeitgeschichtliche beziehung hinwies, eine feierlichkeit, die sicherlich auf die zeit-

¹ Giesebrecht, aao. 789.

² Zs. 48, 473.

genössischen spieleute nicht geringeren eindruck machte, als das grofse staufische reichsfest in Mainz, das in den dichtungen nachweisbare spuren hinterlassen hat. am 7 august 1111 fand endlich nach langem harren seiner anhänger die grofsartige leichenfeier für Heinrich iv in Speyer statt, und die teilnahme namentlich des niedern volkes war jedesfalls ähnlich, wie sie bei der überführung der leiche nach Speyer und der vorläufigen beisetzung 1106 so nachdrücklich bezeugt ist. in der Vita Heinrici heifst es: *non minor planctus circa funus imperatoris erat: proceres plangebant, vulgus lamentabatur, ubique gemitus, ubique planctus, ubique vox dolentium audiebatur*; Heinrich iv war ja ein vater der geringen leute: *ad exsequias illas viduae, pupilli, denique totius patriae pauperes conveniunt: deflent se orbatos esse patre, fundunt in corpus lacrimas, deosculantur largas manus. vix avelluntur ab amplexu exstincti corporis*: dieselbe überschwenglichkeit der klage wie im liede, und auch die worte *deflent se orbatos patre* erinnern an str. 1064, 2. 4:

*mit ungevüegem leide vil des volkes ranc...
die sîn ungeru enbâren, die sach man weinen
unde klagen.*

Das klagen des volkes und das 'schwere entbehren' war ja in der quelle des liedes, wo Siegfried noch in Worms mit seinen verwanten residiert, verständlich, der bearbeiter C* hat aber wie an den oben besprochenen stellen die worte verändern zu müssen geglaubt und geschrieben: *die sîn doch liht enbâren, die sach man weinen unde klagen*¹. die in dem liede so sehr betonten allgemeinen seelenopfer und seelenmessen (vgl. str. 1052: *durch willen sîner sêle waz opfers man dô truoc*, auch 1053) finden sich auch in den geschichtlichen berichten in besonderer bedeutung. Heinrich v verpflichtete die hürger Speyers, alljährlich am 7 august mit brennenden kerzen zur seelenmesse für den verstorbenen könig nach dem dome zu gehn und vor jedem hause ein brot den armen als almosen zu spenden².

Wenn nun durch diese geschichtlichen beziehungen in beiden teilen des liedes eine ansetzung der zu grunde liegenden

¹ die lesart in A ist offenbar nicht die ursprüngliche: *man vant dâ niht anders wan ein weinen un klagen*; diese zeile ist im vergleich mit BC verallgemeinert und viel weniger charakteristisch.

² vgl. Nitzsch Geschichte des deutschen volkes (Leipzig 1883) II, 148.

dichtung in das zweite jahrzehnt des 12 jh.s wahrscheinlich wird, so würde sich diese etwa zwischen Annolied einerseits, Rolandslied, Alexanderlied, Rother andererseits einreihen und für das salische zeitalter ebenso wie für das staufische ein größeres Nibelungenepos anzunehmen sein, zwischen beiden dichtungen also etwa ein zwischenraum von etwa achtzig jahren liegen; es ist auch von vornherein mehr glaublich, dass eine bedeutende, wirklich lebensfähige dichtung, deren spuren wir noch in späterer zeit erkennen, eine reihe von jahrzehnten in kraft und ansehen bleibt, als dass, wie man vielfach annimmt¹, fast in jedem jahrzehnt eine mehr oder minder erhebliche umarbeitung erfolgt². suchen wir jetzt den umfang und inhalt jenes ältern epos im verhältnis zum Nibelungenliede näher zu bestimmen.

II.

Wie sich im griechischen epos die kunst der spätern dichtung im freien schalten mit dem stoffe zeigt³, so hat auch der dichter des Nibelungenliedes, namentlich im ersten teile mannigfache versetzungen der einzelnen begebenheiten vorgenommen. so werden die vorgänge nach Siegfrieds auszuge aus dem vaterhause, welche die saga nach ihrer quelle in der ursprünglichen ordnung bringt, verkürzt und verschoben, zum teil in die erzählung Hagens und in eine neu erfundene spätere reise Siegfrieds zu den Nibelungen eingekleidet. die verkürzung ist besonders in str. 96 u. 97 mit dem dreimaligen *sît* zu erkennen; was über die beziehungen des zwerges und den gewinn des hortens jetzt an zwei stellen erzählt wird, hieng ursprünglich zusammen⁴. von der fahrt des jungen Siegfried heisst es nämlich str. 88, 1: *Dâ der helt al eine an alle helfe reit, er vant vor einem berge, . . . bi Nibelunges horde vil manegen küenen man : die wâren im é vremde, unz er ir künde gewan*, und diese schilderung wird in dem neu erfundenen abenteuer von Siegfrieds fahrt (av. viii)

¹ vgl. RGBoer Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage (Halle 1906 ff) II 204.

² Boer nimmt von etwa 1170—1190 oder 1200 drei bearbeitungen an (s. 204). über die ansicht Roethes, der Sitzungsberichte d. preufs. akad. 1909 s. 665 als vorstufe unseres liedes eine übertragung der 'Nibelungias' annimmt, s. u. s. 208 ff.

³ ESchwartz Charakterköpfe aus der antiken litteratur (Lpz. 1903) s. 28.

⁴ Zs. 48, 489 anm. 4.

str. 485f wider aufgenommen: *der helt fuor aleine uf einen wert vil breit* und später: *anz tor begunde bózen der unkunde man*, wobei das 'unkunde' nun nicht mehr recht passt; es folgt die besiegung des riesen und Alberichs. dabei ist es wunderlich, dass Siegfried, um nicht erkannt zu werden, die stimme verstellt und sich innerlich freut über den riesenhaften 'portenære', der so tapfer im dienste seines herrn kämpft; dann bezwingt er auch, ohne erkannt zu werden, Alberich und gibt sich endlich mit den worten zu erkennen: *ich heize Sifrit; ich wände ich wære iu wol bekant*. dass C* die unwahrscheinliche antwort ändern zu müssen glaubt: *ich bin ez Sifrit* weist darauf hin, dass der ganze zusammenhang nicht ursprünglich ist, sondern in der vorlage der kampf mit riesen und zwerg einheitlich in der vorgeschichte Siegfrieds erzählt wurde. auch die bemerkung str. 511: *Sifride mit dem gruoze si von den andern sciet* steht nicht an der rechten stelle, richtig findet sie sich der vorlage entsprechend (saga c. 227) bei der ankunft der helden in Brunhildens lande: 'sie nahm Thidrek und Gunnar wol auf, aber übel Siegfried'.

Wie die vorlage die vorgeschichte Siegfrieds in der natürlichen reihenfolge erzählte, so wurde auch der hort wol bei gelegenheit der vermählung nach Worms geholt, nicht erst nach Siegfrieds tode, denn er wird mehrfach als morgengabe bezeichnet, und die spätere überführung ist dadurch begründet, dass Siegfrieds dauernder aufenthalt nicht mehr in Worms angenommen wurde.

Dass Siegfried die vogelsprache verstehn lernte, wird auch in dem ältern epos gestanden haben, denn die saga erzählt es ausdrücklich, und das hier mit dieser sich berührende lied vom Hürnen Seyfrid hat noch einen hinweis auf jenen alten zug der sage mit recht sieht Seemüller in den worten str. 10: *des wundert Seyfrid sere, ein finger er dreyn stieß* einen geberdenzug, der zum motiv von der erlernung der vogelsprache gehört¹. ob Mime, über den wir später handeln werden, Siegfried zu Brunhild weiter wies oder wie es wol das ursprüngliche war, ein rat der vögel², ist für unsere vorlage nicht auszumachen; der rossfang wird auch für die deutsche sage in anspruch zu nehmen sein³, und der heugst wird dann Siegfried gleich nach Worms getragen haben, während in der saga der zug in Isungs land eingefügt ist. Siegf-

¹ Anz. xxx 10 anm. 1. ² ebenda s. 11. ³ s. Wilmanns Anz. xxxi 88 f.

fried kommt aber ohne gefolge nach Worms, wie Brunhild Ths. 344 hervorhebt: *sem einn vallari*. vielleicht stammt dieser ausdruck aus der quelle und weist wider auf die zeit um 1100 hin, als vor der grofsen deutschen kreuzzugsbewegung die wallbrüder, die zum heiligen lande zogen, in Deutschland allgemein bedauert oder verspottet wurden¹.

Im wesentlichen haben wir den gang des älteren epos in der Thidrekssaga, abgesehen von dem heranziehen Dietrichs und der auslassung des Sachsenkrieges, der bei der wanderung des stoffes über Sachsen getilgt wurde. anderseits zeigt das Nl. widerum eine gröfsere verschiebung bei der botenfahrt Siegfrieds, der nach der besiegung Brunhildens nach längerem hin- und herreden, wie es unser dichter liebt (vgl. die ankunft Siegfrieds in Worms str. 106 ff, die vorbereitung der fahrt nach Isenstein), auf Hagens betreiben an den Rhein geschickt wird. er selbst sträubt sich, *unze daz in Gunther sére vlégen began* (str. 534, 4), obwol ihm Kriemhild schon versprochen ist. das entspricht nicht der vorlage, denn vor der fahrt ist Siegfried schon vermählt, es wird die botschaft Siegfrieds von dem ende des Sachsenkrieges an die spätere stelle übertragen sein, nach dem Sachsenkriege werden jetzt auf Gernots befehl einfache boten entsant, während Gernot später noch veranlasst, dass Siegfried Kriemhild zuerst sieht, und bei der spätern sendung Siegfrieds Hagen den anlass gibt. wenn in der vorlage vermutlich Gunther auf Gernots bitte Siegfried nach Worms vorausschickt, so würde sich auch damit erklären lassen, dass in dem auf ältere quellen zurückgehenden Biterolf (v. 2740 ff) Gunther nur mit Gernot und Hagen aus dem Sachsenkriege heimkehrt. dass die saga in dem zureden Siegfrieds vor der fahrt zu Brunhild das ursprüngliche bietet, hab ich schon Zs. 48, 476 betont, über die gewinnung denk ich jetzt anders, ich halte nicht mehr für 'möglich', dass die vorlage eine gütliche verabredung enthielt, sondern hier wie an andern stellen eine änderung in der saga für wahrscheinlich. die kampfspiele sind in der saga ausgelassen, aber die notwendige vorbedingung dafür, dass Brunhild sich später Gunther nicht fügen will. diese

¹ s. Ekkeh. Chron. p. 214: *omnis paene populus Theutonicus . . . profectionis huius causam ignorantes per terram transeuntes tot legiones equitum . . . tolque catervas ruricularum . . . quasi inaudita stultitia delirantes subsannabant.*

kampfspiele fanden wol schon mit der tarnkappe statt, die auch im Biterolf bekannt ist, der kampf nach wechsel der kleidung ist wol nachts in der kammer, aber nicht am hellen tage vor vielen zuschauern im burghofe möglich.

Geändert ist in der saga wahrscheinlich auch beim tode Siegfrieds; die worte des schwer verwundeten helden, der in äusserst nüchterner weise bedauert, nicht auf der hut gewesen zu sein, sonst seien die andern tot, erscheinen stark verkürzt, eine klage über die untreue, wie im Nl. str. 989, oder einen hinweis auf seine treue, wie in Sigurðarkviða en skamma 28, wird auch der ältere dichter nicht versäumt haben. gekürzt scheinen auch die worte Kriemhildens Ths. c. 348: 'übel dünken mich deine wunden . . . wüste ich, wer das getan hätte, so möchte ihm das vergolten werden' . . . und nun weinte sie bitterlich. . . . in saga und lied wird später so kräftig auf das unaufhörliche klagen Kriemhildens hingewiesen, dass auch die worte, die jetzt dem erst später nach Worms eingeführten alten Siegmund in den mund gelegt werden, ursprünglich vom Kriemhilde gesprochen zu sein scheinen: '*ich kan dich nimmer unz an min ende verklagen*' (vgl. str. 1019, 4).

Wie die saga neben Rüdiger noch Osid aufführt, den Wilmanns in zusammenhang mit Oserich und Ospirin bringt¹, so wird Osid auch in der vorlage unseres liedes noch eine rolle gespielt haben, nicht etwa aus niederdeutscher tradition eingeführt sein; später hat ihn dann Rüdiger ganz verdrängt, wie auch könig Rother an die stelle von Osatrix getreten ist. — dass in der vorlage noch nicht Rüdiger, sondern Etzel selbst seine braut von Worms einholte, hab ich schon Zs. 48, 480 vermutet, vielleicht trat jener aber im gefolge Etzels doch schon mehr hervor als jetzt in der saga, wo er bei seiner ersten nennung einfach als 'der markgraf' bezeichnet wird, während hs. B. den namen hinzufügt. die zahlreichen schenkungen aber in demselben capitel würden ganz dem charakter der spielmannsdichtung entsprechen. gestört dagegen ist der zusammenhang in der saga c. 359, wo im gegensatz zu der sonstigen auffassung Attila 'der habsüchtigste aller männer' genannt wird, den Kriemhild durch das gold Siegfrieds reizt; gleich darauf sagt er selbst: 'obgleich wir das alles missen, ist dennoch könig Gunnar unser liebster freund'.

¹ Untergang der Nibelunge s. 15 f.

eine vermittlung wird c. 376 versucht, wo Kriemhild Etzel fragt: 'wo ist das gold oder wo ist das silber, das dir meine brüder gebracht haben?' und Etzel antwortet, dass sie ihm weder gold noch silber gebracht hätten, aber dennoch wolle er sie wol empfangen, da sie ihn daheim besucht hätten, während er gleich darauf ganz seiner freundlichen gesinnung entsprechend ausruft: 'wie würde ich meine schwäger betrügen, da sie auf meine treue gekommen sind, und nicht sollst du das tun, noch jemand ihnen ein leid zufügen.' also nur an einer stelle tritt seine habsucht als etwas fremdes im zusammenhange hervor, daher ist nicht etwa gleich eine andere version oder parallele überlieferung anzunehmen, sondern ein zug ist aus der nordischen überlieferung vom bösen und habsüchtigen Attila in den andern zusammenhang übernommen und als fremd auch noch zu erkennen. auch c. 361 ist in die erzählung eine störung gekommen, einmal durch die erwähnung von Hagens mutter und dann, weil er zwar widerstrebend auf Kriemhildens einladung mit ins Hunnenland ziehen will, aber dazwischen bestimmt erklärt: 'wenn du ins Hunnenland ziehen willst, so will ich daheim sitzen' (nur A und B haben: 'nicht' hinzugefügt). dass Hagens mutter durch den sagaschreiber eingeführt ist, scheint aus c. 169 zu folgen, wo sie im zusammenhange mit Thidreks beischläferin erwähnt wird; bei der schärferen weigerung Hagens scheint ein nordischer zug vorzuliegen, der vielleicht durch die ursprüngliche lesart *Atlam* 17: *Hogni þui nitti* . . . bestätigt wird; allerdings ligt die änderung Hjelmqvists *hlitti* für *nitti* sehr nahe.

Größere änderungen scheinen namentlich in der saga c. 364 stattgefunden zu haben. einmal ist es auffallend, dass Hagen c. 364 und c. 367 die wache übernimmt, sodann hält er c. 364 die wache in gefährlichster gegend höchst nachlässig, er geht fort, um ein schiff zu suchen, verbringt damit und durch verhandlung mit den meerfrauen und dem fährmann die nacht und kommt erst zurück, als Gunther und seine leute schon auf den beinen sind. allerdings soll 'auch eine wache oben am strome bestimmt' werden, und dass Hagen trotz der nacht so gut sieht, wird mit dem vollmonde erklärt. es ist aber gerade eine eigentümlichkeit der saga, dass viel von der witterung gesprochen und unwahrscheinliches zu erklären versucht wird; die nachtwache scheint daher hier nicht an der rechten stelle zu stehn, wir werden

sehen, dass sie an einer passenden stelle fehlt. ferner ist es ganz unwahrscheinlich, dass Hagen den fährmann erschlägt, als dieser in dem grofsen schiffe, in dem hundert mann rudern, gerade vor ihm sitzt und nun die ruderpflocke brechen (c. 366). der vorgang würde besser in den zusammenhang passen, dass Hagen mit ihm allein ist und er nicht rudern will. die ursprünglichere erzählung scheint hier das lied bewahrt zu haben; ob er ihn nun gleich bei der weigerung und von ihm angegriffen erschlug oder im schiff, als die ruder brachen, lässt sich nicht entscheiden; wahrscheinlicher ist die zweite möglichkeit, so dass also auch im liede die vorlage etwas geändert wäre. der grund, den Hagen in der saga Gunther für den todschlag des fährmanns angeben muss, weil es ja alle mit ansehen, ist nun plötzlich ein ganz anderer geworden und auch nicht recht verständlich: 'ich will nicht, dass von unserer fahrt botschaft vorausgehe ins Hunnenland, und jetzt kann er nichts davon sagen', denn die gefahr ist ja noch nicht sicher, da Hagen den meerfrauen mistrant, und die meldung kann manch anderer bringen. dann wird noch ein dritter grund für Hagens tat vorgebracht: Gunther sprach zornig: 'böses nur willst du tun, nun und immerdar, und nimmer bist du fröhlich, wenn du nicht böses tust'; von dem erschlagenen meerweibe weifs Gunther aber nichts. da antwortet Hagen: 'wie soll ich nun sparen, böses zu tun, während wir dahin fahren, ich weifs nun sicher, dass kein kind von der fahrt zurückkehrt'. die antwort ist in diesem zusammenhang unerklärlich, es wird wol die im Nl. erhaltene erzählung vom hinausstoßen des caplans auch in dem älteren spielmannsepos gestanden haben, für dessen ton sie auch viel besser passte; erst durch die rettung des caplans hat Hagen gewisheit über den untergang der Nibelunge bekommen, dann passt auch Gunthers klage über Hagens beständige grausamkeit, er hatte das blut des fährmanns im schiffe rauchen sehen und die letzte härte eben beobachtet. an dem mehrfachen zerbrechen der ruder und der ruderpflocke und später des steuerruders brauchen wir keinen anstofs zu nehmen oder etwa eine doppelte überlieferung zu vermuten, auch Atlamól 36 wird berichtet, dass manches zerbrach, das halbe schiff, die ruderpflocke und die ledergurte, aber ob ursprünglich ebenso wie das kleine schiff auch das grofse umschlägt, ist wider recht fraglich, an stelle der episode von dem caplan, der mit nassen kleidern ans land kam, schiebt

der sagaschreiber das zweite umschlagen des bootes ein und benutzt auch wider die nassen kleider, indem Hagen davon Eckewart erzählt, dieser Rüdiger, der dann feuer anzünden lässt, um sie zu trocknen. ein großer teil des tages ligt allerdings dazwischen, aber das feueranmachen wird in der saga mit besonderer vorliebe erzählt.

Die eigentliche nachtwache Hagens wird im liede recht passend bei der gelegenheit berichtet, als nach der warnung Dietrichs und bedenklichen anzeichen bei der begrüßung Kriemhildens die helden sich abends zur ruhe legen. hier ist sie trefflich begründet, und am andern morgen ist nach bestandener gefahr eine warnung der Nibelunge durch Hagen wol angebracht. in der saga c. 375 fragt dagegen Dietrich am morgen in dem harmlos gemüthlichen tone, wie es für die saga bezeichnend wäre, wie sie die nacht geschlafen hätten. 'da sprach Hagen, dass er wol geschlafen habe, aber doch seine gemütsstimmung nicht besser als mittelmäßig sei', ohne dass ein grund angegeben wird. und nun sagt Dietrich: 'sei fröhlich und heiter und bei uns willkommen und wahre dich hier im Hunnenland, weil deine schwester noch jeden tag jung Siegfried beweint'. das bewillkommen und auch die warnung passt viel besser früher, und zum warnen hatte Dietrich recht gute gelegenheit, als er die hände um des freundes schultern gelegt, mit ihm zum saale gieng oder wie es im liede geschieht, bei der ersten begrüßung. in der tat scheint an diesen stellen auf dem zweifachen wege nach Soest¹ und von da nach dem norden der zusammenhang zerrüttet zu sein, was auch nicht zu verwundern ist, da die reihenfolge der mannigfachen ereignisse auf der reise ins Hunnenland und nach der ankunft nicht leicht festzuhalten war.

Wie nun die warnung Dietrichs früher erfolgte, so wird auch Kriemhildens begrüßung eine andere gewesen sein. am anfang von c. 373 wird erzählt, dass die Nibelunge ihre brünnen nicht auszogen und ihre waffen nicht von sich ließen, aber wenn c. 372 Kriemhild alle willkommen hiefs und der reihe nach küsste, so ist diese vorsicht nicht recht begründet. sollte Kriemhild als heuchlerisch hingestellt werden? oder bietet nicht doch das lied das ursprüngliche, wenn es meldet, nur Giselher sei von Kriem-

¹ c. 394 beruft sich der sagaschreiber auf die 'erzählung deutscher männer, welche in Susat geboren sind'.

hild geküsst worden? wer an der widerholung des motivs vom verschiedenartigen grüßen keinen anstoß nimmt, wird ohne bedenken die fassung des liedes für die ältere halten.

Der verlauf der kämpfe entspricht in der Saga im wesentlichen der zu grunde liegenden dichtung, es fügt sich passend zusammen, dass Osid, ein naher verwanter des Hunnenkönigs, den könig Gunther und Gunthers bruder Gernot den bruder des Hunnenkönigs erschlägt. auffallend ist es aber, dass Rüdiger, der freund und geleiter der Nibelunge, in der saga sich so leicht zum kampf gegen seine gastfreunde und künftigen verwanten entschließt. als Gernot c. 386 den sonst wenig bedeutenden Bloedel erschlagen hat, heißt es einfach: 'und da hörte es markgraf Rodingeir und ward sehr zornig, dass herzog Blodlin gefallen war, und rief allen seinen mannen zu, dass sie nun kämpfen und die Niflung erschlagen sollten.' im liede werfen sich ihm Kriemhild und Etzel flehend zu füßen, und ich halt es für wahrscheinlich, dass wie Kriemhild die übrigen helden zur rache aufruft, sie Rüdiger durch bitten zum kampf bewegt; zur verstärkung des motivs wird der dichter unseres liedes als neuen grund den fufsfall Etzels hinzugefügt haben, wenn nicht schon der dichter der vorlage für Rüdiger beide verwendet hat.

Bei Rüdigers eingreifen in den kampf bietet aber die Saga auch sonst einigen anstoß. nach Gunthers gefangennahme und Hagens und Gernots wütendem ausfall ist es zu einer allgemeinen flucht der Hunnen gekommen, Rüdiger ist in könig Dietrichs saal. als es dunkel wird, läßt Hagen durch ein trompetensignal die seinigen sammeln, mustert mit Gernot die scharen und ordnet sie nach bannern für einen neuen kampf; bei dem notdürftigen schein eines angezündeten kochhauses — hier erkennen wir die sächsische umarbeitung — wird die schlacht vorbereitet. die Nibelunge richten ihre banner auf und gehn um die burg auf einen größeren kampfplatz mit rufen und hörnerschall, um die Hunnen zu reizen, diese aber schiefßen von einer bastion und wollen vor tagesanbruch nicht kämpfen. bei tage aber naht ein sehr großes heer der Hunnen, beide scharen richten die banner auf, blasen alle hörner, und es kommt zu einer förmlichen schlacht; es entsteht ein langer und sehr tapferer kampf, und die Hunnen dringen nun sehr männlich vor. Gernot läßt dann sein banner Bloedel entgegentragen, 'und die beiden

schlachtordnungen giengen mit grofser hitze aufeinander los'. auf beiden seiten wird mit gewaltigen hieben gekämpft, sie dringen lange zeit überaus männlich vor¹, bis Gernot Bloedel erschlägt, 'und jetzt taten die Niflunge grofs von sich, und war nun ein häuptling der Hunnen gefallen'². das hört markgraf Rüdiger, wird sehr zornig und lässt nun sein banner in den kampf tragen. — man las auch vorher schon, dass die Hunnen ihre hörner blasen, aber eine solche würrkliche schlacht mit wehenden bannern, blasen in beiden schlachtordnungen ist auffallend, man weifs auch nicht recht, wo sie vor sich geht, der holmgarten ist doch viel zu klein und vorher schon verwendet³. auffallend ist auch das lob der Hunnen, die noch zwei capitel vorher von den Nibelungen feige Hunnen gescholten wurden, und dann die etwas ironisch betonte freude der Nibelungen, dass ein häuptling auf der gegenseite gefallen ist. es ist ähnlich wie beim Sachsenkriege, wo der dichter seine teilnahme für die feinde nicht verhehlen kann, auch die gewaltigen hiebe, ebenso wie kurz vorher die mahnung Hagens, mehr die hiebaffen gegen die Hunnen zu gebrauchen, erinnern an die schilderung des Sachsenkrieges: es scheint die würrksame darstellung jenes Sachsenkampfes hier als vorbild gedient zu haben und zum teil nachgeholt zu sein, denn der Soester bearbeiter konnte nicht gut seine sächsichen landsleute so unterliegen lassen, hatte ja auch Attilas residenz ins Sachsenland verlegt und liefs nun die Burgunden wie in jener sächsichen feldschlacht gegen die Hunnen in Soest kämpfen. anderseits lag bei Soest eine erinnerung an die Sachsenkriege sehr nahe, weil Soest im letzten aufstande der Sachsen gegen Heinrich v beteiligt war und nur durch zahlung einer hohen geldsumme die königliche gnade wider erkaufte hatte. auch bei der ausfahrt ins Hunnenland bietet die Thidrekssaga eine mitteilung, die vielleicht ursprünglich den auszug gegen die Sachsen betraf, die beschreibung der wappenbilder könig Gunnars und seiner brüder in c. 363 finden wir zum teil während des Sachsenkampfes im Nibelungenliede wider. in str. 215 wird auf Siegfrieds schilde eine krone erwähnt, die wol ursprünglich dem

¹ c. 386 *allbroestimannlega*, von den Hunnen vorher: *oc soekia Huner nu alldrengela fram*.

² *oc er nu fallinn einn hofðingi Huna . . . oc nu gera Niflungar mikil af ser.* ³ vgl. Seemüller Anz. xxx 19.

führenden könig Gunther zukam, während nach Ths. c. 185 Siegfrieds schild einen drachen zeigte. auch der vorgang, dass Rüdiger sich durch den fall des sonst ziemlich bedeutungslosen Bloedel, der von Gernots hand stirbt, ohne weiteres bestimmen lässt in den kampf zu gehn, passt zu jener stelle in der schilderung des Sachsenkrieges, in welcher Lüdeger erzürnt über die niederlage seines mitführers, den ursprünglich, wie wir sahen, auch Gernot besiegte, in die schlacht hineinstürmt. der anteil Kriemhilds an diesem kampfe ist nur ganz äußerlich eingeführt: 'sie spornte jetzt jeden mann, dass er von den Niflungen erschlagen sollte so viel er vermöge, und bot dafür gold und silber', ihre mannen sind aber schon auf das tapferste vorgegangen, und die mahnung ist schon früher einmal, wo sie besser passte, erzählt (c. 380), als Kriemhild die männer mit waffen ausrüstet und ruft, dass jedermann, der von ihr gold und silber und kleindien annehmen wolle, die Nibelunge angreifen und erschlagen solle.

Dass in Soest eine nur äußerliche umarbeitung des letzten teils unserer vorlage nach örtlichen gesichtspuncten erfolgte, ist an manchen stellen ersichtlich. die örtlichkeiten der stadt, an die, wie wir später sehen werden, sich alte sagenhafte überlieferung knüpfte, sind oft mit großem zwange in die dichtung eingefügt. schon dass in dem kampfgarten ein gastmahl stattfindet, ist etwas seltsam, besonders aber dass dort ein feuer angezündet wird, und etwas gezwungen ist die erklärung, dass dort mehr platz gewesen sei. der spaziergang im burghofe wird zu einem gange durch die stadt, damit auch die bürgerschaft zuschauen kann. vor allem aber wird, um eine ähnliche zwangslage zu schaffen wie sie das epos in dem saale hat, eine feste steinwand um den garten erwähnt, und damit man auch von dort, wie aus der saaltür, hinausgehen kann, wird von Hagen und seinen leuten die wand niedergeworfen und ein tor gebrochen: 'sie liefsen nicht nach, bis ein tor am garten war' (c. 381). das anlehnen an die wand, das im saale recht passend ist, um dem brande zu entgehn, hat hier an der wand einer halle im garten weniger sinn. vor allem aber ist später, wo ein saal des brandes wegen doch gebraucht wird, Hagen äußerst gezwungen in einen solchen hineingebracht (c. 387). er war in das heer der Hunnen vorgedrungen und müde und wusste nicht, ob er wider zu den seinen kommen könnte 'und wante sich zu einem saal und brach den saal auf und gieng hinein

und wante sich wider zu der tür und machte da halt und ruhte sich'. gleich darauf wird der saal angezündet. so ist in der Soester erzählung ganz äußerlich und künstlich das örtliche angebracht; wir dürfen nicht etwa in der vorlage der Saga eine alte niederdeutsche sonderüberlieferung sehen, sondern mit ausnahme weniger zugefügter stücke die umarbeitung einer dichtung, die nach Niederdeutschland eingeführt war, eben unseres ältern spielmannsepos. auch der name der burg Thorta, offenbar Dortmund, etwa 50 km westlich von Soest, ist ohne weiteres mit der dichtung verknüpft, denn vor der reise der Nibelunge von Bechlarn nach Soest heisst es (c. 371): 'als sie bei einer burg vorbeikamen, welche Thorta heisst, ritt ihnen ein mann entgegen, der war ein bote könig Attilas und sollte nach Bakalar fahren'. gerade Dortmund eignet sich aber gut zur begegnung mit dem abgesanten, weil dort sich die alten strassen kreuzten, die vom Rheine zur Weser und vom süden zur Lippe führten¹. auch wird Dortmund in den Sachsenkriegen Heinrichs v vielfach genannt², war auch in der spätern überlieferung über die Sachsenkriege Karls d. Gr. z. b. noch bei Jean de Bodel (um 1200) erwähnt³.

Ein besonderes kennzeichen der niederdeutschen umarbeitung sind aber aufser den örtlichen beziehungen die vielen stellen, an denen ein gewisser gemütlicher und alltäglicher ton angeschlagen wird⁴. der weniger höfischen als kleinstädtisch-bäuerlichen cultur der Engernstadt Soest entspricht es, wenn von Kriemhild vor der gartentür mit bäurischer list frische rinderhäute ausgebreitet werden, um die Nibelunge zu fall zu bringen, dahin gehört ferner die redewendung, dass Brünhild am ganzen leibe so rot wird wie frisch vergossenes blut (c. 343), ferner der häufige hinweis auf gutes oder schlechtes wetter, auf schlafen und zubettegehen (z. b. c. 346. 375), die frage: 'was gibt's neues in Susat?' (c. 371), die bemerkung, dass ein stück fleisch wie für den kochkessel aus Hagens schenkel gehauen wird (c. 387), das häufige feueranzünden; auch das anzünden des kochhauses zur beleuchtung scheint auf diese bearbeitung zurückzugehn. aus niederdeutscher überlieferung scheint hinzugefügt zu sein die weitläufige schilderung von Siegfrieds aufenthalt beim schmied Mime, denn dieser ist, wie auch die Wielandsage zeigt, vor allem in dem eisengebiet des west-

¹ Rübél Die Franken (Bielefeld und Lpz. 1904) s. 511.

² Giesebrecht aao. 852f 860.

³ Rübél aao. 519.

⁴ Zs. 48, 499.

fälischen berglandes¹ und auch sonst in Niederdeutschland, wo Ortsnamen wie *Mimida* = Minden auf ihn hinzuweisen scheinen, localisiert gewesen². auch der ton dieses abschnitts (z. b. c. 167: 'weil du dies haupt abnagen sollst wie ein hund') erinnert an die ausdrucksweise des niederdeutschen bearbeiters³. so ist sicherlich manches in der vorlage geändert oder erweitert, auch, wie wir oben sahen, durch hinzufügen einzelner züge aus der nordischen saga, aber eine doppelte, parallele überlieferung, wie sie Boer zu construieren versucht, ist bei unbefangener prüfung nicht zu erkennen⁴. auch würde ja der versicherung des sagaschreibers eine solche zweifache überlieferung widersprechen, denn er sagt im prolog ausdrücklich von der erzählung deutscher männer und ihren liedern: 'wenn du einen mann aus jeder burg in ganz Sachsen nimmst, so werden alle diese saga auf dieselbe weise erzählen: das bewürken ihre alten lieder' und c. 394: 'keiner von ihnen (den männern aus Soest, Münster, Bremen) wuste mit gewisheit um den andern, und alle sagten auf dieselbe weise davou'. wir haben keinen grund, diese behauptung zu bezweifeln.

III.

Dass die für die Thidrekssaga und das Nibelungenlied erschlossene grundlage, die über Niederdeutschland nach dem norden getragen wurde, auch von andern dichtern gekannt und benutzt ist, lässt sich mit wahrscheinlichkeit vermuten, und wir werden uns nicht wundern, spuren jenes gewis berühmten und weit verbreiteten epos in einer reihe von dichtungen zu finden. besonders

¹ vgl. GMatthäi Beiträge zur gesch. der Siegfriedssage (progr. Groß-Lichterfelde 1905) s. 21. ² Grimm Myth. ⁴ I 314.

³ vielleicht ist es auch kein zufall, dass gerade in dieser partie der name *Sigfrod* in niederdeutsch klingender lautform erscheint. — die erzählung von Siegfrieds geburt ist später erfunden und wol nordischer zusatz. vgl. Wilmanns, Anz. xxxi, 85.

⁴ es ist auch nicht nötig, mit Wilmanns (aao. 25f) wegen der zwei gastmähler an zwei versionen zu denken. allerdings wurde vielleicht ursprünglich von einem mahle erzählt, später von einem zur begrüßung und einem zweiten von besonderer festlichkeit, aber einfacher ist es, eine erweiterung als eine verschmelzung der berichte anzunehmen. — dass Etzel zu spät nach Hagen und Volker fragt, lässt sich, wie manches andere, aus einer verschiebung der vorgänge erklären.

scheint im König Rother eine reihe von stellen bekanntschafft mit jenem Nibelungenepos zu verraten. dass die riesen *liechte helme unde brunien snéwize* tragen (Rother ed. vBahder v. 685 f), wie es ganz ähnlich von den helden in der saga (c. 363. 372) und im Nibelungenliede geschildert wird, entspricht dem epischen stile, wie er auch im Annoliede anklingt (vgl. Zs. 48, 498), aber sie tragen zu ihren eigentlichen waffen, den schwertern und stangen auch (v. 689 ff):

*dé geislen alsó lange:
daz die riemin solden sin,
daz wárin ketenen iserin,
gróze knopfe hingen dar an.*

Mit gröfserem rechte heifst es im Nl. str. 494 f vom zwerge Alberich: *helm unde ringe er an dem líbe truoc,
und eine geisel swære von golde an siner hant . . .
Siben knöpfe swære die hiengen vor dar an,
dá mit er vor der hende den schilt dem küenen man
shuoc só pitterlichen, daz im des vil zebrast . . .*

Schon Wilken (Gesch. der kreuzzüge II, 12, anh. 18) machte darauf aufmerksam, dass Albertus Aquensis (v. 46) von den 1099 gegen die kreuzfahrer kämpfenden Äthiopen sagt: *flagella habebant . . . ferrea et saevissima, quibus loricas et clipeos gravi ictu penetrabant.* gerade die tatsache, dass mit dieser geißel der schild zertrümmert wird, ist im Nl., nicht im Rother, hervorgehoben, so dass wider eine beziehung auf die ersten kämpfe der kreuzfahrer, wie wir sie oben fanden, für das ältere epos wahrscheinlich wird. auch dem dichter des Rother kann eine solche nachricht bekannt gewesen sein, wie er ja mit byzantinischen verhältnissen vertraut war, aber 'die an der geißel hängenden knöpfe' scheint er der beschreibung des Nibelungenepos entlehnt zu haben. — wie eine anspielung auf Brünhilds berühmte kampfspiele klingen die verse 2171 ff, in denen von den riesen gesagt wird:

*Grimme zwelf kläfte spranc,
so dätin die anderin al intsam,
her greif einin ungevógen stein,*

vgl. Nl. str. 463, 1. 2:

*der stein der was gevallen wol zwelf kläfte dan,
den wurf brach mit sprunge diu maget wol getán . . .*

und str. 449:

*man truoc ir zuo dem ringe einen swæren stein,
grôz und ungefüege . . .*

Auch Rother v. 1034 ff findet sich ein anklang:

*dô gingen die kameräre
die mit Têthiriche dâ wâren,
unde gewunnin zwelf wagine:
die gingen siben naht geladene,
sie trôgin golt unde schaz . . .*

vgl Nl. str. 1122 f:

*Nu muget ir von dem horde wunder hœren sagen:
swaz zwelf kanzwägene meiste mohten tragen.
in vier tagen und nahten von dem berge dan.
ouch muose ir ietslicher des tages dristunde gân.
Êz enwas niht anders wan gesteine unde golt.*

Die grausamkeit Kriemhilds, die in der saga ihren schwer verwundeten brüdern die fackel in den mund stößt, findet ein gegenstück in einer grausamen tat Widolts v. 4280 ff:

*die siechen lügen in den wal;
swâ sigein wê rief,
Widolt in ane lief
unde trat eme in den munt,
der newart nimer gesunt.*

Im Alexanderlied sind die anklänge an das Nibelungenepos weniger deutlich, aber doch vielleicht an drei stellen zu finden. Kriemhild ruft bei Siegfrieds tode in der saga c. 348 aus: 'Vissi ek hværr þat hæfdi gort, þa maetti þat vaera hans gialdd', während in unserm liede ein derartiger ausruf fehlt, aber mit grund vermutet werden durfte.

Im Alexanderlied v. 3778 f spricht nun Alexander fast mit denselben worten: 'westich wer daz hête getân, iz sold ime an daz leben gân', wozu weder der lateinische text noch der zusammenhang anlass gibt, und gleich darauf erinnert an dieselbe sicher besonders im gedächtnis haftende scene v. 3789 f: 'wie mohtih imer verclagen disen freislichen mort' u. 3800 f 'ouch ne wil ih dih niemer verclagen, wande dû wâris biderbe unde gût'; dem feinde gegenüber ligt zu solchen klagen eigentlich kein rechter anlass vor, vgl. die worte des liedes str. 1019: 'wande ine kunde in nimmer unz an mîn ende verklagen'. vielleicht ligt auch eine beziehung auf den-

selben Siegfried zu grunde in den worten v. 934 ff *gebeizet was sin brunnie in eines wurmes blüte . . . hurnin was siu veste*, vgl. Nl. str. 100, 3: *er badet sich in dem bluote: sin hût wart hurnin*. bestärkt wird die vermutung, der dichter habe die vorlage des Nibelungenliedes gekannt, noch dadurch, dass ihm ja auch eine ältere fassung der Kudrundichtung bekannt war (vgl. Alex. 1321 ff).

Deutlicher ist eine anspielung im Rolandsliede. in der Thidrekssaga wie im Nibelungenliede, also sicher auch in der vorlage beider findet sich die genaue beschreibung Hagens, im liede allerdings erheblich gemildert, aber auch in der Saga nicht in der ursprünglichen form. in der saga c. 375 wird von Hagen gesagt, er sei 'schmal um die mitte und breit in den schultern gewesen; er hatte ein langes antlitz und bleich wie asche und hatte éin auge, aber ein gar schnelles, und nichts desto weniger war er der heldenhafteste aller männer (*allra manna drengelgastr*)'. hier geht aber der eigentliche gegensatz verloren, es ist offenbar etwas äußerliches gemeint, dass bei aller hässlichkeit und schrecklichkeit seine ritterliche erscheinung in die augen fällt, im liede scheint daher die beschreibung richtiger gefasst zu sein str. 1734:

*Der helt was wol gewahsen, daz ist alwâr:
grôz was er zen brusten, gemischet was sin hâr
mit einer grîsen varwe. diu bein im wâren lanc,
und eislich sin gesihene, er hete hêrlîchen ganc.*

Ähnlich ist auch der zusammenhang in dem dänischen gedichte 'Grimilds hæv'n', das unsere vorlage vorauszusetzen scheint, str. B 18:

*Neder ginge fruor oc iomfruer
skodde de ridders gang,
di vore smalle i middi,
oc vell til maade lang.*

Und im Rolandsliede (v. 8004 ff Bartsch = 272, 20 ff) finden sich nun von Paligân die worte:

*Paligân wære freissam,
sin gesinne wære egislih,
sine gebârde wâren rîterlih.*

Das französische lied bietet für diese gegenüberstellung gar keinen anhalt, sondern beschreibt anders (v. 3159 ff):

*gros ad le piz, belement est molez,
lées les espalles et le vis ad mult cler,*

*fier le visage, le chief recercelet,
tant par ert blancs cume flur en estet.*

Es scheint so, als ob der dichter die beschreibung Hagens im sinne und als vorbild hatte, auch saga c. 184 scheint derselbe gegensatz zu grunde zu liegen: 'Hagen war beides, ehrbar und fürchterlich'. — ob die eigenartige charakteristik Karls v. 1635 = 60, 2: *Karl was aller tugende vater*, die ja später als epische formel auftritt, ihren ursprung in der berühmten lobpreisung Rüdigers hat, oder ob die eigentümliche wendung v. 3863 = 137, 34: *sie habent then tót an there hant* aus der Nibelungendichtung stammt (vgl. str. 1540, 4. 1983, 4. 2021, 4), lässt sich nicht entscheiden. an den ton des liedes erinnert noch manches zb. v. 4480 f = 157, 13 f *thie scónen veltpluomen wurthen alle bluotvare*, vgl. Nl. 998, 1: *die bluomen allenthalben von bluote wáren nǫz* (s. auch v. 8590 f), oder die wendung v. 6379 = 224, 14: *thu hást ein tólih zeichen*, vgl. Nl. 987, 3. 2069, 1; ferner klingt der gedanke v. 3233 = 115, 4: *thá sciet sih michel vriuntscaf* an saga c. 391 an: 'nun scheint es mir, als ob sich hier unsere freundschaft scheiden wird, so groß sie auch war' (. . . *sem her man skilia occart vinfengi sua mikít sem verit heuir*).

In dem spielmannsgedicht Salman und Morolf erinnern folgende stellen an die Nibelungendichtung. an Rüdigers zorn erinnert v. 365 ff (ed. Vogt):

*Morolf der listige man
die füst twingen began,
er gap dem kemerer einen slag
mit alsó ganzen kreften,
daz er vor des kuniges füze lac.*

vgl. Nl. 2142: *die füst begond er twingen . . . unde sluoc só krefteclíchen . . . daz er im vor den füezen lac*. an einen andern vorgang des liedes erinnert v. 772 ff: *Morolf daz houbet úf gehûp, fur die künigín er ez truoc, er warf ez ir in den schóz hîndan*, vgl. Ths. c. 348: 'sie warfen die leiche ihr in den schofs' und Nl. 1961: *daz der küniginnez houbet spranc in die scóz*, vgl. Ths. c. 379. — wie vergröbernde parodie der schlechten behandlung des caplans durch Hagen klingt die erzählung von den heidnischen kaplänen v. 325 ff:

*Morolf der mére helt gût
die zwelf cappelán er úf hûp,*

*er trüg si ze einer steinwant,
er schwenkte si uber einen hüfen
gegen einander alle sant.*

Auch meerweiber und nebelkappe finden sich in Salman und Morolf, vgl. v. 728. 730.

Im Orendel klingt an eine bekannte stelle des liedes an v. 1484: *unde heiz dich slahen unde pliuwen, daz dich din rede muoz geriuwen*, vgl. Nl. 894:

*'daz hât mich sît gerouwen', sprach daz edel wîp,
'ouch hât er sô zerblouwen dar umbe mînen lip',*

wo die binnenreime vielleicht ursprüngliche endreime sind (vgl. Zs. 48, 503). auch bekommt der held der dichtung ein ross, vgl. 1577, ebenso wird von dem gewinn eines schwertes erzählt (1632 f), vielleicht weist auch auf einen alten zug der Nibelungensage hin, wenn von Orendels schwert gesagt wird: *daz legt er in ganzen trouwen zwischen sich und die jungfrouwen* (1817 f). mit auffallendem anklang an die oben besprochene beschreibung Hagens heisst es v. 1181 f: *er ist zuo den schultern dick und hat den grüselichsten plick*. — der zwerg Alban erinnert lebhaft an Alberich, v. 2439 ff:

*si ergreif in bî dem hære,
si trat in under die füeze zwäre.
lûte rief daz gezweg Albân,
lâz mich genesen magt lobesân.*

vgl. Nl. 497 f . . *er zogeten ungefuoge, daz er vil lûte erscre' . . . Lûte rief der küene; nû lâzet mich genesen*; auch v. 2486: *daz gezweg muost tuon durch nôt, daz im der engel gebôt*, vgl. Nl. 500, 4: *ich (Albrich) tuon swaz ir gebietet, daz ir mich lâzet genesen*.

An den ersten teil des liedes dürften auch einige stellen aus Sant Oswaldes leben anklingen, so v. 2655 (ed. Ettmüller): *der künec nam selbe ein ruoder in die hant*, vgl. Nl. 379: *Gunther der küene selbe ein ruoder nam*. — die verse 2998: *tüsent wagene möhten ez niht hân getragen* und 3299: *dem driten gab er einen ungevüegen slac, daz er gestreckt vor im lac* erinnern an oben besprochene stellen; auf eine einfachere beschreibung von der ankunft bei Brünhild könnte v. 1585 f weisen: *die türne wâren rôt marmelin und stuonden gegen der sunnen schîn*, 1593 f: *daz mac vil wol die burc sîn, dar ûf wonet diu liebe vrouwe mîn* und die meldung des wächters 2087 ff:

*ich ne kan dir lenger niht verdagen,
ich muoz dir vremdiu mære sagen:¹
zwâr ez sint vremde geste
her komen vür die veste.*

vgl. Nl. 409:

*Dô wart vroun Prünhilde gesaget mit mæren
daz unkunde reken dâ komen wæren.*

Bei der beschreibung einer jagd erinnert v. 2371 f: *die porte wart in uf getân und die hunde ab den seilen gelân* und 2380 ff: *wie harte er abe den hunden erschricket, an den selben stunden er ze vlihenne begunde*, an Nl. 960: *der künic hiez dô lân alles daz gehûnde, daz an seilen lac*, und 962: *der ber begunde vlihen vor den hunden dan*.

Lässt sich nun auch selbstverständlich nicht bestimmt behaupten, dass an allen diesen stellen wirklich eine erinnerung an unser älteres Nibelungenepos vorliegt, so beweist doch jedenfalls die menge der stellen den ähnlichen ausdrück und ton jener epischen gedichte des 12 jh.s, zu deren kreise wir auch unsere vorlage des Nibelungenliedes rechnen. offenbare beziehungen finden sich aber, wenn es sich um dieselbe erzählung handelt; der art sind die ähnlichkeiten im Biterolf. schon oben haben wir gesehen, dass eine ältere darstellung des Sachsenkrieges Bit. 2740 ff vorzuliegen scheint; dass die erwerbung des hortens nebst den vorangehenden kämpfen genauer geschildert wird als in der gekürzten fassung unsers liedes¹, werden wir später zu betrachten haben. ist somit wahrscheinlich, dass das ältere epos, was ja auch durch die Thidrekssaga bestätigt wird, bis ins 13 jh. bekannt war, so dürfen wir auch seine kenntnis beim dichter der Klage annehmen, zumal dieser ausdrücklich am schluss bemerkt: *getihtet man ez sût hât dicke in tiuscher zungen*. besonders aber bestätigt sich eine vermutung von Wilmanns, dass die bearbeitung C* an manchen stellen älteres bewahrt habe². viele zusatzstrophen in C* verraten allerdings gleich den nachdichter, der sich in wolfeilen ergänzungen und betrachtungen ergeht, zb. 383, 5—8. 506, 5—12. auch 2002, 9 sieht ganz nach solcher zufügung aus:

*Unt heten si getrouwet alsolher swære,
daz in diu von in beiden só künftic wære,*

¹ vgl. W Grimm, HS³ 91 f.

² Untergang der Nibelunge s. 43.

*sine wæren von dem hûse niht so sanfte komen,
si heten eine stroufe an den vil küenen e genomen.*

Aber die unmittelbar vorausgehende, gleichfalls nur in C* überlieferte strophe enthält doch etwas altes, str. 2002, 4:

*Zir herbergen giengen die recken also hër,
der herre von Berne und ouch Ruedegër.
sine wolden mit dem strîte niht ze schaffen hân,
unt gebuten ouch ir degenen daz sis mit fride solden lân.*

Das entspricht der Thidrekssaga c. 380: 'könig Thidrek von Bern aber gieng heim in seinen hof mit allen seinen mannen, und es deuchte ihn sehr übel, dass so viele seiner guten freunde sich entzweien und schlagen sollten'. ähnlich ist es bei str. 325, wo 5—8 ganz den eindruck eines zusatzes machen; aber gleich darauf in str. 328, 5—8 haben wir etwas, was wir im texte AB vermissen, die für die vorlage erschlossene beratung, in der Siegfried Gunther zuredet, Brünhild zu gewinnen¹:

*Dó si eines tages sâzen, der künic und sîne man,
manegen ende si ez mâzen beidiu wider unt dan,
welhè ir herre möhte zeinem wibe nemen,
diu im ze frouwen töhte unt ouch dem lande möhte
zemen.*

Es entspricht in der saga c. 226: 'Und als sie nun alle beisammen safsen . . ., sprach Sigurd: ich weifs da eine frau . . ., diese sollst du dir nehmen, und ich mag dazu helfen, weil ich den weg dazu weifs'. weil nun altes und erfundenes in C* so eng zusammensteht, werden wir nicht etwa annehmen müssen, dass das alte von AB ausgelassen, das neue von C* zugefügt sei, sondern mit gröfserem recht beides C* zuweisen. eine offenbare änderung ist widerum str. 94 ff vorgenommen. str. 95 lautet in AB: . . .

*Mit dem guoten swerte, daz hiez Balmunc.
durch die starken vorhte vil manec recke junc,
die si zem swerte heten und an den küenen man,
daz lant zuo den bürgen si im taten undertân.*

Die strophe ist etwas schwer verständlich, und der hort wird nicht ausdrücklich erwähnt, er kommt erst 97, 4 vor: *dó wart des hordes herre Sivrit der vreisliche man.* nun lässt der bearbeiter C*

¹ Zs. 48, 476. — ein teil der stelle scheint bei Siegfrieds werbungsgeschichte str. 48f verwendet zu sein.

str. 95 fort, sie ist nicht bestimmt genug, und fügt hinter str. 93 eine neue deutlichere strophe ein:

*Den schatz er ungeteilet beliben muose lán.
do begunden mit im stríten der zweier künige man.
mit ir vater swerte, daz Palmunc was genant,
erstreit ab in der küene den hort unt Ni-
belunge lant.*

Umgekehrt wäre nicht einzusehen, weshalb AB die klare erzählung erst so undeutlich hätten machen sollen. außerdem findet sich im Biterolf, der ja auch sonst auf eine ältere überlieferung zurückführte, in v. 7847 ff fast dieselbe wendung:

*dó nam der degen hóchgemuot
der küenen Nibelunge guot,
dar zuo er ein lant erstreit.*

Auch in str. 94 ist C* genauer, wo von den Nibelungenrecken gesagt wird: *die starc als risen wáren*, während in AB *daz starke risen wáren* steht; jene lesart entspricht Bit. v. 7835 *si wærn wol risenmæzic*. hier ist es allerdings zweifelhaft, ob der bearbeiter eine selbständige ánderung auf grund der älteren überlieferung vornahm, oder ob nicht seine vorlage das richtige bot, wie das an einigen stellen der fall gewesen ist (vgl. Zs. 48, 472 anm.).

Da nun C* aber sonst selbständige ánderungen nach älterer grundlage vornimmt, so ist es auch mehr als blofse redensart, wenn es in C* str. 21, 5—8 heifst:

*Ê daz der degen küene vol wíehse ze man,
dó het er solhiu wunder mit siner hant getán,
dâ von man immer mære mac singen unde sagen,
des wir in disen stunden müezen vil von
im gedagen.*

Dem bearbeiter war eben tatsächlich eine ältere ausführlichere vorlage für die jugendgeschichte Siegfrieds bekannt; wir sagen aber nicht mit Wilmanus (s. 43), dass die bearbeitung C* oder 'mancher schreiber am anfang des 13 jh.s die lieder noch kannte, sei es vom hören, sei es, dass sie ihm in schriftlicher aufzeichnung vorlagen', sondern nehmen an, dass das ältere epos bei der bearbeitung des liedes benutzt wurde. so wird auch eine ánderung auf grund der dem liede und der saga gemeinschaftlichen vorlage in str. 2299 C* zu erkennen sein:

*Ouch wären gar gevallen Gunthêres degene,
 nîwan si einen zwêne, er unt Hagene,
 si stuonden in dem bluote tief unz an diu knie . . .*

wo der text der gemeinen lesart bietet: *dô wären gar erstorben die Gunthêres man und ouch die Dietriches. Hildebrant was gegân, dâ Wolfhart was gevallen nider in daz pluot . . .* die mildere form unseres liedes ist vom bearbeiter C* in anlehnung an das alte epos grausiger gestaltet; dass aber etwas altes zu grunde ligt, beweist die ähnlichkeit mit Ths. c. 389: 'und jetzt standen nicht mehr in diesem saale aufrecht . . . als diese viere: Thidrek und Högni . . . Hildebrand und Giselher'. — in str. 979 liest A und B:

*Der brunne was küele, lüter unde got.
 Gunther sich dô neigte nider zuo der fluot:
 als er hete getrunken, dô rihte er sih von dan . . .*

C bietet:

*Gunther sich do legete nider zuo der fluot,
 daz wazzer mit dem munde er von der flüete nam.*

Wenn man erwägt, wie oft der dichter des Nibelungenliedes die erzählung höfischer gestaltet, wird man geneigt sein, die änderung der bearbeitung auf grund einer ältern überlieferung anzunehmen, während in stellen, wie str. 951, 3, wo in AB steht: *im hienc ein ziere wâfen hin nider an den sporn*, wol in C*: . . . *ein starkez wâfen* der richtigen handschriftlichen vorlage entspricht. besonders bezeichnend ist str. 1038:

*Smide hiez man gâhen, wurken einen sarc,
 von silber und von golde, vil michel unde starc.
 man hiez in vaste spengen mit stahel, der was got,
 dô was al den liuten harte trürec der muot.*

Diese schilderung ist keineswegs blofs ein phantasiegebilde des dichters, sondern entspricht ganz der kunstübung zur zeit der entstehung unseres Nibelungenliedes. gerade in den letzten jahrzehnten des 12 jh.s stand die deutsche goldschmiedekunst, vor allem im Rheinland, in höchster blüte, und namentlich gehören zu ihren grofsartigsten leistungen die goldenen reliquienschreine in sargform, die in Aachen, Köln, Siegburg, Xanten und andern orten aufbewahrt werden¹, gold, vergoldetes kupfer, silber und eisen werden aufs reichste und kunstvollste verarbeitet, und die krone

¹ Falke Geschichte des deutschen kunstgewerbes (Berlin 1886) 50 ff.

jener kunst ist der Siegburger schrein für den im jahre 1183 canonisierten hl. Anno¹, der auch in einem epischen liede gefeiert ist. auch das *vaste spengen* trifft bei diesen kostbaren sarkophagen zu, denn sie sind auf festen eichenholzkern montiert. — die hs. C hat nun ganz etwas anderes:

*Smide hiez man gāhen bewurken einen sarc
von edelm märmelsteine vil michel und stare.
man hiez in vaste binden mit gespenge guot,*

also ein steinsarg war es mit festem verschluss, kein gold und silber und stahl, aber diese schilderung entspricht dem vorbild, das wir für die bestattung Siegfrieds erschlossen haben: nach der geschichtlichen überlieferung² und dem befunde der Speyrer kaisergräber wurde Heinrich iv in einem steinernen sarkophage beigesetzt. in die staufische zeit führt uns demnach die schilderung des liedes und in das zeitalter der letzten salischen kaiser das ältere epos, nach dem die bearbeitung C* geändert zu sein scheint. wir haben also hier vielleicht im kleinen zwei stufen der überlieferung, wie so viel umfassender in den homerischen gedichten verschiedene culturhistorische schichten nachgewiesen sind.

Wenn nun vermutlich C* so selbständig auf grund älterer überlieferung ändert, sollte da nicht auch die erwähnung von kloster Lorsch, das auch in der Klage erscheint, auf solcher kenntnis der ursprünglichen dichtung beruben? gewis ist C* zu änderungen zum teil erst durch die klage angeregt, hier bietet aber C* mehr, und wie die genaue kenntnis der vorgänge in Mainz, Worms und Speyer, des wegcs von Worms nach Sachsenland durch Hessen einen rheinischen dichter des spielmannsepos zu verraten scheint, so geht vielleicht auf dieselbe ältere quelle in den hauptbestandteilen zurück str. 1142 C* ff:

*Ein rīche fürsten aptey stifte vrou Uote
nāch Dancrātes tōde von ir guote,
mit starken rīchen urborn, als ez noch hiute hāt,
daz klōster dā ze Lōrse, des dinc vil hōhe an ēren
stāt . . .*

¹ vgl. den bericht über die widerherstellung des Annoschreines mit abbildung in den Bonner jahrb. 110 (1903), 296 ff.

² vgl. Giesebrecht aao. III, 763.

Das hohe ansehen des klostere ist auch für die zeit Heinrichs iv bezeugt¹. dass in C* der Odenwald statt des Wasgenwaldes genannt ist, lässt sich so erklären, dass der bearbeiter die alte angabe herstellte, nachdem im Nibelungenliede statt des richtigen Odenwaldes wol mit rücksicht auf den Wasgenstein, der vermutlich aus dem Waltharius stammt², von dem des landes unkundigen österreichischen dichter der geographisch nicht passende Wasgenwald eingesetzt war.

Über das verhältnis des Nl. zum Waltharius sei hier einiges im anschluss an Roethes oben erwähnte abhandlung 'Nibelungias und Waltharius' angefügt. gewis wird man nach dieser umfassenden untersuchung geneigt sein, noch fester an ein lateinisches werk meister Konrads zu glauben, aber im einzelnen regt sich doch der zweifel, ob nicht der einfluss des Waltharius auf die entwicklung des liedes überschätzt wird. so ergeben sich zh. die parallelen bei den kämpfen doch wol leicht von selbst aus der ähnlichkeit der lage, namentlich die tatsachen, dass bei den kämpfen einzelner gegen die mehrheit möglichste deckung nötig ist, dass zum schluss Gunther und Hagen einerseits Walther und andererseits Dietrich gegenüberstehn. dass der saalbrand des liedes aber im Walth. 322 vorbereitet sein soll, ist deshalb unwahrscheinlich, weil vermutlich schon die alte sage von den Nibelungen das haus Etzels und sein gefolge in flammen aufgehn liefs (s. Wilmanns, aao. 7). vielleicht klingt auch umgekehrt die stelle des Waltharius: *et licet ignicremis vellet dare mœnia flammis* an jenen brand der Nibelungensage an, wie ja auch der milde Etsel, der warnende und als feige gescholtene, aber getreue Hagen und der schwache und untüchtige Gunther, die z. t. an die stelle der härteren figuren der wol ältern in der Ths. überlieferten Walthersage traten, an die charaktere der Nibelungendichtung erinnern, namentlich wenn man mit Roethe die viel besprochenen *Frauci Nebulones* als Nibelungen deutet. auch ist wol der traum Hagens eher den träumen der ängstlichen frauen nachgebildet.

Die vorstufe unseres liedes scheint aber mehr als eine bloße übertragung des lateinischen Nibelungenepos zu sein; schon Wilmanns (aao. s. 24) betont mit recht: 'viel wahrscheinlicher als die annahme, nach der ein lateinisches gedicht die grundlage des

¹ vgl. Kieser Beiträge zur gesch. des klostere Lorsch. (progr. des Gymnasiums zu Bensheim 1908) s. 27. ² KStrecker Probleme in der Walthariusforschung, Neue jahrb. 3 (1899), 639.

volkstümlichen über ganz Deutschland verbreiteten epos geworden sein sollte, ist, dass die deutsche dichtung sich zwar einige erfindungen des gelehrten werkes zu nutze machte, aber doch auf ihrer eigenen nationalen grundlage sich entwickelte'. es wird kaum nötig sein, bei der deutschen *válandinne* oder bei der großen liebe und dem gewaltigen hass der Kriemhild nach einem römischen vorbild zu suchen. die bestimmten beziehungen aber zwischen Waltharius und Nl. scheinen auf den dichter u n s e r e s liedes, nicht auf die vorstufe hinzuweisen. in der Ths. c. 375 findet sich n u r, dass Etzel Hagen kennt, weil er und Erka ihn zum ritter schlugen, im liede str. 1755 f fügt Etzel, nachdem er zuerst von seiner bekanntschaft mit Aldrian gesprochen, hinzu, dass Hagen und Walther bei ihm vergeiselt waren. die worte des alten Hunnen, der sich erinnert, wie Hagen und Walther einst hunnische siege erfochten (str. 1797), finden sich aber in einem abschnitt (av. 29), der mit gutem grunde erst unserem dichter zugeschrieben wird. ebenso ist es mit der scheltrede Hildebrands, der Hagen seine feigheit am Wasgenstein vorwirft (str. 2343 f). sie gehört gleichfalls einer jüngern schicht an, die erst an stelle des ursprünglichen wortkampfes zwischen Dietrich und Hagen über ihre abkunft (Saga c. 391) von unserm dichter eingesetzt wurde. — ferner erinnert nach Roethe (aao. 679) die auffallende lockung Bloedels durch Kriemhild, die ihm das weib Nuodungs anbietet, an Vergil I, 72, wo Juno dem Aeolus die nymphe Deiopea verheißt, mehr vielleicht noch an Walth. 136, wo Ospirin Etzel rät, Walther durch eine braut zu fesseln. die vorstufe unseres liedes scheint aber nur von versprochenem landgebiet erzählt zu haben, denn in der Saga c. 376 heißt es: 'ich will dir ein großes reich geben'. erst unser dichter hat str. 1906 nach seiner gewohnheit das motiv verdoppelt und mit dem landbesitz das weib verbunden (vgl. Zs. 48, 491 f). besonderes gewicht legt Roethe auf das vereinzelte vollere gleichnis im Nl., in dem Dankwart mit einem *eberswin* verglichen wird (str. 1946), und bringt es mit Walth. 1337 ff in verbindung, aber auch hier ist die partie, zu der die stelle gehört, ein werk unseres jüngeren dichters, denn Dankwart ist eine der jüngsten figuren und sein kampf mit Bloedel erst u n s e r e m liede eingefügt. auch Hagens höchst nachdrückliche 'declamatio hohen stiles' über die goldgier (Walth. 857 ff) soll auf Konrad gewürkt haben und str. 1554 darauf hinweisen:

*ouch was der selbe schifman (verge) niulich gehit,
diu gir nâch grôzem quote vil bæsez ende gît.*

Dieser pathetische vers sei ganz und gar nicht gerechtfertigt, denn den fährmann veranlasse der goldring, zu tun was seines amtes ist, Patafried im Waltharius dagegen werde durch seine goldgier ins verderben getrieben. die sache ligt aber so, dass der fährmann keinen fremden ins land seines herrn rudern soll, das steht im Liede deutlicher als in der Saga, die hier kürzt (vgl. str. 1558); er 'gedachte aber daran, dass er vor kurzem sich verheiratet und eine schöne frau genommen habe und sie sehr liebe, und wollte ihr das gold geben'. zu diesen schlichten worten, wie sie auch wol in der vorlage standen, hat erst der jüngere dichter das motiv von der goldgier und ihren folgen hinzugefügt, das er vielleicht dem Waltharius entnahm, aber auch sonst finden konnte. ich bin deshalb genauer auf die beweisführung Roethes eingegangen, um zu betonen, dass zwischen unserem Nl. und seiner vorstufe bestimmt zu scheiden ist, und warum sollte der dichter der Stauferzeit nicht den oft abgeschrieben und viel gelesenen Waltharius (oder eine übertragung?) gekannt haben? ich möchte den dichter nicht für einen so 'wenig gebildeten spielmann' halten, der 'der gröfse seiner aufgabe weder künstlerisch noch menschlich, noch auch nur social gewachsen' war (vgl. Zs. 48, 484 ff). allerdings führt uns dieser dichter bei seiner aufführung des ersten teiles durch manche öde strecken und bringt oft kleinliche änderungen an (Zs. 48, 473 ff), aber er war es doch, der die rolle Volklers so schön ausgestaltete, der Rüdigers persönlichkeit verfeinerte, Dietrich zu vornehmer würde erhob, und wie Roethe selbst anerkennt, das Hagenepos zum lied von Kriemhild umschuf.

IV.

Wenn sich die spuren der älteren dichtung bis ins 13 jh. verfolgen lassen und in der Thidrekssaga das über Niederdeutschland gewanderte gedicht im norden fortlebte, so ist vielleicht auch in der bekannten stelle des Saxo Grammaticus (HS³ s. 53) eine beziehung auf jenes epos zu finden, sei es, dass das 'speciosissimum carmen'¹, aus dessen zusammenhang der sächsische

¹ . . . *speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosae fraudis exemplo . . . metum ingenerare tentabat.*

sänger von beruf vor herzog Canut Kriemhildens berühmten verrat gegen die brüder recitierte, eine sächsische fassung unseres epos war, oder dass er ein an jenes sich anlehnendes lied sang; gerade der ausdruck *speciosissimi carminis contextu* scheint auf eine besonders berühmte, gröfsere dichtung hinzuweisen, und in der zeit um 1131 müste das ältere Nibelungenepos gerade bekannt und verbreitet gewesen sein¹. — wie war nun die form dieser ältern dichtung? wenn wir sie nicht ohne grund in die jahre etwa von 1115—1120 als ein volkstümliches epos setzen können, wie es als vorläufer und vorbild des stils für Alexanderlied und Rolandslied ua. vorausgesetzt werden muss, so ist wahrscheinlich, dass es auch ähnliche metrische form gehabt hat, also im gereimten sprechvers oder in reimpaaren abgefasst war, wie ich schon Zs. 48, 500 ff aus andern gründen vermutet habe. der dichter unsers Nibelungenliedes, der namentlich den ersten teil so ausgestaltete, dass er den gleichen umfang wie der zweite gewann, der so viele neue scenen hinzufügte², hätte dann auch die neue strophische form, die man bisher nur für kleinere, vorwiegend lyrische gedichte anwante, für das grofse lesepos eingeführt; die strophische form braucht aber für epische lieder nicht etwas ganz neues zu sein, es ist sehr wol möglich, dass kleinere epische lieder in volkstümlichen strophen auch schon früher gesungen wurden. dass, wie Boer meint, die Kürnbergerstrophe eine modification der Nibelungenstrophe und daher die quelle unsers liedes schon in jener strophenform abgefasst sei, lässt sich nicht beweisen. des Kürnbergers genauerer behandlung der zweiten senkung des achten halbverses steht eine gröfsere mannigfaltigkeit des strophenbaus bei demselben dichter gegenüber, und dass andererseits der lyrische dichter sorgfältiger zu bauen pflegt als der epische, gibt Boer (s. 129) selbst zu. auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass schon in der volksdichtung

¹ auch das von Metellus von Tegernsee (HS³, nr 31) um das jahr 1160 erwähnte '*carmen Teutonibus celebre*', in dem von *Rogierius comes* und *Tetricus vetus* die rede war, ist vielleicht unser älteres Nibelungenepos gewesen.

² in der sache hat PCauer recht, wenn er Zs. 34, 126 ff vermutet, dass av. 29 später und als erweiterung von 30 entstanden ist, sie ist aber nicht als einzellied von einem spätern dichter in den zusammenhang hineingedichtet, sondern bei einer durchgreifenden umdichtung des ganzen ist das motiv wiederholt.

des 12 jh.s ähnliche stropfen vorhanden waren¹. die ähnlichkeit aber in den stropfen des dänischen gedichts 'Grimilds hævn', das vielleicht auf die vorlage unsers Nibelungenliedes zurückgeht, beweist nicht die stropfenform der grundlage, denu wie Boer selbst zugesteht, sind gerade die charakteristischen vierhebigen schlussverse der Nibelungenstrophe 'schlechterdings in dem dänischen liede nicht zu finden', außerdem ist die langzeile der Nibelungenstrophe auch sonst so verbreitet, dass man sogar 'eine nahe familienverwantschaft' mit dem nationalverse der Italiker darin gefunden hat². — nach meiner ansicht ist das in reimpaaren abgefasste volkstümliche epos so gründlich umgearbeitet worden, dass sich ältere bestandteile dem wortlaute nach nur vereinzelt finden lassen, und versuche, in unserm stropfenbestande verschiedene schichten festzustellen, sind aussichtslos. es kommt, wie ich schon Zs. 48, 492 f hervorhob, zu allgemeinen urteilen, die sich lediglich an den geschmack unserer zeit wenden, wenn zb. Boer von seiner vierten bearbeitung des liedes sagt³, 'dass sie noch breiter und langweiliger sei, noch lieber bei festen und geschenken verweile als die dritte'. auch die schlüsse aus metrischen beobachtungen, namentlich der synkope der zweiten senkung des achten halbverses sind unsicher, da nach Boers darlegung⁴ der periode der synkopierten senkung eine zeit, 'worin die zweite senkung synkopiert werden konnte,' vorangeht und eine periode folgt, 'wo die zahl der gefüllten senkungen wider gröfser wird', so dass eine scharfe scheidung nicht möglich ist. zudem gibt Boer (s. 156) ja selbst zu, dass der charakteristische unterschied zwischen der zweiten und dritten bearbeitung 'nicht in der behandlung der vorletzten senkung, sondern im inhalt und stil zu suchen ist'. — ist nun das ältere epos erst um 1200 in unser Nibelungenlied umgedichtet — für die annahme von zwischenstufen ergibt sich kein hinreichender grund — so ist die niederdeutsche bearbeitung, die der Thidrekssaga zu grunde ligt, früher anzusetzen.

Die Saga erzählt nämlich die mannigfachen gespräche und verhandlungen, die weiten fahrten und verwickelten kämpfe so genau, nach einer offenbar noch viel eingehenderen vorlage, sie

¹ vgl. Heusler Zur geschichte des altdeutschen versbaus (Breslau 1891) s. 101. ² Usener Altgriechischer versbau (Bonn 1887) s. 76.

³ aao. s. 156.

⁴ aao. 129.

stimmt ferner an manchen stellen so wörtlich mit dem Nibelungenliede überein, dass die 'erzählung deutscher männer' (vgl. Saga c. 394 und den prolog) nicht lediglich auf blofs mündlicher überlieferung beruhen kann, und noch dazu in dem schon viel schreibenden 12 oder gar 13 jh. ferner sind die örtlichen verhältnisse von Soest, die tore, türme, mauern und bastionen so im einzelnen erwähnt und so planmäfsig in die darstellung verwoben, von dem spaziergange durch die stadt bis zum gastmahl und kampf im garten, dem streit auf strafszen und in hallen, an steinwänden und toren, dass eine locale bearbeitung vorgelegen haben muss, auf grund deren die männer von Soest dem sagaschreiber berichteten, an einigen stellen wol geradezu dictierten. diese Soester bearbeitung scheint gelehrte herkunft zu verraten, so namentlich der brief, in dem 'Attila, könig von Susat, nebst seiner königin dem könig Gunther in Worms und seinen brüdern und allen seinen freunden gottes und der seinigen grufs sendet'. das wiederholte 'scheinen' (*nu liz oss, sem . . .*), auch anfang und schluss: 'bleibt gesund' (*oc veret heilir*) erinnert lebhaft an den lateinischen briefstil. gelehrte tätigkeit war aber schon in der ersten hälfte des 12 jh.s, in dem die stadt Soest aufblühte, hier besonders rege, es entstand damals die schriftliche abfassung des ältesten Soester statutarrechtes. vor allem aber war in den siebziger jahren des 12 jh.s ein besonders lebendiges interesse für die stadtgeschichte und die topographie der stadt vorhanden, denn damals wurde die stadt in verschiedene sprengel eingeteilt, es wurden neue kirchen gebaut und namentlich die gewaltige ummauerung der stadt vorgenommen. der erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, residierte in den jahren 1177—1180 meist in Soest, und wegen seiner verdienste um die zahlreichen kirchenbauten wurde er schon damals gepriesen, später bis ins 15 jh., als 'Theseus der stadt' gefeiert¹. 1178 war vermutlich die feste ummauerung der stadt beendet. auf dasselbe jahr führt uns eine urkunde desselben erzbischofs vom 21 juni 1178², in der er die pfalz bei der alten kirche, ein gewaltiges bauwerk, von dessen mauern ein teil, die 'Wittekindsmauer' noch heute erhalten ist¹, den bürgern von Soest auf ihre bitten zu einem hospital überlässt. mit beachtens-

¹ Barthold Soest, die stadt der Engern (Soest 1855) s. 67 ff, bes. s. 72 f. 78. 83.

² Seibertz Urkundenbuch zur landes- u. rechtsgeschichte Westfalens I 75.

wertem interesse und merkwürdigem poetischem humor heisst es in der urkunde von jenem alten gemäuer: *concessimus palatium sive turrim in Susatia iuxta veterem ecclesiam . . . domus, quae pridem fuerat animalium immundorum atque omnis generis reptilium latibulum, cyconiarum, milvorum, cornicum, picarum et hirundinum atque omnium prorsus volucrum nidus sive receptaculum, fiat domini Christi.* — die worte erinuern so lebhaft an den nach der Saga (c. 383 und 394) mitten in der stadt Soest stehnden 'Schlangenturm' oder 'Wurmgarten', in dem könig Gunther sein leben liefs, dass wir geneigt sind, irgend eine beziehung anzunehmen. es wäre eine eigenartige, aber echt mittelalterliche weihung des alten sagenhaften gemäuers zu einer christlichen stätte der woltätigkeit. vielleicht war, als die urkunde mit der seltsamen wendung geschrieben wurde, jener turm ein gegenstand besondern interesses und gesprächs, das mit der localen bearbeitung des Nibelungenepos zusammenhieng. wann nun die übertragung nach dem norden erfolgte, lässt sich natürlich nicht feststellen, sicher ist aber, dass schon im ersten drittel des 13 jh.s der handel der Soester kaufleute nach den nordischen reichen sehr lebhaft war.

Was dem vermutlich um 1115 bis 1120 entstandenen spielmannsepos, abgesehen von der lateinischen 'Nibelungias', vorausliegt, ist schwer zu ergründen, aber wir brauchen uns nicht so zu bescheiden, wie es UvWilamowitz-Möllendorff³ beim griechischen epos ausspricht: 'Die entstehung dieser epen, der lange weg, den das dichterhandwerk vorher zurückgelegt haben muss, wird uns immer ein geheimnis bleiben'. wir haben lieder erhalten, wie wir sie als vorstufen für das epos voraussetzen müssen⁴, die Eddalieder, welche die ältere stufe der sagenentwicklung vertreten, denn in allen wesentlichen puncten stellt die nordische überlieferung die ältere form der Saga dar⁵, und andere spätere, die wie Grimilds hæv

¹ Städtechroniken bd. 24, s. xxvi.

² auch Holthausen, ein geborener Soester, auf dessen aufsatz 'Soest in der Ths.' (Paul u. Braune Beitr. 9, 451 ff), ich erst nachträglich aufmerksam gemacht wurde, hält diesen turm für das einzige bauwerk, das unter dem Schlangenturm der Ths. verstanden werden kann. vgl. auch Henning Anz. iv 71.

³ Die griechische litteratur des altertums in Hinnebergs Kultur der gegenwart I 8, s. 5. ⁴ vgl. Heusler Lied und epos s. 51 f.

⁵ so jetzt auch Wilmanns Anz. xxxi 101. anders Voretzsch Zs. 51, 57 f.

und der Hürnen Seyfrid sich am epos genährt und bereichert haben. dass auch nach der entstehung gröfserer epen kleinere lieder weiter gesungen wurden, ist nicht zu bezweifeln und wird uns für das 13 jh. vom Marner ausdrücklich bestätigt. in den drei liedern, die der Marner als besonders beliebt erwähnt, sind die grundbestandteile der Nibelungendichtung zu suchen: es sind 'der Nibelunge hort', die vorgeschichte Siegfrieds, 'Sigfrides tót', Siegfrieds mord mit dem vorausgehenden zank der königinnen, und das lied von Kriemhildens rache: 'wen Kriemhilt verriet'. die jetzt vorhandenen partien des epos, die fahrten und besuche, feste und turniere im einzelnen schildern, sind keine stoffe für gesungene lieder gewesen, höchstens wol einmal aus dem gröfsern epos recitiert worden; so ist vielleicht auch unter den vom Marner erwähnten stücken (xv, 14) das lied 'wô künec Ruother saz' geradezu ein abschnitt des spielmannsepos zu verstehen, denn dieses beginnt mit den worten:

*Bî deme westeren mære
saz ein kuninc, der heiz Rûther. —*

Auf die frage der sagenentwicklung geh ich jetzt nicht ein, nur wenige bemerkungen über den mythischen oder geschichtlichen kern der sage. dass im zweiten teil der sage sich geschichtliche elemente, der untergang des Burgundengeschlechts durch Attila, der tod des Hunnenkönigs früh mit mythischen vorstellungen von den Nibelungen verschmolzen haben, lässt sich nicht bestreiten¹. anders steht es mit der geschichtlichen grundlage des ersten teils, die noch vor kurzem gemachten versuche, solche nachzuweisen, sind nicht gelungen, namentlich sind die historischen parallelen, die Gudmund Schütte in namen, handlungen und charakteren der sage und der fränkischen geschichte aufzufinden versuchte, so unsicher und gezwungen, dass die erörterung keine beweiskraft hat². vielleicht lassen sich aber andere parallelen finden, die auf den ursprung der sage hinweisen, wir gehn noch einmal auf die Soester localtradition zurück.

Dass sich die wunderbare localisierung des untergangs der

¹ vgl. Seemüller Anz. xxix 13.

² En historisk parallel til Nibelung-Sagnet, Arkiv 24 (1907), n. f. 20, 1 ff. dass einzelne geschichtliche züge in die sage eindringen, soll indes keineswegs geleugnet werden. vgl. Matthäi aao. s. 31 und Voretzsch, Zs. 51, 46 ff.

Nibelunge in Soest, wie Boer annimmt, aus einer recht zweifelhaften gleichung Hünalund = Westfalen erklären lasse, glaub ich nicht. auffallend ist es, dass zunächst an einen helden angeknüpft ist, der in der Nibelungensage nur eine vorübergehende rolle spielt; nicht etwa Dietrich oder Rüdiger werden in den vordergrund gerückt, sondern Iring, der mit ziemlicher sicherheit als lichtgottheit oder lichtheld anzusehen ist, denn nach ihm heisst in der mythischen überlieferung der Sachsen die Milchstrafse Iringsweg¹. nach ihm ist auch in Soest der Iringsweg genannt. der kampf Irings aber mit dem finstern Hagen ist wol mythisch zu deuten, wir werden durch den plötzlichen ansturm des helden auf Hagen, die starke verwundung Hagens, die doch ganz besonders schlimmer art ist, an solche kämpfe zwischen lichten und finstern helden erinnert. so kämpft Hagen aus dem dunklen hinterhalt in der alten Walthersage, welche die Thidrekssaga (c. 244) erhalten hat, und wird selbst schwer verwundet. das stürmische hervorbrechen hier Hagens dort Irings, ferner die noch erkennbare gewisse schadenfreude, dass es dem finstern kämpfer schlecht geht, scheint auf einen uralten mythischen kampf zu weisen, in dem bald der eine, bald der andere held unterliegt, wie es dem wechsel von licht und finsternis, von sommer und winter entspricht, und so möcht ich glauben, dass auch der kampfgarten in Soest ursprünglich als schauplatz eines streites zwischen dem lichten Iring und seinem feinde Hagen gedacht war, ohne beziehung auf die Nibelungensage, in die ja auch Iring erst später eingeführt wurde. die localisierung Irings und in zweiter linie Hagens scheint auf alter volkssage, die an den mythus anknüpft, zu beruhen; vielleicht schlossen sich auch alte volkssagen an den Schlangenturm, aber die höchst seltsame verlegung der residenz Attilas nach Soest und die umgestaltung des 'Kampfgartens' zum 'Nibelungengarten'³ halt ich für eine späte erweiterung jener localisierung, für ein erzeugnis mittelalterlich-gelehrter phantasie. wann diese spätere ört-

¹ Grimm Myth. 41 296 ff, bes. 300.

² über die verbindung der kämpfe des gewittergottes Donar und der winterriesen mit den Rosengärten s. Matthæi aao. 24.

³ Ths. c. 394. es könnte sich auch der name ursprünglich auf den Niflung Hagen beziehen, ohne mit der fahrt ins Hunnenland zusammenzuhängen. — dass, wie Burg (Zs. 45, 130) will, bei der verlegung der residenz Etzels nach Soest eine verwechslung von *Ungern* und *Eugern* mitgespielt hat, ist immerhin möglich.

liche beziehung entstand, ist nicht festzustellen, vielleicht hat sie erst der Soester bearbeiter des Nibelungenepos erfunden.

In dem heutigen Soest ist nun von einem Iringsweg nichts mehr bekannt¹, aber Irings gegner Hagen, der in der Nibelungendichtung als führer der Nibelunge mythische züge trägt, die an die göttersage erinnern und ihn als geleiter des totenheeres zu kennzeichnen scheinen², hat seine spuren hinterlassep. das an der 'westseite des Kampfgartens' gebrochene Hagentor ist zwar nicht mehr nachzuweisen, aber es gibt im westen der stadt noch eine Höggenstrafse, die auf eine stelle des walles führt, wo ein alter romanischer, längst zugemauerter torbogen sich befindet. mehr gewicht möcht ich darauf legen, dass in der nähe jenes tores vom westen her der alte hellweg auf die stadt zuläuft, die alte heer- und königsstrafse, die von Karl d. Gr. angelegt wurde³, als weg vom Rheine her aber vielleicht schon vorher vorhanden war. der weg zieht sich in der richtung von westen nach osten durch die stadt und heifst im volksmunde noch heute Hellweg, obwol die offizielle bezeichnung Jacobi- und Thomästrafse ist, auch aufserhalb der stadt kennt man den Hellweg noch. auf dieser vielgenannten strafse zieht nun in der Thidrekssaga Hagen mit den Nl. von Thorta nach Susat, und es ligt nahe zu vermuten, dass zu dem alten kampf, der gegen den sächsischen lighthelden Iring ausgefochten wird, Hagen auch vom westen her, auf dem Hellweg heranzieht, denn Hellweg ist in Niederdeutschland vielfach der totenweg, auf dem Wodans heer und der Helljäger daherfährt⁴. ist man nun geneigt, zwischen Iringsweg und Hellweg eine gewisse berührung zu finden, so wird dieser zusammenhang merkwürdiger weise dadurch bestätigt, dass die Milchstrafse im mittelalter auch Jacobsweg heifst (wol mit beziehung auf 1 Mose 28, 12), und der Hellweg in Soest durch das Jacobitor führt und teilweise mit der Jacobistrafse zusammenfällt, andererseits 'die grofse offene heerstrafse, mit der man lange zeit den begriff einer besonderen heiligkeit verknüpfte, vielleicht die

¹ angaben über Soester localgeschichte verdanke ich der freundlichkeit der herren stadarchivar prof. dr Rübel in Dortmund und pfarrer Rothert in Soest.

² Wilmanns Untergang der Nibelunge s. 15, vgl. Zs. 48, 488f.

³ Rübel Die Franken (Bielefeld und Lpz. 1904) s. 6. 51t u. a.

⁴ Grimm Myth. 41 668f in 280f.

vorstellung der himmlischen Milchstrasse verwachsen liefs', vgl. in Niedersachsen Wödenesweg¹. sollten diese beziehungen zufällig sein oder auf einen alten mythischen zusammenhang hinweisen? dass sich züge der götter- und heldensage vielfach mischen und fäden zwischen beiden gebieten hin- und herlaufen, ist von Jacob Grimm² nachdrücklich betont — und scheint durch neuere untersuchungen für die griechische mythologie, z. b. bei den beiden Aias, mehr und mehr bestätigt zu werden. die auffassung und überlieferung des volkes schied ja nicht so scharf und schematisch zwischen götter- und heldensage, wie wir wissenschaftlich zu trennen und ordnen gewohnt sind.

Wilhelmshaven.

KARL DROEGE.

BRUCHSTÜCK EINES LATEINISCH-DEUTSCHEN FACETUS IN DER JENAER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK.

Unter den pergamentresten, die in der universitätsbibliothek zu Jena gelegentlich aus alten bänden herausgelöst worden sind und, in mehreren sammelmappen aufbewahrt, künftiger bearbeitung harren, fand sich ein verhältnismässig gut erhaltenes doppelblatt in quartformat mit abwechselnd lateinischen und deutschen stropfen, die sich bei näherer prüfung als bruchstücke des mittelalterlichen Facetus erwiesen. ein besonderes interesse gewannen sie für mich, als ich ihre verwantschaft mit den von CBorchling in Schwiebus entdeckten, Zs. 48, 425 ff beschriebenen und abgedruckten fragmenten bemerkte. über ihre eigentliche bedeutung bin ich aber erst durch die soeben erschienene Berliner dissertation von Carl Schroeder, Der deutsche Facetus (I und II teil), Berlin 1909³, aufgeklärt worden, die zum ersten mal alles, was sich an mehr oder minder beglaubigten nachrichten über das gedicht und seinen verfasser erhalten hat oder an vermutungen darüber aufgestellt worden ist, kritisch zusammenfasst und licht in die überlieferung des textes, insonderheit der deutschen übersetzungen bringt. als ein weiterer beitrug zur textgeschichte des deutschen Facetus kommt, denk ich, die veröffentlichung

¹ ebenda I 125f.

² vgl. Myth. I 317ff.

³ das ganze wird als bd 86 der sammlung Palästra erscheinen.

des Jenaer fundes, für dessen gütige überlassung ich herrn bibliotheksdirector dr Brandis zu lebhaftem danke verpflichtet bin, grade recht.

Das Jenaer pergamentdoppelblatt misst in seiner ganzen breite, auseinandergeschlagen, durchschnittlich 30 cm, in der höhe 21 cm und entstammt nach ausweis der mit bleistift aufnotierten signatur einem foliobande, der des Petrus de Bergamo Tabula super omnia opera divini doctoris Thomae Aquinatis, gedruckt zu Basel im jahre 1478, enthält. dort hat es, soweit sich jetzt noch feststellen lässt, zum schutze der ersten lage gedient. über das ausgebreitete doppelblatt geht nämlich am oberen rande auf der zweiten schriftzeile ein bruch mit heftlöchern; legt man es entsprechend in den genannten folioband ein, so decken sich der nunmehr obere und untere rand des pergaments mit den rändern der blätter des druckwerks. überdies lässt die erste lage des letzteren deutlich eine in neuerer zeit vorgenommene reparatur erkennen. das pergamentdoppelblatt selbst musste, um in den rahmen des foliobandes zu passen, vom buchbinder oben und unten, dh. rechts und links von seinem ursprünglichen bruch beschnitten werden; zum glück ist dabei nichts von der schrift verloren gegangen, ja es ist sogar immer noch ein durchschnittlich anderthalb centimeter breiter rand stehn geblieben.

Über die herkunft unserer handschrift lässt sich aus ihrer fundstelle etwas sicheres leider nicht schliefen. die alten, in trümmern erhaltenen handschriftlichen kataloge der Jenaer universitätsbibliothek, deren frühester um das jahr 1600 entstanden sein dürfte, kennen alle das genannte exemplar des Petrus Bergomensis, und so ist es nicht unwahrscheinlich, dass es zum ältesten bestande der bibliothek gehörte und vielleicht schon mit ihrem grundstock von Wittenberg nach Jena gekommen ist. in Wittenberg mag der band gebunden worden und die für wertlos gehaltene Facetushandschrift eines möglicherweise einheimischen abschreibers der tätigkeit des buchbinders zum opfer gefallen sein.

Unser doppelblatt ist auf allen vier seiten beschrieben. zur aufnahme der schrift wurden jetzt mehr oder weniger verblichene, etwa 16,5 × 11 cm im umriss messende schemata vorgezeichnet, deren äußerste linien gelegentlich bis an den rand durchgezogen sind; die verbleibenden inneren, oberen und unteren ränder der einzelnen seiten sind fast durchweg 2 cm breit, die äußeren wour-

den, wie bereits erwähnt, vom binder des Petrus Bergomensis bis auf durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ cm ein wenig unregelmäßig beschnitten. das schema der 1, 2 und 4 seite weist 26, das der 3 nur 25 zeilen auf; von den 26 zeilenfächern der 4 seite ist das letzte leer geblieben. die kräftige und gleichmäßige schrift zeigt die formen und eigentümlichkeiten der in der 2 hälfte des 14 jh.s gebräuchlichen gotischen minuskel. auf blatt 1^r und 2^v leidlich frisch erhalten setzt sie der entzifferung keine wesentlichen schwierigkeiten entgegen. auf blatt 1^v und 2^r hingegen ist die tinte an einigen stellen gänzlich verblichen; nur mit hilfe geeigneter beleuchtung der meist noch vorhandenen schriftfurchen ist es mir nach wiederholten versuchen gelungen, bis auf einen unbedeutenden rest alles zu lesen. jeder vers beansprucht eine zeile; die initialen sind links ein wenig herausgerückt und mit einem senkrechten roten striche gekennzeichnet, der von der ersten bis zur letzten zeile durchgezogen ist; den rechts verbleibenden teil der zeilen füllen rote geschlängelte linien aus. nur einmal ist ein reimpaar (v. 197—198) auf eine zeile zusammengedrängt worden; ein feiner verticaler tintenstrich und ein rubricierter großer anfangsbuchstabe markieren den beginn des zweiten verses. horizontale, am linken blattrand in einen halbmondförmigen haken auslaufende, rechts bis gegen das ende des verses durchgeführte rote striche über der ersten zeile jedes neuen lateinischen distichons, dem im allgemeinen 4 deutsche verszeilen folgen, tragen weiter zur sichtbaren gliederung des schriftganzen bei; einmal findet sich ein solcher strich an falscher stelle.

Während die ränder der beiden innenseiten des doppelblattes keinerlei schriftzüge aufweisen, sind vor allem die der ersten seite mit einträgen abweichender hände bedeckt. in der gewöhnlichen cursive des 15 jh.s geschrieben und auf 5 zeilen verteilt ist links, senkrecht zur hauptcolumnne, ein ebenfalls dem Facetus angehörendes distichon mit deutscher übersetzung, in steiler und breiter, den formen der cursive aber sich nähernder schrift am untern rande ein zweites lateinisches distichon nachgetragen worden; einige worte des letzteren erscheinen bereits am oberen rande der seite offenbar als federproben, daneben in abermals abweichendem charakter das wort *Jumpi* mit großem anfangsbuchstaben, vielleicht ein name. auf den oberen rand von blatt 2^r schließlich hat eine, wie es scheint, etwas zitterige hand in großzügigen buchstaben den stofsseufzer: *hif got gesetzt*.

In unserer Facetushs. folgen den einzelnen lateinischen, meist zweizeiligen, in zwei fällen vierzeiligen sprüchen immer sofort die vierzeiligen bzw. achtzeiligen verdeutschungen. nachdem CSchroeder sämtliche ihm aus den verschiedensten quellen bekannt gewordenen lateinischen Facetusstrophen nach einem uns hier nicht weiter interessierenden princip zusammengestellt und mit fortlaufender numerierung versehen hat, bin ich in der günstigen lage, über den umfang unserer hs. rasch und bequem orientieren zu können. bl. 1 enthält nämlich die nrr 109, 29, 33, 34, 38, 35, 41, 43, 44; bl. 2 die nrr 141, 144, 147, 148, 152 und 150 der Schroederschen zählung. die textlichen abweichungen sind gering; auffallend ist nur, dass der 147 spruch aufer den beiden bekannten mit einander reimenden hexametern noch einen dritten aufweist, der sich aber wol schon dadurch, dass er inhaltlich den vorhergehenden wiederholt und auf die deutsche übersetzung keinerlei einfluss geübt hat, als interpolation kennzeichnet. der deutsche text unserer hs. gehört der von Schroeder festgestellten ersten 'teilübersetzung' an, deren reihenfolge er genau innehält, und umfasst auf bl. 1 die verse 177—211, auf bl. 2 die verse 337—369 des Schroederschen abdrucks, also den 46—53 und den 86—91 spruch vollständig, spruch 54 und 92 zum gröfseren teile. nach spruch 92,5, kurz vor dem schluss des gesamten gedichts, hat der schreiber unbegreiflicher weise seine tätigkeit plötzlich abgebrochen und sich nicht einmal so viel zeit genommen, die letzte zeile die die seite bot, noch auszufüllen.

Es sind alles in allem 103 verse, die wir dem ersten schreiber der Jenaer hs. verdanken. legen wir unserer berechnung die von Schroeder abgedruckte teilübersetzung zugrunde, wozu wir uns nach dem oben gesagten wol für berechtigt halten dürfen, so müsten zwischen bl. 1 und 2 unserer hs. 201 verse gestanden haben; das würde, die seite zu durchschnittlich 25 zeilen angenommen (vgl. oben s. 220), ziemlich genau 8 seiten oder 2 doppelblätter ergeben. ich halte es daher für beinahe zweifellos, dass dem Jenaer schreiber die allerdings schon durch ein paar strophen erweiterte fassung der von Schroeder mit W bezeichneten Wiener hs. vorgelegen oder vorgeschwebt hat.

Die auf den rändern der ersten seite sich findenden zusätze späterer hände geben das 124 und 156 lateinische distichon, letzteres mit deutscher übertragung. in Schroeders ursprünglicher

'teilübersetzung' ist weder das eine noch das andere enthalten, auch dadurch charakterisieren sich beide als nachträge aus späterer zeit.

Der deutsche text der Jenaer hs. deckt sich im großen und ganzen mit dem text Schroeders; doch fehlt es nicht an abweichungen im einzelnen. konnte Schroeder schon von W behaupten, dass es zum größten teile mit dem text der incunabeln übereinstimme, so gilt dasselbe in noch höherem maße von der Jenaer hs., und in den wenigen versen (199 bis 211), für die wir auch zwei Berliner fragmente zur vergleichung heranziehen können, zeigt das Jenaer widerum eine größere verwantschaft mit diesen. mit den Berliner bruchstücken überhaupt, ebenso wie mit dem Schwiebuser, verbindet das Jenaer schliesslich auch die gemeinsamkeit des dialektes, auf grund deren sich alle die genannten zu einer besonderen gruppe innerhalb der überlieferung zusammenschließen.

Denn auch das Jenaer fragment zeigt sprachliche formen, die um 1400 herum für Mitteldeutschland, insbesondere vielleicht für das östliche charakteristisch sind. die nhd. diphthongierung von $û > aw$, allerdings nur zweimal belegt in haws und doraws v. 199. 200, und von $iu > eu$, einmal belegt in leute v. 356, ist vallständig durchgeführt, soweit nicht eben das mitteldeutsche seine eigenen wege gegangen ist, wie in der verkürzung von $ûf$ zu of , off und von $vriuntlich$ zu $vruntlich$ v. 208. die diphthongierung von $i > ey$, in der erdrückenden mehrzahl der fälle ebenfalls durchgeführt, ist dreimal unterblieben in wysis v. 188 (neben weysheyt v. 364), in dry dyng v. 197 (neben drey dyng v. 357) und in yn v. 341 (im reime mit deyn); nicht in betracht kommt die endsilbe -lich oder -lichen, in der i regelmä/sig zu i verkürzt ist. der reim gleychen : czemelichen v. 205,6 darf als beweis dafür gelten, dass der dichter unseres Facetus in der aussprache des i noch den mhd. standpunct einnahm. der alte diphthong ai erscheint in der schreibung ey , also von dem neuen in keiner weise unterschieden, altes ou als au wiederholt in auch; in einem beispiel (rochrig v. 199) zeigt ou die widerum dem md. eigentümliche entwicklung zu o . die alten uo und ie sind ausnahmslos monophthongiert: guttes, gemutis, tut, genuk; vir, ymant, triffen, prister, kny ua. umlautbezeichnung fehlt durchgehends in: gemutis, grunde, sunde, schonis, ober, vrolichen, hose, obil ua.; dagegen findet sich der umlaut in dem worte glewhen v. 368, und gerade hier ist er wider specifisch md. — $â$ ist vielfach zu $ô$ gerundet: host, hot, los, slon,

no, noch. — die *md.* vorliebe für e und o gegen i und u zeigt sich in worten wie se (sie), en (ihnen), czemelichen, wedir (wider) und togund, obil, ober. sehr häufig ist die bezeichnung des irrationalen vocals in den endsilben durch i: naschschit, sundir uva.; sie tritt uns auch in dem unbetonten pronomen is entgegen. — die vorsilbe ver erscheint als vor: vormeyden, vortrag. die hierfür in betracht kommenden formen von sollen lauten mit einer ausnahme, wo merkwürdigerweise gerade sol im reime mit schal steht, alle mit a. oder begegnet in der form adir; er als her. — von orthographischen eigentümlichkeiten ist noch zu erwähnen, dass die affricata z regelmäsig durch cz bezeichnet und in den worten zinken und also der buchstabe z für weiches s gebraucht wird. der *mhd.* spirant z ist durchweg durch s (ss) ersetzt.

Ich lasse nunmehr den text selber in diplomatisch getreuem abdruck folgen. unsichere lesungen sind durch cursive kenntlich gemacht, ergänzungen obendrein in runde klammern gesetzt. in anlehnung an Schroeders verfahren hab ich die lateinischen distichen durch fette ziffern am rechten, die deutschen strophen durch ebensolche am linken rande bezeichnet; die schwächeren ziffern links zählen die deutschen verse.

bl. 1^r:

	Te tua mensa colat si nō siml'ab'e scurris	109
	Dedecus es si discurris (al)ienā(a) ligurris	
46	Du salt bey deyme tyssche seyn	
178	Vnd nicht v̄me naschen also eyn sweyn	
	Wenne is grosse schande ist	
180	Wer do naschschit v̄me eȳ vremde andirn tysch	
	Dum cibz exstat ī ore tuo potare caueto	29
	In ciphis offare decz nō in ore repleto	
47	Du salt trinken czu keynen stunden	
	Wenn du host das essen in dem m̄de	
	Sundir ich wil dich lern	
	Du macht wol ī den becher meren	
	Bis duo st' quibz extollit siq's ¹ sine nor ^a	33
	Fluxus opū gn'osa ples sapīa forma	
48	Vir dyng halden der w'de schal	
156	Der sich von rechte nymant ob'heȳ ² sol	

¹ verschrieben für se quis, wie sonst allgemein gelesen wird. ² soll heißen oberhebyn.

- Schonis √ geslechtis¹ vñ guttes √ gestaltis
 Edelis geslechtis vñ wysis gemutis
 Cū nichil ex istis te czgnoscas decora'e 34
 Nō te magnifices ne ꝥ stulto tenere
- 49 Wen abir vñie dich ist
 190 Das du der dyngē ane byst
 So saltu nicht hochfertyk seyn
 Das ymant enspotte deyn
 Si t' cztingat corā meliore sedere 38
 Versus eum nolito genu sub cu'e² ten'e

bl. 1^v:

- 50 Ich lere dich das myt wiczczē
 Geb(yrt) dir bey czu siczcē³
 195 So los deyne beyne vor dir stan
 Vnde salt se nicht ob' en nandir slan
 A fumo stillante domo neqz ml'iere 35
 Te remoue t'a solent h sepe noc'e
- 51 Dry dyng ich dich lere | Czu vormeydē mere
 Eyn rochrig vnd eȳ triffende haws
 200 Vnd obil weyp doraws
 Vultu maiori debes assurge leto 41
 Nec cziuctus ei nisi iusse'it ipe sedeto
- 52 Du salt kegen h'ren of stan
 Vnd se vrolichen enphan
 Vnd salt lange vor en stan
 Bys das se dich heysen siczen gan
 Cū pare czstant' si vis potes ire decent' 43
 Si te ꝥcedat iū hūc ꝥmitte libenter
- 53 Gestu myt deynem gleychen
 206 So ge bey ym czemelichem
 Get her abir vor dich
 Das vortrag ym vruntlich
 Si t' cztingat ꝥ cū meliore vage'is 44
 Post cedas don^c ad latus eiꝝ adire iube'is

³ geslechtis ist durchgestrichen.⁴ genu sub crure allgemeine lesart. ⁵ diese und die vorhergehende zeile sind fast ganz verblichen. vielleicht stand in der lücke, nach den geringen spuren zu schliesen, eym hern.

- 54 *Gebürt* dir √ das du gest √ abir
 210 Myt eyne der do bessir ist
 Dem volge noch of seynen spor

bl. 2r:

- 86 Du salt keyn pristern of stan
 338 Vnde se wirdlichen enphan
 Vnd salt nicht wedir seczcen gan
- 340 Dy weyl se vor dir stan
 Missus ad hos v'ba p̄dent' p̄meditare 141
 Et iūctis manibz noli nimis p̄pe stare
- 87 Wirstu gesant czu ymand yn
 So betrachte dy rede deyn
 Du salt deyne hende vor dich slon
 Vnd nicht czu none vor yn gan
 Cū dñs *cupiat* potare genu s' flecte 144
 Suscipiasqz ciphū sic fec'is om̄ia rēe
- 88 Gert deyn here czu trinken
 346 Du salt keyn ym off eyn kny zynkē
 Vnd salt den becher wedir enphan
 So hostu allis recht getan
 Si fuīs doctor ul' forte p̄r pueror̄z 147
 Mo'ibz z vita fias Istructor eor̄z
 Hos z bonos mo'es studeas doc'e
- 89 W'stu adir eyn lerer seyn
 350 Adir eyn vater der kindeleyn
 So lere se der togunde hort
 Dos se vormeydyu hōse wort
 Nulli du fu'is p̄bens exempla malor̄z 148
 Ne cōdempne'is p̄pccīs alienor̄z

bl. 2v:

- 90 Du salt nymande geben
 Bose bilde seynem leben
- 355 Das du icht komest in d' erde grunde
 Durch vremder leute svnde
 Tres Ifelices I mūdo dicm̄ esse 152
 Infelix qui pauca √ sp̄nitqz doce'i √ sapit
 Infelix qui rēa docet opat² iiqua

- Infelix cui nulla sapiā pdest
 91 Drey dyng vnselik seyn
 In der werlde offenbar scheyn
 Der hot wlich vnselikeyt vil
 360 Der nicht kan noch nicht lernē wil
 Der hot wlich vnselikeyt genuk
 Der gutis lert vñ obil tut
 Dem wirt auch selikeyt vil benomen
 Dem keyne weysheyt nicht kan vromen
 Tres sūt stulticie quibz ī sapiens phibet² 150
 Qui tm̄ loquit² qz nulla fides adhibet²
 Qui tm̄ t'ret qz nil t'rendo veretur
 Qui tm̄¹ tribuit qz mendicare videt²
 92 In der werlde synt dyng drey
 366 Do man eyn torn merkit bey
 Der do wil reden alzo vil
 Das ym nymant glewbē wil
 Wer auch dirschrykkit alzo sere

Am untern rande von bl. 1^r steht:

Filia si t' sit cui vern^t vern^t nubilis etas paul's (!) 124
 Claustri siue thor' studeas s' iūge' metas

und am linken:

desipis in cacab' si frustra r'morsa r'trudis² 156
 offat in oē rudis asinus qz mīgit ī vndis
 wer mit bissen yn die schussel fert
 der selb mēsch ist vnwert vn' ist gleich dem esel d' mit
 [dem mūd
 trichtrt³ vn' seicht yn den brvn

¹ hier steht in der hs. ein offenbar bedeutungsloses zeichen, vielleicht ein verschriebener buchstabe.

² [lis retundis E. S.].

³ trichtrt steht nach meiner und der ansicht derer, die ich zu rate gezogen, deutlich da. eine befriedigende erklärung für das wort hab ich nicht.

DIES IRAE.

Vor mir ligt ein rhythmensfragment, das Studemund schon im april 1878 für EDümmmler aus der Veroneser rhythmenshs. LXXXVIII (83) f. 64^v¹ abgeschrieben hat. trotzdem ist es bis heute meines wissens noch nie gedruckt worden, und das begreift man, wenn man den traurigen zustand des offenbar schon ursprünglich recht mäfsigen machwerks in betracht zieht. es gehört nun aber einmal zu der rhythmenssammlung, und man muss sich wol oder übel mit ihm abfinden. bei meinen bemühungen nun, dem gedicht die entsprechende litterarische stellung zuzuweisen und es etwas verständlicher zu machen, sah ich mich genötigt, mich eingehender mit der eschatologischen litteratur zu beschäftigen, um so mehr als noch andre der erhaltenen rhythmens demselben gebiete angehören; mit besonderm nutzen studierte ich die schrift von GVoss, Das jüngste gericht in der bildenden kunst des frühen mittelalters [Beiträge zur kunstgeschichte heft viii] Leipzig 1884, aus der ich die anregung empfieng dem einflusse nachzugehn, den der Syrer Ephrem auf die eschatologischen vorstellungen des abendlandes ausgeübt hat. daher war es mir eine angenehme überraschung, als mir das buch von GGrau, Quellen und verwantschaften der ältesten germanischen darstellungen des jüngsten gerichtes, Halle a. S. 1908, in die hände fiel, der, wie es scheint ohne die schrift von Voss zu kennen, mit aufserordentlicher belesenheit diesen grosen einfluss Ephrems für die germanische litteratur nachweist. bei dem interesse dem die schrift ohne zweifel in weiten kreisen begegnen wird, erscheint es mir nützlich die aufmerksamkeit auch auf die darstellungen zu lenken, die derselbe gegenstand in der lateinischen dichtung des frühen mittelalters gefunden hat. doch beabsichtige ich nicht, das ganze material zu sammeln, sondern nur zur erklärung der rhythmens einiges beizutragen.

Zunächst der erwähnte rhythmus.

1. Adpropinquat finis secli, declinantur tempora,
turbabuntur omnes gentes ante conspectum domini,

¹ beschrieben von Dümmler in seinem wichtigen aufsatz Die handschriftliche überlieferung der lateinischen dichtungen aus der zeit der Karolinger, NA 4, 158. die hs. wird ins 9 jh. gesetzt, die darin enthaltenen rhythmens sind äußerst schlecht und lückenhaft überliefert und jedenfalls bedeutend älter.

- | | | |
|----|---|---|
| | sancti tremunt in iudicio | de maiestate domini. |
| 2. | Benedictus Jesus Christus,
mater virgo ipsum portavit
per aurem virginis introivit,
virginitatem non corrumpit | qui fuit ante secula.
pondus nullum sentiens.
exit per portas aureas,
potestatem dei filium. |
| 3. | Congregabuntur omnes gentes
sol et luna extinguentur,
sancti fulgent in iudicio | ante conspectum domini,
redient ad ministerium.
ante conspectum domini, |
| 4. | Dies illa erit magna
ubi venient hostes antiqui
rugientes sicut leones
que per eorum blandimenta | quasi mille anni,
parati ad prelia,
ad devorandas animas,
eorum egerunt opera. |

Man sieht sofort, es sind die 4 ersten Strophen eines abecedars in rhythmischen fünfzehnsilbern. Reim ist noch nicht vorhanden oder durch Zufall bzw. Verderbnis (denn das 4malige *domini* am Schluss ist doch ohne Frage corruptel) herbeigeführt. Der Versbau ist für diese Zeilenart, die im Ganzen ziemlich correct gebaut zu werden pflegt, reichlich salopp, es findet sich auffallend häufig Zusatz einer oder mehrerer Silben zu Beginn des Verses oder im Verse selbst. Doch bevor wir das nachweisen, muss der Wortlaut nach Möglichkeit festgestellt werden. Eine Überschrift fehlt ja, es ist aber ohne weiteres klar, dass wir einen Rhythmus 'De die iudicii' vor uns haben, die Strophen 1, 3 u. 4 lassen daran keinen Zweifel. Wie hängt aber Strophe 2 mit den 3 andern zusammen? Sie enthält eine Lobpreisung Christi, der von Ewigkeit her ist und geboren durch die reine Magd. Sie hat ihn getragen, ohne eine Last zu spüren — ein Gedanke, den ich vorläufig sonst nicht belegen kann, durch das Ohr ist er in ihren Leib gegangen nach beliebter, oft ausgemalter Vorstellung (vgl. ASalzer Die Sinbilder u. Beiworte Mariens usw. S. 90 f) und hinausgegangen durch die goldne Pforte, das 'guldein tor' (Salzer 26 ff), ihre Jungfräulichkeit hat er nicht verletzt (Salzer passim), die letzten Worte sind natürlich verderbt, ich mücht etwa schreiben *potestate dei filius* 'vermöge seiner göttlichen Macht hat er ihre Jungfräulichkeit nicht verletzt', wo freilich die Mangelhaftigkeit des Verses erhalten bliebe. Etwas besser wäre *potestas dei filii*, einen correcten Vers gäbe *potens dei filius*.

Was haben denn nun aber diese Ausführungen mit dem Inhalt unsres Gedichts vom letzten Gericht zu tun? Die einzige

möglichkeit irgend einen zusammenhang zu construieren seh ich darin, dass die vorbergehnde strophe mit *domini* schließt und dadurch der dichter veranlasst sein könnte, zunächst die person Christi ins rechte licht zu setzen, immerhin wäre der anlass von der jungfrauegeburt zu sprechen doch ungemein weit hergeholt. kurz ich bin der überzeugung, dass die strophe durch zufall oder sonst eine nicht mehr erkennbare veranlassung hierher geraten ist; wenn man sieht, wie im cod. Bamberg. B. II 10 (Dreves Anal. hymn. 50, 97) strophen aus verschiedenen gedichten durcheinander geworfen worden sind, muss man alles für möglich halten. freilich darf ich nicht verschweigen, dass dieser annahme eine gewisse symmetrie im bau des gedichts zu widersprechen scheint: strophe 1 u. 3 sind dreizeilig, 2 u. 4 dagegen vierzeilig, doch möchte ich auch darin nur einen wunderbaren zufall sehen, nichts weiter, denn derartige kunststückchen sind in den rhythmischen der zeit nicht üblich¹.

Aber auch wenn wir strophe 2 ausscheiden, bleiben so viele verderbnisse übrig, dass man über die echte form des rhythmus kaum urteilen kann, und der versuch, überall das alte herzustellen, hat als ziemlich aussichtslos zu gelten. wenn in 2 dreizeiligen strophen 4 verse auf *domini* und 3 davon sogar auf *ante conspectum domini* ausgehn, so hört eben alles auf. einen festen anhalt gewährt nur 3,1 *Congregabuntur*, die strophe muss mit C beginnen, folglich wird das wort hier an seiner stelle stehn, und dann ist der ganze vers richtig nach Matth. 25,32 *et congregabuntur ante eum omnes gentes*. mit 3,1 stimmt nun bis auf das erste wort 1,2. es ist aber undenkbar, dass ein noch so dürftiger dichter sich solche wiederholungen erlaubte, der vers 1,2 gehört nicht dahin, er ist aus 3,1 entstanden und hat das echte verdrängt; in 1,2 musste unbedingt die widerkehr Christi zum weltgericht irgendwie angedeutet werden. dazu stimmt, dass wenigstens eine der regelmäsig hervorgehobenen begleiterscheinungen dieser widerkehr erwähnt wird: 3,2 *sol et luna extinguentur, redient ad ministerium*, darin steckt die wiedergabe der berühmten stelle Matth. 24, 29 *statim autem post tribulationem dierum illorum sol ob-*

¹ PvWinterfeld glaubt Zs. 47,73 ff in dem Medardusrhythmus des Chilperich unter den rhythmischen fünfzehnsilbern auch ambrosianische kurzzeilen zu entdecken; in wirklichkeit sind es aber wol nur schlechte oder verderbte fünfzehnsilber.

scurabitur et luna non dabit lumen suum et stellae cadent de caelo. das ist also etwas was der versammlung der völker vor des richters angesicht vorausgeht, also auch vorher mitgeteilt werden musste. dürfen wir annehmen, dass vers 3,2 ein rest der noch unzerstörten strophe 1 oder 2 ist? ohne frage, denk ich, sobald die zweite hälfte des verses nicht dagegen spricht. aber was bedeutet *redient ad ministerium*? soll man es wirklich übersetzen 'sie nehmen ihren dienst wider auf?' das könnte doch nur so zu verstehn sein, dass sie nach der beendigung des gerichtes wider beginnen werden zu scheinen — eine mehr als sprunghafte darstellung! man möchte vielleicht ja bei einigem guten willen einen zusammenhang mit dem folgenden verse herausfinden: *sancti fulgent in iudicio ante conspectum domini* nach Matth. 13, 43 *tunc iusti fulgebunt sicut sol in regno patris eorum*; aber dies glänzen soll ja nach der bibel nicht während des gerichtes stattfinden, sondern nach demselben, mithin ist *in iudicio* falsch und wol durch 1,3 *sancti tremunt in iudicio* hervorgerufen. wenn also in 3,3 von der zeit nach dem gericht die rede ist, so könnte auch 3,2 darauf hingewiesen werden, dass später sonne und mond ihre functionen wider aufnehmen. aber biblisch ist es nicht, nach Apoc. 21, 23 wird das neue Jerusalem weder der sonne bedürfen noch des mondes¹, und was wäre das für eine stümperei zu sagen: 'sonne und mond verlieren ihren schein, später freilich bekommen sie ihn wider'! kurz, mir ist es nicht zweifelhaft, dass *redient ad ministerium* falsch ist, es ist etwa zu schreiben *renuent ministerium, recusant m.* wenn dies richtig ist, wird man annehmen dürfen, dass 3,2 in die erste oder zweite strophe gehört und 3,3 aus einer der verlorenen hierher verschlagen ist, natürlich ursprünglich ohne die wendung *in iudicio*.

Wie ist denn nun aber die klar zu tage liegende verwantschaft von 1,3 und 3,3 zu erklären? ist eins nachahmung des andern? die übereinstimmung ist deutlich, und doch kann man keinen der beiden verse gut missen: 3,3 stammt wie bemerkt aus Matth. 13, 43; 1,3 ist eine zeile, die auch sonst sich findet. in dem unten zu besprechenden rhythmus '*Quique de morte estis redempti*' heisst es

9. Quid acturi erunt pravi,
quando ipsi tremunt sancti

¹ nach andrer anschauung freilich wird die sonne siebenmal glänzender scheinen usw.; vgl. Jes. 30,26.

ante tantam maiestatem
 Jesu Christi filii dei?

so muss man die hoffnung, ordnung in die ersten strophen zu bringen, wol aufgeben.

Leider ist es mit der vierten nicht anders. zunächst ist sie vierzeilig, was, wie gesagt, dem charakter dieser rhythmischen widerspricht, vermutlich wird sie aus zwei stücken zusammengeflochten sein, doch ist zu bemerken, dass der inhalt diese Vermutung nicht grade bestätigt, denn man möchte keinen vers entbehren. auffallend ist die erste zeile, deren zweiter halbvers ein sinkender sechssilber ist statt des durch das schema geforderten steigenden siebensilbers: wenn man schliesslich auch die überschiefsenden silben vieler der andern verse mit in den kauf nehmen wollte, so muss doch diese form das lebhafteste bedenken hervorrufen.

So ist das äufere des gedichts, teilweise durch die schuld der überlieferung, in schlechtem zustande. wie ist es denn nun mit dem inhalt? da erregen vor allem die verse 4, 2—3 unsre aufmerksamkeit:

ubi venient hostes antiqui parati ad prelia,
 rugientes sicut leones ad devorandas animas,

sie bringen neues material zur beleuchtung einer viel besprochenen stelle, des kampfes zwischen teufeln und engeln im Muspilli. Zarncke hat in einem belehrenden aufsatze (Ber. d. k. sächs. ges. d. wiss. 1866, 191 ff) dargelegt, wie bei den alten kirchenlehrern meinungsverschiedenheiten darüber bestehn, ob die freuden des himmels und die höllenstrafen sofort nach dem tode oder erst nach dem jüngsten gericht ihren anfang nehmen: unser gedicht vertritt ganz deutlich die auffassung, dass die höllenqualen erst beim jüngsten gericht, an jenem grosen tage (*dies illa erit magna*) beginnen werden. und auch auf eine zweite weit verbreitete vorstellung wird hier hingewiesen, den streit der engel und teufel um die arme seele. Zarncke zeigt, dass nach der gewöhnlichen darstellung dieser streit rein juristisch ist und am sterbebette oder unmittelbar nach dem tode zwischen den zwei parteien ausgefochten wird, und möchte diese form auch im Muspilli widerfinden. 'dass unter dem streite (*dár págant síu umpi*) auch in unserm gedichte nicht ein kampf, sondern ein auf gründe sich stützender streit zu verstehn sei, ganz wie in fast allen angeführten beispielen, scheint mir schon aus den worten *suona* und *gehalót werde* her-

vorzugehn. erst viel später wird die annahme eines wirklichen kampfes populärer'. diese auffassung der Muspillistelle hab ich nie teilen können, ob sie überhaupt anhängen hat, weiß ich nicht. wichtig ist mir Zarnckes schlusssatz, dass erst viel später die annahme eines wirklichen kampfes populärer werde, denn es kann m. e. kein zweifel sein, dass in unserm rhytmus die *hostes antiqui*¹, die zum kampf gerüstet heranstürmen, brüllend wie löwen, um die seelen zu verschlingen, nicht in so verhältnismäßig friedlicher absicht kommen: hier handelt es sich um einen echten kampf in einem gedicht, das in recht alte zeiten zurückgeht; wann es verfasst wurde, ist ja unbekannt, ich möcht es eher um 700 als um 800 entstanden sein lassen.

Steht der rhytmus mit dieser auffassung des kampfes in jener zeit ziemlich isoliert da, so auch mit der andern, dass die teufel die sündigen seelen verschlingen. in den darstellungen des weltgerichts sehen wir ja nicht selten den Lucifer der die verdammten verschlingt, doch ist dieser zug auf den bildern der frühern zeit nicht nachzuweisen, wie ja überhaupt die belohnung der auserwählten früher zum gegenstande der darstellung gemacht wurde als die bestrafung der verdammten. PJessen Die darstellung des weltgerichts bis auf Michelangelo s. 50 fragt: 'bei Giotto und Dante ist der höllenfürst ohne ketten und kann selbst die sündner packen. seit wann muss er sie auch verschlingen? es scheint, dass die erfindung eher an den 'orcus esuriens' anknüpft als an Kerberos; auch an Jesaias 5,14 *dilatavit infernus animam suam et aperuit os suum absque ullo termino*'. und Voss s. 26 äußert die vermutung, dass die höllendarstellungen des abendlands von der vorstellung ausgiengen, die der schilderung vom untergange der rotte Korah zu grunde ligt. die auffassung scheint im wesentlichen richtig zu sein und wird dadurch bestätigt, dass in unserm alten rhytmus die vorstellung von den bösen geistern die die seelen verschlingen, aus ganz andrer wurzel erwächst, hier ist einfach der bekannte spruch Petr. 1 5, 8 herangezogen worden: *sobrii estote et vigilate, quia adversarius vester diabolus tamquam leo rugiens circuit quærens quem devoret* — ein recht hübscher gedanke, aber er hat keine schule gemacht, zahllos

¹ diese verwendung des bekannten ausdruckles im plural ist mir sonst nicht geläufig. ich bemerke übrigens, dass auch der singular in der Bibel nicht vorkommt, sie hat nur *serpens antiquus* (Apoc. 12,9).

sind die späteren darstellungen des Hades als misgestalten aller art, als löwen hab ich ihn nicht gefunden. eigentlich ist das nicht recht zu verstehn, die vorstellung vom alles verschlingenden löwen war doch durch die Petristelle nahe genug gelegt. wenn in einem spätern gedichte 'De die iudicii' Mone. 1 nr 297 gesagt ist: *Terra tremet, mare fremet, leo rugiet, homo fugiet ad cavernas montium*, so darf man dies nicht mit unserm rhythmus in verbindung bringen, es ist eine ganz spontane verwendung derselben bekannten bibelstelle.

Das gedicht steht also in gewisser weise selbständig da, die vorstellungen sind wie es scheint anders, als sie im allgemeinen damals von dichtern und später in der darstellenden kunst entwickelt wurden. doch ist diese selbständigkeit nicht absolut, die erste zeile der 4 str. rät uns vorsicht in unsern folgerungen. sie leidet freilich an dem doppelten gebrechen, dass sie erstens falsch gebaut, s. oben, und zweitens nicht recht verständlich ist. jener tag, der tag des gerichts, soll so lange dauern wie 1000 jahre? man denkt unwillkürlich zunächst, dass hier chiliastische ideen zu grunde liegen, aber das ist doch wol fernzubalten, in diesen wurde doch gerade betont, dass 1000 jahre des friedens und der herrlichkeit sein sollten, auf die dann auferstehung, gericht und weltende folgten. nur eine stelle hab ich gefunden, die vielleicht zu vergleichen ist, das ist Ephrem Syrus 'De poenitentia' 448,1 E (Vossius) ff¹. er führt dort aus: *quis igitur usus amplius rerum temporalium in statu illo sempiterno?* es gibt dann keine nächte mehr, also auch keine tage, wochen, monde: *unum habet diem saeculum futurum.* 448,2 B *statuit deus diem, qua iudicaturus est orbem terrarum in iustitia, non dies multos sed unum . . .* 449,113 *Johannes* (Apoc. 20,3) *annos mille parabolice et aenigmatice posuit* usw. ich hebe aus Ephrems weitschweifigen deductionen nur diese wenigen stellen heraus. mit solchen und ähnlichen speculationen mag dann die bekannte stelle Petr. II 3,8 *unus dies apud dominum sicut mille anni et mille anni sicut dies unus* (cf. Augustin Civ. dei 20,7) verbunden worden sein. die sache ist nicht ganz klar, doch scheint mir dies zusammentreffen mit Ephrem doch die wahrscheinlichkeit nahe zu legen, dass dem dichter erörterungen über das verhältnis von tausend jahren und einem tage vorschwebten. so müste man hier eine

¹ auch ich benutze mangels eigner forschungen diese übersetzung.

gelehrte quelle voraussetzen, Ephrem selbst brauchte es ja nicht zu sein.

Diese beobachtung ist nicht ohne bedeutung. wenn hier gewisse anzeichen auf eine litterarische quelle hinweisen, so muss man stutzig werden und sich fragen, ob nicht auch die sonstige selbständigkeit des dichters nur schein ist, ob nicht die vorstellung von den bösen dämonen, die mit den engeln kämpfen und die ihnen entrissene beute verschlingen, weiter verbreitet war als wir jetzt feststellen können. entstanden ist der gedanke des kampfes wol aus Apoc. 12,7: *et factum est proelium magnum in caelo: Michael et angeli eius proeliabantur cum dracone, et draco pugnabat et angeli eius . . . et proiectus est draco ille magnus, serpens antiquus*. hieraus konnte jeder dichter diese vorstellung direct ableiten, aber ich glaube doch, wenn sie nicht auch sonst schon verbreitet gewesen wäre, so hätte der vf. der besprochenen verse nicht mit den wenigen worten darauf hinweisen können.

Ich bin somit überzeugt, dass der eindruck, als hätte der dichter unseres rhythmus einige anregungen, die er in der Vulgata fand, vor allem Matth. 24 u. 25 und Apoc. 12 (und 20), selbständig zu einem weltgerichtsrythmus verarbeitet, trügerisch ist; das gedicht macht keine ausnahme von der regel, die m. e. mit recht Grau s. 5 scharf betont, dass die mittelalterlichen dichter (ebensowenig wie die künstler! Voss aao. s. 8) fast niemals direct aus der Bibel schöpfen, sondern aus werken des täglichen gebrauches, wie homilien, evangelienharmonieen, poetischen bearbeitungen des stoffes uaa. und sollte dies aus dem obigen für unser gedicht noch nicht zweifellos hervorgehn, so erscheint mir ein andrer grund durchschlagend: dem gedicht ist ein stempel aufgedrückt, der es als zu einer ganzen gruppe von weltgerichtsdichtungen gehörig charakterisiert. diese dichtungen stehn, wie sich zeigen lässt, meist in beziehung zu einander, sie haben sich beeinflusst oder schöpfen aus gleichen quellen. besonders wichtig ist es, dass jenes schreckliche *dies irae dies illa*, das man für gewöhnlich nur aus der bekannten sequenz 'Pro defunctis' kennt oder wenigstens gegenwärtig hat, schon regelmäfsig in diesen alten oft unbeholfenen und kindlichen rhythmern erklang, viele jahrhunderte bevor der stoff seine endgültige fassung erhielt, mag nun Thomas von Celano der redactor sein oder ein andrer. und dieses wort, das immer widerkehrt, haben wir nun auch hier in

der 4 strophe: *dies illa erit magna*. es ist mir selbstverständlich bekannt, dass damit eine oft gebrauchte biblische wendung widergegeben wird, vgl. zb. Malach. 4,5 *antequam veniat dies domini magnus et horribilis*. ähnlich Joel 1,15. 2,11; Jerem. 30,7 *vae quia magna dies illa nec est similis eius*; Ezech. 30,3, vor allem Sophon. 1,15 *dies irae dies illa*, und noch manche stelle liefse sich anführen. wenn aber diese phrase in den weltgerichtsdichtungen immer und immer wiederkehrt, gradezu ein unentbehrliches requisit derselben ist, so dürfen wir uns nicht vorstellen, dass da jedesmal die Vulgata direct eingewürkt hat. der bezeichnendste ausdruck für den gerichtstag war gefunden und wurde von dichtern und predigern weiter gegeben. für die rhythmten speciell lässt es sich vielfach gradezu nachweisen, dass sie teils in beziehung zu einander stehn, teils von secundären quellen abhängig sind. um dies nachzuweisen und zugleich etwas zur erklärang beizutragen, bringe ich einige bemerkungen zu den betreffenden dichtungen.

Wie es sich gebührt, beginn ich mit '*Apparebit repentina magna dies domini*'. dieser altehrwürdige, schon von Beda citierte abecedarius hat sich mit recht von jeher eines grosen ansehens erfreut und ist sehr oft gedruckt worden. freilich noch niemals richtig. sämtliche drucke gehn auf Cassanders *Hymni ecclesiastici* 1556 zurück; leider nennt er die hs. nicht die er benutzt hat, und sie ist bis heute noch nicht wiedergefunden worden¹. ob die spätern herausgeber überhaupt gesucht oder sich mit Cassanders druck ohne weiteres zufrieden gegeben haben, weifs ich nicht. jedesfalls bot sie einen in gewisser hinsicht verstümmelten text, in ihr fehlte der ursprünglich vorhandene refrain. wir können das heute noch feststellen, denn glücklicherweise hatte man das

¹ eine spur ist neuerdings aufgetaucht. wie Dreves *Anal. hymn.* 50, s. 97 mitteilt, — ich selbst habe die hs. noch nicht gesehen — enthält die Bamberger sammelhs. B II 10 einen tractat *De laude dei et de confessione orationibusque sanctorum* eines *Alchonius levita*, also Alkuins; vgl. darüber Vollmer *Auctores antiq.* XIV, s. xv. ein capitel desselben *de hymnis* bietet aneinandergereihte bruchstücke aus kirchlichen hymnen, die sich zum grosen teil mit den von Cassander gedruckten decken. darunter stehn nun mitten zwischen einigen strr. des unten zu erwähnenden '*Alma fulget*' auch str. 21 u. 22 unseres gedichts, ebenfalls wie bei Cassander ohne refrain. Dreves meint freilich, es möchten 2 strr. eines verlorenen hymnus von Beda sein. — einen beweis für die verbreitung des rhythmus liefert auch das unter Hrabans namen überlieferte flickpoem '*De fide catholica*' *Poet.* II 197. Dümmler

gedicht in SGallen in die rhythmensammlung aufgenommen, wie ich NA. 34,643 gezeigt habe so hat es sich in der Brüssler hs. und die 3 ersten stropfen auch in der Berner erhalten, vgl. HHagen Carmina med. aevi s. 106. hier schließt nun jede strophe mit dem refrain *in tremendo die iudicii*, und die überschrift lautet in B *de die iudicii*. dieser refrain stimmt vortrefflich zu dem sonstigen charakter dieser ältesten rhythmten, die sehr häufig mit diesem schmucke ausgestattet sind¹. was die

merkt die zahllosen stellen an, wo der rhythmus des Columba (?) von dem dichter ausgeschlachtet ist; dass er an mehreren stellen auch unsern rhythmus abgeschrieben hat, ist unbemerkt geblieben, vgl. 'Apparebit' 3 = Hrab. 76, 7 = 81, 20 = 84, 21,2 = 85,5, 17,1 = 88,5, 18,1 = 91,1—2. Hrabans gedicht ersetzt uns also für einige stellen gewissermaßen auch eine hs. bei diesem charakter desselben hab ich es für die folgenden untersuchungen ganz beiseite gelassen.

¹ unter nr. ix veröffentlicht EDümmeler Rhythmorum ecclesiasticorum aevi Carolini specimen einen rhythmus aus der Brüsseler u. ersten Veroneser hs., der inhaltlich gewissermaßen das pendant zu diesem weltgerichts-rhythmus bildet, eine schilderung des himmlischen Jerusalems:

Alma fulget in celestis perpes regna civitas
Hierusalem.

auch in diesem ist das gesetz befolgt, dass 8 — ∪ fast regelmäfsig in 4 — ∪ + 4 — ∪ zerfällt. in einer dritten, von Dreves Anal. hymn. 12,38 herangezogenen Londoner hs. hat er nun die überschrift *In perennis diem sabbati*, die für den inhalt schlecht passt. dagegen würde es sich gut machen, wenn am ende jeder strophe als refrain stünde: *in perennis die sabbati*; die überschrift wird aus dem refrain entstanden sein wie bei *Apparebit rep.* in der Brüsseler hs. ich möchte sogar noch weiter gehn und die vermutung wagen, dass die dichter von 'Apparebit' und 'Alma fulget' identisch sind, obwohl ich nicht übersehe, dass der erste rhythmus geringere incorrectheiten aufweist als der zweite. unten wird sich zeigen, dass beide in gleicher weise als vorlage von einem andern dichter benutzt sind. von einem ähnlichen gefühl ist Dreves geleitet worden, als er aao. den rhythmus 'Alma fulget' und die nicht erkannten stropfen von 'Apparebit' für werke desselben dichters, nämlich Bedas, erklärte. wenn Beda gestrichen wird, bin ich einverstanden.

Nach abschluss dieser arbeit hab ich einen, wie es scheint, unbekanntten und vergessenen abecedarius: *A prophetis inquisivi de die illa iudicii* gefunden, der zu sämtlichen stropfen den refrain hat *in tremendo die*. er steht bei Beda ed. Basileae 1563 tom. III 670f. Beda wird er ja wol nicht gehören, doch weiß ich zur zeit nicht ihn unterzubringen, zumal ich keine ahnung habe, wo er überliefert ist. ich konnte ihn nicht mehr ausnutzen und bemerke nur, dass str. 16 beginnt *Quam amarus dies ille, de quo loquitur propheta*.

Brüsseler (u. Berner) hs. sonst für die verbesserung des textes hergibt, ist relativ unbedeutend, ich geh darüber hinweg, um den inhalt zu besprechen.

Wie soll man das gedicht auffassen? das springt zunächst ja sofort in die augen, es ist eine in paränetischer absicht hergestellte sammlung auf den jüngsten tag bezüglich bibelstellen, gradezu eine predigt in versen zu nennen: der eindrucksvollen ausmalung des gerichtes und einem kurzen hinweis auf die freuden des himmlischen Jerusalems und die qualen der hölle folgt die eindringliche mahnung, die tücke des satans zu fliehen und dem bräutigam entgegenzueilen.

Sehen wir das einzelne an, so scheint es, als lasse sich das ganze gedicht restlos aus stellen der hlg. schrift erklären. zu str. 1 vgl. die oben angeführten stellen, die sich wie gesagt leicht vermehren ließen; 'wie ein dieb in der nacht', vgl. Thess. I 5,2 Petr. II 3,10. str. 2 ist so allgemeinen inhalts. dass eine bestimmte vorlage nicht anzunehmen ist. in str. 3 setzt dann die schilderung der ankunft des weltenrichters nach Matth. 24,29 ff ein. der schall der posaune, der in alle 4 winde ertönt, dort v. 31 (vgl. Thess. I 4,15), die ankunft des richters v. 30; die begleitung der engel könnte aus Matth. 25,31, der nachher reichlich ausgenützten stelle, stammen. str. 5, dass die sonne dunkel werden wird, steht wider Matth. 24,29, dsgl. dass die sterne fallen; die rote farbe des mondes hingegen konnte der dichter einer stelle des Alten Testaments entnehmen: Joel 2,31 *sol convertetur in tenebras et luna in sanguinem, antequam veniat dies domini magnus et horribilis*. wenn in str. 6 von einer feuerflamme die rede ist, die von dem gesicht des gerechten richters ausgeht, so bezieht sich das auf Dan. 7,10; davon unten mehr. — in str. 7 geht nun die erzählung auf Matth. 25,31 über: *tunc sedebit super sedem maiestatis suae*. freilich, dass die engel zitternd vor ihm stehn, findet man dort nicht, es heisst nur *et omnes angeli cum eo*. die folgenden strophen 8—18 halten sich ziemlich eng an die bekannte gerichtsscene in Matth. 25,32—46. der letzte teil, 17 ff, wird verbrämt mit zutaten wie Matth. 8,12 *in tenebras exteriores: ibi erit fletus et stridor dentium*. daran schließt sich die mahnung, vor allem die laster der habsucht und des luxus zu meiden, mit dem gürtel der keuschheit die hüften zu umgürten, und — mit dem sehr beliebten, aus der bekannten parabel

Matth. 25,1 ff entnommenen bilde — dem bräutigam mit brennender fackel entgegenzueilen.

So stellt das gedicht scheinbar eine recht wirkungsvolle aneinanderreihung von bibelstellen dar. aber nun erhebt sich die frage: hat der dichter diese zusammenstellung selbst vollzogen? oder hat er an eine schon vorliegende darstellung sich angeschlossen? der kern, die gerichtsscene, macht auf mich durchaus den eindruck der unmittelbarkeit, man meint, der dichter habe, von tiefem gefühl für den ernst jenes tages ergriffen, die einschlägigen stellen zu einer predigt zusammengefügt, und auch Grau scheint entgegen seiner sonstigen anschauung dieser ansicht zu sein, von andern zb. Daniel Thes. 1 194 f, Plessen Die darstellung des weltgerichts b. a. M. s. 5 uaa. ganz zu schweigen. aber dieser eindruck ist trotzdem falsch, es sind gewisse kennzeichen dafür da, dass auch hier wider der satz zutrifft, dass die mittelalterlichen dichter selten direct aus der ersten quelle schöpften. 'ruhmvoll wird der könig sitzen auf erhabenem thron, und zitternd werden ihn der engel scharen umstehn', das ist auch die darstellung des evangeliums, nur dass der eine charakteristische zug fehlt, dass die engel zitternd dastehn, *angelorum tremebunda circumstabunt agmina*. und merkwürdig, dieser zug, der hier zugefügt ist, lässt sich wie es scheint aus der schrift überhaupt nicht belegen¹ — Jes. 6,2 *duabus velabant faciem eius* ist natürlich fernzuhalten, wenn auch angenommen werden muss, dass im letzten grunde diese darstellung auf die citierte Jesaiastelle zurückgeht. während er also in der schrift fehlt, ist er in den poetischen darstellungen

¹ einen merkwürdigen versuch dazu finde ich Appendix Augustini Migne 39,2052: *'tunc' inquit 'commovebuntur virtutes caelorum'. de angelis dicit, tremor enim illos apprehendet et timor magnus. cuius igitur rei causa? dic mihi. quia tunc tam terribile erit iudicium illud, ut etiam ab angelis timeatur. omnis enim natura generis humani incipiet iudicari et astare terribili iudici. quamobrem ergo tunc angeli contremiscent et unde tremor apprehendet eos? non enim illi habent iudicari. sed quemadmodum principe iudicante non solum rei sed et officia quæ nihil sibi conscia sunt, timore et tremore comprehenduntur propter iudicis terrorem, ita et tunc cum genus humanum iudicabitur, etiam caelestes ministri pavebunt et terribilem apparatus iudicis intuentes horrenda formidine contremiscent.* ganz anders handelt über die stelle Gregor Homil. Migne 76,1079 A. [correcturnote. zu den oben angeführten stellen füge man Otfrid v 20, 20. Erdmanns wunderlicher commentar erledigt sich durch meine ausführungen.]

des gericht's noch einige male nachzuweisen. die gedichte werden unten näher besprochen, ich führe sie hier nur kurz auf:

In 'Ad te deus gloriose' lautet str. 7 — es handelt sich um das gericht, was freilich aus den citierten worten nicht hervorgeht —:

Gloriosam maiestatem et tuam potentiam
collaudant, adorant cuncti, quam tremunt, archangeli.

in 'Quique de morte estis redempti' str. 12

Ibi angeli timebunt
et archangeli formidabunt,
throni atque principatus usw.

Woher stammt denn dies? dass der biblische bericht in drei gedichten selbständig durch diesen typischen zug bereichert worden ist, wird niemand glauben wollen. also gemeinsame quelle oder abhängigkeit von einander?

Dazu ein zweites. zu den beliebtesten ingrediencien der mittelalterlichen weltgerichtsdarstellungen gehört der feuerstrom, der vom thron des richters ausgelit und zur hölle hinabfließt, alles worauf er trifft verzehrend. so auch hier:

str. 6. Flamma ignis¹ anteibit iusti vultum iudicis,
caelos, terras et profundi fluctus ponti devorans.

natürlich geht das auf Dan. 7,9 ff zurück: *throni positi sunt et antiquus dierum sedit . . . thronus eius flammae ignis, rotae eius ignis accensus. fluvius igneus rapidusque egrediebatur a facie eius; millia millium ministrabant ei et decies milies centena millia assistebant ei, iudicium sedit et libri aperti sunt*; es ist aber doch auch hier zu fragen, wie es kommt, dass in den weltgerichtsdichtungen sich stellen aus verschiedenen teilen der Bibel so regelmäfsig vereinigt finden. und hier wird die frage noch brennender, weil hier dichter und maler zusammen gehn. dass die letztern von unserm rhythmus abhängig sind, ist ja ganz ausgeschlossen.

Das richtige hat da schon Voss gesehen. wenn er mit recht die behauptung aufstellt, dass die maler unter dem einfluss der homilien Ephrems standen, wo sie die einzelnen teile ihres bildes schon vereinigt fanden, so wird man etwas ähnliches für den dichter dieses rhythmus annehmen dürfen; auch er hat diese züge nicht selbständig zu einem bilde zusammengestellt, sondern dichtet

¹ die herausgeber schreiben merkwürdigerweise meist *flamma, ignis*.

in directer oder indirecter abhängigkeit von einem vorbilde. darüber dass hier zunächst Ephrem in frage kommt, brauche ich nach Graus trefflichen auseinandersetzungen nicht viel worte zu machen, wir werden um so eher an diesen einflussreichen mann denken, als die kirchenväter recht zurückhaltend sind in der schilderung des gerichtes (FXKraus Die wandgemälde in der georgskirche zu Oberzell auf d. Reichenau s. 15). im gegensatz zu diesen kann Ephrem sich garnicht genug tun in der ausmalung der schrecken dieses tages. dieselben züge kehren mit einer gewissen regelmäfsigkeit wider, so sehr, dass mir die auswahl der anzuführenden stellen schwer wird. zb. Ephrem 180,1 C: *Quando thronos videbimus positos et dominum omnium saeculorum deumque nostrum sedentem. quando innumerabiles angelorum conspiciemus exercitus, in circuitu thronum gloriae circumstantes cum metu atque tremore. tunc prophetia implebitur Danielis* (folgt Dan. 7,9ff). *magnus in hora illa horrenda atque tremenda pavor erit* usw. oder 183,1 A: *ecce nunc tempus est proximum et dies nos praeoccupat, quo omnia nostra etiam occultissima tremendus iudex in lumen proferet . . . et contremiscet ibi omnis creatura ipsaque sanctorum angelorum agmina.* 460,1 E: *coram formidabili tribunali, ubi etiam angeli cum tremore adsistent.* und so immer wider. ferner der feuerstrom. die vorstellung geht ja, wie gesagt, auf Daniel zurück; dass sie zu den notwendigen bestandteilen einer schilderung des gerichtstages gehört, ist doch wol die erfindung Ephrems, und bei diesem erscheint auch die in unserm rhythmus sich findende nähere ausmalung. dass ein solcher feuerstrom alles verschlingt, ist ja selbstverständlich, aber Daniel sagt es nun einmal nicht, wol aber Ephrem an vielen stellen, zb. 179,2 B: *quando igneum viderimus fluvium ab ortu solis usque ad occasum cum furore manantem ac instar ferocis asperique maris montes et valles devorantem terramque omnem ac quaecunque sunt in ea exurentem.* oder 480,1 B, 478,2 A uaa. dass auch der himmel mit verzehrt wird, ist wol freie ausmalung des dichters.

Sehr interessant ist auch die schilderung der hölle in unserm rhythmus str. 17 f:

retro ruent tum iniusti	ignes in perpetuos,
vermis quorum non moritur	flamma nec restinguitur,
Satan atro cum ministris	quo tenetur carcere,
fletus ubi mugitusque,	strident omnes dentibus.

die einzelnen bestandteile stammen aus der Bibel, vgl. Marc. 9,43, 45, 47 *ubi vermis eorum non moritur et ignis non extinguitur* (nach Jes. 66,24) und Matth. 8,12 (13,42. 22,13. 24,51. 25,30) *fili autem regni eicientur in tenebras exteriores. ibi erit fletus et stridor dentium*; sie finden sich dort aber nirgends zu einem einheitlichen bilde vereinigt. da ist es doch nicht von ungefähr, dass wir schon bei Ephrem diese schilderung haben, vgl. 463,1 B *qualesnam sunt tenebrae illae exteriores, qualis est ignis ille extinguibilis et vermis nunquam dormiens, qualisnam stridor ille dentium* (vgl. 125,1 E. 151,2 C). also auch hier dieselbe erscheinung, dass lange vor dem dichter unsres rhythmus die von ihm verwendeten züge sich zusammengestellt finden¹. unter diesen verhältnissen sind auch einige andere beoachtungen nicht ganz unwichtig, auf die ich sonst weniger wert legen würde. dass das gleichnis von den klugen und törichten jungfrauen auf das gericht bezogen wurde, vgl. 23,2 *in occursum magni regis fer ardentis lampades*, legt ja Matth. 25,1 ff nahe, tatsächlich findet es sich oft bei E. ebenso wie die gerichtsscene nach Matth. 25 selbst. ganz besonders häufig ist auch bei Ephrem die wendung, mit der er immer wider die schrecken jenes tages einprägt: *iam enim dies illa horrenda atque terribilis nos occupat* 182, 2 A, *in die illa formidabili atque terribili* 595,1 B, *in tremenda magna et formidabili hora illa* 185,2 B, und so in zahllosen widerholungen, ich möchte sagen wie ein refrain wirkend, entsprechend dem refrain des rhythmus: *in tremendo die iudicii*.

Einzeln mögen die momente die ich zusammengestellt habe, nicht allzuviel besagen. alles in allem genommen kann man m. e. nicht daran zweifeln, dass die schöne schilderung, die der rhythmus bietet, auf Ephrem zurückgeht, und das ist bei der großen wirkung, die der mann notorisch ausgeübt hat, auch garnicht

¹ ich gesteh, dass ich nicht hinreichende belesenheit in den kirchenvätern besitze, um zu entscheiden, ob Ephrem diese stellen zum erstenmal vereinigt hat oder auch schon auf vorgängern fußt. bei Johannes Chrysostomus Migne Graec. 61,471 finden wir dasselbe: *cum ergo tenebrae insuper sint et dentium stridor et vincula insolubilia et vermis immortalis et ignis nunquam extinguendus et oppressio atque angustia*. dies könnte direct aus Ephrem entnommen sein, wie es ziemlich sicher bei PsHippolyt Migne Graec. 10,942 C der fall ist. für den rhythmus ist die frage ja irrelevant, sofern nur klar ist, dass der dichter auf ältere doctrin zurückgeht, und das scheint mir zweifellos.

überraschend. ob dem dichter wirklich eine lateinische übersetzung einzelner werke Ephrems vorlag oder nur homilien oder tractate eines durch Ephrem angeregten und unter seinem einflusse stehnden mannes, möcht ich nicht entscheiden. letzteres ist mir aus dem grunde wahrscheinlicher, weil ich keine stelle finde, die man gradezu als vorlage des rhythmisdichters bezeichnen könnte; doch ist dieser grund natürlich nicht durchschlagend, denn warum sollte der dichter sich nicht auch einige selbständigkeit bewahrt haben?

Mit dem besprochenen rhythmus ist ein andres gedicht zusammenzustellen, das sich nicht einer solchen beliebtheit und bekanntschaft erfreut wie '*Apparebit repentina*'; es ist von EDümler als nr vi in den *Rhythmici ecclesiastici* versteckt, überschrieben *De Enoch et Heliae*, anfangend

Apparebunt ante summum saeculorum iudicem

Enoch magnus et Helias quondam raptus in polum,
inimenter.

Schon in SGallen ist das Gedicht unter die rhythmien aufgenommen worden, es steht in der Brüsseler hs. fol. 18^v, gehört aber nicht dahin, denn wie WMeyer erkannt hat, will es garnicht rhythmisch sein, sondern entspricht den regeln die Beda über den trochäischen metrischen septenar aufstellt (Ges. abh. n 348). mich interessiert hier zunächst nur die form. Dümler druckt das gedicht nach der Brüsseler hs. mit einem wunderbaren refrain ab, in str. 1—17 lautet er *imimenter*, 18—31 *in pavendo*, 32—35 *in perennis*. das gibt offenbar gar keinen sinn. da ist es ein glück, dass ein zweite hs. ein bruchstück der SGallener sammlung gerettet hat; sie stammt aus Lorsch und ligt jetzt in Paris Bibl. nat. lat. 16668 (Sorbonne 1476), vgl. Steinmeyer Ahd. gloss. iv 599. dort steht f. 21 unser gedicht¹, und daran schließt sich der auch in der Brüsseler hs. darauf folgende rhythmus '*Audax es vir juvenis*'. hier haben wir nun auch einen vernünftigen refrain: *imminente die iudicii, in pavendo die iudicii*, von str. 30 an *in perennis die sabbati*. zieht man diesen refrain und dazu die anfänge *apparebit* = *apparebunt* in betracht, so kann man sich der erkenntnis nicht verschließen, dass die beiden gedichte in beziehung zu einander stehn. wenn

¹ es ist bemerkenswert, dass durch diese hs. die aus metrischen gründen von WMeyer vorgeschlagenen textverbesserungen bestätigt werden.

es nun richtig ist, dass dies gedicht nach einem erst von Beda erfundenen metrischen schema gedichtet ist (WMeyer aao. 348, möglich wäre es ja auch, dass Beda seine lehre von einem solchen gedichte oder von diesem gedichte abstrahiert hätte), während er den rhythmus 'Apparebit' schon citiert, so ist es ja klar, wie das abhängigkeitsverhältnis zu beurteilen ist.

Das gedicht ist sehr anziehend und wertvoll, es verdient nähere behandlung. leider kann ich nicht voraussetzen, dass es allgemeiner bekannt ist, denn Dümmlers programm ist ziemlich vergessen, ich muss mich entschließen, die stücke die ich besprechen will erst abzudrucken. um raum zu sparen und auch weil es mich zu sehr vom thema abführen würde, geh ich über str. 1—12 kurz hinweg; sie enthalten die Antichristsage, im allgemeinen in der fassung wie wir sie bei Adso lesen und wie sie der rhythmus de Antichristo in der hs. von Moissac (vgl. Dreves Anal. hymn. II 91, vWinterfeld NA. 22, 406) gibt. welches die gemeinsame quelle ist, weiß man noch nicht, dass Adso von dem rhythmus de A. abhängig ist, eine möglichkeit die vWinterfeld aao. andeutete, ist wol auf keinen fall anzunehmen. ich wende mich dem zweiten teile zu und lasse die stropfen folgen, die das jüngste gericht behandeln.

14. Insonante tunc ab alto magni regis bucina
e celo descendet ipse maiestate fulgidus
in pavendo die iudicii.
15. Omni cinctus angelorum iudex altus agmine
nubibusque rex coruscus circumfusus flammeis in p.
16. A cuius splendore cuncta lucem perdent sydera,
luna cedens erubescet sol et obscurabitur in p.
17. Celos ac terras vorabit ignis flamma sæviens,
quos magni Noe diebus quondam limphae absumpserant in p.
18. Tunc omnes una resurgent peccatores et pii,
sed non inmutantur omnes ad perennem gloriam in p.
19. Tunc et nos, quicumque terris viventes relinquimur,
una cum resuscitatis occurremus iudici in p.
20. Sic utrique mox in altum conscendemus aërem,
Christo regi quique leti obviam raptabimur in p.

Der kürze halber brech ich hier ab und bemerke nur noch, dass ich die varianten weil unwichtig nicht beachtet habe. auch bei dieser schilderung des gerichtes stell ich die frage, wieweit der

dichter die bibelstellen selbständig gesammelt hat und wieweit er von vorbildern abhängig ist. man wird ein ähnliches resultat erwarten, und mit recht. die strophen klingen dem bekannt, der von 'Apparebit' (i) herkommt; es ist nicht allein das gleiche thema, die verwantschaft ist näher. bei Matth. 24,29 ist die folge der ereignisse so: verfinsterung der gestirne (das zeichen des menschensohnes), sein kommen in großer pracht und herrlichkeit, blasen der posaune. in i (Apparebit) und ii (Apparebunt) folgen die ereignisse so: 1. die posaune ertönt, 2. der himmlische richter steigt herab, 3. begleitet von engelscharen, 4. die gestirne verlieren ihren schein, 5. (ganz unabhängig von Matthäus) die feuerflamme wird himmel (s. oben) und erde verzehren. — noch deutlicher wird die verwantschaft, wenn man die einzelheiten vergleicht.

i 4,1	de celesti iudex arce	maiestate fulgidus
ii 14,2	e celo descendet ipse	maiestate fulgidus.
i 5,1	erubescet orbis lunae	sol et obscurabitur
ii 16,2	luna cedens erubescet	sol et obscurabitur

(vgl. Matthäus 24,29 *sol obscurabitur et luna non dabit lumen suum.*)

i 6,2		flamma ignis
	celos terras et profundi	fluctus ponti devorans
ii 17,2	celos ac terras vorabit	ignis flamma saeviens.

so weit ist das ergebnis ganz reinlich, ii hat i benutzt; aber eine schwierigkeit erhebt sich, wenn wir nun Ephrem heranziehen. in ii geht es str. 17 weiter *quos magni Noe diebus quondam lymphae absumpserant.* das hat in i keine entsprechung, wol aber bei Ephrem 181,1 E: *nam cum e caelis Christus descenderit, statim inextinguibilis ignis ubique ante Christi conspectum praecurret operietque universa. etenim quod sub Noe factum est diluvium, inextinguibilis huius ignis figura exstitit. quemadmodum enim tum aqua omnes montium operuit vertices, ita et rursus tunc igne occupantur universa.* die beiden stellen decken sich nicht völlig, aber es ist mir nicht zweifelhaft, dass sie zusammen gehören; es kann kein zufall sein, dass in diesem zusammenhange ein so verwanter gedanke auftritt, um so mehr als er in ii 17,2 arg verdorben ist: dass sogar der himmel von der sintflut bedeckt wurde, ist doch sonst wol nirgends gelehrt worden, der dichter fördert den gedanken zu tage, weil er eben mit fremdem gut arbeitet. man braucht nicht anzunehmen, dass er die übersetzung von

Ephrems homilie neben sich liegen hatte, er kannte den rhythmus *Apparebit* und ferner waren solche durch Ephrem inaugurierten weltgerichtspredigten sicherlich so verbreitet, dass ihm der gedanke wie von selbst anflog. ich habe keine bestimmten nachrichten gefunden, wann Ephrem, der ja bald ins griechische übersetzt wurde, zuerst in lateinischem gewande gelesen worden ist; dass es früh geschah, ist zweifellos. irre ich nicht, so hat schon Benedict in seiner regel auf ihn bezug genommen. leider kommt man zu keiner ganz klaren einsicht: es ist immer wider so, dass man die einzelnen gedanken des gedichts aus Ephrem belegen kann, ohne dass doch ein bestimmter zusammenhängender abschnitt als vorlage nachzuweisen wäre. so heisst es str. 21 (also nachdem schon die auferstehung der toten geschildert ist, und wie sie freudig Christo entgegeneilten)

21 In celo summi tropheum tum fulgebit iudicis,
in quo iudicatus ipse regnum leti straverat in p.

22 Qua terre tribus lugebunt ac dolebunt acriter

quique Christum denegarant quive illum pupunxerant in p.

die str. 22 geht ja zuletzt auf Apoc. Joh. 1,7 zurück *ecce venit cum nubibus et videbit eum omnis oculus et qui eum pupugerunt. et plangent se super eum omnes tribus terrae.* hätte der dichter diese ausführungen direct aus der schrift entnommen, so würde er sie vermutlich dahin gestellt haben, wohin sie gehören, hinter str. 15, 16 etwa, und dort gehört auch das gericht hin, das hier erst str. 26 erscheint. — es mochte ihm schwer werden hinter str. 16 dies einzufügen, weil er dort an seiner vorlage, dem rhythmus klebte. so hinkt str. 21 (das zeichen des menschensohnes Matth. 24,30) nicht weniger nach als 22 (Apoc. 1 7), und dass sie hier vereinigt erscheinen, mag wider seinen grund in einer vorschwebenden homilie haben.

Ferner wenn es nach dem abschluss des gericht's heisst str. 28

Non ultra tumentis illas carnis undas equoris,

lambens ignis cuius omnis motus exsiccaverat,

so steht dieser vergleich des feuermeeres, das alles ausgetrocknet hat, mit den wogen des meeres ebenfalls schon bei E. an der angeführten stelle 181,1 E. und so wird noch manches hierher gehören. ich verzichte darauf erschöpfend zu sein, vor allem jede einzelne stelle heranzuziehn, was ja bei den ewigen widerholungen Ephrems auch ganz aussichts- und zwecklos wäre.

Aber noch eins. ich hab oben die Vermutung geäußert, dass 'Apparebit' von dem Dichter des Rhythmus auf das neue Jerusalem 'Alma fulget' stamme (bzw. umgekehrt). wenn dem Vf. von 'Apparebunt' der eine Rhythmus bekannt war, so lässt sich dasselbe für den anderen ebenfalls erwarten. und tatsächlich spricht manches dafür, dass im letzten Teil, der Schilderung des neuen Jerusalem, der erwähnte Rhythmus herangezogen ist. str. 32 unseres Gedichts beginnt

Civitas gaudebit alma celi digna gloria,

und es hat von dieser Strophe an den Refrain *in perennis die sabbati*. der erwähnte Rhythmus beginnt

Alma fulget in celestis perpes regna civitas,

und wenn ich mit meiner Vermutung nicht irre geh, so haben wir auch hier den Refrain *in perennis die sabbati* anzunehmen (vgl. oben).

str. 33,1 in qua claris angelorum iusti admixti coetibus
vgl. str. 5,2 angelorum mixti choris laudem Christo concinunt.
diese letzte Übereinstimmung will freilich nicht viel sagen, und manches weicht völlig ab, im ganzen scheint mir aber doch der Zusammenhang vorhanden zu sein. ergebnis: drei dieser Weltgerichtsgedichte weisen Beziehungen zueinander auf und sind von Ephrem oder auf diesen zurückgehenden Homilien beeinflusst.

Fast noch klarer ist die Sachlage bei dem Rhythmus 'De adventu domini et die iudicii', dem ich mich nun zuwende. es ist ein recht charakteristisches Gedicht, leider wenig bekannt. Boucherie hat es in den *Mélanges latins et bas-latins* 1875 s. 28 aus der Clermonter Hs. ediert, die noch die alten Rhythmen 'Audite versusum parabole' und 'Ad celi clara' enthält, Coussemaker *Hist. de l'harmonie au moyen âge* 116 aus der Limousiner Rhythmenhs. Paris Bibl. nat. 1154, außerdem steht es in der Brüsseler Hs. mit erheblichen Abweichungen.

Wir lesen hier eine erschütternde Schilderung des jüngsten Tages, mit den Mitteln hergestellt die die Schrift an die Hand gibt. wir haben aber gesehen, Ephrem schwelgte in Schilderungen dieser fürchterlichen Begleiterscheinungen des Gerichts. wenn also der Dichter unseres Rhythmus sich die Mühe machte all diese Züge aus der Bibel zusammenzusuchen, so konnte er wol die Schilderung bieten die wir bei ihm lesen, und es musste sich von selbst ergeben, dass er sich mit Ephrem gelegentlich berührte. aber es

ist mir doch höchst fraglich, ob er sich diese mühe wirklich machte. die arbeit war ja längst getan: wer im 8 jh. — in diese zeit wird das gedicht fallen — die schrecken jenes tages ausmalen wollte, griff nicht zur Vulgata; die vorstellungen die man mit jenem tage verband waren festgelegt, nicht zum wenigsten durch den nun schon so oft genannten Ephrem. an einzelnen stellen des gedichts tritt es ganz deutlich hervor. so lautet¹ str. 3:

Cum aperta celi arce
fulgorans ab oriente
lucet vultus Jesu Christi,
apparebit mundus omnis,
obviam volabunt sancti
suo pio redemptori.

es ist ja naheliegend dass betont wird, dass der himmel sich auftun wird, wenn Christus als weltenrichter erscheint, die schrift sagt es aber nicht, dagegen Ephrem 380,1 C: *quando caelos discindi et deum magno cum furore super peccatores revelari contemplatus fueris*, 463,1 B: *quomodo caeli ad nutum ac iussionem domini discidentur, quomodo iudex fulguris instar relucens e caelo descendet*. eine ähnliche stelle mag dem dichter vorgeschwebt haben; dass es nicht Ephrem selbst zu sein braucht, zeigt ein anonymes 'auctor in secundum adventum Christi' Migne Graec. 61,775: *et aperientur caeli et ecce filius dei veniens in nubibus caeli cum potestate et gloria multa . . . ipse ut fulgur apparens ab oriente usque ad occidentem, atque ex terrore et minis eius caeli volventur ut liber — perpendite ergo fratres diem illam terribilem magnam et illustrem. etenim angeli qui nil peccaverunt diem illam cum tremore cogitant*. hier haben wir zum schluss ja auch wider den zug, der schon bei 'Apparebit' auffällig war, er gehört notwendig zu der schilderung. in unserm gedicht ist ihm str. 12 gewidmet:

Ibi angeli timebunt
et archangeli formidabunt,
throni atque principatus,
potestates et virtutes,
Cherubim atque Seraphim,
simul dominationes.

¹ ich citiere die reihenfolge der strophen und den text so, wie ich das gedicht edieren werde.

daran schließt sich noch die folgende aufzählung

13 Tunc sedente Jesu Christo
in eternitatis throno
adstante choro sanctorum
omnium, patriarcharum,
prophetarum, apostolorum,
martyrum et confessorum.

beide gruppen haben wir auch hintereinander bei Ephr. 64,1 C (vgl. Coloss. 1 16): *habemus angelos, quos iugiter cogitemus, habemus archangelos, habemus potestates atque virtutes, habemus dominationum gloriam, habemus Cherubim et Seraphim, habemus nos ipsos. habemus deum ac dominum universorum, bonum ac sanctum nomen eius. habemus prophetas, habemus apostolos, habemus sancta Christi evangelia divinosque sermones eius. habemus martyres, habemus sanctos omnes, habemus confessores, habemus sanctos patres nostros et patriarchas, habemus pastores, habemus sacerdotes, habemus denique caelos et omnia quae in eis sunt.* hier hat man fast den eindruck, als müsse der dichter diese stelle direct vor augen gehabt haben; auf das *sanctorum omnium* und *sanctos omnes* mach ich noch besonders aufmerksam.

Der vollständigkeit halber führ ich noch einige stellen an.

5 Cum ab igne rota mundi
tota ceperit ardere
sive flamma concremare,
celum ut liber plicare,
sidera tota cadere,
finem seculi venire,

vgl. die schon oben beigebrachte stelle vom feuerstrom 480,1 B. dsogl. 463,1 B 380,1 C uaa.

6,3 recepturi unusquisque
non solum de pravo facto,
sed de verbo ocioso
prout gesserat in carne

vgl. Ephr. 479,1 C: *nam et pro operibus ac pro sermonibus otiosis et pro turpibus et inhonestis aspectibus . . . rationem reddent.* 426,2 B uaa. (nach Matth. 12,36).

9,1 quid acturi (l. dicturi) erunt pravi,
quando ipsi tremunt sancti
ante tantam majestatem?

zu v. 2 vgl. den oben gedruckten rhythmus 1,3 *sancti tremunt in iudicio de maiestate domini*. zu v. 1 vgl. Ephr. 183,1 A *quid vero in die iudicii ei dicemus?* vgl. auch 426,2 B uaa.

13 *Iam quod oculus non videt
nec umquam auris audivit
nec in cor hominis ascendit,
quanta deus preparavit
sanctis suis quos dilexit,*

vgl. Ephr. 479,1 Ef (*de universali resurrectione et extremo iudicio*) . . . *et puro cordis oculo contemplabantur illa, quae nec oculus vidit nec auris audivit nec in cor hominis ascenderunt* usw. vgl. auch 448,1 E (nach Jes. 64,4, dort schon in demselben Zusammenhang).

7 *Dies ire dies illa,
dies nebule et caliginis (l. turbinis)
dies tube et clangoris,
dies luctus et tremoris,
quando pondus tenebrarum
cadet super peccatores.*

hier ertönen ja nun die klänge, die sovieler jahrhunderte hindurch die welt erschüttern sollten. ob in dieser form zum ersten mal? ich glaub es nicht. die stelle ist ein fast wörtlicher ausschnitt aus der Vulgata, Sophon. 1 15: *dies irae dies illa, dies tribulationis et angustiae, dies calamitatis et miseriae, dies tenebrarum et caliginis, dies nebulae et turbinis, dies tubae et clangoris super civitates munitas et super angulos excelsos*. bei Ephrem fand ich eine so wörtliche benutzung des Sophonia nicht, am nächsten steht wol Ephr. 132,2 D *quomodo caliginem atque obscuritatem clangoremque tubarum ac vocem ipsius dei . . . perferre nequiverint*; man müste also fragen, ob hier nicht doch eine directe verbindung zwischen unserm rhythmus und der Sophoniastelle besteht. ich kann mich schwer davon überzeugen, glaube vielmehr, dass grade diese stelle mit ihrer nervenaufüttelnden aneinanderreihung von fürchterlichen erscheinungen auch früher schon öfter von dichtern und predigern benutzt wurde, die schrecken jenes tages auszumalen, und so geradezu zum geflügelten wort geworden war. ich erwähnte oben schon einen alten abecedarischen rhythmus aus Irland, der auf Columba zurückgeführt wird, *Altus prosator vetustus* (gedr. von Boucherie Mélanges l. et b.-l. 1875

aus einer hs. v. Montpellier s. ix s. 15 u. von Reifferscheid Bibl. ital. II 80 aus einem Ambrosianus s. x. Todd The book of hymns of the ancient church of Ireland 205). er steht inhaltlich fern, Boucherie überschreibt ihn 'contre les antitrinitaires', aber auch hier die drohende mahnung

17 Regis regum rectissimi	prope est dies domini,
dies ire et vindicte,	tenebrarum et nebule,
diesque mirabilium,	tonitruorum fortium,
dies quoque angustie,	meroris ac tristitie! . . .
stantes erimus pavidi	ante tribunal domini

(vgl. Hraban de fide cathol. str. 77). hier kann ich keinen directen zusammenhang mit den weltgerichtsrythmen erkennen, man sieht, wie dieses wort unendlich oft variiert worden sein muss. man vergleiche auch Cyrillus Migne Graec. 77,1075: *tunc eum invadunt dies irae, afflictionis, angoris et angustiae, dies tenebrarum et caliginis*, und ähnlich sicherlich unendlich oft. wenn Anselm v. Cant. Med. I 13 seinen lesern zuruft: *vere dies irae dies illa, dies tribulationis et angustiae, dies nebulae et turbinis, dies tubae et clangoris*, so citiert er ja wörtlich die schrift, ich meine aber, die art wie er das citat einleitet, *vere dies illa*, weist darauf hin, dass er diese wendung als ganz verbreitet voraussetzt¹.

So haben wir in der eben citierten stelle Anselms keine unmittelbaren beziehungen zu der 7 strophe des rhythmus 'Quique' anzunehmen, dagegen ist dies der fall bei einer Reichenauer sequenz einer hs. s. XII—XIII; eine nicht unwichtige beobachtung, weil wir sonst in Augia nicht allzuviel spuren dieser SGaller rhythmten finden. in dieser sequenz (Mone I s. 405f.) lauten die verse 33 ff. folgendermässen:

Quid acturi erunt pravi,
 quando tremebunt angeli
 videntes formam dei,
 ut fuit in cruce pro salute mundi?
 tunc infernus apparebit
 et damnatos absorbebit,
 fulgur, ignis atque vermes
 trucidabunt peccatores.

hier haben wir den nicht häufigen fall, dass wir in spätern jahr-

¹ weitere citate der Sophoniastelle siehe bei Daniel Thesaurus II 123.

hundertten bekantschaft mit den alten rhythmien nachweisen können, denn die ersten verse klingen ganz unverkeunbar an str. 9 unsers gedichts an

quid acturi (*l. dicturi*) erunt pravi,
 quando ipsi tremant sancti
 aute tantam maiestatem
 Jesu Christi filii dei,

wo recht interessant ist zu sehen, wie für das richtige *tremant sancti* der oben mehrfach erwähnte zug getreten ist, dass die engel zittern: ein beweis, wie allgemein diese anschauung geworden war.

Der zweite teil der Reichenauer strophe stimmt fast wörtlich zu unsrer strophe 8:

Qualis pavor tunc adérit,
 quando rex iratus venit
 et infernus apparebit
 impiosque absorbebit,
 sulphur, flamma atque vermes
 cruciabunt peccatores.

In dieser sequenz nun, die sich durch die wörtlichen entlehnungen als abhängig von unserm rhythmus erweist, finden sich auch die verse die den schluss der berühmten sequenz '*Dies irae*' bilden:

Lacrimosa dies illa,
 qua resurget de favilla
 iudicandus homo reus;
 tu peccatis parce, deus.

So schlägt dieses Reichenauer gedicht die brücke von dem alten weltgerichtsrythmus zu jener sequenz, in der die oft variierten gedanken ihre endgültige fassung erhielten. — freilich haben auf diese dann auch noch andere einflüsse gewürkt, die den rhythmien fremd sind, wie gleich die dritte zeile zeigt

teste David et Sibylla.

Es erübrigt noch die stellung des rhythmus '*Quique*' zu den gleichzeitigen gedichten des inhalts zu untersuchen¹. da fällt zunächst auf, dass str. 9,2

¹ den Leidrhythmus Poetae II 118 Traube, Karol. dichtg. 150 übergeh ich absichtlich, denn er trägt einen ganz andern litterarischen charakter als die hier besprochenen.

quando ipsi tremant sancti
ante tantam maiestatem

mit 1,3 des an erster stelle behandelten rhythmus sich fast deckt:
sancti tremant in iudicio de maiestate domini,
und das ist ein ton, der immer wider in den verwanten ge-
dichten anklingt.

Wie wir sahen, stammt jenes *dies irae dies illa* in erster linie aus Sophon. 1,15, es ist dann zur typischen bezeichnung jenes gerichtstages geworden. schon Ephrem wiederholt sehr häufig diese und ähnliche wendungen, und dichtungen wie der rhythmus 'Quique' trugen sicherlich dazu bei sie populär zu machen, so dass sie in bufsdichtungen nicht zu fehlen pflegt. unter nr. viii druckt Dümmler aao. eine alphabetische 'Accusatio facinoris' ab, deren vf. sich ebenfalls die schrecken jenes tages und der darauf folgenden höllenqualen ausmalt. schmerzlich ruft er aus:

7	Gemitum exaudi Christe	et succurre misero,
	dum in die magno illo	iudicabis seculum.
8	Hora omni in inferno	ululantur anime:
	putas ero remissurus	de fornace ignea?
9	Ibi ignis est accensus	sine fine terminus,
	inde miser contremisco	cum amaro gemitu.

15	Pauperi non erogavi	neque deum dilexi,
	miser ego quid faciam	in die iudicii?

16	Quanta sunt ibi flagella	et tormenta impia,
	ubi vermes depascuntur,	qui dicunt blasphemiam.

es sind immer dieselben bestandteile die wir schon gefunden haben.

Den charakteristischen zug, dass die engel vor Gottes majestät zittern, hab ich oben schon in dem bufsgebet 'Ad te deus gloriose' der Limousiner rhythmens. nachgewiesen. wenn wir nun in demselben gedicht str. 11 lesen:

Luctu plena dies illa	et amara reprobis,
dies ire dies illa	dies et caliginis,

so werden wir nicht mehr daran denken, hierin eine originalarbeit des dichters zu vermuten; vgl. die oben angeführte str. 7 des rhythmus 'Quique'.

Charakteristisch sind auch str. 17—18:

17	Rex et dicet: maledicti,	ite vos in tartarum!
	sanctis vero: benedicti,	venite ad gloriam.

18 Sic clauduntur tenebroso peccatores carcere
 et ardebunt ut damnati cum stridore dentium.

wir erinnern uns, dass wir die einzelnen teile dieser schilderung zwar nicht in der Vulgata, vereinigt finden (Matth. 25,31 beginnt die schilderung des jüngsten gericht, 25,30 steht die wendung *stridor dentium*, aber zu der vorhergehenden erzählung gehörig, *carcer* kommt hier garnicht vor), wol aber in 'Apparebit repentina'.

Dieser zuletzt besprochene rhythmus hat drei refrains, die mit einander wechseln; der dritte lautet:

ab inferno, Christe, nos libera.

dasselbe stofsgebet vernehmen wir in einem andern alten bufsrhythmus 'Age deus causam meam' (Dümmler no. v, Blume Anal. hymn. 33,258) str. 21 :

libera a temptatione
 et ab inferno inferiori.

ebenso steht hier, in str. 5, der hinweis auf jenen gerichtstag:
 ecce in illa die iudicii
 qualis ego ero miser.

freilich sind hier die berührungen nicht besonders eng, im allgemeinen gehört dies gedicht zu einer andern von mir im NA. 34,634ff herausgearbeiteten gruppe von rhythmten, die sich äußerlich dadurch auszeichnen, dass sie gelegentlich die mit s impura anlautenden wörter mit einer vorschlagsilbe lesen (wie in unserm gedicht 9,3 *indulge (e)sceleratis*) und auch inhaltlich verwant sind, indem bestimmte wunder, die auferweckung des Lazarus quadriduanus, die heilung des blutflüssigen weibes uaa. besonders beliebt sind. freilich ist bei diesem gedicht die zugehörigkeit nicht so deutlich, indem einzelnes ausgelassen, andres zugefügt ist. immerhin ist es bemerkenswert, dass auch eins von diesen gedichten, die sonst ganz auferhalb der sphäre der weltgerichtsdichtungen stehn, von jenen einflüssen sich berührt zeigt.

Das sind die hierher gehörigen rhythmten aus jener alten zeit. die zusammenhänge sind da, wenn sich auch die verzweigungen und verknüpfungen nicht überall nachweisen lassen. aus etwas späterer zeit muss noch ein gedicht herangezogen werden, das einen ganz eigenartigen charakter trägt, WMeyer bezeichnet die form als 'schwankende zeilen' Ges. abh. I 237. es ist aus einer hs. zu Montpellier x—xi s. von Paulin Blanc in den Mémoires de

la Soc. arch. de Mont. n 450 ff. abgedruckt. hier wird in breiterer weise der schrecken jener tage ausgemalt, und widerum finden wir jene züge zusammengestellt, die so häufig seit Ephrem begegnen.

str. 1 Audi tellus, audi magni maris limbus,
 audi homo, audi omne quod vivit sub sole.
 veniet, prope est dies ire supreme,
 dies invisā, dies amara,
 qua celum fugiet, sol erubescet,
 luna mutabitur, dies nigrescet,
 sidera supra terram cadent.
 heu miseri, heu miseril quid homo
 ineptam sequeris letitiam?

es ist ganz deutlich, wie hier die längst üblichen züge wider verwertet werden. wenn nicht alles zu den oben abgedruckten stellen stimmt, so ist zu beachten, dass wir doch sicherlich nur einen geringen teil dieser litteratur erhalten haben. dass der himmel 'entweichen' wird, hab ich nicht aus den rhythmēn belegen können, wol aber steht es häufiger (nach Apoc. 6,14) bei Ephrem. dass nicht etwa die Apocalypse direct benutzt ist, dafür nur einen schlagenden beweis. str. 2 beginnt

Bene fundata hactenus mansit terra:
 tunc vacillabit velut maris unda.

das ist der Bibel fremd und steht bei Ephrem 460,2 C: *veniet . . . ex caelis cum potestate et gloria ingenti. tunc tubae resonabunt e caelis et virtutes eorum commovebuntur. terra tota instar aquae maris, a facie gloriae ipsius contremiscet. . . . ecce iustus iudex venit . . . cum gaudio prodibunt habentes lampades suas lucidas.* damit reiht sich auch dies gedicht in die classe von rhythmēn ein, die von Ephrem oder der auf ihn zurückgehenden litteratur abhängig die letzten dinge behandeln, und es entspricht nur unsern erwartungen, wenn wir auch hier die üblichen töne vernehmen str. 4:

Dies illa tam amara tam tremenda
 dies illa nunciabit dira signa¹,
 rugient maria sicut leo in silva².

¹ so ist wol zu lesen, *dira nunciabit* die hs.

² PBlanc meint s. 47,8, das *Dies irae* der sequenz *Pro defunctis* sei 'évidemment emprunté à notre strophe'. Lisko *Dies irae* beginnt seine geschichte der sequenz direct mit Thomas von Celano.

im übrigen läuft dies gedicht auf eine schilderung der erscheinung des Antichristen heraus, ähnlich wie wir beides, weltgericht und antichrist, in *'Apparebunt ante summum'* vereinigt fanden.

Der ton der in diesen alten rhythmien angeschlagen war, klingt in der spätern lateinischen litteratur immer wider. ich verzichte darauf dem hier nachzugehen und führe zum schluss nur eine stelle an, die weniger bekannt ist. ein von Du Méril *Poésies* p. l. 1847, 117 (Mone I 415) aus einer Pariser hs. s. XII abgedrucktes gedicht enthält die strophe

Terret me dies terroris,
irae dies et furoris,
dies luctus et moeroris,
dies ultrix peccatoris. K. STRECKER.

DE SERUANDO MEDICO¹.

Diplomatischer abdruck des textes mit ersatz der uncialbuchstaben des 7 jh.s durch antiquamaiskeln. überschrift und 12 hexameter auf zeilen.

DE SERUANDO MEDICO.

1. SERUANDŪ SPURCUM MEDICŪ · NOSTRŪQ; MEDEURŪ
2. QUI SE TARTAREŌM MISSUM · DE CARCERE FINXIT
3. AUTORITATE TUMENS ORCI · CUI CORPORA MITTIT
4. INPERITUS INERS AUSUS TERREꝰ REPETAM
5. CŪ STARET IN MEDIO · MOX ILLI UOCE SUPERUA
6. BURDONUM DUCTOR PALEAS · NAM FORTE GEREBAT
7. SERUANDE INFAMIS · SERUANDE ZABULE PESTIS
8. AIBAT SERUANDE CANIS · SEUANTE CATENIS
9. SERUANDE MEIS · SEMPER SERUANDE FLAGELLIS
10. SERUANDE IN PARTE MISERA · NABRASTANOSĒSIS
11. UITIUALAS UALMAM · UITIDUIS TANDAUITRITAM
12. CAPIAFEIS GIBATOS ENIM TRANSIRE UOLEBAT

¹ Litteratur: Burmann *Anthologia*, Amsterdam 1759—73, bd II s. 467 = lib. V nr 204; Meyer *Anthologia*, Lipsiae 1835 nr 1133 und noten bd I 2 p. 57; *Anthologia latina recens.* Alexander Riese pars I. Lipsiae 1869—70, fasc. 1 pag. 149, nr 204; ed. altera, Lipsiae, 1894—1906, fasc. 1, pag. 176—7, nr 204; *Anthologie de poètes latins dite de Saumaise.* réproduction réduite du manuscrit onciale, latin 10318 de la Bibliothèque nationale. Paris, imprimerie Berthaud frères . . . s. a.; August Grabow *Versuch einer deutung der gotischen sprachreste in dem epigramm De Seruando medico . . .*: Mitteilungen des Deutschen sprachvereins, Berlin, jg. 5, 1894, nr 9—10, s. 130 ff; Stamm-Heynes *Ultilas* . . . neu hg. Ferdinand Wrede, 11 aufl., Paderborn 1908 s. XXI (seit 9 aufl.).

Anmerkungen zur hs.: 2. *Tartareom* *O* aus *U* gemacht, *M* mit 2 übergesetzten puncten getilgt; 8. *seruante* so die hs. statt *seruande*; *catenis* mit über das *t* gesetztem kleinerem *h*; 12. *gibatos*, *O* aus *A* gemacht.

Metrische und textkritische bemerkungen.

Vers 4.: ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ zeigt falsche messung der zweiten silbe von *inp̄rītūs* als länge; zu ende fehlt eine hebung. man kann ergänzen **petamus* oder **petebam*, wovon die letztere conjectur zum erzählenden tone des epigrammes *cum staret, gerebat, aibat, uolebat* insbesondere stimmt. die herstellung Riesen *repetendus* zieht das gerundivum als apposition zum *qui* des relativsatzes. zu *ausus terre repetam* beachte man die lesung Baehrens bei Riese 2 aufl. s. 176: *ausus terrere*.

Die in 7—10 siebenmal stehende form *Seruande* begründet ein wortspiel mit dem namen und dem appellativischen gerundivum von *seruare*. gerundivisch ist das wort, wo ein ablativ des mittels oder ein dativ der bestimmung hinterher folgt, also *seruande catenis* in 8 und *seruande flagellis* in 9. die an der ersten stelle überlieferte präsentisch participiale form *seruante* ist von den ausgaben in das gerundivum corrigiert.

Der hexameter 9 entbehrt zu beginn einer betonten länge. die ausgaben decken den defect mit der interjection *ō*. es ist besser den imperativ von *ire*, also *ī* zu ergänzen. wenn das epigramm in der vorlage ohne absetzung der verse geschrieben war, so könnte der abschreiber im complexe *flagelliseruande* das zweite *i* als dittographisch angesehen und deshalb weggelassen haben.

Vers 10 *in partē miserā* ist metrisch nicht zulässig, weshalb Riese anmerkt 'num in partem miseram'? das ist sicherlich zutreffend. das eine *m* an der wortgrenze des substantivs und des adjectivs ist haplographisch, für die grenze gegen den folgenden fremdsprachlichen teil der zeile ergibt sich die annahme einer schreibung nach dem metrisch gesprochenen texte: **miser[am] anabrastanos*, der zufolge das dastehnde *a* in der hs. *miserā. nabrastanos* eigentlich nicht anlaut des adjectivs *miser*, sondern anlaut des folgenden unlateinischen wortes *ana* ist.

Wir haben es mit einer phrase *in partem miseram ire* zu tun, deren sinn der des Plautus *abire in malam rem*, oder der bei Cicero *abire in malam partem*, nhd. 'zur hölle fahren' gleich sein muss.

In 12 setzt der latin. text mit dem worte *gibatos* wider

ein. dieses wort muss wegen des folgenden metrischen abschnittes *ēnīm transīre uolēbat* kurz-*ō* besitzen, kann also nicht acc. pluralis sondern nur nom. sing. sein. *ō*-schreibung für *ū* ist aus dem cod. Salm. mehrfach zu belegen: *securos* 9,5, *thalamos* 11,18 *russeos* 194,3, *pulsos* 11,51, *campos* 11,122, *dilectos* 15,11 uam. — die erste silbe muss wegen des voranstehnden metrischen stückes, *cápia féis* lang sein und zwar positionslang **gibbātus*, da ein etymon für **gībātus* mit natürlicher länge nicht auffindbar ist. das adjectiv *gibbātus* zu *gibbus*, gebildet wie *caudatus* zu *cauda*, ist freilich kein zweites mal bezeugt. das lemma bei Forcellini 3, 210 ruht einzig und allein auf unserm epigramm.

Der ausdruck *Medeurus* in 1 ist ein name; identisch mit dem des *Medaurus Augustus* und *Sanctus Medaurus* zweier inschriften im tempel des Aesculap zu Lambaesis in Afrika CIL 8, 2642 und 2581. vulgärlat. schreibung *eu* für *au* nach Schuchardt II 323 zuweilen; häufiger ist allerdings die umgekehrte, *au* für älteres *eu*.

Aus der zweiten, aus 2 epigrammen bestehenden inschrift ergibt sich, dass der cultus des gottes von leuten aus Risano in Dalmatien nach Afrika verpflanzt sei. der gott wird mit bezug auf Dalmatien *nostri publice Lar populi* angesprochen, und die folgenden worte *sancte Medaure domi e(t) sancte hic* lassen keinen zweifel offen über seine ursprüngliche heimat.

Die verse dieses epigrammes schildern das standbild des gottes, der mit der linken das pferd emporreißt, mit der rechten die toddrohende lanze schwingt; das zweite epigramm der inschrift spricht von der widmung einer lanze an den gott. die beziehung des mörderischen arztes Servandus zum todträuenden Medaurus ist ebenso einleuchtend, wie die seines ärztlichen standes zum tempel des Aesculap, in dem sich die beiden Medaurusinschriften vorfinden. *noster Medaurus*, von Servandus gesagt, meint also, der arzt habe für 'uns', d. i. die römische oder germanische gesellschaft in Afrika, dieselbe bedeutung, wie der dalmatische gott für seine connationalen verehrer, deren inhalt der pentameter *altera dum letum librat ab aure manus* auszusprechen scheint. ich denke, dass der verfasser des epigrammes 204 der Anthologie gradezu die inschrift von Lambaesis, nicht irgendwelche andere traditionen vom Medaurus in Afrika, im sinne gehabt habe.

Der text des epigrammes de Seruando zerfällt in 2 abschnitte: vers 1—4 als eingang, in dem erzählt wird, dass der verfasser

den arzt aufgesucht oder angetroffen habe: *petebam* und vers 5—12 als schilderung des vom dichter mit vernommenen lärmenden auftrittes, den der maultiertreiber dem arzte bereitet.

Der mit 2 beginnende relativsatz *qui* reicht bis *ausus terrere, in medio* heisst *in medio vico* 'inmitten einer gasse' — *in vico angusto habitare* Petron., *per vicos et plateas* Veget. — und der mit *nam* eingeleitete satz in 6 ist wie ein relativsatz zu *burdonum ductor* zu verstehen: 'ein maultiertreiber, der gerade spreu vorüberführte'. für die auffassung Grabows, der treiber habe eben häcksel bei einem nahen brunnen angefeuchtet, um es in einer schwinde seinen tieren zum futter zu bringen, gewährt das epigramm keinerlei anhalt. die motivierung für den zornausbruch des maultiertreibers ist in 12 gegeben: 'denn er wollte vorübergehn' und ist daran offenbar durch den im wege stehenden arzt behindert. dann aber muss man **gibbātus* 'der bucklige' als eine beschreibende bezeichnung des *burdonum ductor* ansehen.

Die sache ist also völlig simpel: eine strafsenscene, bei der der übel beleumundete arzt der leidende, ein zufällig passierender maultiertreiber der handelnde teil, das motiv ein äusserliches und ganz alltägliches ist.

Gedichtet ist das epigramm überhaupt nur wegen der saftigen beschimpfungen die es enthält, vielleicht auch wegen des fremdsprachlichen einschusses, den der verfasser etwa als curiosum festzuhalten wünschte.

Diesen einschuss hat Alexander Riese schon im jahre 1880 in einem brieft an Grabow als einen germanischen angesprochen, und es ist m. w. bisher kein ernsthafter versuch gemacht worden, ihn aus einer anderen zu beginn des 6 jhs in Afrika üblichen sprache zu erklären.

Äufsere gründe gegen seine wandalische herkunft sind nicht gegeben. allerdings gehört der maultiertreiber nicht den besseren schichten der gesellschaft an, aber wandalisch haben zur zeit des reiches in Afrika sicher auch leute fremder abstammung und niederer stände gesprochen, und der einwand gegen die wandalische zugehörigkeit des sprachrestes, dass die Wandalen die herrschende classe gewesen seien, ist durchaus unbegründet.

Wir wissen zum überfluss auch gar nicht, ob das epigramm einen wirklichen vorgang schildert, oder einen erdichteten, ob nicht gerade dadurch, dass der römische verfasser einen maul-

tiertreiber vandalisch sprechen lässt, diesem idiom und seinen trägern etwas am zeuge geflickt werden sollte.

Äußere gründe können also nicht verfangen, und innere liegen nicht vor, da der einschluss, dessen wahrscheinliche worteinteilung ich sogleich hierhersetze: *ana brastan, osēs is, uiti, uala-sualmam, uiti du, ist andauit ritam, capia feis!* unanfechtbare ostgerm. lautgruppierungen und endsilben aufweist.

Zu erläutern ist derselbe zunächst aus dem gotischen, zu dem die sprache der Wandalen im engsten verwandtschaftsverhältnisse stand, doch wird man, wo das überlieferte got. material versagt, auch den wort- und formenschatz der übrigen altgerm. dialekte heranziehen dürfen. erschwert wird die deutung, das muss vorweg gesagt werden, nicht durch den mangel, sondern durch die allzu große zahl der möglichen worttrennungen und der möglichen germ. wortgleichungen.

Man kann das aber in nachstehender weise versuchen.

ana praepos. mit dem accusativ.

brastan acc. sing. eines swm. abstractums **brasta* als grundlage des ahd. verbums *prastōn* 'concrepitare, perstreperere, concrepare, crepare' und des zugehörigen abstractums *prastod* 'strepitus, fragor' Graff III 274—5.

Vorauszusetzen ist eine form **brahsta-*, mhd. *brast* stm. 'geprassel' mit *s*-einschub, wie got. *waurstw* : *waurkjan* — die den anschluss dieser bildungen an ahd. *praht* 'impetus, tumultus, fremitus, fragor, strepitus', *prahten* 'fremere' Graff III 269 — ohne *s*-einschub got. *waurhts* — vermittelt und die ganze sippe an das verbum *brikan*, *brak* anknüpft.

ana brastan heißt 'in fremitum' und gehört fortsetzend und erläuternd zum vorhergehenden latein. *passus *(i) . . . in partem miseram*: 'fahr zur hölle, in das knirschen'. das geht selbstverständlich die christliche hölle an, und auf christlichen vorstellungskreis hat man, unbeschadet der heidnischen reminiscenzen *Medaurus*, *Tartarus*, *Orcus*, die schmähung *zabule* in 7 zu beziehen.

osēs construier ich als wulf. **usais* mit privativem *us-*: *usweihs*, *uswena*, *uswiss* und der entsprechung zu an. *eir*, ags. *ār*, as. ahd. *ēra* im zweiten teile. das bahuvrühische adjectiv verhält sich zu wulf. **aiza* formell wie got. *samasaiwals* : *saiwala*, hinsichtlich der monophthongierung von *ai* zu *ē* wie wand. *frōia armēs* bei Vigilius; seine bedeutung kann von 'ehrlös' oder 'schutzlos,

der schonung entbehrend' aus als 'schimpflich, schmäblich, ver-
rucht', oder 'friedlos, verworfen, geächtet' ermittelt werden. dass
sie beschimpfender natur sei, ist zweifellos.

Andre mögliche constructionen sind **usaiþs* 'periurus' und
**usaios* mit der entsprechung zu ahd. *éwa*, *éa*, as. *éu*, ags. *éw*, *á*
m zweiten teile, was gleichfalls durch 'outlawed' auf eine be-
deutung 'geächtet' führte.

is ist die zweite sing. praes. indicativi des verbums 'sein'. *osís*
is, wulf. **usais is*, heisst 'ein geächteter (oder verworfener) bist du'.

uiti erklär ich als zweite sing. imperativi des in *fairweitjan*
περιεργάζεσθαι, *σκοπεῖν τι*, *ἀτενίζειν τινί*, auf etwas hin-
sehen' gelegenen einfachen verbums. *fairweitjan* ist ungleich
idweitjan: *idweit* nicht aus einem nominalen compositum **fair-*
weit abgeleitet, sondern wie *fairgreipan* zu *greipan* primäre verbal-
composition: *fair* + *weitjan*.

uiti du an zweiter stelle ist derselbe imperativ mit adver-
bialem *du* 'hinzu', sonst präpositional *fairweitjan du* . . . mit
objectsdativ. eine andere möglichkeit ist *du* mit germ. tönender
spirans *ð* als entwicklung aus der toulosen spirans *þ* im enkli-
tischen verhältnisse des persönlichen pronomens *þu* zum vorher-
gehenden imperativ.

uiti, uiti du heisst 'sieh', 'sieh zu', anders ausgedrückt etwa
auch 'gib acht, pass auf'. *uiti du ist* dürfte im hexameter vielleicht
nach latein. analogie mit elision des anlautvocales von *ist* als
uítí du 'st zu lesen sein.

ualasualmam ist dativ pluralis eines compositums, dessen
erster teil in an. *valr*, ags. *wæl*, ahd. *wal* 'die toten des schlacht-
feldes', langob. in *uualapauz* gleich ags. *wælhlem* 'tötlicher streich'
vorligt, dessen zweiter mit mhd. *swalm* 'schwall des wassers',
widerswalm 'vorago in aqua' voc. von 1419, Schmeller-Frommann
II 632 und den flussnamen *Swalma* 'die Zwalm', *Sualmanaha*,
Sualmaha, 'die Schwalm, zustrom der Edder', zusammengehört. die
qualität des mhd. appellativums scheint die eines nomen actionis
auf *-ma* zu sein; grundlage der bildung ist jedesfalls ahd. *swelhan*
'gluttire, sorbere'. das wandal. wort mücht ich als nomen agentis
**swalma* aus **swalh-man*, seiner bedeutung nach mit mhd. *swelhe*
'schlinger' identisch, erklären. seinen tatsächlichen sinn erhält
das wandal. compositum 'leichenverschlinger' aus dem vergleiche
mit an. *hrásvelgr*, ein adler: 'quasi helluo cadaverum, devorans

cadavera', auch zweimal als riesenname, Egilsson, dh. es ist tropische bezeichnung eines aasfressenden raubvogels, im falle des wandal. epigrammeinschlusses eine beschimpfung des mörderischen arztes — *cui corpora mittit* —, nhd. etwa als 'aasfresser' oder 'aasgeier' widerzugeben.

Der dativ ist ein solcher des interesses, also 'für aasgeier'.

ist erscheint als tadellose dritte sing. praes. indicativi des verbums 'sein' mit dem sinne 'es ist, es gibt'.

andauit, wulf. **andaweit*, stellt sich den neutralen compositis *idweit* 'ὄνειδος, όνειδισμός, dedecus, schimpf, schmach' und *fraweit* 'ἐξδίκησις, δίκη, vindicta, rache' an die seite. seine basis ist ein verbum **andweitan*, parallel zu *fraweitan* 'ἐξδίκεῖν, vindicare', ags. *ódwitan* 'improperare, tadeln, rügen', seine bedeutung wird man als 'vergeltung' festsetzen dürfen. **ist anda-weit* sagt also: 'es gibt eine vergeltung', was sicherlich auf die *pars misera* und das knirschen in der hölle anspielt.

ritam erklär ich als dativ pluralis eines swm. adjectivs **rita*, das sich zu *walaswalmam* appositionell verhält und so zu verstehn ist, als ob **walaswalmam þaim ritam*, nom. sing. **walaswalma sa rita* stünde. doch ist es ebenso möglich, dass wir es mit einem swm. nomen agentis zu tun haben. ich lege das verbum germ. *writan* mit seiner ältren bedeutung: as. Heluuritan 'scindere, rumpere', part. prf. uuundun uuritan 'von wunden zerrissen', ags. Beow. *forwritan* 'zerschneiden' zu grunde und erkläre wulf. **writa*, dessen anlautendes *w* im belege des epigrammes 204 auf dem wege der roman. tradition verloren gegangen ist, als 'dilacerans' oder 'dilacerator', was ja sinngemäfs auf eins hinausläuft. nhd. kann man übersetzen 'für die zerfleischenden' und, wenn Alf Torp recht hat, der neuerdings (Wortschatz der grm. spracheinheit s. 418 und 343) zwei verbalwurzeln mit und ohne anlautendes *w*: *writ* und *rit* ansetzt, in erwägung ziehen, an der überlieferten form *ritam* überhaupt nichts zu ändern.

Für *capia* nehme ich graphischen anlaut *c* für germ. *g* in anspruch, wozu Anthologia lat. *pelacus* 209,12, *cincuntur* 304,3 *carrula* 345,8 verglichen seien. das wort ist ein nomen agentis auf *-jan*, wulf. *liugnja*, *wardja*, *waurstwja*, dessen grundlage an *gap* n. 'hiatus' ist. got. **gapja* ist nebenform zu aisl. *gapi* nach dem verhältnisse von *waurstwja* zu *waurstwa*. die bedeutungen der sippe: aisl. *gapi* 'a rash, reckless man', *gapsmadr* 'a gaping

fool', *gapa* 'den mund aufsperrn', nhd. *gaffen* stempeln das wort zur schelte: nhd. 'gaffer' oder stärker 'maulaffe'.

feis, mit der wandal. lat. schreibung von *ei* für *ai* in *Geilamir*, *Geisiricus*, ist mir wulf. **faihs* als genaue entsprechung zu ags. *fáh*, ahd. *gifeh* mit den werten 'feindlich, schuldbeladen, friedlos, geächtet'. die form **faihs* ist nachgesetzter vocativ des attributiven beiwortes, das ungleich dem vocativ des substantivs das nominativische *s* beibehält: *guß meins* Marc. 15,34.

gapia faihs geb ich wider mit 'maulaffe, verdammter'.

Ich übersetze das ganze epigramm im zusammenhange:

'Den Servandus, den schmutzigen arzt, unsern Medaurus, der von sich glaubt aus dem kerker des Tartarus entsendet zu sein, eingebildet auf die vollmacht des Orcus, dem er die leiber zuschickt, der ein unwissender, ein unfähiger es gewagt hat schrecken zu verbreiten, hab ich getroffen. da er inmitten des wegges stand, rief ihm alsbald mit herausfordernden worten ein maultiertreiber zu, der eben spreu führte: Servandus du berüchtigter, Servandus du teufel, du pest, Servandus du hund, den man an die kette legen soll, fahr Servandus, der du immer meinen peitschenhieben vorbehalten sein sollst, du Servandus zur hölle, in das knirschen, geächtet bist du, pass auf, für die aasgeier, pass auf, gibt es eine vergeltung, für die zerfleischenden, maulaffe verdammter!, denn der bucklige wollte vorübergehn'.

Den lateinischen text samt wandalischem einschlusse möcht ich in folgende form bringen:

*Servandum, spurcum medicum nostrumque Medaurum,
qui se Tartareo missum de carcere finxit,
au(c)toritate tumens Orci, cui corpora mittit,
inperitus. iners ausus terrere, pet(eb)am.*

5 *Cum staret in medio, mox illi voce superba
burdonum ductor, paleas nam forte gerebat,
Servande infamis, Servande zabule, pestis
aibat, Servande canis, servande catenis,
(i) Servande meis semper servande flagellis,*

10 *Servande in parte(m) miser(am), ana brastan, oses is,
uiti, ualasualmam, uiti du, ist andauit ritam,
capia feis! gi(b)batus enim transire volebat.*

Czernowitz 13 juli 1909

(Wien 1 mai 1891)

VON GRIENBERGER.

EINE WIENER RUBINUS-ROLLE

MITGETEILT VON FERDINAND MENČÍK.

Vor einer reihe von jahren übersante mir herr Ferdinand Menčik, damals noch custos der Wiener hofbibliothek, jetzt k. k. regierungsrat und archivdirector des grafen Harrach, eine sorgfältige abschrift des merkwürdigen fundes, der ihm unter noch ungeordneten papieren geglückt war und dessen bedeutung er bald erkannt und in der einleitung zu seiner copie zutreffend gewürdigt hatte. da der text viele schwierigkeiten bot, machte mir herr Menčik auch das original zugänglich — aber die collation beseitigte nicht alle zweifel, und der druck eines schriftstücks von dem mir so vieles unklar blieb, hat mir lange widerstrebt. aber schließlichs darf ich das litterarische document doch nicht länger dem gelehrten publicum vorenthalten blofs deshalb, weil wir beide, herr Menčik und ich, nicht über alle steine des anstoßes hinausgekommen sind, und so tritt denn der 'Wiener Rubinus' endlich an die öffentlichkeit, nachdem mir die direction der hofbibliothek ausnahmsweise gestattet hat, die sehr defecte und empfindliche hs. noch einmal hier mit den beiden abschriften zu vergleichen, die Menčik und ich genommen hatten.

Das ms. führt jetzt die bezeichnung 'suppl. 3980': die quer durchschnittenen blätter sind nunmehr sauber zum doppelblatt vereinigt, abgeschnittene oder abgerissene partikelchen sorgfältig angenäht. das doppelblatt hat das registerformat der meisten dramenhss.: die höhe von 284 mm wird man auf über 300 mm ergänzen dürfen, da oben und unten 1—2 verse fehlen; die blattbreite beträgt bis 110 mm, auch der aufsenrand ist beschnitten, doch sind hier nur einigemal ein paar buchstaben verloren gegangen, die sich leicht ergänzen lassen. die zeilenzahl ist 61 bis 64, die verse sind abgesetzt, zuweilen steht aber doch ein reimpaar auf der zeile; die scenischen bemerkungen, die ich im abdruck gesperrt habe, sind eingerückt, aber sonst in keiner weise ausgezeichnet; rubrum kommt überhaupt nicht zur anwendung.

Die handschrift gehört der zweiten hälfte des 15 jh.s an, dafür spricht auch das papier: es ist italienisches fabrikat, als wasserzeichen erscheint der ochsenkopf mit langgestieltem kreuz und siebenblättriger blume, am ähnlichsten den nrr 14548 (Tirol 1463, alias 1464. 1465) und 14551 (München 1482) bei Briquet Les

filigrans t. iv. — der schreiber, der zweifellos aus einer vorlage, also doch wol aus dem vollständigen stück abschrieb, zeigt eine grob bairische, dh. jedenfalls österreichische orthographie mit vielen individuellen eigentümlichkeiten, die zum teil dialektisches, zum teil nur psychologisches interesse haben. wir haben sie sämtlich bewahrt, unser abdruck weicht nur dadurch vom original ab, dass 1. die absetzung der verse zur regel gemacht ist, 2. die majuskeln am verseingang, über die man vielfach in zweifel sein konnte, durchgeführt, auch die eigennamen grofs geschrieben sind, 3. die scenischen bemerkungen durch sperrdruck hervorgehoben, 4. die abkürzungen aufgelöst, 5. interpunction eingeführt und 6. ausgefallene, für das verständnis unenbehrliche wörtchen hier und da mit < > direct eingeschaltet wurden. im übrigen sind verbesserungen die sich dem leser nicht ohne weiteres von selbst ergeben, in den anmerkungen notiert worden.

Aus den besonderheiten des schreibers seien hier zwei hervorgehoben: a) die offenbar analogische ('umgekehrte') zufügung eines ch nach vocal im wortinnern: v. 2 treycht für treyt, v. 74 dracht für drät(e), und besonders im auslaut nach langem vocal: v. 3 eynenewch für isneniu, v. 75 feych für fei, fi, v. 103. 129 schen(n)ench für schœniu, v. 104. 174 ayneuch für einiu, v. 125. 127. 128 doch für dô, usw.; b) der vorschlag eines f vor p und ch des wortanlauts: v. 11 spricht für pricht, v. 152 spreylschuech für prisschuoeh, v. 174 spuxidem für pyxidem, v. 201 schauft für chauft, v. 204 schynpachen für chiubachen usw.; im inlaut v. 59 muester für mueter.

Eine besondere schwierigkeit bereiten die zahlreichen übergeschriebenen zeichen: striche, puncte, haken; sie sind fast durchweg bedeutungslos, und ich habe sie alle fortgelassen auch auf die gefahr hin, damit einige echte umlautszeichen einzubüßen.

Dass unsere Rubinus-rolle, resp. das drama dem sie entnommen ist, am nächsten steht dem Erlauer stück nr III (ed. Kummer s. 38—68) und dem Innsbrucker auferstehungsspiel (bei Mone *Alteutsche Schauspiele* [1841] s. 123—138) hat Menčik alsbald erkannt, ebenso wie er die beziehungen auf Österreich (v. 126 Wien, v. 131 Prag) betonte. wir haben die wichtigsten parallelverse hervorgehoben, ohne vollständigkeit anzustreben oder gar die entfernten beziehungen zu anderen spielen, wie zum Alsfelder passionsspiel oder zu 'Doctors appoteg' aus Sterzing zu belegen.

Für die localisierung unseres stückes fasst Menčik ganz bestimmt Wien ins auge, ja er spricht die vermutung aus, ein dortiger student könnte die rolle abgeschrieben haben. in die unmittelbare umgebung Wiens weist vielleicht auch die erwähnung des heiligen Otmar v. 162: SOTmar ist der schutzpatron des Wiener vororts Mödling.

Als ich Zs. 38,222ff in dem von Bartsch publicierten 'bruchstück eines dramas' aus Gotha eine botenrolle nachwies, war dies das erste beispiel einer einzelrolle von dem wir kenntnis hatten. seitdem haben sich die funde gemehrt: ich verweise vor allem auf die drei rollen des Johannes Baptista, des Lucifer und des krämers aus Alsfeld, welche EZimmermann soeben im Archiv f. hess. gesch. u. altertumskde n. f. 6,14ff bekannt gemacht und für die geschichte der Wetterauer passion verwertet hat. E. S.

bl. 1 a

Arm vnd reychl

Es wil ein mayster aus gan,

Der treycht ein eysnenewch pruegch an,

Dew ist vor grym vnd vor zorn

5 Vor dem arfs durchworn,

Vnd ist wild als ein zigen.

Waz er scheft daz leyt er ligen.

Nun tritt all vmb,

Er ist eech nit gar frum,

10 Vnd stett zw der wentt,

Oder er spricht euch aufs dew zend.

Tunc Rubinus saltans de populo dicens:

Herr, hye pin ich,

Waz zimptht euch vmb mich?

Rubinus respondet:

Herr, <ich> piz ein poffen chnechtt,

15 Zw ewren dinft fueg ich euch rechtt

Rubinus respondet:

Herr, ich hayfs Paschaun,

Ich wordt den dyyrren vndern zayn,

3. = isniniu (für -e) bruoch 7. = schätzt daz lât 11. = pricht

14. piz = pinz wie 134,7, anderwärts (v. 28) sicher = pin 15. l. ich
mich 16—25. vgl. Erl. 128—137 (Rubin), Innsbr 596—605 (Pusterbalk)

17. l. wart — zaun

Wan sy aufs trewen.

Well euch den zw hynnteriften peleybten,

- 20 Zw hantt würff ich sey nyder,
 Ob yer fo schüt ich mein gefider,
 Ich reyß ir ein kletten in den portt,
 Das sy gefwür, ich werfs der treuch Eckhart.
 Nay doch, herr, es ist nit der nam mein,
 25 Ich hayfs der stolcz Rubein.

Rubinus respondet:

Herr, ich kan von aym marck zw dem ander lauff[en]
 Vnd kan stellen vnd verchauffen.

Ich pyz ein jungeling stolcz,

Ich chan lauffen gen holcz.

- 30 Ich chan auch chochen vnd pachen
 Vnd chan auch etwas daz mein dy leyt lachen,
 Vnd chan auch auff der wifen grafen vnd meygen,
 Ich chan auch ech guetten heffen drengen:
 Ee daz ich ir zway mach in der wochen,

- 35 So hab ich ir wol fudrew zeprochen.

Ich chan auch ech den rofen fwinchen daz fuetter,

Ich sprincht ech vber fuwen kind vnd gelig auf der mütt[ter.

Ich chan auch ech gut pirz prein

Vnd chan auch der milich den raman vernein.

- 40 Ich flach few in den rachen,

Ich chan auch ech guett pratt würd machen,

Vnd chan ech auch mit allrayn

Wurczellen dew jungen frawn.

Weleuch <der> wurm peyft vnder nappel,

- 45 So yer der wurm chapellt,

Zw hant mach ich ein phlaffter

Vnd vertreych ir daz lueg yeffter fafter.

Ich hab mich ech auch vermessen

Vnd chan auch woll prechen effen.

18. treiben 19. *l.* Weleich (*od.* Welichen) — peleyben 20. *hs.* schein-
 bar häütt 21. *sicut gallus in coeundo* 23. = treu 33. *l.* guete hefen
 dreygen 35. *l.* fierew. 38. 39. = briuwen: verniuwen 41. *l.* prat-
 würost 42. = allraun, *wie v.* 17 zayn = zaun, *v.* 194 allayn = allaun
 44. Weleuch, *vgl. v.* 19 *l.* vnderm nabel 45. *l.* krabel 47. *l.* ver-
 streych lueg = loch, *wie v.* 196 yeffter *l.* defter 48. *vor* vermessen
durchstrichen vergeffen 49. *nach* auch *durchstrichen* ech prechen = prein?

Rubinus respondet:

- 50 Herr, mein lan ifs so grafs <vnd> storck
 Ich nym nit mer den taufent marck,
 Vnd dy leychtten (?) frawen mein;
 Wo fy ymer ist, daz fy sellich müßs sein!

Rubinus respondet:

- Herr, daz ist gerecht vnd scholl sein,
 55 Sag mir dy leychst fraw mein.

Rubinus respondet:

Seht (?) l

bl. 1b <Rubinus>

Hye gett mein mayster Yprochraz
 De gratia wavina,
 Seyn muefter einen flegell fraz

- 60 In antra medicina.
 Er mag vnfs all woll machen reych,
 In merdis et infermis
 Nyertt vint man fein geleych.

Deinde troffatur:

Hye gett mein mayster Yprochraz

- 65 Von vnßer herrn genaden,
 Dye peßten puecher de er do laz,
 Dy froffen ym dy schaywen.
 Er spricht, er well ein mayster fein,
 Vnd thuett sich kufften reichee,
 70 Vnd waz man ym gefuntten princht,
 Dye macht <er> syech all geleychee.

Rubinus subiungit:

Herr, daz ist ein guetter standt,
 Do dy leytt auff vnd nyder gantt.
 Do verchafft ir dy fallmen also dracht,

- 75 Effs feych frue oder spott.

50. 51. vgl. Erl. 140. 141 (danach ist vnd eingefügt). 52 über leychttn
 scheint m zu stehn v. 57—60. vgl. Innsbr. 531—34; entsteltung von
 divina zu bovina hat auch Alsf. 7483 60. l. arte 62. hs. infmis, ob
 infernis? viell. in fimis? doch vgl. vor 64 vor v. 64 nach troffatur les
 ich vebys durchstrichen, dann erb; das bezieht sich wol als glosse auf
 das vorausgehnde und will sagen, dass Rubin v. 62 die worte in verbis et
 in herbis absichtlich entstellt hat 67. = schaben 69. l. künfte v. 70.
 71. vgl. Innsbr. 537 f 74. = drâte.

Rubinus locat medicum super sedem dicens:

Herr, secztt nyder auff dy fidel,
An pauchken vnd an fidel
Vnd eyn keyndel mit wein
Daz schol vor euch auff dem tifch fein.

Rubinus respondet:

80 Waz welt ir, lieber <herre> mein?

Rubinus dicit:

Paytt, herre, payt!
Ich pin noch nit peraytt.
Ich lig hye huntten den alten weyb[en],
Ich wil ayner den harstain verſneyden.

85 Vor fortten habt sy sich nychant pefchiffen,
Swuft (?), herr, ech warten noch wol ein piffen.

Rubinus:

Waz welt ir, lieber herre mein?

Rubinus respondet:

Ja herr, daz tun ich also gern
Vnd wil lauffen gan Schalern.

Et tunc currit ad populum, querens populum dicens:

90 Wer nynder vntder <dem> folck ain frawe,
Der wir möchtten wol vertrauwe,
De schol zw vnfs kere[n]
Vnd dy chunft von vnfs lere[n].

Rubinus respondet:

Fraw, ir peleybt auff dem ſiu.

95 So wil ich lauffen do hin
Zw meinem mayſter also draytt,
Daz er mir geb daz pechtten pracht.

Et tunc currit ad medicum dicens:

Herr, ich hab es wol geſchafft,
Ich pin gelauffen in guetter potſchafft.
100 Noch ewren tran vnd noch ewren eren.
Ir ſcholt mich in dem arfs peſcheren.
Ich pin gelauffen vnd geſprunchen,

76. 77. vgl. Erl. 411. 12. 81. 82. vgl. Erl. 517. 18. 85. nay chant
di. nachtet, ob aber = naked oder = nähē? vor 90 l. querens
muliere; diese scene ist unserm stück eigen, doch vgl. Innsbr. 665ff.
90. l. ynder 91. l. vertrauen 97. = potenprot. 100. tran = treun (trayn?).

Daz ich ein scheneuch fraw hab gefunden.
Dy ist der schennisten ayneuch,

- 105 So seych dy funtt (?) hye vber grunnten.
Lanefs scholt ir mir geben genueg,
Es feuckt alfs wol zamp alfs ein effen krueg.

Rubinus respondet:

Ja herr, sy hot habt vil ze schaffen
Mit schillern vnd mit [phaffen.]

bl. 2a

<Rubinus:>

- 110 Jar, herre, daz schol sein,
Fater mir in den arfs m[ein.]
Post hoc currit ad medicum dicens:
Fraw, liebew fraw mein,
Daz ir sellich müfs[et] se[in!]
Gett mit mir auff daz phatt,

- 115 Daz zw meinem mayster gatt.

Rubinus ad populum dicit:

Weycht all meinem guett
Yn iren prachten huett.
Ich traw mit richtter wol gedringen,
Dye auch ayn tail haben an dem krinne (?).

Rubinus respondet:

- 120 Waz welt ir, lieber herre mein?

Rubinus dicit ad populum:

Holant, Prolant vnd Pressenlantt,
Steyrlant vnd Kerntenlantt
Sint meinem herren auch wol pechantt.
Dennoch wayfs ich ein lantt,

- 125 Doch ward er durich dy zend geprant.

Auch zw Wyen in der werden statt

v. 105 *versteh ich nicht, vermute obscönen sinn* (funtt = fut?).
107. l. fuegt — zamen — essichkrueg (vgl. *Wachtelmäre*). 111. l. Faret.
vor 112 l. ad mulierem. 114. vor phatt *durchstrichen* kphafft. vv. 116
bis 120 *scheinen unverständlich; doch vgl. Erl. 246 f* 118. richter *könnte*
nach der unart des schreibers riter sein 119. *das letzte wort unleser-*
lich, Menčik las k^{nc} (kranc?), ich k^{nie} (krinne); auch k^{ame} (krame) wäre
möglich. 121—123. vgl. Erl. 538—40, *Innsbr.* 554f. 121. Prolant *wol*
entgleisung aus Probant (Erl. Innsbr.) in Polant Pressen = Preiffen (Preuffen)
wie v. 170 pethel = peitel (biutel), v. 173 bescheffen für bescheiffen.
122. k^{erf} *durchstrichn, dann kern lantt* 124. 125. vgl. Erl. 542f.

- Doch ward er von einem gepurcher gegat,
 Vnd wer er doch fan mit gegangen,
 Man hyett yu an ein schenneuch f . . . hangen.
 130 Do wil ich von meiner frawen fagen,
 Daz ly zw Prag ward an dy fchnam (?) geflagen.
 Herre, wye gefelt eucht daz?
 Welt ir, ich fag euch noch pafs.

Rubinus respondet:

- Nay doch, herre, ich pifs nit allaye,
 135 Daz fint dy haufsknecht all gemain.
 Vnd folt man dy stat mit fchelken vmb planck[en],
 Man nem dy zw den ersten fchrancken.
 Solt man fcheck aufs der stat jagen,
 Auff erft heltht (?) mufs man ew der van tra[gen].
 140 Solt man fcheck vor ftain[en],
 Es muest maynefs kind vmb fein v[ater wainen.]

Rubinus ad medicum:

- Herre der ift dinft ift mir ze fwer
 Mech ich wye ich gern fein enpeych,
 Oder ich muest haben ein knecht,
 145 Der mir zw meinem dinft fuechen recht.

Rubinus currit ad populum querens feruum dicit:

- Wer yendert vntten den leyttten ein knecht,
 Der mir zw meinem dinft fuege recht,
 Ich wolt ym ein gutter lan geben,
 Got der churz ym sein leben!
 150 Ich wil ym geben mantel vnd rok
 Vnd dar zw ein zirfen fock,
 Vnd darzw ein zirfen fpreyfs fchüech —
 Wer daz nit lanefs genueg?
 So gib ich ym zw feinem leyb
 155 Greten zw einem rechtten trayn weyb.

127. gegat? 128 f. vgl. Erl. 546 f. 128 doch fan = dá von.
 129. nach schenneuch erscheint ansatz zu fr(awen); ist schenneuch ver-
 lesen aus schranne, schranche, schwer? vgl. auch Erl. 534 scheubpanckh.
 134—137. vgl. Erl. 529—32 134. l. pifns — allayn 138 bis
 141. vgl. Innsbr. 813—16 138. l. schelck 140. l. schelck 143.
 ein am rande für Es des textes l. enper? 145. l. fuegte

Rubinus respondet:

Von wan chumst dw, Marcil?

Dw vil poren lewrfew züll!

Rubinus dicit:

Schawt herre, wie gefelt euch der knecht?

Rubinus dicit:

Trey, herre, als fer ich yn hab pechant,

160 So hat yn wol der tewfel her gefand.

Rubinus respondet:

Daz veranwurt mein knecht.

Rubinus ad medicum:

Herr,

bl. 2b

⟨Rubinus⟩

Nun wolt got vnd fand Othmar,

Daz mein wunsch wurd war.

Daz allen dy nyndert hin feind

165 Daz fy mer den halben wurden plint,

Vnd daz all iren chind

Hyetten spandicken grintt

Vnd auff dem hawpp pleschatt (!)

Vnd in dem nack alezeytt fratt.

170 Kling, pethel, kling!

Waz hat mein her phennig!

Rubinus respondet:

J[a d]az tue wir all ze hautt,

V[nd] folt wir pefcheffen ein lautt.

Et tunc Rubinus exponit spuxidem vnam:

Daz ist der puxen ayneuch,

175 Dew pracht mein herr von Rayne,

Dar in ist falben rayn,

Dyr ist gemacht aufs schafftner (?) payn,

Mückenpluett vnd miligswaifs —

Ir pawren, habt euch waz der hunt schayfs,

156. Du vil bodemlôsiu zülle, *ein echt österreich. scheltwort, s. Helbl. II*
595. 162—171. *vgl. Erl. 504—515 (162 Erl. sand etwar.) 163 wunsch*
aus swunsch 164. l. yndert 168. vor auff ausgestrichen auch
170. 71 *vgl. Erl. 170 pethel = peithel (biutel) vor 174 l. puxidem =*
pyxidem. v. 178—81 vgl. Innsbr. 743 ff.

- 180 Vnd aller glocken klanck,
 Vnd waz der guguck vmb dy weynachten fang.
 Rubinus exponit tertiam:
 So ist daz dy dritt,
 Dy pracht mein <herre> von Egipt,
 Das in ist gefchossen ein fut har
- 185 Welicher man nit gemag.
 Der streych ayfs an feinen czagel, -
 Er wirt sten als ein kruczernagel (?).
- Deinde Rubinus tollit sportam exfumens lapides:
 So ist daz kuperfskorn.
 Welich euch hat iren mayntam verlarn,
- 190 Dy foll ir neyu flintten.
 Sy foll an iren nappellein
 Stoffen fencht (?) aurfs (?) gefotten mit wein,
 Vnd dar zwe galiczenstain.
 Hutreych vnd allayn, so wirt fy rayn
- 195 Alfs ein alter schryn klueg,
 Vnd darzwe verhaylt ir daz lueg,
 Vnd wirt ir eng als daz Obwertor
 Vnd dar zwe offen hintten vnd for.
 Et subiungit:
 Hye sint dy puncken (?) all.
- 200 Nun gebt fy hin mit freyden vnd mit schall.
 Rubinus dicit ad populum:
 Iczit schaufft guett falben,
 Dy pracht mein herre von Walchen.
 Sy fuogt auch dem richter allen halben.
 Streych ir ayfs an den schynpachen,
- 205 Ewch fallen dy zend aufs dem rachen.
 Habt ir den nintdert ein ror,
 Daz hab euch dy falben enpor
 Vnd macht euch schen dy wunden,

182f. vgl. *Innsbr.* 706f 184. l. geschlossen — futhâr? 185. l. getar? 187. *nagel von kreuzerwert, grosser nagel? oder krüber n.?* 188—190. vgl. *Erl.* 619—21 (zisperchorn) 188. l. Welichen — maytuom 190. neyn = neun (niune) 192. *Roethe denkt an Erythraea centaurium* 195. schwyn-troc? 196. lueg = loch 197. Obwertor *hab ich gross geschrieben, weil darin wol eine locale anspielung enthalten ist* 201. l. chaufft 202. vgl. *walchū durchstrichen walln* 204 l. ayfs an den chynpachen 206 l. indert

Alfs ir in einem fleyshaufs hyett funden.
 210 Sy macht ym ein har oder zway
 Vnd raw als ein ganssaye.

Rubinus dicit:

Ja, herre, daz thun wir fo zehant

.....

210f. vgl. Erl. 579. 80.

REIMSPRÜCHE DES SCHULRECTORS MAURICIUS ZU LANDAU.

Auf der suche nach deutschen übersetzungen eines lat. werkes fand ich in der Münchener hs. clm. 18 877 (Teg. 877) statt der erwarteten schrift eine anzahl von lat. versen, die ins deutsche übertragen sind. die hs. stammt aus dem 15 jh. (papier; 15,5 × 10,5 cm) und enthält theologische schriften des mittelalters. unser werkchen steht auf bl. 125^r—132^r. am obern rande von bl. 125^r lesen wir die worte: sequens opusculum de penitentia compilauit magister nomine Mauricius rector scolarium in landau et legit [?] in scolis. schon dies weist auf die art der benutzung hin: die hs. war das manuscript eines lehrers, nach dem er seinen unterricht erteilte. er hat zu diesem zwecke die lat. verse sich sauber aufgeschrieben, den text nachher mit zahlreichen, nicht allzu schwierigen glossen versehen und ihn auferdem, um seinen schülern den sinn und die bedeutung der sprüche näher zu bringen und ihr verständnis zu erleichtern, in deutsche verse übertragen.

Nach meiner ansicht haben wir hier einen beweis für die existenz einer art von religionsunterricht in den schulen des ausgehenden mittelalters. wenig ist es allerdings nach unsern begriffen, was da geboten wird. alles dreht sich nur um die beichte und das sündenbekenntnis. wir erfahren die verschiedenen kategorieen der sünden, wir finden aber auch solche begriffe die gar keine sünden sind, sondern deren unterlassung, verletzung oder verkehrte anwendung erst als sünde betrachtet werden kann, wie die 5 sinne, die 7 gaben des hl. geistes, die 7 sacramente, die 8 seligkeiten.

Diese verse sollten die schüler sich einprägen, um so eine anleitung zur beichte zu haben. dass nicht alle von dem lehrer selbst verfasst worden sind, ist sicher. compilauit deutet schon

auf eine zusammenstellung. einige dieser versus memoriales hab ich mehrfach in alten beichtbüchlein des mittelalters gesehen. so zunächst str. 4, die aus der bekannten Summa penitentiae stammt¹, doch auch str. 5. 7. 9. 10. 16. 20. 21 finden sich oftmals in drucken dieses werkes. allerdings sind sie dort nicht ursprünglich; in den hss. der Summa penitentiae fehlen sie fast stets, sind also wol erst nachträglich in die drucke aufgenommen worden.

Anders steht es mit den deutschen übersetzungen in der hs. es scheint mir nicht zweifelhaft zu sein, dass sie von Mauricius in Landau verfasst worden sind. bisher hab ich sie noch nirgends entdecken können, obwol mir schon eine große zahl von deutschen versübersetzungen alter beichtbüchlein in drucken und hss. bekannt geworden ist. gegen eine abfassung in Landau a. d. Isar spräche jedenfalls auch nicht der echt bairische dialekt der verse.

Diese sind, wie die mehrzahl derartiger übertragungen, nicht gerade hervorragend. unser rector hat sich so genau wie möglich an seine vorlage gehalten und ist bestrebt gewesen, jeden lat. ausdruck im deutschen widerzugeben. vgl. vor allem str. 4, wo 14 adjectiva zu übersetzen waren; ausnahme nur bei str. 9, doch siehe dazu die anm. dabei hat er allerdings mehrfach, um den sinn der lat. wörter sofort klar und deutlich hervortreten zu lassen, ausführlicher übersetzt (2,2; 10,1. 2; 11,1. 2; 20,1. 2; 21) und sich auch nicht gescheut, zur näheren erläuterung, gleichsam als einleitung, einige verse seiner übertragung voranzuschicken (5,3—6; 16,3. 4; 17,2—5; 18,3. 4). in andern zusätzen zeigt er, wie ihm das seelenheil seiner schüler am herzen ligt. er warnt mit ernst vor den sünden (7,7. 8) und mahnt eindringlich, die tugenden zu üben, damit der mensch selig werde (14,3. 4; 18,3. 4).

Gewis, ein großes formtalent ist unser dichter nicht; gleichwol kann nicht geleugnet werden, dass manche verse ihm wohl gelungen und in einer gefälligen form abgefasst sind. es gilt auch hier, was bisher bei allen derartigen spruchsammlungen wie Cato, Facetus, Cornutus sich zeigte: die übersetzer haben dem fremden stoff ihren stempel aufgedrückt, so dass wir überall unter dem eindruck einer dichtung stehn, die auf dem boden der eigenen heimat gewachsen ist².

EDWIN HABEL.

¹ gedruckt in Mignes Patrologia latina bd 207 s. 1153ff unter den schriften Peters von Blois. ² siehe auch die schülerregeln aus dem ende des 15 jh.s, veröffentlicht von PBahlmann in den Mitteilungen der gesellschaft f. dtische erz.- und schulgesch. 1893 s. 129—145.

1. Peniteas subito, ne mors cito preveniat te; *bl.* 125^r.
 Criminis emenda fordes, ne fit tibi menda.
 Mensch, puefs schir auff erden,
 Das nicht dein tag vndergangen werden.
 Dein fundt alzo von dir raib,
 Das chain fundleich werch auff dir weleib.
2. Impediunt quinque, ne crimen confitearis:
 Spes, timor atque pudor, hijs desperacio maior,
 Denique perfidia; procul a te sint simul ista.
 Funff dinck hindernt leicht, *bl.* 125^v.
 Das man verczewcht dy peicht:
 Hoffnung lanng ze leben,
 Forcht vnd pueffen recht vnd eben,
 Vorzweyflung an gocz barūherczikaytt,
 Vngelawben. dy ffünff meid mit statikaytt.
3. Culparelaxaris numquam, nisi tibi sint quinque:
 Firma fides, cordis contricio, fassio pura,
 Parce ledenti, non prauum propositum,
 Hys sine nequaquam valet indulgencia pape.
 Dy fundt wirt dir nicht vergeben,
 Dw hast dann funff ding an dir gar eben:
 Vasten gelawben vnd rewchait,
 Raine paicht vnd vergeben laid,
 Guetten surfacz; an dy des pabst chraft *bl.* 126^r.
 An dem menschen nicht arg schafft.
4. Vera sit et integra confessio, sit quoque munda,
 Sit cita, firma, frequens, humilis, spontanea, nuda,
 Propria, discreta, lacrimosa, morosa, fidelis.
 Worhafftig sol dy peicht sein,
 Chain eitlichait musch dar ein,
 Gancz, pald, stett, vest czwär,
 Dyemütig, willig vnd vnbeschönet gar,
 Woll wedacht, aygen vnd vernunftig,
 Ewig vnd czwe dem letzten gelaubig.
5. Clamitat in celum vox sangwis, [*bl.* 126^v] vox sodomorum,
 Vox opprefferum, merces detenta laborum.
 Czwe dem ersten wiz vnd nym ein,

3,1 *lis* nisi sint tibi quinque. 3,3 *propositumque?* 3,10 *arg nur*
steigernd. 5,1 *lis* sanguinis.

Das vier ruffent fundt fein,
 Dy da schreint an vnderlöfs
 Vmb rachtung czw gottes gröfs:
 Der kinder tött vnd stummen werch getan,
 Mörtt vnd auffgehalten lön.

6. Horror iam zodome prohibet describere culpas;

Haut pecces tecum nec cum reliquo neque brutis.

Grawen verpewtt dir stummen funden czwe verschreiben,
 Doch will ich bey der gemain beleiben.
 Sundich mit dir selber nicht
 Noch mit chainem noch mit viech hab geschich. *bl.* 127^r.

7. Sunt quinque sensus quos debes tenere:

Vifus et auditus, gustus, tactus ac olefactus.

Funff sin fein genant,
 Dy dir sullen fein wechant:
 Sehen, smecken, greiffen, hören,
 Riechen; die funff solt nicht dören.
 Hab si stett in groffer huett,
 So chumbst nicht czwe der helle fluett.

8. Sex sunt peccata, que sunt in pnewma beatum:

Despera, presump ac obstinacio cordis,
 Denique finalis inpeque nitencia [*bl.* 127^v] vite,
 Fraternalis liuor ac repugnancia veri.

Sechfs fund fein aller maist,
 Da man fund mit in den heiligen geist:
 Vorczweiffung vnd torschikaytt,
 Dy hefftigen der erchaunden worhaitt,
 Vorstraffung vnd bruederlich neyd,
 Vnpueslich czwe der letzten czeit.

9. Corrige, parce, doce, folare, confule ferreque.

Dy sex werch czw vhem pis weraitt
 Der geistlichen parmherczikaytt:

5,7. 6,3 stummen werch = ungenant sünde. 6,3 vor dir *gestrichen*
 mir. *lis* die. 6,6 geschich oder geschick? 7,1 der *vers* ist unvoll-
 ständig; *erg.* semper hinter debes. 7,2 ac zu streichen. 7,6 Riechen
 am rande; im *texte* ist wochñ *gestrichen*. 8,2 despera = desperatio;
 presump = praesumptio. 8,3 inpe que nitencia = impenitentiaque. 9,1 *lis*
 ferque. über ferreque steht die *glosse* compassionem habe. gleichwol hat
 der schreiber in der übersetzung das wort nicht berücksichtigt. [aber
 z. 4 *lis* mit leid! R.] 9,2 *hs.* vhem.

- Mit ler straff, gib ratt,
 Vorgib, ler, tröft dem es ift nött.
10. Vestio, poto, cibo, tectum do, [bl. 128^r] vifito, tumbo,
 Soluoque captiuos; corporis hec opera funt.
 Auch czwe vben pis weraitt
 Dy werch der leipleichen par̄herczikaitt:
 Dy nackatten klaid, dy hungrigen speis,
 Den dürftigen czwe trencken mit fleis,
 Herberg den ellenden man,
 Den geuangen erlöfs, pifs dar an
 Dafs dw den fiechen wefuechft gleich
 Vnd den totten wegrabft guetleich.
11. Si tibi fit vita, femper faligia vita;
 Tot retines dominos, quot habes crimina mortis.
 Will dw nicht sterben drött,
 So meid dy siben fund durch got.
 Als manigew tod fund dw haft auff dir,
 So manigen pöfen geift dw haft czw herren dir.
 Siben hawpp fund find beschriben, *bl. 128^v.*
 Dy solt dw meiden all syben:
 Hochuart, traghaytt, neid vnd vnkewfchhaitt
 Gerhaitt, czor̄n vnd geyttichaitt.
12. Non tibi fint domini behemot velque asmodeus,
 Mammona, leuiathan, fathanas, luciper ifti.
 Dw solt nicht czw herren han
 Behemott vnd leuiathan,
 Afmod, belzebuch vnd mammona,
 Luciper vnd fathana.
13. Sis humilis, largus, castus carusque, modestus
 Et paciens uim, deuotus ad vltimum vite.
 Siben tugent soltu haben mit gir, *bl. 129^r.*
 Will dw nicht tod fund haben auff dir.
 Mensch, pis chewfch, mild, dyemütig;
 Hab lieb czwe effen vnd pis meffig;
 Pis gedultig, wann dir gefchiecht laid;
 Czw geistleichen dingen hab lieb söft innichaitt.

10,7 *hs.* nur ellnd̄n. 11,1 *das seltsame merkwort faligia ist gebildet aus den anfangsbuchstaben von superbia, avaritia, luxuria, ira, gula, invidia, acedia.* 12,2 *erg. et vor luciper.* [13,6 *lis* lieb vnd pis czwe effen m.? *R.*] 13,8 *söft]* *lis* lust? *R.* will den *superl.* höst (oder lest).

14. Quatuor existunt virtutes car que dinales:
 Pruden et forti cum iusti quoque tempe.
 Vier engel tugent solt an dir haben,
 Will dw dein sel speisen vnd laben:
 Kluegkaytt, sterck, mezzichaitt
 Vnd dar nach dy rechtikaytt
15. Tresque theoloyce virtutes esse feruntur:
 Ut spes atque fides vltima ka que ritas.
 Drey göttleich tugent fein; bl. 129^v.
 Dy soltu haben vnd nemen eiu:
 Glauben, hoffnung vnd dy lieb.
 Der fein siben mit den ersten vieren.
16. Ordo, coniugium, fons, confirmacio, panis,
 Vnctio postrema, confessio sunt sacramenta.
 Es sind auch siben heilikaytt;
 Dy er vnd pebar mit stätikaytt:
 Tauff, ornun, ee, firmun,
 Goczleichnam, puefs vnd ölun.
17. Sap in con for sci pi ti data sunt bonitatis.
 Ist das dw lebft tugentleich,
 So werent dir gegeben heylicleich
 Dez heyligen geiste syben gaben,
 Dy da chunnen her nider von oben:
 Sterck, ratt, verftentikaytt,
 Vorcht, chunft, weiffhaitt vnd guetikaytt.
18. Mansuetum, luctus, paupertas, esuries, pax,
 Cordis mundicia miseri que cordia sunt hec. bl. 130^r.
 Ander siben tugent geschriben stan;
 Des menschen salichaitt ligt dar an:
 Willig armuet, fenftmuetikaytt,
 Weinen vnd hungerñ der gerechtikaytt,
 Frid vnd des herczen rainchaitt
 Vnd aller maift dy parmherczikaitt.
19. Regnum possessum que faturum, filia, conso,
 Confe, visio, rec octo sunt dicta beata.
- 14,1 car que dinales = cardinalesque. 14,2 = prudentia et fortitudo cum
 ustitia quoque temperantia. 14,3 *hs.* habn. 15,2 ka que ritas = caritasque-
 16,2 p^ost^ema. 17,1 *di.* sapientia intellectus consilium fortitudo scientia pietas
 timor. 17,3 werft. 17,5 *lis* chumen? 18,2 miseri que cordia = misericor-
 diaque. 18,7 raumchaitt; *lis* rainichaitt? 19,1. 2 *nach den vorhandenen*

Nw volg nach dy acht sälikaytt, bl. 130 v.
 Dy dem menschen fullen fein weraitt:
 Dy erst sälichait ist der leczten geleich;
 Dy ist genant das himelreich.
 Dar nach des edreichs besiczung,
 Sitichait vnd troftung,
 Chlar gesicht vnd sendlichait.
 Jr volget nach dye par̄mherczikait.

20. Non te participem fac peccatis aliorum;
 De propriis facereque fix poteris rationem.
 Iuffio, consilium, consensus, palpo, recursus,
 Participans, mutus, non obftans nec manifestans.

Dw solt nicht tailhaftig werden bl. 131 r.
 Ander leyd fund hie auff erden.
 Pis vernufftig vnd klueg;
 Dw haft an deinen aigen funden erwartten genuog.
 Nicht hais ein anderen vbel tün,
 Noch gib pösen willen vnd ratt
 Vnd sterck nyemant czw pöfs tatt,
 Wann vbel taüt nicht weg trätt.
 Ste nicht mit an pöfen gewinnen.
 Sunder ster dy mit fynnen.
 Straff den dw pilleich straffen fold,
 Pilleich raichen nicht auff dir halt.

21. Si vis saluari, precepta dei retineto,
 Que custodiri stricte preceperat ipse:
 Vnum crede deum, nec iura vana [bl. 131 v] per ipsum,
 Sabbata sanctifices, habes in honore parentes,
 Non sis occifor, fur, mechus, testis iniquus,
 Alterius nuptam nec rem cupias alienam.

Mensch, will du sälig werden,
 So haltu gocz gepott hie auf erden,
 Dy er den iungen vnd den alten
 Gar hefftig hat gepotten zw halten:

glossen ist possessum = possessio terre; futurum = futuritas iusticie; conso = consolacio; conse = consecucio; rec = reconciliacio. filia wol filiatio = sendlichait (sohnschaft); vgl. Matth. 5, 9. 19,8 lis setichait?

20,2 über dem von mir fix gelesenen worte steht die glosse difficulter; gemeint ist wol vix. 20,10 lis ratt zū? 20,16 raichen] lis rügen? R. denkt an rechen. 21,4 lis habeas.

Gelawb in ain gott vnd lob in tugentlich.
 Ens anderen pet genos nit beger herczenleich.
 Er vatter vnd muetter.
 Halt dein feyer, menfch guetter.
 Dw folt nit wesen valfcher czewg.
 Pey gocz namen nicht enleug.
 Vnkewfchaytt fleug vnd tue dich ab. bl. 132r.
 Nicht beger fremder hab.
 Halt dein ee vnd dein örtten
 Mit gedencken vnd mit wortten.
 Nicht mord vnd nicht still.
 Der czehen gepott czill
 Gott fy von vns allen voderñ will.

NACHTIGALL, BRÄUTIGAM.

Diese beiden wörter nehmen nach form und bedeutung in der nhd. sprache eine sonderstellung ein nach ihrer form durch den compositionsvocal *i*, nach ihrer bedeutung durch ihre zweiten compositionsglieder, die als selbständige wörter ausgestorben sind und auch in den zusammensetzungen keine eigenbedeutung mehr haben. sprachgeschichtlich gesehen weisen allerdings diese beiden vom heutigen sprachgefühl aus gemeinsamen momente sehr wesentliche unterschiede auf: was die bedeutung betrifft, so kennt das frühmhd. neben *brütigome* auch noch das selbständige subst. *gome*, während neben *nahtigala* schon im ahd. ein nomen **gala* nicht mehr belegt ist und dieses auch in *nahtigala* nicht mehr verstanden wird, wie *nahtegula* (Ahd. glossen III 461,3) und *nahtegila* (ebda III 463,10) beweisen. und auch in formaler hinsicht besteht ein sprachgeschichtlicher unterschied: während ahd. *brütigomo* als uneigentliche genitivcomposition gefühlt wurde, war eine solche auffassung bei *nahtigala* nicht möglich, da *naht* ein consonantischer stamm ist, bei dem nach Braune Ahd. gr. § 241 anm. 1 im ahd. nur 'spurweise der übergang in die *i*-declination erscheint'. daher muss ahd. *nahtigala* eine echte composition sein, trotz dem mittelvocal, der nach langer stammsilbe nicht zu erwarten wäre (vgl. Wilmanns I § 319f).

Der zwischenvocal selbst aber kann dann nur auf phonetische gründe zurückzuführen sein, mit anderen worten: dem sprachorgan

muss das zusammentreffen der consonantengruppe *ht* in *naht* mit *g* in *gala* widerstrebt haben. ein solches widerstreben als entstehungsursache für den zwischenvocal anzunehmen ist man nur berechtigt, wenn sich ähnliches auch sonst in der alten sprache findet. feststellen lässt sich ein solches widerstreben an den reactionen gegen derartige consonantenhäufungen, die in zweifacher richtung erfolgen können: entweder durch ausfall resp. assimilation eines consonanten, oder durch entstehung eines zwischenvocals. das misliche ist hiebei freilich, dass sich solche reactionen zunächst natürlich nur in der gesprochenen sprache abspielen und bei der schriftlichen aufzeichnung gewöhnlich durch wirksame associationen (vgl. s. 286) wider beseitigt werden und deshalb nicht sehr häufig zu belegen sind, — jedoch, wie mir scheint, immerhin häufig genug, um daraus schlüsse zu ziehen. die im folgenden aufgeführten belege sind im wesentlichen aus dem ahd. und as. genommen, da die im ahd. gültige regel vom stehn und fehlen eines compositionsvocals im mhd. oft, nicht selten auch schon bei Notker, beliebig durchbrochen wird; nur bei consonantenausfall resp. assimilation hab ich auch einige mhd. belege angeführt.

Bei diesen phonetischen reactionen spielt schon im ahd. ebenso wie auch im mhd. (vgl. Paul Mhd. gr. § 71, a. 4. Weinhold Mhd. gr. § 156) ein *t* oder *d* am ende des ersten compositionbestandteils eine bemerkenswerte rolle, und zwar finden sich reactionen nach den oben genannten beiden richtungen besonders da, wo cons. + *t* (*d*) mit *l*, *s*, *t*, *b* und *g*, *k* zusammen trifft¹. auch sonst freilich sind im ahd. vereinzelte fälle eines unberechtigten zwischenvocals zu belegen, für den man das phonetische bedürfnis kaum verantwortlich machen darf, zb. Hel. 1331 M *erdlībi-giskapu*, C *erdlīb-giskapu*; O iv 32,5 *thiarnu-duam*; Keron. glossar 32,18 Glk. *ungatīfalih*, Pa. *ungalimhflīh*; ebda 160,32 Pa. *pōha-stap*, (Glk. Ra. *pōh-stap*), dies auffallenderweise noch einmal belegt: Glossae Lips. (Heyne) 167 *buoke-staf*.

Mehr besagen die folgenden belege von abweichungen bei cons. + *t* vor *l*: Dkm. 33 E. b. 14 *enges-lih*, so oft im mhd.; Dkm. 34,6. 10 *vorh-lih* und Dkm. 43,4. 9. hs. b *vorhte-lih*; Wad-

¹ auf eine phonetische reaction anderer art, nämlich auf dissimilation zurückzuführen ist der consonantenverlust in compositionen: wie *smālih*, *hōlih*, *huolih*, *wīrouh*, auch *grāscraft*, *palboum* und ähnliches.

stein Kl. udd. dkm. 79,11 *gas-luome*; Dkm. 82 1,1 *gés-lih*, bei Notker und oft im mhd. *geis-lih*; Ahd. gl. II 433,10 *hanta-lam*; Graff II 1078 *siganumf-lih* neben *siganumfti-lih*¹; Nldd. ps. (Heyne) 54,23 *reh-lik*; Hel. 1212 MC *tor(o)h-lic*; Graff V 443 mehrmals *gatur-slih(o)*. — anzuführen ist hier auch die einfache assimilation von *t-l* > *ll* in *guollih* < *guot-lih*, *wállih* < *wát-lih*. unberechtigter compositionsvocal zwischen einfachem *t-l* findet sich Keron. gl. 86, 39 Pa. *stritti-lihho*, GlK. *einstrid-lihho*; Dkm. 43,10. 2 hs. b *nóte-lih*².

Vereinzelt ist der ausfall von *t* vor *m* in Hrab. gl. 3,13 *sanf-muoti*.

Häufiger begegnet der ausfall von *t* (*d*) bei cons. + *t* (*d*) vor *s*: Hel. 322 C *friun-scepi*, M *friund-skepi* (vgl. Holthausen, As. elem. buch § 249.); Ahd. gl. II 698,55 (2 mal) *gar-sanc*; bei Notker (vgl. Graff II 286f) und oft im mhd. *lus-sam*; Hel. 363 C *droh-scepi*, M *druht-skepi*; Graff IV 664 *val-stuol* und mit zwischenvocal *valte-stuol* neben *valt-stuol*. ob auch *truh-sázo* hierher gehört, ist fraglich; die formen mit *t* könnten auch die jüngeren zu sein, entstanden durch umdeutung und anlehnung an *truht*, vgl. Graff VI 304f; V 511. — zwischenvocal findet sich Hrab. gl. 225,26 *hanta-slagónti*, Graff VI 774 *hanta-slagót*, sonst oft *hant-slagón*; Graff VI 252 *úhti-sang*. das Graff VI 723 aus Notker angeführte *uhtostern* ist wol druckfehler für *uohtstern* (so im index von Graff); Notker kennt nur das simplex *uohta*. — zu erwähnen ist hier noch das merkwürdige nebeneinander von echter und uneigentlicher composition in Keron. gl. 247,29 Ra. *kisint-scaf*, GlK. *kisintin-scaf* (zu *gisinto*, swm.).

Vor *t* tritt die naheliegende vereinfachung zu einem *t* ein, die nicht selten auch in der schreibung zum ausdruck kommt, zb. *liohtrago*, *furistuom*, *swertrago* uähnl. doch wird auch hier

¹ Dkm. 40, 4. 6 auch *teilnumflectih*. sollte das widerstreben gegen die lautgruppe *t-l* bei der herausbildung des selbständigen suffixes *-eclih* mitgewürkt haben? (vgl. Zs. 49, 510. 538f.)

² der in diesen belegen zu tage tretenden abneigung gegen die lautgruppe *t-l* widerspricht nicht die im mhd. häufige erscheinung, dass sich nach unbetontem *-en* ein *t* vor *lih* einstellt, wodurch diese bildungen sich mit dem part. präs. + *lih* vermischen (vgl. Wilmanns § 364f.). im ahd. findet sich auch häufig der umgekehrte fall, dass beim part. präs. + *lih* das *t* unterdrückt wird (vgl. Wilmanns § 364 anm. 1). ein compositionsvocal ist hier im ahd. (u. aengl.) nicht nachzuweisen (vgl. JGrimm Gr. II 691);

nach Graff v 359f die uneigentliche composition mehrmals vorgezogen in *tultitag*, *giburtitag* (vgl. 'geburtstag').

Vor *b* findet sich ausfall von *t* (*d*), meist als assimilation von $t-b > p$, sehr häufig im mhd. zb. *sent-bære > semper*, *mas-poum*, *mas-boum* ua. (vgl. Weinhold Mhd. gr. § 166; Paul Mhd. gr. § 71 anm. 4), vgl. auch nhd. *Wimper*, *Himbeere*. aus der alten sprache kann ich nur Hel. 3696 C *mun-burd* (M *mund-burd*) belegen; daneben als uneigentliche composition Graff III 163 *mundi-burd*. — als uneigentliche composition mit einfachem *t* vor *b* ist hier auch zu nennen *bräti-boto*, nach Graff III 82 im ahd. nie ohne compositionsvocal belegt.

Die meisten belege einer reaction von cons. + *t* lassen sich aber vor *g* und *k* constatieren, und zwar sowol ausfall des dentals, als auch eintreten eines zwischenvocals oder auch uneigentliche composition. ausfall des dentals: O IV 28,17 hs. *F. al-giscrib*; Ahd. gl. III 102,31 *er-galla* für *erd-galla*; Graff IV 326 *gris-grimmón*, *gris-gramón*, daneben *grist-grimmon* nur noch in Keron. gl. Pa. und Hel. 2144 M *grist-grimmo*; as. *waldan-got* (vgl. Holthausen As. elem.buch § 249.) as. Genesis 189 *worquidi*; Ahd. gl. III 633,31f *mis-cabel* (mit $t-g > c$, vgl. mhd. *Liukart < Liut-gart*) und daneben mit zwischenvocal Ahd. gl. III 194,6 *miste-gabele*. zwischenvocal findet sich nach Graff IV 235f immer in *lihti-gerni* (vgl. auch Dkm. 96,20) und *senftigerni* (vgl. Dkm. 90,124; Dkm. 91,153). in dem ersten bestandteil die adjectivabstracta *senfti*, *lihti* zu sehen geht nicht an, weil solche compositionen principiell unmöglich sind. da aber die adjectivischen *ja*-stämme sonst keinen compositionsvocal¹ zeigen (vgl. zb. *liht-muoti*, *sanft-muoti* Graff II 694. 699), so ist man berechtigt diesen vocal auf die rechnung der bei beiden compositionen gleichen phonetischen bedingungen zu setzen. das einmal bei Notker (Graff IV 234) belegte *wise-gerni* scheint mir nichts dagegen zu beweisen. immerhin zeigt *reht-gerni* (Graff IV 236), dagegen steht ein solcher regelmäfsig im andd; im Hel. sind solche formen, die überhaupt in der poesie gemieden werden, nicht belegt, wol aber Wadstein 88,14 *unarwóniandilic*; 89,4 *spanandelic*; 91,16 *gibógian-delic*; 103,4 *bitékniandelic*; 104,20 *bigangandelic*; Glossae Lips. (ed. Heyne) 67 *annimendelic*; 1090 *wóstandilic*.

¹ auffallende ausnahmen bilden nur *irrituom* (vgl. Graff I 450) und *ríchituom* (vgl. Graff II 394 und auch Merigarto 66, wo Scherer das *ríhituom* der hs. im text durch *ríhtuom* ersetzt).

dass das eindringen eines vocals bei den beiden *i*-stämmen am nächsten lag. — auch nach *reht* findet sich ein compositionsvocal Dkm. 82, v1 4 *rehtegeloubige*. in *rehte* ein adverb zu sehen verbietet Dkm. 91,85 *rehtgloubige*. — nach einfachem *d* findet sich vor *g* ein zwischenvocal Hel. 2190 M, 4827 M *metodo-giskapu*, C *metodgiskapu*; Hel. 2210 C *metodigiskefti*. — die folgenden beispiele können als genitiv-compositionen aufgefasst werden, doch sprechen die danebenstehenden echten compositionen dafür, dass der phonetische widerstand gegen diese die bildung der uneigentlichen compositionen veranlasst hat: Keron. gl. 170 und 171,18 Pa. GlK. *hant-cascrîp*, Ra. *henti-kiscrîp*; Hel. 197 CM, 512 CM, 3354 CM *wurdi-giskapu* neben Hel. 127 CM *wurd-giskapu*; Hel. 3692 M *wurde-giskefti*, C mit ausfall des *d*: *wur-giskapu*. — bemerkenswert ist auch *hintin-chalp* nach Graff iv 392 zweimal neben *hint-chalp*. — nur als uneigentliche composition ist belegt Graff v 517 *truhti-gomo*. auch nach einfachem *t* ist genitiv-composition vorgezogen O iv 16,4 *nôti-gistallon*, vielleicht zt. unter einfluss des metrum (vgl. Ludwigslied 32 *nôtstallon*). hierher ist nun auch zu stellen *brûti-gomo*, nach Graff iv 200f nur als uneigentliches compositum belegt. (vgl. daneben nldd. *bruidegom* und *bruigom*). ferner Graff iv 122 *brûti-geba* neben *brût-geba*, Graff iv 401 *brûti-chamara* neben *brût-chamara*¹.

Zu den fällen einer phonetischen reaction vor *g* stelle ich auch *nahtigala*, als die eine möglichkeit, das zusammentreffen von cons. + *t* mit *g* zu vermeiden. auch die andere möglichkeit, ausfall des *t*, ist einmal belegt: Keron. gl. 217,28 *nahkela* in GlK., wogegen Ra. *nahtagala* hat. und auch die ursprüngliche unerleichterte form scheint erhalten zu sein in Ahd. gl. n 701,23 *nat-gala* (in dem verlust von *h* ligt wol kein lautlicher vorgang, sondern nur ein schreibversehen vor). im übrigen sind nur formen mit zwischenvocal belegt (vgl. s. 286).

¹ im späteren ahd., besonders bei Notker, treten vereinzelt auch andere uneigentliche compositionen mit *brût* auf, so Graff iv 400 *brûteche-manata*; Graff iv 457 *prîutechint*; Graff vi 252 *brûtesang*; Graff vi 664 *brûtestuol*, alles nur bei Notker: Dkm 89,14 *prûtelouften*. auch im mhd. als uneigentliche compositionen gebraucht sind nach Lexer, Mhd. hwb. neben *bruitegome* auch: *bruitegebe* neben *brûtgebe* = ahd. *brût(i)geba*; *bruitegewant* neben *brûtgewant* und ferner *brütelabe*. daneben aber immer *brûtgabe*, *brûtgebende*, *brûtgift*, *brütlich*, *brütlichen* ua.; ahd. *brût(i)chamara* und auch *brûti-boto* (vgl. s. 283) sind im mhd. nicht belegt.

Trotz der auch sonst zu constatierenden phonetischen tendenz nimmt *nahtigala* eine entschiedene sonderstellung ein, denn erstens erfolgt die phonetische reaction bei den vorher angeführten beispielen weit häufiger durch ausfall des *t* als durch zwischenvocal, und zweitens stellen diese belege nur einzelne ausnahmefälle dar, in denen sich die phonetische anpassung der gesprochenen sprache in die schrift verirrt hat. es müssen also noch bestimmte psychologische factoren bei *nahtigala* dazu mitgewürkt haben, dass zunächst in der gesprochenen sprache nicht, wie bei den meisten der genannten belege, das *t* ausfiel. entscheidend scheint mir hier die tatsache, dass der zweite bestandteil von *nahtigala* schon im ahd. nicht mehr verstanden wurde (vgl. Ahd. gl. III 461,3 *nahtegula*, 463,10 *nahtegila*). was dies für den ersten bestandteil *naht* bedeutet, lehrt der vergleich mit anderen phonetisch ähnlichen compositionen wie *mis(t)-gabala* (auch heute in obd. dialekten ohne *t* gesprochen) oder mhd. *furcht-bar*, auch in der gebildeten sprache gewöhnlich *furch-bar* gesprochen. bei *mistgabel*, *furcht-bar* enthält der erste bestandteil *mist*, *furcht* das wesentliche, für den gesamtbegriff integrierend notwendige bedeutungsmoment. dieses ergibt sich unbedingt auch aus dem gesamtbegriff *mistgabel*, *furchtbar* heraus und verknüpft sich deshalb unfehlbar auch mit dem aus phonetischen gründen verstümmelten sprachlichen symbol *furch*, *mis*. bei *naht(i)gala* dagegen war *naht* nur so lange integrierender bedeutungsfactor des gesamtbegriffs, als man sich der bedeutung von *naht(i)gala* als kenning für 'luscinia' noch bewusst war. im ahd. war dies nicht mehr der fall, *naht(i)gala* war damit zur directen speciesbezeichnung geworden. nun bildete der begriff *naht* nicht mehr einen zur gesamtbedeutung unbedingt notwendigen factor, wol aber immer noch ein den wolverstandenen gesamtbegriff *naht(i)gala* = 'luscinia' noch besonders charakterisierendes merkmal. in dieser eigenschaft hatte der begriff 'nacht' ein aus sich heraus völlig deutliches lautsymbol nötig, um verstanden zu werden, da der gesamtbegriff dem verständnis nicht unbedingt entgegen kam. man kann sich dies in einer mathematischen gleichung veranschaulichen: *mis* + *gabel* = gesamtbegriff, *mis* = gesamtbegriff — *gabel*; *nah* + X = gesamtbegriff, *nah* = gesamtbegriff — X. die bedeutung von *mis* ist damit klar bestimmt, nicht aber die von *nah*. ein ausfall des *t* aus phonetischen gründen, wie in Keron. gl. 217,28 *nah-kela*,

konnte sich deshalb nicht durchsetzen, vielmehr drängte die geflissentliche articulation des postconsonantischen *t*, das vor *g* immer in gefahr war, absorbiert zu werden, unwillkürlich zur bildung eines schützenden zwischenlautes. — während sich aber *misgabel* usw. im wesentlichen auf die gesprochene sprache beschränkten, ist bei *nahtigala* die phonetisch angepasste form auch für die schreibung maßgebend geworden. bei consonantenausfall wie in *misgabel*, *furchbar*, *geislich* uä. corrigierte sich die aussprache in der schreibung durch das stets lebendige gefühl für die bedeutungsidentität von *mis*, *furch*, *geis* mit *mist*, *furcht*, *geist*. wo ein solches correctiv fehlte, wie in *gris(t)grimmon*, *gris(t)gramón* — das simplex **grist* war schon in voralthochdeutscher zeit ausgestorben — konnten die formen ohne *t* unbehindert schon in früher zeit durchdringen. für den zwischenvocal in *nahtigala* war die analogie mit dem simplex belanglos. eher wäre eine analogisch ausgleichende wüirkung durch den sonst gebräuchlichen compositionsmodus zu erwarten, doch ist dagegen zu sagen, dass *nahtigala* mit seiner halbverdunkelten bedeutung sicher schon früh auch als composition isoliert war.

Nachdem bisher nur von der tatsache eines zwischenvocals in *nahtigala* die rede war, bleibt noch übrig, auch auf dessen qualität einzugehn. in den ältesten ahd. belegen erscheint derselbe noch nicht als *i*, sondern als *a* und *e*: Keron. gl. 217,28 Ra. *nahtagala* (Pa. *nahkela*), Hrab. gl. 217,29 *nahtecala*. außerdem findet sich *a* Wadstein 110,12 *nathogala*; Ahd. gl. III 461,54 *nahtagala* und auch, lautgesetzlich zu *ae* geworden, im ältesten aengl.: Epinaler glossen 857 *nectaegalae*. als *e* erscheint der zwischenvocal Ahd. gl. III 461,3 *nahtegula*; 461,42 *nahtegala*; 463,10 *nahtegila* (abschwächung aus *i* scheint bei dem vollen endsilbenvocal ausgeschlossen). weitere belege siehe Graff IV 178. daneben auch häufig *nahtigala*, zb. Ahd. gl. III 279,20. 303,1. 319,69. 457,31. 458,2. 459,53; Wadstein 107,22.

Aus diesen belegen geht hervor, dass der vocal, wie es seinem ursprung nach durchaus zu erwarten ist, zuerst ohne eine bestimmte qualität auftritt, als flüchtiger *ə*-laut, der am besten mit *e* widergegeben wurde, der aber unter dem einfluss des folgenden *a* leicht auch selber den klang von *a* annahm. nachdem sich der laut in dieser unbestimmtheit daseinsberechtigung erworben hatte, machte sich bald das phonetische bedürfnis,

welchem der vocal *i* als gleitelaut zwischen *t* und *g* am meisten zusagte, geltend. aber dass sich unter diesen phonetischen vorbedingungen der vocal *i* allgemein durchsetzte, war nur dadurch möglich, dass das wort nach form und bedeutung isoliert und keinerlei analogiebildenden einflüssen ausgesetzt war.

In der weiteren entwicklung gehn *nahtigala* und das uneigentliche compositum *brätigomo* zusammen. in beiden wörtern fällt der zwischenvocal beim übergang vom ahd. zum mhd. der allgemeinen abschwächung zu *e* zum opfer, *nahtegale*, *brütegome*. am ende der mhd. periode stellt sich in beiden wörtern der alte compositionsvocal wider her, zweifellos unter erneuter palatalisierender einwirkung von *g*. bei *brätigam* war dies nur möglich, nachdem im späteren mhd. bei den weiblichen *i*-stämmen in den cas. obliqu. des singulars die längeren formen mit umlaut immer mehr zugunsten der umlautlosen (consonantischen) kurzformen zurückgetreten waren; das gefühl für *brütegome* als genitivcomposition war damit verloren gegangen. außerdem starb im lauf der mhd. periode auch das selbständige subst. *gome* aus, sodass das wort nunmehr genau wie *nachtigall* in zweifacher hinsicht isoliert war. — neben *nachtigall* findet sich (vgl. DWb.) im 16 jahrhundert auch nicht selten die schreibung *nachtgall*, zb. die *Wittenbergüsche Nachtgall* (vgl. das holzschnittfacsimile bei vBezold Geschichte d. d. reformation s. 354).

Die widerherstellung des compositionsvocals in *nachtigall*, *brätigam* verläuft parallel mit dem wandel des mhd. suffixes *ec(eg)* > nhd. *ig*, bei dem sicher auch der palatalisierende einfluss von *g* tätig war; doch bedarf der verlauf dieses übergangs noch genauerer untersuchung. andere parallelen finden sich in den eigennamen wie in ahd. *Hrnotgér* (assim. *Rucker*) — mhd. *Rüedegér* — nhd. *Rüdiger* und *Rödiger*.

Brackenheim (Württemberg), nov. 1908. PAUL SCHMID.

ÜBER ENTSTEHUNGSZEIT UND VERFASSER DER HVENSCHEN CHRONIK.

Denne historie er paa Danske vdschreffuenn i Nosebye Anno 1603 denn 26 oc 27 Martij, Aff ett gamble mukenede oc róffne papir, som war paa Latine, Oc sagdis att skulle were M. jon Jacobssens handt, som nu er Professor vdj Kóbennhaffnn, Huilcken

er født inde paa Huenn. Oc hans fader war sidenn Sogneprest vdi Landskronne i mange Aar. so lautet¹ der schluss der Hvenschen chronik in der Stockholmer, offenbar ursprünglichsten handschrift (Grundtvig² irrte sich zweifellos nicht, wenn er in dem einst allein bekannten Kopenhagener codex nur eine abschrift dieser Stockholmer handschrift sah). darnach ist also die chronik so wie sie uns vorligt eine im märz des jahres 1603 angefertigte übersetzung eines lateinischen originals, das dem übersetzer in einer von dem Kopenhagener professor JJacobssen (Janus Jacobi Venusinus) stammenden niederschrift vorlag. über das alter, die entstehungszeit dieses lateinischen originals sagt uns der dänische text nichts. doch hat es an versuchen zu seiner datierung nicht gefehlt. nachdem Abrahamson, Nyerup und Rabbeck, die herausgeber der 'Udvalgte danske viser fra middelalderen', die chronik im Jahre 1812 'et eventyr, hvis alder neppe stiger højere op, end til det 16de aarhundrede' genannt hatten (bd. 1 s. 383), bezeichnete Peter Erasmus Müller sie 6 jahre darauf (Sagabibliothek II 414) genauer als ein werk aus der mitte dieses jahrhunderts. jünger könne sie deshalb kaum sein, weil Vedel sie bereits im ausgang des jahrhunderts für seine 'Vdvaalde danske viser' (Ribe 1591) benutzt habe. sie aber als sehr viel älter anzusehen, verbiete ihr verhältnis zum griechischen altertum ('de deri forekommende yttringer om Grækerne og Venus'). der Müllerschen datierung der chronik³ schlossen sich Wilh. Grimm (Deutsche heldensage [1829] s. 305) und Döring (Zs. f. d. phil. 2 [1870] s. 276) an. für jünger erklärte dann aber Gustav Storm das werk in seinem 1874 erschienenen buche 'Sagnkredsene om Karl den Store og Didrik af Bern' s. 157. nicht aus der mitte, sondern aus der 2 hälfte des 16 jahrhunderts stammt nach ihm das lateinische original der Hvenschen chronik, und sein verfasser ist kein anderer

¹ vgl. Jiriczek Die Hvensche chronik (Acta Germanica bd III heft 2) s. 28 und Grundtvig Danmarks gamle folkeviser III 770.

² DGF III 769 u. 770 ann. *.

³ wenn der gelehrte dänische theologe übrigens die schlussnotiz unserer überlieferung, nach der die chronik ursprünglich lateinisch war und erst 1603 ins dänische übersetzt wurde, in zweifel zog (aao. s. 414), so ist seine beweisführung hier bereits durch Svend Grundtvig (DGF I 37 anm. ***) entkräftet worden. auch das ergebnis dieser untersuchung wird, denk ich, zeigen, dass wir nicht den mindesten anlass haben, der schlussbemerkung unserer überlieferung zu mistrauen.

als jener *JJ*Venusinus, den uns der Stockholmer codex als autor der 1603 für die dänische übersetzung benutzten handschrift nennt.

Storm ist uns die begründung dieser seiner neuen datierung der dänischen chronik schuldig geblieben. nichtsdestoweniger war er mit ihr auf dem richtigen wege. dass die Hvensche chronik in der tat erst aus der letzten hälfte des 16 jahrhunderts stammt und nicht schon aus seiner mitte, beweist der name, den der held in der dänischen darstellung trägt, der name *Sigfred Horn*. diesen namen überliefert uns (in der form: *Sigfried von Horn, ein Nidderländer*) auferdem noch das (1594 gedruckte) résumé des Cyriacus Spangenberg, eine darstellung, die in demselben boden wurzelt wie die Hvensche chronik: sie ist gleich ihr ein ausläufer des Siegfriedliedes (dass Spangenberg eine fassung des Siegfriedliedes wiedergibt, wuste man längst; dass von der dänischen chronik das gleiche gilt¹, ist erst von mir auf s. 96 ff meines 'Altfranzösischen Siegfriedliedes' dargetan worden). die fassung des Siegfriedliedes nun, die dem helden den namen Sigfred Horn oder Sigfried von Horn gab und aus der dieser name dann in die dänische chronik und in die erzählung Spangenbergs gedungen ist, kann nicht vor 1568, dh. nicht vor dem jahr der hinrichtung des grafen von Hoorn, des berühmten niederländischen freiheitshelden, entstanden sein. denn augenscheinlich ist im hinblick auf diesen niederländischen grafen und sein tragisches ende aus dem 'gehörnten' oder 'hürnen' Siegfried der ursprünglichen überlieferung der Sigfred Horn oder Sigfried von Horn aus Niederland unserer quellen geworden².

Gehört die Hvensche chronik nun aber nach dem ausweis des namens Sigfred Horn³ in die letzte hälfte, oder sagen wir

¹ bisher hatte man die verschiedensten meinungen über die entstehungsgeschichte dieser quelle aufgestellt; vgl. PEMüller Sagabibl. II 414—416 und 429, W Grimm DHS. 305 f, S Grundtvig DGF. I 36—38, IV 592 f, Döring Zs. f. d. Phil. 2, 275—282, Storm Sagnkredsene 157 f, Golther Zs. f. vergl. Litt.-Gesch. n. f. 2, 295 f, Boer Zs. f. d. phil. 25, 467 ff, Arkiv f. nord. filol. 20 (n. f. 16), 143. 178—182; Symons Grundr. II¹ 16; III¹ 636 f.

² es war herr Rudolf Bülck, jetzt secretär an der Göttinger universitätsbibliothek, der mich die bedeutung des grafen Hoorn für die namensformen der Hvenschen chronik und des Cyr. Spangenberg erkennen lehrte.

³ dieser name hat übrigens bereits die aufmerksamkeit Grundtvigs erregt, der in ihm einen beweis für den im wesentlichen deutschen ursprung

genauer: in das letzte viertel des 16 jahrhunderts (vor 1575 wird die deutsche quelle der chronik kaum in den norden gelangt sein), dann kann auch als verfasser des lateinischen originals nur der von Storm als solcher genannte **JJ**Venusinus in betracht kommen, der seine 1603 ins dänische übersetzte handschrift um dieselbe zeit geschrieben haben muss: denn im jahre 1603 war diese handschrift schon *'ett gamble mukenede oc róffne papir'*; sie muss also schon eine ganze reihe von jahren zuvor entstanden sein. die handschrift des Venusinus und das original der Hvenschen chronik waren offenbar identisch; Venusinus war nicht der blofse abschreiber eines bereits vorhandenen werkes, sondern er ha' dieses werk, sagen wir um 1580 herum, in einer anwendung von localpatriotismus selbst verfasst.

Hamburg-Uhlenhorst.

GUSTAV BROCKSTEDT.

ZU ZS. 51, 208.

Es ligt mir fern, meiner abhandlung über die *'Nibelungias* bei jeder anfechtung heizuspringen; sie mag sich selbst verteidigen. so kann ich gegenüber Droeges von seinem bekannten standpunct aus sehr begreiflichem widerspruch die leser dieser Zs. nur bitten, meinen akademischen vortrag selbst zu lesen. aber ich benutze den anlass gern zu einer methodischen bemerkung, die nicht nur auf Droege zielt.

Ich hatte aao. wesentliche züge im aufbau der handlung und in der motivierung, die das Nibelungenlied (zt. auch die Thidreks-saga) abweichend von den andern versionen der Nibelungensage mit dem *'Waltharius'* teilt, aus diesem abgeleitet. Droege vermutet, dass einiges davon vielmehr aus einer ältern fassung der Nibelungensage in den *'Waltharius'* gekommen sein möchte. ich hatte diese compliciertere möglichkeit natürlich gleichfalls erwogen, und sie ist mir auch von andern seiten nahe gelegt worden. nun aber handelt es sich bei jenen übereinstimmungen nicht um stoff, sondern um stoffgestaltung. der breite, gleichmäfsige aufbau jener reihe von kämpfen, die den hauptinhalt von Nibelungennot und Waltharius ausmachen, die sich über pausen

der in der chronik überlieferten sage sah (*'at sagnet er i sin oprindelse væsenlig tydsk, sees af navnene: Gremild oc Sigfred Horn.'* DGF I 37 ann. **).

und retardationen hin sicher aufstrebend zu der schlusskatastrophe des dreiheldenkampfes steigern, dieser aufbau ist das ergebnis ausgezeichneter, streng epischer technik; wie anders ein lied verfährt, das zeigen besser noch als die Edda die dänischen lieder von Grimilds rache, denen doch die jüngere deutsche sagengestalt nicht fremd war. sollte der 'Waltharius' bei jenem aufbau nehmer gewesen sein, so müste ihm eine Nibelungenfassung von durchgebildet epischem charakter vorgelegen haben, was niemand glauben wird. und wer es für möglich hält, dass das Nibelungenlied unabhängig auf den gleichartigen aufbau verfallen sei, der muss für seinen dichter jedenfalls eine andere epische schulung voraussetzen, als die lockere technik der deutschen pfaffen- und spielmannsepen des 12 jh.s sie hergeben konnte; man vergleiche nur den stofflich naheliegenden untergang der christen im Rolandslied.

Ferner: im 'Waltharius' erwachsen zb. Hagens warnung und groll, die kämpfe des durch ein defilé geschützten einzelhelden gegen die mehrzahl, der entscheidungskampf der drei hauptpersonen restlos und notwendig aus der innern und äufsern situation. vom Nibelungenlied kann man das nicht sagen. der gekränkte Hagen des 'Waltharius' bleibt dem kampf fern, in der Thidrekssaga droht er nur damit (vgl. auch meinen aufsatz s. 671). das saaldefilé passt bei allem geschick der anlage den massenkämpfen der Nibelungen doch nicht glatt auf den leib und ist darum von der Thidrekssaga aufgegeben. die dreizahl der schlusskämpfer ist im Nl. nicht selbstverständlich gegeben, nicht organisch erwachsen, sondern absichtlich, gegen die sonstige kampftechnik des gedichtes, hergestellt worden, indem neben zwei wirklichen hauptpersonen für die rolle des doppelsiegers ein in unsrer sage sonst minder bedeutender held vorgeschoben, andere gestalten zurückgehalten wurden. grade die äufserer gleichartigkeit der epischen anlage neben der innern verschiedenheit war für mich entscheidend; die überlegene tragische gröfse des Nibelungenkampfes darf nicht darüber täuschen, dass die parallelen züge im 'Waltharius' echter und notwendiger sind. es handelt sich in dieser frage nach meiner überzeugung weniger um sagengeschichte als um ein formproblem. ROETHE.

DER SPRUNG AUS DEM FENSTER.

EIN BEITRAG ZUR METHODOLOGIE
DER SAGEN- UND LITTERATURGESCHICHTE.

Eine zeit lang schien die leidige gewohnheit, aus zwei inhaltlichen übereinstimmungen sofort auf entlehnung zu schliessen, überwunden; aber immer wider kommen 'forscher', die ihre zufällige belesenheit auf kosten der von ihnen gekannten autoren geltend machen müssen. in der alten philologie ligt es ja nahe, die wenigen dichter in solche verbindung zu bringen; und so hat man denn in einer 'geschichte der Salome' eine höchst wunderliche vorgeschichte gegeben, die einen psychologisch und völkerpsychologisch so leicht begreiflichen vorgang auf eine lateinische anekdote oder declamation zurückführt; und die mittelhochdeutsche oder altnordische litteraturgeschichte werden diese voreiligen anklagen und verurteilungen auf anlehnung oder entlehnung gar nicht los.

Ich habe vor einiger zeit in meinem schriftchen 'Kriterien der aneignung' ein paar beispiele dafür gegeben, wie gewisse antworten, anekdoten, mythen notwendig immer wider entstehn müssen. die geschichte eines kleinen motivs, oder vielleicht auch nur züge aus dieser geschichte, möge das von neuem illustrieren.

In Schnitzlers wunderlich gestreichem marionettenspiel 'Der tapfere Cassian' macht der sieggewohnte abenteurer eine seltsame probe seiner unbesiegbarkeit. Martin, der arme, schnell aller schätze beraubte liebhaber, vertraut auf Sophiens liebe: *'Eine letzte Probe steht noch aus, dass ich mich sieghaft und stark genug fühle, um vor der Angebeteten nicht zu zittern — Eh ich die Stadt verlasse, will ich ihr sagen, dass ich sie niemals wiedersehe; und du sollst Zeuge sein, wie sie eilends zu diesem Fenster hinfliegt, um sich hinabzustürzen'* ('Marionetten' s. 77). indes — es kommt anders. Sophie, die sich furchtbar schnell in den fahrenden kriegsmann verliebt, stürzt sich allerdings zum fenster hinunter — aber nicht weil Martin, sondern weil Cassian sie verlassen will (s. 95). auch verunglückt sie nicht: *'Höchst Wunderbares hat sich ereignet. Der springende Herr hat das springende Fräulein in der Luft aufgefangen und beide sind wohlbehalten unten angelangt'* (ebda).

Wäre Schnitzler ein sagaverfasser des mittelalters, oder ein mittelhochdeutscher epiker, so würde Pauzer diese geschichte in

drei motive zerlegen, Boer die psychologische unmöglichkeit ihrer verbindung dartun und Neckel die beeinflussung der erzählung durch fremde einflüsse erweisen. denn drei motive liegen allerdings vor: die liebesprobe, der selbstmord aus liebesgram und die wunderbare rettung bei dem sturz aus dem fenster. ihre psychologische disharmonie wäre auch leicht dazutun; denn offenbar ist die geschichte doch [auf erfüllung von Martins erwartungen angelegt, und der selbstmordversuch von Cassian ist eine sagendoublette. auch wäre der fremde einfluss leicht nachzuweisen etwa für die wunderbare rettung. offenbar ist Ottokars unmöglicher sprung aus dem fenster in Kleists Schroffensteinern (Erich Schmidts ausgabe 1 137) das magnetisch ableitende vorbild. aber der ist nach dem urteil des herausgebers (1 6) 'kindisch erfunden'; er wird also selbst eine quelle haben. vielleicht eine historische: es sind schon eher wunderbare rettungen beim fall aus dem fenster begegnet. Kleist hat ja wol Schillers Geschichte des dreißigjährigen krieges gelesen und dort (säcularausgabe xv 69) sich notiert, wie Slawata und Martinitz von ihrem fenstersturz aus achtzig fufs höhe gesund aufstanden — was doch sogar der 'fensterstürzer' graf Kinsky nur mit dem beistand der Maria glaubte erklären zu können (ADB. xx 517). freilich kann ihm auch der teufel geholfen haben, der Christus zum sprung von der zinne des tempels auffordert — schwerlich um ihn zum selbstmord zu reizen (vgl. Hirzel Archiv f. rel.-wiss. 11,475 anm. 2).

Damit sind wir denn glücklich auch auf die bahn der mythologischen ausdeutung gekommen, und die rettung beim fenstersturz liefse sich etwa auf die geschichte des Hephaistos zurückführen, der mit einem hinkenden fufs davonkommt, als ihn Zeus von den höhen des Olympos herabgeschleudert hat; womit denn die existenz eines himmlischen fensters auf dem hellenischen götterberg, durch das altgermanische Hliðskjálf längst nahegelegt nachträglich 'erwiesen' wäre. — die nächste stufe wäre dann die folkloristische: Kauffmann würde den sagenzug auf irgend einen festgebrauch zurückführen, wobei von irgendwelcher höhe herabgesprungen wird, womit zugleich auch der kern der meisten Schillerschen balladen (Taucher, Handschuh, Hero und Leander) aufgedeckt wäre.

Man kann an diesem punct mit schöner deutlichkeit sehen, wie die vorurteilsvolle speculation, der nur in jedem fall eine

unbedingte verbindung zwischen zwei gegebenen größen selbstverständliches ziel ist, ebenso bequem von A nach B wie von B nach A führt. (denn Bastians famoser ausspruch: 'die chronologie spielt in der ethnologie keine rolle', ist lange vor der 'ethnologischen methode' in der sagen-, mythen- und auch litteraturvergleichung grundgesetz gewesen). entweder man argumentiert: der mythus ist aus dem cult erwachsen — eine anschauung mit der Robertson Smith natürlich oft im recht sein kann; oder: der cult hält die erinnerung an den mythus fest — was zb. Usener für manche fälle sicher erwiesen hat. aber mit genauerer kritik des einzelfalls hält man sich heut selten noch auf. die wunderbare rettung beim sturz aus dem fenster ist in der christlichen legende häufig; jene wundergeschichte von dem mauerer, den ein heiliger in der luft festhält bis er ihn langsam herunterlassen kann, hat Carpaccio gemalt und noch Immermann im 'Münchhausen' scherzend benutzt. auf solche legenden geht gewis Nannys wundersame errettung in den 'Wahlverwandschaften' (tl. II cap. 18; Weim. ausg. xx 409; Max Morris erinnerte mich an den beleg) zurück; und so haben wir litterarische ausprägung volkstümlicher tradition. aber ein parteigänger der 'litterarischen' sagenforschung, und wäre er so besonnen wie Voretzsch, würde ungern zugeben, dass die mündliche sage einem wirklichen litteraturdenkmal zu grunde liegen könne!

So wäre denn also zunächst einmal die wunderrettung beim fenstersturz glücklich 'abgeleitet'. mit dem selbstmord aus verzweiflung über untreue steht es nicht anders. Sophie springt zum fenster heraus, weil Cassian ihr die liebe kündigt. offenbar hat der belesene Österreicher hier nur ein motiv ausgeführt, das bei Dostojewski 'angedeutet' ist, in dessen 'Dämonen' (sämtliche werke hrsg. von Moeller van den Bruck VI 157) Lembke seiner ungetreuen frau androht, dass er sofort vor ihren augen aus dem fenster springen werde. aber das ist wahrscheinlich selbst nur 'ungeschickte interpolation', weil kurz vorher (s. 153) gesagt war, dass die ungetreue noch geschwiegen hätte, selbst wenn ihr gemahl 'aus dem fenster gekrochen wäre, um sich von der dritten etage auf das pflaster zu werfen'. eine hyperbolische wendung hat ein grobsinnlicher fortsetzer wörtlich genommen...

Nein; der selbstmord der verlassenen liebenden ist am ende doch schon mit der liebesprobe combinirt worden, als Schnitzler

seine marionetten springen liefs. denn schon Ovid hat die rhetorencontroverse bearbeitet, in der liebesprobe, sprung aus dem fenster — und rettung vereinigt sind. *'Il s'agissait d'un mari et d'une femme,'* referiert Gaston Boissier (Tacite s. 232), *'qui s'étaient promis par serment de ne pas se survivre. Le mari, qui voulait savoir si elle tiendrait sa promesse, fit courir le bruit de sa mort; aussitôt la femme se jeta par la fenêtre. Elle n'en mourut pas . . .'* (Bolte weist mir die stelle bei Seneca Controv. 2, 2 nach.)

Rationalistische umdeutung! würden die sagendeuter der neuesten schule rufen. natürlich starb die liebende wirklich; sonst wird ja die liebesprobe zur tragischen posse. und die ursprüngliche überlieferung ist uns auch in einem späten zeugnis überliefert; nämlich in 'Ludolf Ursleus Erinnerungen' von Ricarda Huch. Gaspard hat Galeiden vollkommen bezaubert: *'Warum sagen Sie denn, Sie wollen alles tun, was ich will?'* beharrte der Unhold. *'Versuchen Sie es doch,'* erwiderte Galeide. *'Sagen Sie, was Sie wollen! Soll ich mich aus dem Fenster stürzen?'* . . . *'Soll ich?'*, fragte Galeide noch einmal leise. Er nickte und sagte sein halbgesungenes: *'Oui, mademoiselle'* — und sie schwingt sich zum fenster heraus und ligt tot zwischen den blühenden lilien vor dem hause (s. 331). obendrein nennt Ricarda Huch oder vielmehr Ludolf Ursleu den Gaspard hier selbst 'den Kasper' — also ist offenbar, dass von ihm Schnitzlers marionetten- oder Kasperltheater stammt!

Aber wir haben auch sagenforscher, die sich auf den unsichern weg der litterarischen quellenforschung gar nicht einlassen, sondern alles historisch deuten. Jostes etwa würde bemerken: sowol Schnitzler als Ricarda Huch haben eine wirkliche tatsache dichterisch benutzt, ein ziemlich vergessener sonderling und abenteurer, der freiherr von Hallberg-Broich, seinerzeit bekannt unter dem namen des 'eremiten von Gauting' hat wahrscheinlich überhaupt dem tapferen Cassian zum vorbild gedient, jedenfalls hierin dem Gaspard; denn von seiner gattin wird berichtet: 'sie blieb ihrem mehr als wunderlichen gatten in unwandelbarer treue ergeben . . . die arme frau, welche unter den oft grausamen eulenspiegeleien Hallberg-Broichs eine unwürdige behandlung erlitt, starb am 23 sept. 1832 an den folgen eines sprunges aus dem fenster, welchen ihr gemahl als zeichen ihrer

liebe gebieterisch verlangte' (Hyacinth Holland ADB. x 416 f), alles ist klar. die frau ist, der romantik zu liebe, in die geliebte verwandelt, der tod in rettung, ein zweiter liebhaber zur steigerung des interesses hinzu erdichtet; selten ligt die umwandlung eines wolbezeugten ereignisses in eine romantische sage so klar vor augen. . .

Ich glaube, unsere neuesten sagenkundigen, die alles so genau wissen und über der berücksichtigung aller erhaltenen fetzen nur die methodisch wichtige rücksichtnahme auf das verlorene (die Paul so energisch gefordert hat) vergessen, würden das sagenmotiv des fenstersturzes würrklich etwa so auf eine nette filiation bringen, die ein schöner stammbaum von Boers hand einprägen müste; denn der ist doch der wahre tapfere Cassian, der mit allen helden und heldinnen wie mit marionetten umspringt. dahin hat der von Panzer und Jiriczek so viel besonnener eingeschlagene weg der sagenanalyse schliefslich geführt.

Aber in wahrheit wird es sich oft genug so verhalten wie bei unserm motiv: dass völlige unabhängigkeit vorligt und gemeinsame psychologisch-ästhetische notwendigkeit zu grunde ligt. wie steht denn die sache hier?

Der sprung von einer höhe ist eine häufige form des selbstmordes; und zwar nicht blofs des vorbedachten, sondern auch des plötzlichen, den ich nach analogie der juristischen unterscheidung von mord und todschlag als 'selbsttodschlag' bezeichnen möchte. denn die rein körperliche empfindung des schwindels kann zu einem unwillkürlich aufsteigenden gelüst verführen, dunkel längst vorschwebende absichten plötzlich zu erfüllen. in einem interessanten aufsatz der 'Österreichischen rundschau' hat vor einiger zeit Swoboda die vermutung ausgesprochen, viele unfälle bei bergbesteigungen seien heimliche, halbe selbstmorde: ein lebensmüder steigt auf gefährlichen pfaden mit der stillen hoffnung zu verunglücken — und hilft vielleicht dem absturz nach. noch merkwürdiger sind zwei andere fälle, bei denen ich nun aber würrklich einmal an abhängigkeit denken möchte. in seiner tiefgelehrten und tief sinnigen untersuchung über den selbstmord erzählt RHirzel (Arch. f. rel.-wiss. 11,457 anm. 3) von einer Pariserin, die während der anwesenheit russischer offiziere, 'in die tricolore gehüllt', mit den worten 'ich sterbe für Russland' in die Seine sprang. die einhüllung in die tricolore deutet frei-

lich auf absicht; aber sie könnte ja als fahnenträgerin geistig sich auf einer höhe gefühlt haben, die wie sonst wirkliche höhe den schwindel erweckt hätte. — aber vor jahren schon erinnere ich mich, von einem amerikanischen matrosen gelesen zu haben, der aus begeisterung für seinen admiral mit den worten 'ich sterbe für Farragut' vom mastkorb ins meer sprang. sollte da nicht doch anekdotenübertragung vorliegen? ein so häufiger vorgang, für den etwa die geschichte vom ei des columbus (eigentlich Bramante) bezeichnend ist? allerdings schrieb mir RHirzel, die erzählung aus Paris sei gut beglaubigt und die demonstrations-selbstmörderin sei wider herausgefischt worden — also die selbe wandlung, die bei vererbung des motivs von RicHuch auf Arthur Schnitzler anzunehmen wäre! aber Erich Schmidt und Morris erinnern mich an Heine, bei dem die gleiche anekdote schon begegnet, nur von einem enthusiasten ausgesagt, der so 'für general Jackson' starb (vorrede zum 'Atta Troll', Werke II 352, wie mir Elster zeigt); so ist der litterarische ursprung wol doch kaum anzuzweifeln!

Ich will ja immerhin die möglichkeit nicht leugnen, dass selbst diese beiden vorgänge sich unabhängig von einander wirklich abgespielt hätten. denn davon gieng ich ja gerade aus, wie starke psychologische factoren für den durch sprung in die tiefe begangenen selbstmord wirken können. daher ist er typisch gerade für den selbstmord bei getäuschter liebe geworden. die arme Juliane Déry hat sich wirklich aus dem fenster gestürzt, gewis nicht um Sapphos angebliches ende zu copieren; und die arme Lassberg oder die arme Gänderode haben den sprung des Phileros in die fluten (der trotz dem strafenden befehl des vaters doch eigentlich ein selbstmord aus verzweiflung über die untreue der geliebten ist) gar nicht gekannt. es handelt sich gar nicht um ein symbolisieren des sturzes von der höhe des glückes in die tiefe der verzweiflung, sondern einfach rein physisch um die verlockung, die gerade diese todesart auf den halb schon zum selbstmord beredeten ausübt.

Weil wir aber dies gefühl der nähe zum selbstmord bei getäuschter liebe besonders stark zu erwarten gewöhnt sind, deshalb eben ist der sprung aus dem fenster hierfür typisch geworden (Turgenjew; Marie von Ebner - Eschenbach 'Erste Liebe'). ein alter verwanter von mir, ein skeptischer Voltairianer,

pflegte sprichwörtlich zu sagen: 'an liebe glaub ich, wenn einer aus dem fenster springt'. und aus dieser vorstellung heraus hat Wanda vSacher-Masoch ('Meine Lebensbeichte' s. 325), hierin so unzuverlässig wie in allem, den selbstmord der Charlotte Stieglitz, die sich erdolchte, in einen sprung aus dem fenster umgewandelt ¹.

Die typische liebesprobe also haben wir im würrklichen leben bei Caroline vHallberg wie in der dichtung bei Ricarda Huch — beidemale als ausdrürrklich geforderten beweis der liebe; wir haben sie ebenso in der würrklichkeit in jener römischen anekdote wie bei Schnitzler — beidemale auf ausdrürrkliche forderung, die aber keine bestimmte form der bewährung vorschreibt. die liebeswette, die im Griseldismotiv classische gestaltung gefunden hat, fordert ihrer natur nach das überleben der vielversuchten frau; die liebesprobe, bei der sich die treue im selbstmordversuch zeigt, verträrrt dessen gelingen (wie bei Caroline vHallberg oder Galeide Ursleu) so gut wie sein mislingen (bei der Römerin oder bei Schnitzlers Sophie). ein diagramm also wäre auch hier anzufertigen, nämlich der a priori vorhandenen möglichkeiten; und alle können wir mit beispielen belegen. denn alle musten einmal vorkommen, in würrklichkeit oder dichtung; denn die psychologie hat stärker zwingende macht als die vom zufall der auswahl abhängige litterarische tradition.

Ich möchte zum schluss noch eine persönliche verwahrung anfügen. ganz gewis unterschätz ich nicht was die analyse von märchen-, mythen- und sagenmotiven in neuerer zeit geliefert hat, und halte arbeiten wie die von Panzer, Voretzsch, vdLeyen für wichtig und ergiebig. auch die versuche, von hier zu neuen synthesen zu kommen, wie sie zb. Jiriczek, Hensler, vor allem Olrik bieten, haben uns gefördert und ganz neue gesichtspuncte eröffnet; wogegen ich allerdings von den künstlichen gespinnten, in denen Boers misbraucher scharfsinn sich übt, mir nichts anzueignen wüste. aber dass in dem hastigen mosaikspiel mit den stürrcken und stürrckchen eine gefahr ligt, wird niemand leugnen, der die 'ergebnisse' der letzten sich so schnell folgenden untersuchungen zur Nibelungensage vergleicht. es geht heut mit den motiven, wie in Haupts zeit mit den versreihen antiker dichter:

[¹ revisionsnote. ähnliches passiert dem verfasser selbst, indem er oben s. 297 die selbsterdolchung der Günderröde zu Winkel am Rhein in einen sprung in die fluten des stromes verwandelt. E. S.]

sie werden 'wie wüfel im becher durcheinandergeschüttelt' (Hauptii Opuscula III 41). alle zusammenhänge der tradition werden verlöscht, alle grenzen der sagenkreise verwischt, wie es denn Boer wirklich schon gelungen ist, zu einer identität von Hildensage und heldensage vorzudringen, man operiert eben mit den 'motiven' wie mit archäologischen fundobjecten, die fest im kasten liegen; als unwissenschaftlich wird der gedanke abgewiesen, gleiche situationen könnten zu gleichen lösungen führen. (hierfür darf ich wol auf mein schriftchen 'Kriterien der aneignung', Leipzig 1906, s. 27 f verweisen).

Diese willkürliche methode oder methodische willkür wird nun neuerdings noch durch eine andere wenig zu lobende angewöhnung verstärkt: durch den brauch unserer wissenschaftlichen jugend, keine arbeit zu lesen, die länger als schon fünf jahre zurückligt. natürlich begünstigt das die souveräne 'herrschaft über den stoff!' Neckels 'Beiträge zur Eddaforschung', die den letzten anstofs zu diesem meinem protest gegeben haben, sind auch hierfür charakteristisch. sie beginnen mit einer herleitung der altgerm. strophenformen aus der urgerm. halbstrophe. diese ableitung geschieht (besonders s. 4f) in höchst origineller und scharfsinniger weise; und sie ist mir ganz besonders willkommen, denn sie bestätigt was ich vor mehr als zwanzig jahren (QF. 58,77) ausgeführt habe. Neckel hat mein buch sicher nicht gekannt (wie er auch meine Altgerm. poesie offenbar erst nachträglich benutzt hat). hätte es nun nicht nahe gelegen, bei einer untersuchung über die grundlagen des altgerm. strophenbaus eine schrift über die grundlagen des mhd. strophenbaus heranzuziehen? aber wer list heut noch eine arbeit von 1886 — ein paar canonisierte werke abgerechnet!

Wir haben lange kein buch erhalten, in dem so viel fleiß, so viel scharfsinn, so viel selbständigkeit sich bewähren. um so mehr ist es zu bedauern, wie eilig auch Neckel 'auffallende ähnlichkeiten' (zb. s. 93) und 'anregungen (zb. s. 118) statuiert, wie dünn seine psychologischen motivierungen sind ('dass der verliebte riese beim hochzeitsmahl sich werde an sein versprechen erinnern lassen, ist nicht zu erwarten' s. 78; warum das in aller welt?); wie sicher (zb. s. 96) 'offenbare combination' litterarisch überlieferter motive angenommen wird, und wie übergenaue (zb. s. 141) der entwicklungsgang erraten wird. Neckel hat sich denn auch

schon während des buches ausgiebig zu verbessern, was (s. vi) als eine art verdienst hingestellt wird. gewis ist es das eher, als ein eigensinniges beharren es wäre; aber erinnert dies saturnische verfahren nicht doch ein wenig an unsere jüngsten dichter, die keine kritik je einholt, weil sie über die eben veröffentlichte poesie inzwischen 'längst herausgewachsen sind'? — wie weit muss die krankheit des motivzusammensetzungsspiels über alle selbstkritik schon hinausgewachsen sein, wenn der hervorragendste, tüchtigste, gelehrteste schüler unseres methodisch bedeutsamsten, sichersten, umsichtigsten Eddaforschers fast seite für seite sich dieser freude am überraschen binden und lösen hingibt?

In der chemie hat es eine epoche gegeben, wo die forscher nach HKolbes wort 'die atome nebeneinander liegen sahen'. und sie nannten das auch 'encheiresin naturae' . . .

Berlin 21 nov. 1908.

RICHARD M. MEYER.

WORT UND VERS IN GOTTFRIEDS TRISTAN. MIT ZWEI EXCURSEN.

Die im folgenden mitgeteilten beobachtungen sollten für eine besprechung der Tristanausgabe Marolds (Teutonia 6 h., Leipzig 1906) verwertet werden. inzwischen ist der herausgeber gestorben, und es widerstrebt mir, einen stachelkranz auf seinem grabe niederzulegen. die neue ausgabe hat einen grossen vorzug vor den früheren voraus: sie bringt einen sehr reichhaltigen variantenapparat. im übrigen aber bleibt eine des dichters würdige ausgabe auch weiter ein frommer wunsch¹. die ausnehmend gute überlieferung des Tristan sollte nicht darüber täuschen, dass im feinen und feinsten auch hier viel arbeit zu leisten ist; arbeit die sicheren erfolg verspricht, weil kein dichter dem feinen und

¹ ein paar berichtigungen mögen hier platz finden. druckfehler, einschliesslich falscher *-lich* st. *lich*: 32. 55. 139. 173. 479. 624. 770. 1039. 1100. 1342. 1375. 1354. 1481. 1579. 1660 *al* st. *als*. 1655. 1743. 1762. 1763. 1781. 1823. 2025. 2063. 2074 komma zu streichen und nach 75 zu setzen. 2223. 2120. 2556. 2653. 2710. 2714. 2762 *hirz*. 2785. 2787. 2811. 2885 punct. 3072. 3079. 3116. 3145. 3181. 3183. 3398. 3685. 3749. 3866. 3882. 3893. 3926. 3996. 4193. 4286. 4340. 4404. 4479. 4705. 4750. 4937. 4970. 5164. 5185. 5274. 5369. 5616. 5640. 5709. 5804. 5983. 6159 *gol*. 6328. 6339. 6398. 6544 *bewarte*. 6552. 6651. 6709. 6836. 6863. 7233. 7289. 7305. 7470. 7550. 7759. 8156. 8263. 8306. 8437. 8525. 8683. 8889. 9010. 9150. 9174. 9452. 9509. 9719. 9771. 9840. 9951. 9976. 10155. 10156. 10192. 10249. 10412. 10420. 10442. 10495. 10589. 10859. 10862. 11114. 11329. 11371. 11437. 11597 *gerner sîn*. 11605. 11638. 11721 *zwivalt*. 12033. 12330 *col*. 12476. 12618. 12738. 12791f. 12875. 12933. 12968. 13106. 13118. 13137. 13139. 13283. 13323. 13394. 13514. 13986f. 14175. 14394 punct. 14420 l. *huote*, s. Marold, Zs. f. d. ph. 40, 380. 14463. 14661. 14707. 15428. 15863. 16037. 16082. 16263. 16373. 16388. 16560. 16780. 16966. 17270. 17631. 17737 l. *ein*. 17929. 18018. 18210. 18753. 19216. 19340. — falsche *hete(n)* (s. schon Nolte Zs. 51, 122 n): 336. 339. 585. 721. 819. 827. 873. 915. 1098. 1354. 1787. 2264. 2310. 2418. 2465. 2561. 2628. 2737. 2760. 3080. 3961. 4951. 4959. 5272. 5633. 6883. 7825. 8136. 8305. 8510. 9143. 9243. 9271. 9705. 10942. 10957. 11377. 12414. 12586. 14016. 14238. 15242. 18770. — undeutliche laa. zb. 1391. 1621. 2708. 3594. 4733. 5224. 7819. 11342. 11372. — ergebnis einer collation von Msangaben mit den der edition beigegebenen photographieen: bei M: 11485. *volch* st. *liut*; trotz der anm. 2 s. xvi. 89. *ysoten*. 517. *da*. 29. *von* fehlt. 40. keine initiale. 50. *groztein*; bei H: 829. *das* st. *haz*. 39. *gedankehafte*. 40. *tet*. 45. nicht *enzebez* steht in H, sondern das angebliche *z* am schluss ist die bekannte *z*-ähnliche abbreviatur für *-et*. 51. *ez* st. *ez en-*. 55. *selbe*. 77. *erkante*. 82. *vnedecliche*. 61. *in zwein* fehlt. 92. *Sine*. 94. *blantschefvure*. 99. *diseme*.

feinsten soviel achtsamkeit zugewendet hat wie Gottfried: *Gē mīner rede als ebene mīte, Daz ich ir an iegellichem trīte Rūme unde reine ir strāze, Noch an ir strāze enlāze Dekeiner slahte stoubelīn, Ez enmūeze dan gescheiden sīn*: dieses ideal des dichters bezeichnet zugleich die pflicht seines künftigen herausgebers.

1 Bemerkungen zu einzelnen stellen¹.

2590 schlug Bartsch, Germ. 17, 390 n. vor zu lesen: *Owē, hæt ich verborn*. dies geht schon deshalb nicht an, weil Gottfried, wie sich unten ergeben wird, keine auftactlosen verse baut, die mit einer so schwachbetonten silbe wie *o-* beginnen. — 2349. l. *swebt*. — 3145. *jegelīchen* ist druckfehler für *iegelichen*. mislicher ist, dass Marold *Swaz* schreibt, Mafsmann und Bechstein *Swes* ohne dass einer von ihnen eine variante anmerkt. — 3238. l. *den kīnc*. — 4265. l. *Der enmohte*, sonst ist der vers zu kurz. — 4737. *In tiutscher zungen* ist für G. ein unvers. der dichter gebraucht die vollen wie die synkopierten formen der adjectiva auf *-isch*. letztere in *höfisch*, außerdem in andern wörtern, 152. 2756. 3588. 3625. 3626. 3689? 7221; dagegen sind die vollen formen gesichert 2962. 4695. 4889. 6228. 6627. 7895. 7992. 16694; vgl. 10741; es ist also *tiutischer* zu lesen, s. u. s. 305. — 4834. dass das nur in z überlieferte *redegeber* das echte sein soll, ist höchst unwahrscheinlich. viell. ist das *redelicher* MHBERSP nichts als eine dissimilierte form für *rederīcher*, s. zu 8966. — 4966 *Swer* st. *Wer* bessert jeder beim lesen. aber *geræten* ist, worauf mich eine bemerkung Singers aufmerksam macht, kaum befriedigend zu erklären. ich möchte emendieren in *gerīden*, was der la. in MH (*geriten*) nahe steht. — 5224. *Daz engesach*: mit unmöglichem auftact. aber die einsilbigkeit von *dazn* ist 7533 gesichert; s. noch *desn* 3963. 9890; *ezn* 11676; *dern* 15458. 16318. 16362; *in* 11593. somit ist *Dazn* zu schreiben. — 6599. *Ûf zwei orsen* ohne la. ist wol nur druckfehler Marolds, gegenüber dem *zwein* der andern herausgeber. — 6603. l. *Den satzte im Marke ñf unde sprach* (st. *und*). denn einsilbiges *und* im dritten fuß des stumpfen verses ist von Gottfried nur selten zugelassen: ich habe mir nur notiert 16934. 16967. drei andere fälle kommen aufs

¹ die citate beziehen sich im folgenden stets auf Marolds ausgabe, wenn das genteil nicht ausdrücklich bemerkt ist.

conto der herausgeber: 945S ist *Manges* in den auf tact zu stellen (es steht in rhythmischem wechsel zu dem folgenden *maneges*), s. 532f.; 14071 ist mit Mafsmann *getriuliche* zu schreiben; und 16286 gehört *Unde en-* in den auf tact. dass *Und* fast nie den auf tactlosen vers eröffnet, wird sich weiter unten ergeben. — 7285f. l. *swären: wären*, vgl. 17872. — 8091. 8115. l. *Syrénen* wie 8278 *Myzène*, s. Marolds namenregister. — 8414. *wirdest st. werdest* (vgl. 8401) scheint besser. es ergibt auch erst den gegensatz zu dem folgenden, mit *aber* angeknüpften gedanken. — 8966. sollte das vielbesprochene *belderichen* (s. Paul, Germ. 17, 395) nicht dissimilationsform für *beldelichen* sein? *balt-*, *beltlich* kommt vor 1096. 8553. 10651. ↓2039 (s. die laa.). 13506. — 9432 l. *alse st. als*, s. 14417 und vgl. Haupt z. Engelh. 2102. auch 10121 ist *alse* zu schreiben, um den vers lesbar zu machen (nicht etwa *Unde*, das der dichter meidet, s. u.). — 9501. str. *só* und l. *heinlichen*, s. die laa. — 9557 l. *Genade*, s. zb. 1783. — 9963. mit *Der mir* im auf tact sowie *unde st. und* wird der vers besser. — 10555. l. *érenen?* — 13233. *Und* ist zu streichen, s. die laa. dadurch wird der vers erst recht charakteristisch. — 14450. l. *senede gât ie zuo in dar*, s. die laa. es ist nicht einzusehen, warum von der besten überlieferung abgewichen werden soll, um eine durch den zusammenhang nicht gerechtfertigte starke betonung des wortes *senede* zu erzielen. — 14964. l. *herze* mit HWNORSP. diese form des plurals ist 12181 durch die metrik gesichert, und wird 8125. 8288. 11882. 11892 von Marold in den text gesetzt. — 15133. l. *anderen*. — 16329. warum gegen II *ich spreche?* — den vers 18246 begrüßt man mit freuden wider, nachdem er den herausgebern seit Mafsmann abhanden gekommen war. — 18479. das komma ist gegen alle ausgaben zu streichen: *leben noch sterben* ist object zu *erwerben*, s. 18517f.

II Das wort im verhältnis zum ver tact.

A. Die beschwerte hebung¹. das grundgesetz, dass das beschwerte wort der unmittelbar folgenden silbe an stärke überlegen

¹ ich bleibe bei dem alten ausdrück, lediglich weil er in vielen fällen die kürzeste ausdrucksweise ermöglicht; 'die beschwerte hebung fällt auf *līp'* oder '*līp* steht in beschwerter hebung (ist beschwert)'. will man denselben gedanken mit 'synkope der senkung' oder mit 'zusammenziehung' ausdrücken, so geht es ohne breite nicht ab.

sei, ist überall beobachtet, aber sonst verwendet Gottfried dieses metrische mittel lange nicht so scharf charakterisierend wie etwa Reinbot. zur erläuterung wird es genügen aus der ersten hälfte des gedichtes beispiele zu geben. vor allem dient die synkope der senkung fast nie zur wiedergabe von satzpausen. besonders auffallend ist in dieser beziehung die sorgfalt, mit der G. der pause nach *er sprach* aus dem wege geht (weshalb bei ihm die *sprach er* im innern des verses so häufig sind)¹. aber auch sonst fehlen beispiele so gut wie gänzlich, sodass ein einzelner fall wie 4474 gewis nicht anders zu beurteilen ist, wie die fälle wo auch ohne pause ein subst. beschwerte hebung trägt. dagegen nehmen bei den einsilbern die hergebrachten fälle vor *und* und *oder* die erste stelle ein. sie sind besonders beliebt in der mitte des stumpfen verses, also in fällen wie *Und werdet lip unde leben* 4995 (ich zähle zwischen v. 5000—10 000 28 beispiele), finden sich aber auch im 1 fuß des klingenden verses (*Daz bluot und die wunden* 7137, s. 8935. 9166 und vgl. verwante beispiele wie *Und kraft wider kreft* 6425, *Hant wider hende* 9967) sowie im 1 des stumpfen (*Din geburt und din edelkeit* 5025; s. 6385. 6630. 8832). die sonstigen fälle kommen überwiegend auf den 2 und den 3 fuß des stumpfen verses. auf den dritten wider in den traditionellen fällen wie *an truoc* 2745, *vür kam* 4203, *vür brächt* 5393. 8083, *vür leit* 6112, *uf brach* 9062, *nách zóch* 9148; subst. und adverb: *hüt nider* 2977, *nót an* 7161, *burc an* 7624; subst. und vollverb: *diech sluoc* 6928, *velt dóz* 9104, *hant reit* 9173; nomen und auxiliar: *liep sin* 9720: 9727, *zit si* 9755, *gedáht wart* 8646; zahlwort und subst.: *zwei lant* 6004, *vier werc* 6629, *zwein tagen* 9629²; einzelfälle wie *lant vol* 8923, *kam daz* 1726, *empfienc in* 4322. von andern wortkategorien wird nur das personalpron. einmal beschwert, und da steht es in starkem contrast: *Du wellest Ísôte Und si enwelle dtn niht* 9930f. — in beschwerter zweiter hebung des stumpfen verses erscheinen überwiegend nomina (meist substantiva): *Daz der ge-*

¹ s. die tabelle bei Schwartzkopff Rede u. redescene s. 108.

² diese fälle (vgl. auch 1955. 14105. 15534) sprechen für die richtigkeit der annahme Zwierzinas Zs. 45, 266, dass im mhd. das normal betonte zahlwort seinem subst. im accent über gewesen sei; s. auch die beispiele Zs. 48, 126. ich hätte das in meinen Metr. unters. s. 25 n 1 nicht bezweifeln sollen.

zoc wære bereit 5343, *Kein ander nôt ist hier an* 6092, *Daz der kampf wære vermiten* 6534 usw., wobei es eines besondern nachdrucks nicht erst bedarf (wie etwa durch contrast ‚udgl.); sonst nur zwei beschwerte zahlwörter (*Der hæte vier manne kraft* 6884, s. 6908) und zwei andere fälle: *Daz des iht wûrde gespart* 3868; *Tristan stuont ûf vor in sâ* 5758. — ähnliche verhältnisse im 1 fufs des stumpfen verses, also fast nur substantiva, zt. mit besonderm nachdruck (5611. 6424), aber auch ohne solchen (5459. 8784); ein zahlwort: *Vier tage oder dri* 8724; sonst nur zwei verba, von denen das eine in starkem contrast steht (9919), das andere durch den triumphierenden ton des redenden ein besonderes gewicht erhält (9818; nach diesem vers besser punct!). — im zweiten fufs des klingenden verses die bekannten typen: subst. und verbum: *nôt wære* 6186, *flîz hæte* 7687, *kiel leiten* 8572, *walt valte* 9000; adv. und verbum: *heim kâmen* 4189, *ê seite* 4243, *ûz fûeren* 9218, *in giengen* 9777. — endlich im ersten des klingenden: *Als golt von Arâbe* 4893, *Und nam von den mæren* 5909, *Er sluoc sinem anden* 7088, *Daz engie niht von grunde* 7532, *Wie betrouc er Îsolde* 8344, alles ohne sonderaccent. vollständig herausfallen würde der vers *In tiutscher zungen* 4737. solche betonung der präposition ist ganz in Veldeckes art, aber nicht in der Gottfrieds. man könnte meinen, unser dichter habe hier, wo er des alten meisters gedenkt, auch in dessen rhythmik reden wollen. aber von solcher absicht ist sonst in der ganzen literarischen stelle nichts zu merken; daher ist sicherlich *tiutscher* zu schreiben, s. o. s. 302

Bei der beschwerten verwendung zweisilbiger simplicia fällt vor allem die vorliebe für gewisse stellen des verses auf. in der partie von v. 4000—10000 steht die beschwerte stammsilbe bei stumpfem ausgang des verses im zweiten fufs 162 mal, im ersten fufs dagegen nur 9 mal (worunter 4 fälle, in denen auch die dritte hebung beschwert ist)¹; bei klingendem ausgang des verses erscheint die beschwerte stammsilbe im ersten fufs 54 mal (stets mit aufact!). — was die accentstärke der wörter betrifft, so zeigt sich wol eine gewisse tendenz, gruppen, die eine natürliche wucht besitzen, zu bevorzugen; so participieren an jenen 162 fällen im stumpfen vers 48 substantiva, und auch sonst sind

¹ substantiv 6689. 6960. 7620. 8004; *Marke* 8230; *süezer* 9991; *teilten* 5331; *wolte* 7312; *rîchel* 9541.

gewisse wörter mit vorliebe beschwert, wie die zweisilbigen formen von *al* (*Die wurden alle besant* 5755 und ähnlich 16 mal); *eine* 'solus' (*Ich entuo daz eine dar suo* 4858 und noch 3 mal); *erste* 2 mal; *schiere* 5 mal; *selbe* 2 mal; und manch anderes derart (auch *niemer* mit 12 beispielen mag hier angeschlossen werden, sowie 4 *nieman*). aber auch verba finden sich, nicht bloß vollverba ohne besonderen nachdruck (*Tristanden brächte ze nôt* 7199, *Ze velde lägen erslagen* 5617, im ganzen 28 fälle), sondern selbst unbetonte auxiliaria wie *hæte*, *hæten* (3789. 4342. 4951. 5274. 6550. 7920. 8305. 9133. 9271. 9705); *möhte* (7432); *solte* (7643. 9772); *wære*, *wären* (6061. 9342. 6283. 7106. 7264. 8455); *wurden* (5271. 5957). einigemal sogar possessiva ohne nachdruck (6480. 7015. 9488). wie stark hierin Gottfried von Reinbot abweicht, springt in die augen. mehr rücksicht zeigt der dichter in jenen 54 fällen, die im klingenden vers erscheinen. substantiva stellen das hauptcontingent (*Ze handen si nâmen* 7148, *Sîn lêhen enphâhen* 5302, und so 25 mal), ferner ausdrucksvolle adjectiva (*Diu guote*, *dîn stæte*, *Diu reine Floræte* 1903, ähnlich 5235f. 5229. 4784. 4931; außerdem zweimal *rîchem*); ferner *alle*, *-em*, *-en* (*In allen geliche* 5009; ähnlich noch 5 mal); *keinem* (*Ir keinem ze spotte* 5574, s. 8661); dazu noch *Si viere ze handen* 9498 und *Sô wîten geleitet* 4743. vollverba dagegen sind recht selten (6511. 8619. 8700. 9691), und ebenso auxiliaria (*begunden* 8242. 8332; *kunde* 7565; *wären* 9026; *wurden* 3594)¹. — endlich sei noch angemerkt, dass die auf den beschwerten zweisilber folgende senkungssilbe stets leichtesten calibers sein muss, also ein *ge-*, *be-* oder der artikel, eine präposition udgl. niemals folgt hingegen ein nomen oder ein verbum. man darf daher nicht etwa zur vermeidung des hiatus lesen: *Über sînen rückè fuort ér* 13122.

B. Simplicia der form $\cup\cup\cup$ ohne schwere ableitungssilbe.

a) fälle ohne elision der dritten silbe. normalerweise beanspruchen solche wörter für sich allein den ganzen tact. in der folgenden liste gibt die beigesezte zahl die häufigkeit der belege an; bei nur einmaligem vorkommen fehlt die zahl. als beispiel

¹ auch ein paar fälle mit mehreren beschwerten hebungen nacheinander finden sich, aber nur innerhalb eines wortes: *Ein âventiurwære* 9238; *Vür unser håltürlîn* 9328.

mag dienen die verwendung des wortes *ebenen* in dem vers *Mit ebenen sinnen dar getrabe* 4661. so werden gebraucht die folgenden wörter:

er(e)nde 3; *-iu*: *betelen*; *bil(e)de(n)* 7; *gebil(e)det*; *niubor(e)ner*; *ol(e)te*; *ebene(n)* 7; *edele* 14; *-em* 3; *-en* 16: *-er* 7; *-es*; *-ez*; *-iu* 5; *-(e)l* 2; *fabelen*; *fremede* 16; *-ec-*; *-em* 8; *-en* 10; *-er* 6; *-iu* 10; *gebene* 2; *gegene* 3; *ger(e)nden*; *-er*; *ger(e)te* 5; *habete* 2; *hemede* 3; *verhol(e)ne* 3; *hövesche (höfsche)* 17; *-en* 7; *-er* 6; *-iu*; *jagete*; *-en* 2; *gejegede* 3; *jegere* 9; *-en* 3; *-es*; *jehende* 3; *jugende* 2; *kamere* 2; *ketene*; *-en*; *klagende*; *-enden*; *-ene*; *-ete* 4; *-eten* 4; *künege* 13; *-en*; *-es* 13; *lebende* 16; *-em* 4; *-en* 7; *-er* 5; *-es* 3; *lebene* 13; *-es* 2; *lebere*; *lebet* 4; *-en* 4; *ligende*; *lobene*; *gelobete* 2; *-en* 6; *-et* 4; *-iu*; *verlor(e)ne*; *-em*; *-en*: *-er*; *losete*; *-en* 3; *gelübede* 2; *-es*; *maneger* usw. 142; *man(e)te*; *megede* 3; *mügende*; *ner(e)te* 2; *-en* 2; *nidere*; *-et* 3; *obene* 10; *oberen*; *obezes*; *redende*; *-en*; *redene* 2; *redete*; *-en* 6; *-es*; *rigele* 2; *sagete* 3; *-en* 3; *irresameste*; *zesamene* 9; *samenet*; *satele* 2; *segelen*; *segene* 5; *-en*; *-et* 2; *sehende*; *-en*; *-er*; *-iu*; *sehene*; *senede* 12; *-em* 4; *-en* 4; *-er* 2; *-ez*; *-iu* 2; *senete*; *sibende*; *sigel(e)t* 6; *sigeten*; *slahene*; *spil(e)te* 2; *swal(e)we* 2; *-en*; *swebete* 3; *-en* 2; *tagete*; *-en* 2; *tobenden* 3; *trahene*; *trehene(n)* 2; *tugende* 12; *-en* 9; *-et* 3; *übele* 7; *-en* 5; *-er* 2; *var(e)nden*; *var(e)we* 11; *-en*; *vederen* 4; *gever(e)wet* 4; *vetere* 2; *videl(e)n*; *vider(e)t*; *vogete*; *vogelen*; *be-war(e)ne*; *ietwedere* 4; *-em* 6; *-es* 2; *-ez* 7; *-iu*; *suederez*; *ietwederre* (= *ietwederer*) 2; *gewehenen*; *wer(e)nde* 4; *-em*; *-en*; *wer(e)te*; *zehende*; *zes(e)wen*; *zogende*; *-ete*; *-en*; *zügele*; *zwisele* 2.

das sind im ganzen 701 fälle¹.

Die zweite verwendungsmöglichkeit, — je ein ictus auf der ersten und dritten silbe, — haben zahlreiche dichter, bes. Konrad von Würzburg, gemieden, s. Scherer, Zs. 17, 56S; Paul, Beitr. 3, 458n. Gottfried hingegen macht von ihr gebrauch. allerdings sind die beispiele relativ spärlich (57 fälle). der grund hierfür ist darin gelegen, dass diese betonungsweise als die nachdrücklichere von dem feinhörigen dichter fast nur dort angewendet wird, wo auf dem betreffenden begriff ein besonderes gewicht ligt. so steht das dreisillbige wort öfter in contrast zu einem andern: *Dá honeget diu tanne* 179S6; *Hie mite brach er die schellen abe Und lie die ketene dar an* 16393; *Lóstet ir mich . . ., Ir habet mich aber sider só Verklüeteret mit swære* 11627; *Noch lebende noch rehte tót* 18520; *Enwas niht lebende sîn*

¹ eine weitere silbe folgt nur in dem vers: *Wol an gebürte künege genôz* 247.

tôt 18439; *Do er an der megede gesach* 19187 (von der jungfrau Isolde, im gegensatz zur ersten Isolde, von der eben vorher die rede war); ebenso einige male *dewederez*, *ietwederez* im gegensatz zu folgendem *daz ander*, 11898. 14337. 16752. 18516. ferner wenn *dewederez* auf zwei gesondert genaunte begriffe vorausdeutet oder sich rückbezieht auf zwei gesondert genaunte begriffe, wie in dem vers *An ir dewederez verlân*, *An haz noch ouch an minne* 886, ähnlich 10277. 10934. 18492. ferner an stellen, wo schon die häufung der ausdrücke die erregung des dichters verrät, so 1165 *Sîn Blanscheflûr, diu reine, Diu hōfsche, diu guote*; ebenso 5235. 12776; oder zum ausdruck lebhafter freude *Si slageten mit handen, Si lobeten . . . Si sungen* 7100; vgl. noch 4087. oder um das ungewöhnliche des begriffes hervorzuheben, wie 10516 *Von künigen* (nicht von gewöhnlichen adelichen); 17415 *In fremeder gelegenheit* (darauf kommt es für die folgende scene an); 18159 *In ir hemedē dar an* (gegen alle sitte). daher auch bei einem auffallenden vergleich, wie 12944 von Brangæne *Und in dem tegele gebrant*; oder wenn ein wort in prägnanter bedeutung verwendet wird, so 4158 *Und ob ez mir hie wære Ze sagenne gebære* (sagen absolut gebraucht); 13236 *Ir gelobetet mir niht* (wider absolut: 'wenn Ihr etwa das geloben in abrede stellen wollt'); 14318 *Daz si geredeten in ein* (absolut, 'um miteinander reden zu können'); 9188 *Daz er in erslagen wolte haben Und in erslagenen begraben* (prägnant, 'sobald er erschlagen wäre'). ferner zur rhythmischen variation, wenn dasselbe wort vor- und nachher wiederholt gebraucht wird, wie bei dem spielen mit *leben* 309. 2075. 16385. 18436; bei *senete* 17200. 19302 und bei *sageten* 12880. voranstellung deutet schon auf die wichtigkeit des begriffes bei *verhol(e)ne* 14368, bei *ietwoederem* 14319. ebenso zeigen die wenigen fälle, wo *maniger* usw. zwei icten erhält, besonderen nachdruck: *Iru ist niht deheiner, Ir ist maniger und einer* 17780; *Mit michelme getwange, Mit manigem gewalte* 6275; ähnlich 5500. 5519. drei von diesen fällen enthalten *maniger* ohne begleitendes substantiv. die übrigen beispiele sind: *bibende mit* 2408; *gebende die* 14131; *engegene ge-* 1663; *verholne ge-* 14246; *klageten sîn* 7699; *lebene nâch* 12104; *oberster truh-* 13468; *zesamene ge-* 352; *seneden I-* 14624; *spinele von* 17038; *tugenden dâ* 16939; *tugenden als* 16397; *übele ge-* 2516; *übele ver-* 14944; *übelem ge-* 14996;

var(e)we ge- 7276; *ietwederre der* 2634; *ietwederre be-* 4513. die meisten dieser wörter sind von der art, dass sie eine emphatische steigerung des gebrauches an sich nahe legen.

Durch diese beobachtung lässt sich in einer reihe von versen, die an sich verschieden gelesen werden können, der vom dichter gewünschte vortrag feststellen. hatten wir oben das beispiel *Ir gelobetet mir niht* 13236, wo das prägnante *gelobetet* zwei icten erhält, so werden wir in dem vers 10228 (*Sine gelobete Tristande nie*) die beiden icten dem namen zuweisen, weil hier nicht auf dem verbum der nachdruck liegt: 'sie hat es nicht Tristan gelobt, sondern dem unbekanntem spielmann Tantris' ist der sinn der stelle. ebenso wird man 19296 zu betonen haben: *Wan sich ensetete Tristan Dekein zît sô genôte Durch keine sîne Îsôte, Si ensetete sich noch mē durch in.* aus ähnlichen gründen ist zu lesen: *edelen koufman* 2323. 2228; *fremeden horndône* 3246; *fremeden koufman* 2158; *fremeden sorgære* 5544; *habebe, mû sære* 2204; *höfsche koufman* 4053; *höfscher spilman* 7564; *er jagete Tristanden* 16064; *jegere Tristan* 3480; *küneges lantsæwe* 13467; *küneges unminnen* 14832; *redeten diz unde daz* 11668; *gesagete Tristande* 18719; *spehete wâ unde wâ* 3885; *gevedere schächblicke* 10961; *ietwederes sprach unde sach* 12038; *gezogene Tristan* 2269; zweifelhaft bleibt mir nur 13466. die silbe, die auf das betonte *e* der endung folgt, ist stets von leichtestem tongewicht, also vorwiegend ein präfix wie *ge-*, *ver-* oder eine präposition, ein leichtes pronomen, der artikel oder ein *dâ*, *dar (an)*, *noch*, *unz*, *wan*; von verben nur je einmal *sint* und *gât* (14150, nach hinten gebunden!), von substantiven nur einmal *truhsæwe* (13468), dessen hauptaccent leicht verschoben werden kann¹.

b) wird die dritte silbe elidiert, so sind zwei möglichkeiten vorhanden: die silbe, vor der elidiert wird, kann die senkung füllen (*frémede und*) oder sie trägt die nächste hebung (*frémede ûnde*). Gottfried scheint zwischen beiden arten keinen prinzipiellen unterschied zu machen, auch sind sie fast gleich häufig (44 beispiele der ersten art stehn 48 der zweiten gegenüber). deutlich ist aber, dass der dichter sich des wechsels bedient, um rhythmische variation in die aussprache desselben wortes zu bringen.

¹ deutlich ist die absicht, die doppelte betongung zu vermeiden in versen wie 15032 *Diz gelûbede daz wart dâ getân.*

dies mögen zunächst beispiele zeigen, wo das elidierte wort verschleift ist und in der umgebung dasselbe wort ohne verschleifung gebraucht ist:

hémede at 13821 (*hémede* an 23); *klágete* im 14395 (*klágete* ir im selben vers); *klébetē* ir 11802 (*strébetē* állez 04); *künnege* ir 12667 (*künigîn* 63); *lébene* er- 16922 (*lébesite* 25); *mégedē* Í- 19173 (*mégedē* 87); *ságete* ez 12091 (*saget* im auftact 86, *ságet* mir 93); *bespéhete* in 10004 (*bespéhete* únde 11); *túgende* er- 1146 (*túgent* 50); ebenso 2264 (67. 68); 2146 (40. 45); 4527 (*júgende* an 29); 14801 (09); *úbelē* und 10276 (65. 72); 17897 (98); *várwe* ir 17591 (*várwe* únd 68). umgekehrt findet sich *ébene* álse 5692 (*ébene* 89); *frémede* únde 15806 (*frémendem* 23); *hémede* an 12823 (s. o.); *júgende* an 4529 (s. o.); *klágete* ir 14395 (s. o.); *lébene* únd 18438 (*leben* 35; *lebenē* 36; *lebendēs* 39; *leben* Í- 40); *rédene* úmbe 6348 (*rēde* ge- 41); *ságete* iu 12883 (*sēiten* 76; *ságetēn* 80; *ságet* 82; *ságeten* . . . *geságet* 84); *bespéhete* únde 10011 (s. o.); *strébetē* állez 11804 (s. o.); *swébetē* úf 7497 (*swébetē* 508); *túgende* an 4089 (*túgende* 82); *úbelē* únde 7321 (*úbelēn* 24); *úbelē* únd 14342 (*úbel* ir 34); *véterē* ún 4374 (*véter* die 69); *véterē* únde 11176 (*véterē* im auftact 80).

In einigen fällen erscheint der elidierte dreisilber in der senkung, d. h. er wird einsilbig. sicher richtig sind die folgenden beispiele: *Der harphære únd losete* (l. lost) állez dar 3527; *Die ritterschäft loset* (l. lost) élliu dar 4117; *Kurvenál swébetē* (l. swébt) úf dem sé 2349 (*swébetēn* 47); vielleicht auch *Sin rede ensē eben únde sleht* 4659 (*ébenen* 61), obwohl hier *eben* in der senkung sehr übel klingt und die besserung *sē* st. *ensē* naheliegt, zumal das unmittelbar vorhergehende *ensēn* die meisten schreiber beirrt haben könnte: wenn Mafsmann bei Marold fehlende variante zu recht besteht, so hat H sogar den unrichtigen plural aus der vorhergehenden zeile eingeschleppt. über den vers *Ein herze was úbel unde guot* (10272) s. u. s. 338.

C. Dreisilbige composita und dreisilber mit schwerer ableitungssilbe. bei kurzer erster und nebetoniger dritter silbe erhalten diese wörter mit verschwindenden ausnahmen stets zwei icten. Gottfried betont also *ánevánc*, *bétevárt*, *bóteschäft*, *ébengròz*. ebenso noch

ebenhēr, *edelích*, *edelkeit*, *frumekēit*, *glasevaz*, *gotelích*, *hinewart*, *hovediēt*, *-man* (3904), *-rát*, *-schar*, *-spil*, *hövescheit* (*höfschēit*) 2967. 3344. 7709. 7986. 8087. 13161. 13172. 13614. 14816. 15556. 19186. 19338, *útwēiz*, *jageliēt*, *-líst*, *-phert*, *-reht*, *kamerlîn*, *klagenót*,

-sam, -wort, knebelîn, kregelîn, künigîn, küniglich, gelegenheit, lobelich, -rîs, -sam, mitewist, notelîn, p̄edelîn, redenhaft, -rîch, sagehaft, schadehaft, schedelich, seneglouot, -lîch, -rîch, sigeliet, -ôs, stegereif, sumerkleit, -kraft, -zit, sūnelîn, tagedinc, tobeheit, trūgeheit, tugenthaft, -sam, ūbergân, -lūt, -seit, -truoc, -want, vaterwân, vederspil, vogelsanc, vogelîn, vogetîn, ietwederhalp, widerseit, -strit, -twanc, -vart, -zôch, gewoneheit, schâchzabelspil.

im ganzen finden sich mit ausschluß der massenhaften belege für *künigîn* 143 beispiele.

Dieser menge gegenüber erscheint die betonung mit nur einem ictus als ausnahme. bei *höfscheit* (5748. 7566), *höfslîch* (5382), *oleboum* (14448. 14612), *sinwel* (6674) wird man an zweisilbige aussprache denken dürfen¹. es bleiben noch paar verse: *Ein lieber hoveman under in* (3485); *Unschamelîch unde untougen* (6045); ferner füllt *künigîn* dreimal den tact, aber das ist immer durch das streben nach rhythmischer variation veranlasst, am hübschesten 6951, wo es heist *Mîn swéster . . . eine Diu künigîn vôn Îrlande*, während der dichter einige verse darauf die substantiva anders betont: *Min swéster, diu künigîn*; ebenso steht neben *künigîn* die betonung *künigîn* 13446 (s. 51) und 16340 (s. 37). endlich wechselt Gottfried in der behandlung der mit *etes-* zusammengesetzten einsilbigen formen. hiebei gilt ihm wieder sichtlich die betonung mit zwei icten als die nachdrücklichere, die daher verwendet wird, wenn von dem wort ein substantiv abhängt (*éteswên Ir mûge, disen oder den* 759; ebenso 3760. 8151. 11927. 10499), oder ein adverb (13632), oder ein ganzer satz (*éteswâz . . . , Daz minne meinet unde man* 1065; ebenso 7632. 9491. 13792); oder wenn mit der widerholung gespielt wird (*Daz si eteswenne und eteswie* 8380; ebenso 8960. 12761 f. 17404); oder wenn das wort im contrast steht (*Daz éteswêr dâ lieber si Und nâher gēnde dan si sîn* 13056; ähnlich 5940 gegenüber *dâ* 38, sowie 15389 gegenüber *Etswer* 84). auch in den versen 4506. 10610. 12648. 18610 begreift sich die nachdrückliche verwendung ganz gut, und 9360 steht *éteswâ* in rhythmischem wechsel zu *étswâ*, 65. so bleibt als rest nur 9072; denn 13582 wird man zu betonen haben: *Durch étslîch jūncfrōuwelîn* (vgl. 11673). die beispiele hingegen, wo die *etswar* usw. nur einen tact füllen, entfallen auf sätze, in denen ein anderes wort den stärksten accent trägt, so 7748 *Daz wir in etswar bræhten*, denn auf der trans-

¹ über *höfslîch* s. u. s. 312. 363. über *sinwel* s. unter *auftact*, s. 363 n.

portfähigkeit liegt der nachdruck, s. 7764 ff.; *etswá dá* 8969 (*dá* betont); *etswá vînden* 9365 (s. o.); *Warne die reinen etswá mite* 14652 (*warne l*); *hie was etswaz an* 14829 ('es war was dran'); ähnlich 17888 ('es bleibt immer was hängen'); 17653 (auf *Marke* liegt der nachdruck); 18419 (*leben suochen*); 19512 (*mîn leben* steht in nachdruckvollem contrast zu 09).

Derselbe typus, aber mit nebenaccent auf der mittelsilbe, ist nur durch zwei wörter vertreten: *biderbe(n)* füllt éinen tact 360. 5194. 8400. 17915. 18731; nur 18001 *éin bîderbe*; und *gotinne* bekommt bald zwei icten (15813. 16727), bald nur éinen, auf der zweiten silbe (4807. 17474).

D. Vier- und fünfsilber. einfache viersilber mit kurzer stammsilbe füllen zwei tacte: *ebeneste* 3 mal, *honegende* 11888, *oberesten* 4896 (aber *óberstér* 13468), *segnete* 10627; daneben bildet éinen fufs *segenten* 15643, *videlte ir* 8062; endlich *sámentén* 1659 und *versigeltén* 18947.

Componierte oder mit schwerer ableitungssilbe versehene viersilber deren erste silbe kurz ist, nehmen bei betonter erster und dritter silbe fast ausnahmslos zwei volle tacte in anspruch. beispiele sind *ágestéine*, *ánegéngé*, *bánekié*, *bárunie*, *gebenedíet* usw., im gauzen 308 mal. in seiner art die einzige ausnahme stellt dar der vers *In jégelíchér gewoneheit* 3004¹. lautliche einsilbigkeit des ersten teils ligt vor, wenn dieser in der senkung steht. bezeichnenderweise entfallen drei von den fünf beispielen auf *höveschlíche*, wofür die hss. meist *höfischliche* überliefern (wenigstens schreiben so die herausgeber vorwiegend); auch hat sich für dies wort die kitzrere form *schou* oben s. 311 als wahrscheinlich ergeben, und die betrachtung des auftactes wird das bestätigen. die genannten fälle sind: *só höfischliche* 2271, *ér höfischliche* 5183, *mit höfischlichem* 5904; ferner *ir sunlicher* 1933 (nach zweimaligem *sunes*) und *Diu trüege mich kebsliche* (Marold *kebesl.*) 5433; aber das letzte beispiel scheint mir bedenklich, da das wichtige *kebesliche* dadurch zu stark herabgedrückt wird; *mich* ist wol zu streichen, s. u. s. 337. sonst findet sich noch mit elison 18183 *Der kamerære einer vür die tür*.

Ligt der nebenaccent bei wörtern dieser lautgestalt auf der letzten silbe, so füllen die drei ersten den éinen tact: *ebengelích*,

¹ vergleichbar ist allenfalls nur *sénedærín* 128. 16404.

künegelin, senegenôz, tugendelôs, -rîch, übergênôz, im ganzen 7 beispiele.

Bei fünfsilbigen wörtern mit kürze an erster stelle ist die behandlung des ersten teiles eine entsprechende, also *ébenmâzene, ébenwilligen* usw., aber *ébéngelicher, hóvegesindes* usw. zu bemerkungen ist hier kein anlass, da die natürlichen verhältnisse nirgends gestört sind.

E. Simplicia der form $\underline{\text{e}}\text{oo}$. hier sind theoretisch fünf behandlungsweisen gegeben: *änderè si, ändère, ändèrè ir, ändere, ändere*. ich bezeichne sie im folgenden der kürze halber als typus 1. 3 (mit erster und dritter silbe in hebung), bzw. typus 1. 2 (ohne oder mit elision), endlich typus 1 (ohne oder mit elision).

a) typus 1. 3 stellt eine nachdrückliche verwendung des betreffenden wortes dar. er findet sich daher, wenn das wort im contrast oder parallelismus zu anderen erscheint: *Ern müeze ir einen lâzen varn Und bî dem anderen bestân* 5659; *Wirts einem anderen gegeben, Sô ist mîn . . . trôst dâ hin* 8199 ('einem andern als mir nämlich'); ebenso bei *ander* noch 9478. 12813. 17021. 19166. 19313. 19438; *Von dem houbete ze tal* 2800; *Ûf sinem houbete truoc er* 11134 (vorher sind die verschiedenen andern ausrüstungsstücke beschrieben); *Swie sô der ûzer wære, Der innere bildære, Der was baz betihtet* 6648; *die inneren* 5588 (in stillschweigendem gegensatz zu den belagerern); *Das man dâ wol bereite sach Swaz in der insele geschach* 6730; *Die séle die bevilhe ich gote, Den lip hin ziuwerem gebote* 12852; *Allen künegen ebengrôz, Aller keisere genôz* 6146; *Der geloubete Tristande* 4528 (contrast zu *entweich* aber 30); *In reizete haz unde leit . . . Sô zôch in aber Tristan . . . dervan* 13613 (*haz* steht hier besser in senkung, da es schon vorher, 07, nachdrücklich genug gebracht war: so erst kommt die kunst des dichters zu voller wûrkung!); *Ez begunde in beiden stillen Und offenen ir ungemach* 12037; *lanthêrren Und ouch den ritteren darzuo* 10753; *Sîne geschepfede sô rîch Und sîne site sô hêrlich* 10009; *Der innere bildære . . . baz . . . Dan diu ûzere faitiure* 6652; *Dazs ungenesen wânden wesen, Ir keiner trûwete genesen* 9628; die kunstfertigkeit Isoldens wird zuerst zusammenfassend charakterisiert: *Si kunde . . . hôfscheit genuoge*

Mit handen und mit munde 7987. nun wird specialisiert: *Ir vingere die kunden . . . Die liven wol gerüeren* 93; und dann *Ouch sanc diu sældenriche Suoze unde wol von munde* 8000; nachdruck dient auch der wärkung eines oxymorons, daher: *Dá balsemet der schirlinc* 17987; *Er minnete daz ungemach* 18985; oder wenn ein wort absolut, also prägnant, gebraucht wird, *Der mortsame slange Der kam schiere dar an Daz er zwivelen began* 9044; ebenso 1753S. — ferner dient die hervorhebung des wortes dem verständnis bei schwierigeren syntaktischen verhältnissen, so 4052ff: *‘Ja’ sprächens alle ‘und ist daz der . . .’* (nun eine sechs verse umfassende directe rede und dann zurückgreifend zu jenem sprächens) *Und spelleten sus unde sö*; ähnlich 6314 *Swaz man des unseren dá hat . . .* (drei zwischenverse), *Man muoz ez uns her wider wegen*; auch 10823: *Drî gürtete den frouwen drin Daz keiser noch künigîn Nie keinen bezzeren gewan*, wo ja auch im nhd. stärker betont wird, um den zwischengedanken ‘von einer vollkommenheit’ zu markieren. — ferner bringt der nachdruck die bildliche verwendung eines wortes zur geltung, daher *Er dienete mit vederspil Sinen müezigen tagen* 13104; ebenso *büweten* 16490. 17955; *balsamen* 16504; *inpfete* 4736; *erkaltete* 17513; *kriegeten* 16751; *schächeten* 11850. — weiters lässt sich wider das reizvolle wechspielspiel verschiedener rhythmischer behandlung desselben wortes beobachten: *ander . . . anderen* 4573. 79; *flammen . . . enflammete* 17588f; *harphen . . . harpheten . . . harphen . . . harphen* 17210. 14. 18. 23; *hornelîn dô nam Und hürnete . . . horn nâmen Und hürneten* 3208. 9. 14. 15; *horngeschelle . . . hürneten* 3452. 54; *Der lidet vil ange Daz im ze lidenne geschicht* 17773; *Ouch twanc si beide noch ein leit . . . Hier umbe was in leide, Daz leidete si beide* 12410; *Sus lösete diu löse Îsôt . . . Biz dazs im lösende an gewan* 14008; *harphete er . . . machete si*, 3566; *ritter . . . ritter . . . rittere* 4579. 80. 82; *wáfënen . . . gewáfëne* 6505f; *weinende . . . weineten . . . gemeine weine . . . weineten gemeine* 11496. 05ff; *lebere . . . lumbele . . . zimberen* 2940ff. — endlich gibt es zahlreiche wörter, die wegen der begriffe, die sie bezeichnen, eine nachdrückliche betonung nahe legen:

anderen als zahlwort 18974; *erbarmete*, mit dem nachdruck auf diesem verbum 7734; *bezzeren*, compar. 10825; *danketen* 3262 (verbum als hauptsache); *fluocheten* (verbum hauptsache) 8643; *hal-*

seten (absolut) 14163; *handelen* (verbum hauptsache) 15887; *heilige* 2685; *kaphete* 3605; *bekumberet* 15273; *leidigen* 3321; *liuteren* 14965; *lüttere* 6616. 8265; *lütteren* 8149. 18975; *michelem*, -en, -er 6274. 13081. 14313. 14375. 14806. 16450; *minnete* (verbum hauptbegriff 'weil ich sie liebte') 9813; *mermuschelen* (als abzeichen der pilger) 2632; *nidigen* 10795; *ruoweten* (hauptbegriff) 7417; *sælige(n)* 5249. 5556. 9775. 11190. 11612. 14491. 18674; *schæneres* (compar.) 6665; *gespenstige* 17842; *tiuel(e)s* 9347; *gevangenen* 18918. 42; *volgete* (prägnant, absolut) 15586; *vordere* (emphatisch) 11039; *entwäfenen* 9421; *gewäfen(e)t* 6740; *wägete* (weil syntaktisch zu v. 12 gehörig) 9814; *gewaltege(n)* 5910. 5992; *wartete* (absolut) 13566; *wehsete* 9677; *witzegen* 15309. — nur in wenigen fällen könnte ohne beeinträchtigung auch die milder nachdrucksvolle verwendung eintreten. hierher zähle ich: *frägete her* 11030 (wo doch kaum *frägete hér* zu betonen ist); ferner *inselen* 18735; *rütteren* 5264; *schiffete* 5172. 8622 ('umherschiffte'); *schirmeten* 16747; *beschouweten* 10869; *üebeten* 17270; *volgete(n)* 2195; ('geleite geben') 17429; *warteten* 17168.

will man diese beispiele mit der 'tradition' oder auch mit dem 'ethos' erklären, so hab ich nichts dagegen, vorausgesetzt dass man sich vor augen hält, wie verschwindend gering an zahl die fälle sind, die eine solche erklärung brauchen.

b) typus 1.2 (*michèlem*). der gebrauch dieses typus unterliegt ganz denselben regeln wie der des typus 1.3. welcher von beiden typen zur anwendung kommt, hängt nur von der accentstärke der folgenden silbe ab; es stehn nebeneinander *michèlem leide* und *michelèm geschelle*. das wort wird durch contrast gehoben: *Dazs einen anderen tót, Der niht von minnen wære komen, Dó hæte vür ir leben genomen* 1180; *er saz und weinde; Ouch begunde . . . Den anderen allen Ir ougen überwallen* 4217; *An einen anderen, man* (als Tristan nämlich) 4850; *Als dem ez umb sin ère Und ouch niht anders enstát* 9717; *daz eine . . . Diu anderen alle* 17961; *Sweder ir die harphen genam, Sô was des anderen site* 17219; *Ir deweders enmahte Gehaben ruowe noch gemacht, Wan sôz daz andere sach* 11900; daher ist auch zu schreiben *Daz ietweders sinne Zem anderen was gewant* 11928 (nicht *Ze dem andern*, s. u. bei *ze*, s. 350f); *Daz was undurftenez leit* (gegensatz zu *diu harphe* und *diu lire*) 14954 (wie Marke dann die worte Tristans aufnimmt, fragt er mit gemindertem nachdruck *Undürften leit?*); *daz übel übele frumet, Biz dau daz ergere kumet* 13818; *daz innere her* 5531; die leute sagen, es wære ein *einwic* gewesen: *Ich prüeve*

es aber an dirre zît Daz es ein offener strit Was 6876; Haz der lige dem jungen man Mit græzerem ernst an, Dan einem stündigen man 50998; Ir spiegellichten ougen Diu volleten iougen 11978; in der art eines oxymorons: Ūzen an ir libe spehen Den inneren smerzen 12065; Er machte ūz einer krumbe Ein rihtige slithe 6839; Der nezzenen ursprinc Der rôset 17988. bildlich: Ir gelimeten sinne 11814; Der baz gemælete wase 17184; Der gezweiete kiel 9678. — rhythmischer oder wortspielender wechsel: houbet . . . houbetes 7181. 85; 11238. 40; kleidere . . . kleider 10570. 74; Dâ man nâch leidem leide Mit leiderem leide Siht leider ougenweide 1750; Mit zweier hande leide In leideten beide 13755; Der trûrige Marke Er trûrete starke 17281; ebenso trûrende trûrære . . . trûrende . . . trûrige . . . betrûrete 14913; beide ir weide Si weideten beide 11003. — bei den folgenden beispielen ligt wider, wo nichts weiter bemerkt ist, die steigerungsfähigkeit im begriff selbst: Ir kleider wâren âf geleit Mit vier hande rîcheit, Und was der vierer iegelich In ir ambete rich 4561; (sus riefens) Den anderen zwein zuo in Und riten alle viere hin 9393; Spise und anderen rât 5722, s. 9023; ebenso stets Des anderen tages 8930. 14525. 15132 (Marold fälschlich andern). 17331. 18850; ferner Zem anderen mâle 5545. 8545. 10064. 19011; natürlich ist auch zu schreiben Kein andere huote Wan wîsen unde lèren 17904 (st. Dekein); sonst noch:

gebeidetem 13770; bezzeren (compar.) 16921; gebezzeret 8138; einigez 7704. 8508; einzelen 19450. 56; ergeren (compar.) 15407; ewigen 8171; fûegete 14728 (braucht stärkere betonung, damit das baz der folgenden zeile darauf mitbezogen wird); græzere 5099. 5332; heilige 1967. 6126. 6198; gehéreten (ekstatisch) 18040; geherzete 9228 (prägnant 'wenn er beherzt ist'); hæheren 5670; verirrreter 19168 (emphatisch); bekumberet 11885. 15321; listige 7032. 9441; geloubige 13908 (mit bitterer ironie); Ir gelüppeter eit brachte ihr anseln und ehre 15752; daz lützele her stiftete grofsen schaden 5521; michelem, -en, -er 3757. 7107. 8738. 8828. 9063. 10734. 11487. 11608. 12540. 15012. 19445; morgenes (weil ein 'nächsten, andern' fehlt) 14946; müezigen 4412. 13105; genædigen 15549; nîdige 13641; sælige, -en, -er, -iu 1452. 1902. 3037. 4167. 5111. 5257. 5652. 5653. 8179. 8408. 9098. 9451. 9613. 9728. 9791. 12124. 12470. 12568. 15015. 16180. 16216. 17171. 18095; dazu sæligez 3063; schuldigen (adj.) 15259; Mit gesenketem sper (als zeichen der bereitshaft) 6842; versérete 16104;

sorgete (nachdrücklich, s. *sorchafte* 13) 12706; *gespenstigiū*, -en 1408. 17797; *gestandene* (prägnant) 6488. 9229; *zerstucketen* 7145; *tiuveles* 8976; *tædigen* 5587; *trûrige(r)* 17281. 17622; *unseren* 12263 (schmerzlicher ausruf); 15269 (eindringlich, in höchster erregung, treibend); *zervallenen* 16203; *gevangene* 11756. 11782; *vordere(n)* (compar. 7984. 8336. 13810); *wâfenen*, -et 6505. 9413. 11311; *verwandelte* (imper.) 11786; *ungewarneten* 5471 ('obwol sie ungewarnt waren'); *verwâzene* 8323. 17849; *verweistete* (emphatisch) 1861; *widerwertige* 11528; *ebenwilligen* 4523; *williger* 6191. 6891; *gewitziget* 7715; *erwünschete(n)* 7721. 10971; *zîtigen* 2762; *zoubere* 8340. — auffallend ist *vingeren* 10948 und *Nâch ritteres rehte* 6522. 6688.

c) typus 1. 2 mit elision (*ândere ir*) kommt sogut wie niemals vor¹. das ist sehr begreiflich: bei nachdruck pflegt man nicht zu elidieren, s. die analoge beobachtung Metr. untersuchungen zu Reinbot s. 172 n. 1. ich finde im ganzen Tristan nur zwei sichere verse dieser art: 8184 *Diu frouwe lachete in an*; und 13444 *Und strâfete in starke*². 8835 schreiben die herausgeber *Durch ruowe kërte ich zehant Und ruowete unz hiute dâ*; aber *dâ* ist wol *unze* zu schreiben, wie Bechstein tut, s. 6474. — 17222 ist zu betonen *Ouch lûtete tetwèder klanc*.

d) typus 1 ohne elision (*ândere*). diese leichte form der verwendung wird vor allem *verben* zu teil, uzw. fast ausschließlich in sätzen, wo der nachdruck auf einem andern glied als dem prædicat ligt: (*si sâhen*) *Erbarmeclîche ein ander an Und erbarmetes an der reînen Ir îneclîchez weinen* 12855 (das erbarmen ist schon durch das vorhergehende adverb ausgedrückt, somit ligt der nachdruck im zweiten satze auf *weinen*, da dies das novum, den grund des erbarmens bringt); *Daz ez in an ir mære Dan an im selben müete: In erbarmete dazs ir sinne . . . an sîne mînne . . . hæte verlân* 19333 (der inhalt des erbarmens ist das novum); *Und erbeizete suo der erde nider* 3324; *Hier under was ie Marke Bekumbert harte starke Mit zweier hande leide* 13754 (dass M. bekümmert ist, wissen wir schon, s. 13720; das gewicht ligt hier auf der doppelheit seines leides, die im folgenden näher erläutert ist); *Bezzeren unde bûezen* 5234 (solche synonyma wûrken durch die verdoppelung schon stark genug); *Bleichen unde blichen Begunde ir varwe und ir lîp. Der man bleichete durch daz wîp*,

¹ anders bei langer mittelsilbe: *Den wînderte es starke* 13658, s. 14689; und im compositium: *ântwûrte* 13547. 13711; *ântlûtze* 15566.

² *Unde* geht nicht an, s. u. s. 366f.

Daz wîp bleichete durch den man 14324 (novum ist der contrast, nicht das bleichwerden); *enkeren unde beliben* 7413 (auf bleiben ligt das stärkere gewicht); *Er übersach der drier ein Unde frâgete von den zwein* 12002 (gegensatz von drier ein und zwein); *Si triben maneger hande Mære mit Tristande Undl frâgeten in sus unde sô* 7665; ebenso 10814; *Und frâgete nâch der künigîn* 18186 (auf k. ruht der nachdruck); *An swelcher stat ich armer man Iuwer lop gefürdern kan* 8178 (an swelcher stat steht im vordergrund); *Ez gelernete birsen unde jagen* 2116 (der inhalt des lernens ist das neue, denn lernete war schon vorgekommen, 2189. 2198); *gebrant Unde geliutert* 12945; *geliutert unde gereinet* 4701; *Dem lûtertz herze unde muot* 8295; *Ouch macheten si hier under Mit rede ein michel wunder* 3713; *Bemeistert unde berihtet* 6650; *geméret Und niht geminret* 5833; *Geminneret noch geméret* 6172; *Tristande was Vil lobes und éren vür geleit. Sine sinne und sîne manheit Diu prâsete hof unde lant* 18957; *nu rief er . . . Und reichete mit der hant dô her* 12549; *Dâ sæleget ir iuch selben mite* 1632 (*Dâ sâliget ir iuch mite* würde einen ganz andern sinn ergeben); *Sô zîhen wîrs die minne Unde schuldigen sî dar an, Diu schulde nie dar an gewan* 12253 (auf sî ligt der stärkste ton); *Beredeten unde besageten, Betrâreten unde beklageten* 17192; *Nu bedâhte si daz Und betrâretz in ir muote, Daz vorhte noch huote An ir vrouwen niht vervie* 18179 (daz dominiert); *Unde vorderst du merzî, Merzî gehæret niht ze dir* 10208; *Brangæne hæte an sich genomen Der küniginne kleider: Diu kleider ir beider Wären verwandelt under in* 12595; *Îsôt diu weinde starke* 13907 (das weinen ist kein novum, s. 13894. 13904; aber das starke zeugt von ihrer verstellungskunst); *wundert unde wundert* 9233; überhaupt hat *wundert* ein paarmal diese leichtere verwendung, s. 10423. 14849. 15493, was jedesfalls auch lautliche gründe hat, s. *gesundert: hundert* 18824; *Und zeichent die mit nihte me Wan machet einhalb ein T* 14429. — es sind also tatsächlich immer verba ohne hauptgewicht, die nur éinen tact füllen. darnach kann man die lesung einiger an sich zweifelhafter verse sicherstellen: 11908 *Mit gelîmeten ougen*; 12242 *Wir bûwen die minne Mit gegelletem sinne . . . Und suochen danne an ir die lust Des libes und des herzen*; 15271 *Der verirrete Marke*; 3523 *Die noten sint rehte vür brâht . . . Die macheten Britûne* (machen prägnant). es bleibt éin fall, wo das verbum nach

meinem empfinden besser zwei hebungen hätte: *Diz liutert liebe also golt*: aber *liutert* hat eben denselben ausgang wie das oben besprochene *wundert*. — die dreisilbigen possessivformen *unserem*, *iwerem* usw. werden natürlich fast immer so verwendet; ebenso *anderen*, wenn es vor dem subst. stehend, seinen accent an dieses abgibt, also *Den andern ringen gelich* 6683; *Und zandern sinen sachen* 10054; *An anderm schifgeræte* 8602; daher auch zu betonen ist *An ändere schifwîse* 7348; ebenso vor *al*, somit *Vór (Vón) den ändern allen* 8515. 10065; und vor *niht* 'nichts' *Der enweste er anders niht Wan . . .* ('sonst nichts als') 15238; ferner wenn der nachdruck auf der aussage ligt, so 11729 *Daz ietweder dem andern was Durchlüter als ein spiegelglas*; 18825 *Nu hæte aber Tristan Ritter úz gesundert . . . Die andern liez er in der stat*; und natürlich *selb ändern* 11184. — auffallend ist nur 6635: *Daz iegeliches schönheit Dem andern schæne bære*. — ebenso charakteristisch ist die beschaffenheit der einschlägigen nomina: 'ich verspreche Dir jetzt die teilung. wenn ich aber sterbe, *Daz si dir allez zeigene geben*' 5156; *Füeze und enkele wåren blöz* 2643 (vorher *ênkelèn* 40); *Und al die heiligen die der sîn* 15722 (auch Konrad gebraucht dieses abgenutzte wort als einziges unter allen adjectiven auf *-ic* so, s. Haupt z. Engelh. 2647); *Zer verte und zer hungers nôt* 2342 (schon mehr compositum); *Netze und lumbele schiet er dan* 2941; ferner *morgens*, aber überall in der bedeutung 'am morgen', nicht 'am nächsten morgen', 17151. 17351. 17577. 18821; ferner natürlich oft *rittern* in versen wie *Von rittern und von frouwen* 12557; *Mit schenkelen sambelieren* 2108 (denn womit sollte man sonst *sambelieren* ?); ebenso *Und mit dem vinger tiutest* 2840; *Von stnen vordern allen* (mit dem accent auf *allen*) 5214; *Daz in feinen Ze wundere haben gespunnen* 4699 (nachdruck auf *feinen*); *Hie merket alle wunder, Waz dirre man wonders kan, Já hërre, waz kan diser man* 10803 (wie hübsch wird hier wort für wort mit dem nachdruck versehen, zuerst *wunder*, hierauf *kan* und zuletzt *man*!). der einzige comparativ der so gebraucht wird, hat gemindertes gewicht, weil er von *iht* abhängt: *Wære iht ergers danne der tót, Den hætes ime zewære gegeben* 7934; und 4070, wo die hss. schwanken, wird *geschépfede diu* mit den herausgebern zu lesen sein, weil das wort keinen nachdruck verdient.

e) der typus 1 mit elision (*änderē*) steht unter denselben

accentbedingungen wie der vorhergehende. die beispiele werden ganz überwiegend von verben geboten (auch die nominalformen des verbums fehlen bis auf éinen fall); uzv. fast durchaus von solchen, die ein wort mit stärkerem accent neben sich haben, so eine richtungsbezeichnung wie *Er erbeizete an daz gras* 16041; *ze birsene uf die wårheit* 13807; *lachte . . . gegen in* 17393; *belangete in die künde* 18608; *leitete in . . . unze an die tür* 13570; *luogete . . . in* 17440; *schickete al . . . wider heim* 18934; *stapfete er ze tal* 9112; *st. er des endes* 8970; *volgete im unze in die habe* 11488; *v. er dem site mite* 12643; *v. er . . . durch ein boumgertelin* 13568; *wartete an den esterich nider* 15210; oder eine sonstige dominierende adverbelle bestimmung: *dankete in vil tiure* 18937; *verstuochte er túsente stunde* 14927; *liete in daz . . . an* 12823; *lütet; . . . só suoze* 17222; *geruowete aber nie dar an* 17120; *schouwete ez wá unde wá* 10075; *sch. ie genôte* 17561; *betrüete er genuoc* 19332; *volgete er ungerne* 13659; *wartete es naht unde tac* 13679; oder das object zieht den hauptaccent im satz auf sich: *harphete . . . einen leich* 13324; *Si hazzete in noch mére Dan si sich selben minnete* 7922; *Er kurzete ir die stunde . . . mit dem munde* 19197; *Diu lernete ie . . . diu buoch* 7850; *Schriben lernete alle wege* 11952; *erlaubete . . . obez unde bluomen unde gras* 17940; *machete unde vant leiche* 19200; *m. einen solchen smac* 7840; *fiuwarnuwete . . . muot* 19049; ebenso noch *sorgete* 15542; *süezete* 17178; *tihete* 19214; *trahete* 13577; *vertriuwete* 13532; *üebete* 19067; *warnde* 15086; *zeigete* 9253; *erz.* 15891; oder das subject geht vor: *nu erwachete ouch Tristan* 18252; endlich bei paarung: *er erbeizete. unde trat* 17428; ebenso 14864. 14787. 17572. 9303. 7527. 7544. 7669. 7828. 17595. 19315. 13683. 14959. 15885. 18759. 15161. 12102; und zweimal im rhythmischen wechsel: 7824 *harphete*; 14922 *betrüete*. — einigemal ist das gewicht zwischen verbum und object gleichmäfsig verteilt: 18982. 9380. 18970. 9164. 13536. ein fall hingegen, wo das verbum unzweideutig dominieren würde, findet sich im ganzen gedicht nicht: denn in dem vers *Îsôt erwachete und Tristan* (17632) bringt die trennung der beiden namen auf den zweiten einen stärkeren accent, als wenn es hiesse 'Tr. und I. erwachten'. — es erübrigt die wenigen nomina zu betrachten. da findet sich éinmal das paar *Vor distele und vor dorne* 18109; einige *rittere* (napl.) gehören überhaupt

kaum hieher, da der dichter wol *ritter* gesprochen hat; auf jeden fall sind sie leichtester art (5201. 5561. 11411. 18686 usw.); drei fälle von *sælige* zeigen, dass Gottfried dem wort nicht immer besondern gefühlshalt gegeben hat (8054. 8574. 16865); in dem vers *Diu trûrige aventiure* ligt auf dem subst. das weitaus stärkere gewicht, da die trauer schon im unmittelbar vorhergehenden reimwort *triure* ausgesprochen ist, und vier beispiele, die *geschepfede* liefert, bringen das wort gepaart mit einem andern subst. (5169. 6673. 11102. 17275), während das fünfte (*Die griffen ir geschepfede an Mit solcher rîcheite, Als in der kûnec vûr leite*, 4500) bei stärkerer betonung des wortes geradezu absurd klingen würde.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die betrachtung der untersuchten dreisilbigen worte ergibt, in wie hohem grade Gottfried dem satzaccent gerecht wird. die starken typen a) und b) stellen sich ein bei accentstarken worten: daher sind die nomina und nominalformen des verbums so überaus stark beteiligt, während reine verba und pronomina so sehr zurücktreten; daher sind unter den vorkommenden reinen verben die absolut gebrauchten relativ häufig: in sätzen wie 'wenn ihr nun aber behauptet, ihr gelobtet nicht' oder *er volgete des man in bat* haben die verba den hauptaccent, in sätzen wie 'ihr gelobtet mir sicherheit' oder *er volgete im durch die tûr* dagegen nicht; daher sind wörter, deren bedeutung physisch oder psychisch stark ist, fast ausschliesslich unter diesen typen zu finden (s. die formen von *michel*, *sælic*); daher gehören die wörter, die in starkem contrast stehen, zu diesen beiden typen; daher gliedern sich die comparative ihnen an; daher wird die behandlung eines wortes nach diesen typen ein mittel, das beabsichtigte spiel mit der wiederholung dieses wortes dem hörer sinnfällig zu machen. — und nun die typen d) und e), die accentschwachen: relativ sehr wenige und fast stets sehr schwache nomina; ungemein viele verba, immer mit einem stärkeren satzteil neben sich, kurz in allem und jedem das gegenspiel zu den früher genannten. und derselbe unterschied auch bei den dreisilbern mit kurzer stammsilbe.

F. Die zweisilbigen worte mit kurzem stamm. sie zeigen analoge verhältnisse wie die entsprechenden dreisilber. daher füllen vor allem wörter die wenig gewicht besitzen, nur sehr

selten den ganzen tact. dies gilt besonders von den auxiliaria, der entsprechenden lautgestalt: *habe* wird stets verschleift (4 mal)¹ *haben* fast ebenso (24 mal gegen 14406), *habet* wird 38 mal verschleift, nur 3 mal füllt es allein den tact (immer im dritten fufs, 11586. 12790. 14170)², *habent* wird 2 mal verschleift gegen 3 tactfüllende fälle (14777 und 14804 im dritten fufs; 6296), *müge* 15 mal verschleift, nur 2 mal tactfüllend (9327. 12800, wider beidemal im dritten fufs), *mügen* mit 12 fällen (darunter natürlich auch 19367) gegen eine ausnahme, die eigentlich keine ist, 'da das wort hier die stärkere bedeutung 'ursache haben' besitzt (8805), *müges* mit einem normalfall (19449), *müget* mit 15 beispielen (darunter 10412) gegen eine scheinbare ausnahme, die ihre erklärung in dem bedürfnis nach rhythmischer abwechslung findet (*Wie müget ir nü' . . . Wie müget ir 15376*), *weset* 11238 gegen 2958 *Nu talanc weset ir gemant*, wo schon das beigesetzte *ir* die emphase anzeigt, *süle* 3 mal gegen 4655 (nachdrücklich 'hat anspruch') und 15016, beide im dritten fufs, *sul(e)n* 19 mal³ gegen 6 beispiele, von denen drei im dritten fufs stehn (548. 6343. 7412), während die andern auf andere weise ihre erklärung finden (6107 emphatisch, wie das vorangehende *ja* zeigt; 12984, um das verständnis des syntaktischen zusammenhanges zu erleichtern; 17788 vielleicht als gegenstück zu dem vorausgehenden *Welle wir*), *sülest* füllt in dem einzigen fall den ganzen tact (5155), *sul(et)* zeigt 7 mal normale verwendung, nur 2 mal erscheint es tactfüllend (14102 im dritten fufs, 15393). somit stehn im ganzen 141 beispiele gegen 22; und unter den letzteren befinden sich 13 im dritten fufs. dass nicht etwa die lautgestalt von einfluss ist, sondern in der tat der leichte accent dieser hilfszeitwörter, zeigen am besten die formen

¹ daher muss betont werden *Ob in gót habē úf geléit* 6243; *Dán man úns habē úf geléit* 6767. auf dieselbe betonungsweise wird die betrachtung des hiats führen, s. u. s. 361.

² daher ist in den folgenden versen *habt* (in senkung) zu schreiben: *Als ir mir (uns) habt vür geleit* 14184. 15525; *Daz ir mir habt úf geleit* 16582; *Nu habt ir ez gár erkant* 14202; *Wie habt ir vertriben sít* 14951. man halte dazu die verse, die eindeutiges *habt* in senkung aufweisen, 5832. 15732. 18254. 19504.

³ daher jedesfalls auch *Dáz sun die garzúne sagen* 5057; *Dén sun wir ez wízzen lán* 2027, und wol auch *Diu sun niemer wérden rôt* 9285, wo also die schreibung bei Marold entsprechend zu ändern ist.

habe, *-en*, *-ent*, *-et*, die bei auxiliärer verwendung 68 mal verschleift und nur 7 mal tactfüllend gebraucht werden, während das vollverbum mit denselben formen nicht weniger als 41 mal den tact allein bestreitet.

Ein fast immer accentschwaches verbum ist auch *tete*: es wird daher meist (20 mal)¹ einsilbig gebraucht². tactfüllend kommt es nur 3 mal vor, 15169 (in der bedeutung 'handelte'), 932 (im dritten fufs) und 13430.

Von andern, häufiger vorkommenden und meist accentschwachen wörtern³ sind zu nennen:

hie (dā) mite. bekauntlich liebt Gottfried, mit diesem *hie mite* die erzählung ungezwungen fortzuführen. der bedeutungsgehalt des wortes ist meist ein geringer, und der betreffende satz hätte seinen vollen inhalt auch ohne *hie mite*. in solchen fällen lässt sich das wort mit einem nhd. 'da' vertauschen, ohne dass etwas vermisst wird. wo *hie mite* in so leichter function auftritt, da genügt *mite* nicht, um den ganzen tact zu füllen. meist lässt der dichter noch ein vom standpunct des sinnes entbehrliches *sō* folgen, wie 234. 366. 400. 2478. 4021. 7026. 7487. 9164 usw., im ganzen 22 mal; oder es folgt ein präfix, *ge-*, *be-*, *zer-*, 738. 2450. 2464 usw., im ganzen 16 mal; aber auch auxiliäre wie *wart* 3554, *was* 10126. 15261. 15655. 16808. 18371. 18935, *hān* 9179; vollverba: *huop* 650. 11197, *fuortē* 5205, *warf* 10285, *sante* 10897, *kam* 11084. 11171. 19171, *rief* 13544, *twanc* 14482, *bat* 15964, *hiez* 16252, *brach* 16392, *nam* 18814; zweimal *niht*, 3043 und 15022; *ze* 15466. daraus ergibt sich, dass in einer reihe von versen im innern versetzte betonung angenommen werden muss: *Hie mite giengēn die frouwen dan* 10594; *Hie mite giengēn si zwēne hin* 15155; *Hie mite giengēn*

¹ daher ist auch zu betonen *In tēte diu vōrvōrhte wē* 12399; *Es tēte dem wāllāre nōt* 15608, und *tel* (in senkung) st. *tete* zu schreiben in dem vers *Und ēr tet wēder wīrs noch baz* 7030, wo auf *er* der accent des contrastes liegt. — *tel* in senkung noch 7676. 8521. 11127. 14151. 17726. 17836.

² ich bediene mich dieses bequemen ausdrucks nach dem vorgang von Wilmanns (in seinen Beiträgen h. 4, 106), der im vorbeigehn auch angemerkt hat, dass die bedeutung auf den gebrauch solcher wörter von einfluss ist (106f), im übrigen aber doch die lautgestalt für das wichtigere hält.

³ über *aber* — *ab*, *oder* — *od* s. u. s. 331f.

si dan, si drî (nicht *giengens*, wie Marold schreibt, s. u. s. 355 n. 2) 10414; ebenso *Hie mite kértèn die jegere hin* 3440; *Hie mite kértèn die boten hin* 7635; *Hie mite strichèn die kiele hin* 11649; *Hie mite lāsens ir hunde wider* 17319. über die notwendigkeit solch versetzter betonung auch in anderen fällen s. u. — ferner ergibt sich die richtige auffassung einiger verse, die an sich zweifelhaft erscheinen: *Hie mite wart Tristàn besant* 15033; *Hie mite sô kértèn si hin* 16205; *Hie mite nam aber Tristàn* 16179; *Hie mite ruorte ér in aber an* 6981 (nicht etwa *ern*); *Hie mite trat ér im náher baz* 7085 (nicht *erm*). hat dagegen *hie mite* demonstrative bedeutung, so genügt *mite* für den tact: *Die man hie mite haben sol* 17269; viell. auch *Hie mite sí der rede genuoc* 3748 (aber HWOP *diser*) und *Hie mite lát die rede stàn* 9759 (HWO *dise*, MBE fehlen). da auch das schwerere *mite* verschleift gebraucht wird (s. 11478), so weifs ich nicht zu entscheiden.

Bei *dá mite* wird *mite* gleichfalls meist verschleift. es folgt ein *sô* 2290, *ge-*, *ver-*, *be-* 849. 9854. 9924. 11913. 14363, *hân* 3734, *sol* 17908, *kérte* 18815, *man* 17018. tactfüllendes *mite* nur 17943 *Daz si dá mite tæte* und viell. 18710 *Dá mite hæte er wol driu jâr.* endlich sei noch auf verse wie 2064. 6523. 9951 verwiesen, wo einfaches *mite* als praepositionaladverb naturgemäfs den tact füllt.

gegen ist gleichfalls von leichtestem tongewicht. es wird daher 27 mal einsilbig verwendet, zweisilbig nur 4 mal usw. stets im dritten fufs (9796. 10467. 17393. 18799). 19 mal bildet *gegen* mit einer form des bestimmten artikels den tact: *gègen dem hérzen* usw., aber nie findet sich ein *gègen dém gestinde*.

künec wird meist ohne nachdruck gebraucht, da ja Marke fast stets der einzige in frage kommende könig ist. daher verwendet Gottfried das wort vorwiegend einsilbig: ich habe im ganzen 71 fälle gezählt, darunter mehrfach solche, wo ein für den sinn bedeutungsloses rückweisendes *der* die vom dichter gewünschte weitere senkungssilbe liefert (3271. 3478. 3900. 4060. 13204. 13873. 14020). auch folgendes *sprach* hat mit éiner ausnahme diese function (3719. 4400. 5119. 5124 usw., im ganzen 19 mal), da ja bei diesem inquit eine starke betonung des substantivs nicht motiviert ist. umgekehrt wird *künec* im ganzen nur 20 mal zweisilbig gebraucht, darunter blofs 6 mal ohne andern grund

als die metrische bequemlichkeit. starker nachdruck ligt auf dem wort in versen wie *Ob du künec wesen soltest* 4446; *Der was geborn von Affricâ Und was sîn vater künic dâ* 5885; ebenso noch 5883. 17738. 4497 (wo zu schreiben und zu betonen ist *Wis iemer künec über Kurnwâl*); ferner in dem vers *Künic oder (unde) künigîn* 1811. 8506; *Der künic selbe und si driu* 12590; *Hie mite sô schiet der künic dan* (die frauen und Tristan aber blieben zurück) 10695; *Hie mite was ouch der künic komen* (vorher Tristau und Isolde) 18371; ferner wird jeder gute vorleser das wort herausheben, um der ungewöhlichen stellung der glieder gerecht zu werden, in dem vers *Wie höfisch und erbære Der junge künic wære Von Kurnewäle Marke* 420; s. noch 8682; rhythmischer wechsel ligt vor 3896 (s. 99); 4139 (s. 45); 9976 (s. 82). unmotiviert bleiben nur einige *der künic Marke* (1153. 4219. 6525. 7123; dagegen steht *k.* in derselben verbindung im auftact 4492. 6345) und sonst noch die fälle 9730. 15728.

Auch mit *maget* verhält es sich aus demselben grund ebenso. es ist natürlich, dass das wort in versen wie *Diu süeze maget, diu schæne Îsôt* 9273 oder *Vür die maget Îsolde* 10815 keinen starken accent besitzt. ebensowenig, wenn sich alles um die *maget Blanscheflûr* dreht und es dann heisst: *si* (die erzieherin) *nam die maget und leite ir an* 1264. so wird denn *maget* 22 mal einsilbig gebraucht. die beiden beispiele für zweisilbige verwendung rechtfertigen sich von selbst: *Nu daz diu maget und der man* 11711 (was den ausgang bildet für ein rhythmisches wechselfpiel, s. 11829. 35. 44. 51 f. 56. 12040); *Diu ist ein maget und ein kint* 8470.

manec-manc. in einer reihe von versen nimmt *manec* den ganzen tact in anspruch. es ist überall deutlich, dass auf dem wort ein stärkerer nachdruck ligt. im nhd. würden wir zur flectierten form greifen, während wir sonst unflectiertes 'manch' verwenden oder verwenden können. *Wie manic man kam dâ ze nôt Und wie vil maneger lac dâ tót* 1671: dass *manic* hier im vordergrund steht, zeigt die widerholung im nächsten verse, der contrast zu dem unmittelbar vorausgehenden *Wie lützel der dâ wart gespart* und auch das *Wie. Daz ichz und manic man gesach* 4192 'ich und viele'. *Liebe, triuwe, stærter muot, Êre und ander manic guot* 182 'und noch viel andere güter'.

Dannoch gewende ich mīnen sīn . . . Kūme oder niemer dar an, Dar an sich alse manic man Versuochet . . . hāt 4924 'schon so zahlreiche'. *Under in wart michel rūne, Vil frāge und manic mære* 11081, wo schon die variation mit *michel* und *vil* den nachdruck anzeigt. ebenso 11191 (spiel mit *manic*, *maneges*, *maneger*, *manege*), 1179 ('zahlreiche männer'), 15324 (*manic man in maneger wīse*), 15694 ('anderseits, im gegensatz zu den *genuogen* 15685, waren aber auch viele'), 17341 (*manic* im folgenden spezialisiert), s. noch 267. 3237. aus demselben grunde erhält auch *manic* als erster compositionsteil stets den ganzen tact, *manicvalt* 6514. 10355. 11918, *gemanicvaltet* 12297. — wo hingegen die metrik *manc* fordert, da zeigt sich farblose bedeutung und proklitischer gebrauch: *Marke und sīn Tristan Und mit in zwein manc hoveman* 3450; *Da begunde sich manc herze senen Nāch Tristandes fuoge* 3702: auf *senen*, nicht auf *manc*, ligt das gewicht; *Ich weiß wol sō manc edele man . . . Sine hende mir gevalten hāt* 5435: dass adeliche von ihm lehen genommen haben, nicht dass es viele adelige taten, steht im vordergrunde; *Wan von ir wart manc herze vol Mit senelīcher trahte* 8080: die macht von Isoldens musik zeigt sich darin, dass sie viele herzen mit sehnsüchtigen empfindungen erfüllt, nicht dass es viele waren, die erfüllt wurden; darum wird im folgenden auch nur die art der *senelīchen trahte* näher beschrieben; ähulich 11421. 12556. 17374. — nach diesen beobachtungen wäre in den an sich zweifelhaften fällen zu entscheiden. ich möchte also, zt. gegen Marold, *manc* schreiben 583. 649. 691. 1025. 8131; dagegen *manic* 1072 und 1157 (im rhythmischen wechsel zum folgenden *Manc*). — nur in zwei fällen (191. 13474) folgt auf *manec* in hebung noch eine senkungssilbe.

Endlich wäre hier noch des dativs *ime* zu gedenken. so oft die form vorkommt, so selten wird sie tactfüllend verwendet. ein sicheres beispiel scheint mir nur zu sein: *Die twungen ime sēre* 12524; zweifelhaft: *Die er hīn zime hæte* 13619; *Ern beredet es hīn zime nīht* 15386. daher möcht ich lesen (und zt. gegen die herausgeber schreiben): *Daz ime diu wērt hōlden muot* 3746; *Und geben ime daz lōrzwī* 4653; *Diu senden ime den prī'sānt* 7124; *Daz im got der guote* 6049; *Daz im sīn gemüete iht baz* 8522 (mit betontem *Daz* wie 5693; allerdings zieht sonst G. vor, nach dem im reim stehnden *daz* das folgende *Daz* in

den auftact zu setzen, 44S. 1012. 3503 usw.); *Nû er im hæte geseit* 10749; *Nû antwôrte im niemen dá* 13547; *Und gihet wie liep ich im sí* 13960; *Frólîche er im zûo sprâch* 16190 (s. 16207). deutlich ist die absicht, tactfüllendes *ime* zu meiden in dem vers 11310.

Von den wörtern die umgekehrt meist accentschwer gebraucht werden, ist keines besser geeignet, die richtigkeit des gesagten zu erweisen, als das so häufig vorkommende *dise* nebst seinen andern kurz- und zweisilbigen formen. es füllt nicht weniger als 228 mal den tact für sich allein, während es nur in 17 fällen einsilbig gebraucht wird. bei *dise* stehn 36 fälle gegen 5, bei *disem* 69 gegen 2, bei *disen* 79 gegen 10; nur zweisilbig treten auf *diser* (4 mal; die geringe zahl erklärt sich aus der concurrenz von *dirre*), *dises* (1 mal), *disiu* (39 mal; die einsilbige verwendung fehlt hier, wol wegen der länge der endsilbe, gänzlich). von jenen 17 ausnahmen sind einige wider nur scheinbar: in den verbindungen *disen zwein länden*, *disen zwein händelungen*, *disen unmánegen tügen* 6476. 6818. 14111. 19403. 5774 ist das wort durch das folgende im gewicht gedrückt (es wird sich s. 322 ergeben, dass Gottfried *únder in* aber *úndr in zwein* spricht); zwei andere beispiele erklären sich durch das streben nach rhythmischer abwechslung: 6003 (s. 04. 07) und 17523 (s. 22), und die übrigen 10 zeigen nie ein stark betontes demonstrativ, der hauptaccent des satzes ligt stets anderwärts (s. besonders 19033 *Der mir den muot In dise gedánkê hát bráht*), und nie steht das wort in contrast zu *jener* (keine ausnahme bildet der vers 1494 *Deist disem und jenem rîche*, denn hier ist das wort so leicht gebraucht wie in nhd. 'der und jener'). die andern fälle sind 689. 777. 7109. 8851. 10356. 12914. 16587. 17529.

Die meisten übrigen wörter stehn jedoch zwischen diesen beiden extremen von accentschwachen und -starken zweisilbern mitten inne und werden daher je nach dem bedürfnis des verses bald ein- bald zweisilbig verwendet. einige nicht uninteressante beobachtungen ergeben sich, wenn man die wörter betrachtet, die mit jenen einsilbig gebrauchten zusammen den tact füllen. es taugen dazu, verschwindende ausnahmen abgerechnet, nur ganz leichte wörtchen. so folgen also

1) den etwa 400 verschleiften verbalformen normalerweise von einsilbigen wörtern nur: die formen des pron. pers. und poss., rel. und interr., des best. artikels, *ein, daz* (als conj.). ferner alle einsilbigen präpositionen, sowie sonstige wörter von leichtestem gewicht: *und, ouch, dá, dó, só, doch, noch, vil, wol, nû, ab, niht, dort, wie, ob*; präfixe (*ge-, be-*), unbetonte eingangsilben fremder wörter (*Pe-titcriu, is-tórje*); endlich *dar, her, hin, hie(r)*, aber nur wenn sie proklitisch gebraucht sind, also in der verbindung mit *an, abe, in, umbe* usw.; hieher stellt sich auch das einzige *ie* (*ie zwéne* 3170). ausnahmsweise folgt eine starkbetonte silbe, weil sie ihren accent an die nächste, nebetonige abgeben kann: *Der wol gezogen ellende* 3252; *Friunt, ir gebet rîliche wât* 13424; *Swîgen unde wesen unfró* 951; *Und wolte nemen urloup von ir* 1419; hi-her sind auch einige beispiele zu stellen, wo die ersten silben von *nîvan, Tristan, Îsót, Rûal* den accent an die zweite abgeben; ebenso ist der einzige fall, wo ein präpositionaladverb so verwendet wird, zu beurteilen (*Und wîdet ûf sunder iuriu lit* 3048); und auch das einzige *nie* in senkung wird von einem starkaccentuierten wort gefolgt (*Unde verswîgen nie niht dar an* 12886); vier beispiele mit vollverb sind dadurch gerechtfertigt, dass es sich um gemurmelte parenthetische sätze handelt (*sprach* 3683. 9412. 9444; *dâhtę* 9190); das einzige adjectiv wird des rhythmischen wechsels wegen so gebraucht (*Got gebe süeze âventiure Sô süezer créatiure* 3269), ebenso das subst. *lip* (*Sit daz ir mit mir alle zît Ein lip unde ein leben sît, Sô sult ir mir ouch lere geben Daz ich behabe lip unde leben* 18523); das einzige auxiliar erhält die senkung wol nur, weil das vorhergehende verbum kein novum bringt (*Biz sich Morgân ze tage dó bôt Und daz erwarp mit aller nôt Daz ez getaget wart undr in zwein* 395). es verbleiben nur mehr 4 beispiele (*Daz mir benimet lip unde sin* 19431; *Si triben fruon unde spâte* 15113; *Der werlde leben schône unde wol* 3099; *Als ir mir saget sus unde só* 15727): gewis eine geringe ausbeute unter 400 fällen!

2) ganz ähnliche verhältnisse lassen sich bei den zweisilbigen substantiven mit kurzer stammsilbe beobachten. von den etwa 550 beispielen einsilbigen gebrauches sind die meisten von jenen leichtesten wörtchen gefolgt, die oben bei den verben angeführt wurden. wenn stärkeraccentuierte worte folgen, so hat das vor

allem seinen grund in dem streben nach rhythmischem wechsel: *bete was* 12467 (*bete* im reim 65); *hove sîn* 3289 (*hove* 93. 99); *klage was* 5864 (*klage iht* 58, *klage unde klagemære* 63); *Ir klage was sus, ir klage was sô* 2387 (*klagemære* 86); *klage wart* 1830 (s. 29. 31. 32); *klage starp* 1736 (s. 33. 34. 39); *kläge fuortens* 1687 (s. 76. 77. 94); *leben half* 18476 und *leben hæte* 18481 (s. die ganze umgebung); *leben ist* 19481 (*leben und lebene* im reim 75. 77); ebenso noch 238. 936; *name was* 2002 (*name* im reim 01); *namen sol* 10614 (*namen* 06); *neve wirb* 5139 (*neve* 24, *neve dû* 60); *neve nim* 4444 (*neve* 53, *neve daz* 60); *noten sint* 3521 (*noten* im reim 15, *noten* 32, *notelin* 52, *noten und* 64); *satel kunde* 6705 (*satel und* 02, *satel* 06); *schaden si* 83 (*schaden* im reim 84); *slegen mohte* 6922 (*slegen, slege* 23-25); *vater sint* 18645 (*vater* 35); *vater gâ* 3975 (*vater* 55. 69, *vater sprach* 79). vertauschung von haupt- und nebenaccent ligt vor in einigen fällen, wo die ersten silben von *Tristan*, *Kânele*, *Rûal* in senkung stehn; ebenso ist zu erklären *jügent unmüezic* 8011; vgl. 5626. 7668. 9951. und zwei fälle, wo *vâr* gedrückt ist, 7939. 12326. es verbleiben 11 fälle, wo die substantive *klage*, *name*, *rede*, *süne*, *wege* (also durchaus worte mit einfachem -e) von einem *was*, *kam*, *fuo(rèn)* 2346, *swære* 9733, *sol*, *sô*, *nam*, *wære*, *saz* 2578 gefolgt sind; endlich *Dazs einen knaben hæten gesehen* 3809; *Ir leben was vil gemeine dô* 1361; *Über einen ronon brach er daz sper* 9218; *Unde den eber her unde hin* 13572; *Von stete ze stete hin unde her* 3801. in einigen andern fällen haben schon die herausgeber mit recht die einsilbige form in den text gesetzt, so bei *sporn* 5019; *war* 18808; *werlt* 9225. 10027.

3) *eben*, *edel*, *jener* und seine formen, *ledic*, *binamen*, *gerade*, *übel*, (*iet-*, *de*)*weder* werden 38 mal einsilbig verwendet. nur in 3 fällen folgen verba oder substantiva: *Binamen got selbe der hat mich* 494 (wo *got* wegen des folgenden *selbe* nur schwachen accent hat); *Ir rätet übel, sprach Marke* 8539 (gemurmertes inquit); *Und weiz ouch wol binamen wære ich* 9234. dagegen gehören die tacte *höfsch wis* 5043; *h. schæne* 13113; *zwirnt lip* 9585 nicht hieher, da diese wörter sicherlich einsilbig gesprochen wurden.

4) die adverbia *abe*, *ane*, *hine*, *nider*, *oben*, *samet*, *sider*, (*dar-*, *hier-*) *über*, *vone*, *wider*, sowie *obe*, *niwan*, *weder* 'ob' werden

140 mal verschleift: nomina und betonte adverbialia folgen niemals; verba nur in folgenden fällen: *wider hât* 18648 (s. *wider ge-34*, *wider* 37, *wider* im reim 38); *Daz ir wart Riwaline, Dâ wider wart ir daz sine* 816 (*wart* ist hier durch die nebenstehenden contrastwörter ganz gedrückt), ebenso 1352; ferner zweimal nach *hier über*, 15299. 17407, ein wort das an accent-schwäche mit dem oben besprochenen *hie mite* auf eine stufe zu stellen ist, weshalb ihm der dichter auch ein entbehrliches *sô* beigibt, damit es nicht allein den tact bestreiten muss (15342) endlich 3186. 14153. 15694. 15834.

5) es verbleiben 47 fälle, wo die präpositionen *abe*, *neben*, *obe*, *über*, *wider* einsilbig gebraucht werden. was ihnen folgt, ist regelmäsig leichtester art, formen des artikels, der possessiva, ferner *ein* oder die ersten silben von wörtern wie *Occéne*, *Îrlant* usw. bemerkenswert ist, dass Gottfried es sichtlich meidet, eine dieser präpositionen mit folgendem personale den tact füllen zu lassen, aufser wenn das pronomen in proklise steht. er sagt zwar *wider sich selben* (2652. 18494. 19046) und *wider uns beide* 10419, aber fast immer (mit zweisilbigem *wider*) *wider dich*, *in*, *iu*, *iuch*, *sich*, im ganzen 43 mal, während er nur ein einziges mal *wider in* in éinen tact stellt, 5979; ebenso ist *über* normalerweise zweisilbig in den verbindungen *über in*, *mich*, *sî*; einsilbig nur 9581.

Um einen ungefähren begriff zu geben, in welchem verhältnis Gottfried bei den einzelnen der fünf eben behandelten kategorien zwischen ein- und zweisilbigem gebrauch wechselt, geb ich die zahlen: voranstehn die zahlen der verschleiften fälle 1) 400 gegen 451; 2) 550 gegen 450; 3) 37 gegen 62; 4) 140 gegen 220; 5) 47 gegen 112. das ergibt durchschnittlich also 60 beispiele in je 1000 versen. damit übertrifft Gottfried den gebrauch Heinrichs von Veldeke ebenso wie den Hartmanns. worte der fünf oben untersuchten kategorien sind verschleift in der Eneide v. 1—1000: 20 mal; v. 11000—12000: 34 mal; im Erec v. 1—1000: 45 mal; v. 7000—8000: 34 mal; im Iwein v. 1—1000: 51 mal; v. 7000—8000: 38 mal.

III Häufiger vorkommende kürzungen.

1) *aber* — *ab*. Marold bemerkt s. LXVI seiner einleitung, dass er es vermieden habe, *odr* und *abr* zu schreiben, selbst wenn diese wörter in der senkung stehn, da diese kürzungen ganz verschwindend selten in den hss. geschrieben würden; die metrik habe sich nach dem überlieferten text, und nicht der text nach abstracten, metrischen regeln zu richten. 'nach welchem überlieferten texte?' könnte man fragen, wenn wie beim Tristan über 20 hss. in einer oft abweichenden gestalt vorliegen. oder: *gemelicher* 15129 bietet nur H; wenn wir H nicht hätten, wäre dann *gemeinlicher* oder *gemechlicher* das ursprüngliche? sind emendationen nur aus gründen des sinnes erlaubt, nicht aber aus metrischen? ist irgend etwas im Tristan der exacten beobachtung so zugänglich wie der bau der verse, für den wir 19552 beispiele haben? 'abstracte' metrische regeln wird man freilich nicht brauchen, aber doch wol abstrahierte, wenn man einen text herstellt.

Was nun *aber* — *ab* betrifft, so macht Gottfried einen deutlichen unterschied im gebrauch der heiden formen. wo das wort die starke bedeutung 'widerum' besitzt, da steht es immer in hebung, meist den ganzen tact allein füllend: *Sus muose er aber dā bestān* 898; *Swaz fuoge er aber an der stete* 2277; *Enbaste er aber disen dō* 3470; *Zem gaste sprach er aber dō* 4310, s. 13793 usw., oder es folgt noch eine weitere silbe im selben fuß wie 9352. 13794; auch das stark adversative 'aber' wird so verwendet, 326.¹ hat das wort dagegen nur schwach adversative bedeutungen wie 'anderseits, hinwiderum' udgl., dann steht es fast ausnahmslos in senkung. auch syntaktisch wird zwischen beiden arten in einer gruppe von fällen scharf geschieden: wenn nämlich auf das verbum unmittelbar ein pronom folgt, so tritt *aber* hinter dieses pronom, während sich *ab* zwischen verbum und pronom stellt. man findet also *aber* hinter dem pronom in versen wie: *Daz tete er aber durch den sin* 9070; *Nune wiste er aber rehte wie* 11254; *Wie füere ez aber danne* 11618 und so oft;² dagegen war *ab* zu schreiben in den folgenden versen: *Nune siht ab er niht mēre*

¹ im ganzen füllt *aber* 116 mal den tact; 27 mal steht es in hebung, gefolgt von einer weiteren, stets accentschwachen silbe.

² einzige ausnahme: *Daz sī. geruochet aber ir* 1533.

1050; *Nu wiste ab si wol daz sin muot* 1105; *Nu half ab im daz er genas* 7907. 16151; *Dá sach ab ich vil lützel an* 9812; *Nu was ab ir daz unerkant* 11681; *Nu was ab in diz swære komen* 19344. sonst wird *ab* noch gefordert in folgenden versen: *Ich meine ab als ein koufman sol* 3100; *Ich meine ab von ir dænen* 4783; *Ich meine ab in dem dône* 4805; *Ich meine ab an der wæte* 4989; *Er was ab gebrünieret* 6615; *Er was ab ein verrihter man* 18223; *In wil ab nihtes von im jehen* 14248; *Só entweich ab Tristan* 4530; *Des nam ab Tristan kleine war* 6063; *Iu ist ab allen wol erkant* 15488; *Unde gesiht ab eteswaz* 13792.

2) *oder* — *od.* wo das wort in senkung steht, schreibt Marold 7 mal *odr*, 7 mal *oder*. gewis ist überall *od* zu schreiben, da das wort auch vor consonant in senkung erscheint. die fälle sind: *Waz mære ist diz od waz hân ich* 756; *Durch haz od aber durch minne* 829; *Der dannen kam od dá genas* 1132; *Von lande od von gesinde* 2183; *Eintweder verre od nahen bt* 2526; *Swâ Marke was od swar er gie* 3401; *Zwô ganue rotte od ahte man* 6895; *Græzern schaden od aber den tót* 6973; *Waz truoc daz vür od waz half daz* 7267; *Swes er od ieman hie von giht* 9298; *Lebet Brangæne od ist si tót* 12920; *Weiz ieman hinne od wizzet ir* 14974; s. noch 5795. 7260. daneben sind beispiele, wo *oder* den tact allein füllt oder wo es in hebung steht, gefolgt von einer weiteren senkungssilbe, ungemein häufig. in einigen an sich zweifelhaften versen ist *od* zu bevorzugen: *Wâ ich bin od war ich sol* 2717; *Wer od wannen ist diz kint* 2751; *Swe-der ich sterbe od dá bestê* 5806.

3) *under* — *undr.* *under* mit folgenden *in*, *ir*, *iu*, *uns* füllt oft einen tact, aber nur wenn dem pronomen durch ein unmittelbar folgendes *zwein*, *drin*, *beiden*, *allen* (beim possessivum *ir* durch ein folgendes substantiv) der ton entzogen wird¹. offenbar hat die festigkeit der verbindung und die gewichtlosigkeit des pronomens zur synkope des mittelvocals geführt: *undriu* ganz wie späthhd. *unsriu*. demnach ist *undr in* zu schreiben 395. 819. 1655. 4076. 4132. 4511. 4535. 6713. 7327. 12413. 12865. 12949. 13477. 14317. 14341. 16415. 16497. 17420. 17585. 18753. 19303; *undr ir* 739. 5320. 7111; *undr iu* 6093; *undr uns* 6361. 6451. 6457. 6977. 8491. 8817. 10571. 12147. 16611. 18514. 19481. der vers 6826 ist also mit zweisilbigem auftact zu lesen:

¹ wie schon bei Hartmann, s. zb. Er. 706.

Sol kein suone under uns ergân, da *uns* nicht enttout ist. damit erhält er zugleich einen ausdrucksvollen vortrag, denn auf *suone*, das im folgenden wider aufgenommen wird, entfällt so ein starker nachdruck¹. vor consonantischem anlaut findet sich dergleichen nur im auftact, 2091. 3671. 4646. 6120. 6915. 7460. 13040; es bleibt also zweifelhaft, ob vor vocal im auftact *undr* oder *under* zu schreiben ist, also in versen wie 2242. 6389. 7979. 8006. 8325.

4) *umbe* — *umb*. die einsilbige form findet sich im versinnern nur dann, wenn ein einsilbiges unbetontes wort darauf folgt. wie Marold *umb mîn* 1550, *umb sîn* 1567 schreibt, so wird auch gefordert: *umb das* 1786. 2351. 6847. 8691. 15873. 16338; *umb sîn* 2353. 6445. 8674. 9716. 15849. 17283; *umb mîn* 6763. 19512; *umb mich* 7452; *umb die* 7902. 8191; *umb dîn* 8395. 9564; *umb si* 18244. niemals dagegen findet sich ein *umb minne*, *umb manege* udgl., das an sich doch sehr wohl denkbar wäre. daher wird im auftact derselbe unterschied zu machen sein: *Umb* 1567 (so schon Marold); aber *Umbe* 1068. 1385. 1608. 1991. 6763. 7503. 8395. 9576. 13553 usw.

5) Enklitisches *ez*, *es*. ungemein häufig und auch in Marolds text meist graphisch ausgedrückt ist die enklise des *ez*. ich zähle, ohne vollständigkeit verbürgen zu können, im innern des verses: 10 *ichz*, 8 *erz*, 4 *wirz*, 2 *mirz*, 6 *irz*, 4 *manz* (daher auch 7535 zu schreiben ist *Daz manz dekeme wile tuo*); und wie *Erz* 19086 im auftact erscheint, so ist auch *Derz* 16360 zu schreiben. daneben stehn jedoch überall die formen ohne enklise; ich zähle 12 *ér ez*, 3 *dér ez*, 2 *ir ez*, 2 *mîr ez*, 1 *dîr ez*, 12 *îch ez* und 1 *iuch ez*. sehr zuruck treten die fälle mit betonung des *ez*: *ich êz* 12741. 19469, *Der êz* 12216. 17761. — auch nach verbum wird *ez* gerne inkliniert: *brahtenz*, *haetz*, *nâmenz*, *lâzenz* *enîtz*, *tetz*, *betrûretz* schreibt schon Marold; ebenso muss aber auch inkliniert werden *kamz* 735. 2757; *namz* 2974. 4289; *solz* 2822. 3542. 10589; *îtz* 9530. 13447; *tetz* 10539. — der genitiv *es* wird inkliniert an *ich* 2 mal (weshalb auch 1056 *Ob ichs* zu schreiben ist), an *mîch* 3 mal, an *sich* 2 mal; dazu 2 *ers*, 1 *wîrs*, 2 *mîrs*, 1 *dîrs*, 3 *îrs*, 2 *mans*. zweisilbig erscheinen die betreffenden formen 16 mal mit dem ictus auf dem pron., dagegen nur 14183 mit *es* in hebung.

¹ ähnlich schon Heinzel Kl. schr. 60, nur dass er *Sol kein suon* vorschlägt. das. auch schon ein teil der oben für *unde* gegebenen beispiele.

6) *derst*, *erst*, *mirst*, *dirst*, *deist*, *eist*. *derst* fordert der vers mehrmals, 3377. 8901. 15709; daher ist es auch im auf tact zu schreiben, 8665. 17481. — *erst* bietet Marolds text 10141 und im auf tact 15745; warum also nicht auch 4141. 14140? — *mirst*, wie 7787 und 15484 geschrieben wird, muss auch 4837 gesetzt werden. ebenso 3 mal im auf tact, 9733. 15501. 19009. — *dirst* ist 9915 geboten. — *deist* bietet schon Marolds text überall conform dem bedürfnis des verses, im innern 498. 499. 2920. 2938. 3156. 5053. 6996. 8185. 9844. 10387. 11582. 11862. 13360. 13938. 15960. 16941. 16943; im auf tact 2444. 3096. 3182. 5232. 8013. 8293. 10509. 11582. 11862. 12340. 12614. 14963. 16620. 16840. 17823. 17900. — *eist* steht richtig im innern 6354, war also auch im auf tact 16568 und 19035 zu setzen. — *deich* wird Gottfried wol kaum gebraucht haben, denn es wird im innern niemals gefordert, sodass im eingang des verses 4914 und 7793 wol *Daz ich* mit zweisilbigem auf tact gelesen werden muss.

7) *erm*, *ern* und *reste*. *erm* bietet der text 4104. 4941. 9208. 13482; ebenso ist zu schreiben *Daz erm daz sper zem giele in stach* 8981 und *Ob erm iht leides tæte* 13620; s. auch 6253. — *ern* 'eum' steht 4938. 9206; daher ist zu schreiben: *Und al dá mite daz ern gesach* 3935; *Daz ern ze hûse næme* 7685; *Daz ern erslagen wolte haben* 9187. — *ern* 'iis' 18945. — *mirn* 'eum' 3972. — *dirn* 'eum' 2837. 3973. — *wirn* 'eum' 11306. — *irn* 'vos eum' 10493. 10774. 14113. — *in* 'ich ihn' 2816. — *im* 'ich ihm' wol 10560, vgl. die laa.

iv Zweisilbige senkung bei Gottfried?

Schon oben hat sich für eine reihe von versen, die ein *hie mite* an der spitze führen, die notwendigkeit der annahme versetzter betonung im innern des verses ergeben (s. 223f). Heinzel hat auch schon auf 9 andere verse hingewiesen, die in analoger weise gelesen werden müssen (Kl. schr. 59). anzuschließen wären noch die folgenden verse: *Îsôt kustè si beide* 11520; *Vür daz licht leindè si daz* 13511; *Minne unde man wistè si wol* 1347; *Undr in zwein wurdèn inein* 2169; *Mit der rede fuorèn si hin* 2346; *Wie nu, meistèr, waz sol diz sin* 2790; *Dazs einen knaben hæten gesehen* 3809; *Als liebe undèr gesellen tuot* 13026 (vgl.

under in Gottfrieds zweitem spruch, bei Heinzel s. 59); *Niht wol mohten gehaben inein* 16416; *Durch daz wâren sîn dise frô* 18737; *Daz ir mich sît hætêt besant* 19511. — den schwierigen vers *Die selben bêsaz Rivalîn* 383 hat auch bereits H. notiert; derselben art ist *Ze jungest gêlac pfert und ich* 2708; vgl. *Und ênbôt Marke mære* 12533? die betonung der negationspartikel ist wegen des nachdrucks wie wegen des rhythmus sehr wahrscheinlich in dem vers *Weder wil ich oder ênwoil ich* 19258; darf man auch 16503. 17552 anreihen? — viel leichter ist versetztbetontes (*n*)*iemèr* 16436. 19038, sowie *iemân* 8975. — vgl. noch die betonung *minnènden*, *werbènde*, *stîgènde*, *wahsènde*, *weinènde*, *nahtènde* in den versen 1078. 8804. 8942. 11867. 14500. 14617, sowie *sæligez*, *willigen*, *williger* 3063. 6191. 6891.

Bei palimbacchischen wörtern kürzt Gottfried (wie Hartmann, s. Haupt zu Erec 7703) bisweilen: es ist also nicht nur *harphaer* 3527. 3619 zu schreiben, sondern auch *wallær* 15597; ferner *antwürt* (oder *antwurt*?) 2735. 12800; aber *sünnendbèndes* 3880¹. — ähnlich kürzt der dichter noch *dnam* 321 und *herzog* 18715, weshalb auch 5316 zu schreiben ist *Morgân der herzog rite dâ jagen*; vgl. *herzentuom* 18690.

Ferner ist in einigen fällen das folgende pron. zu inklinieren. man schreibe: *Dô trater in daz geleite* 2068; *Dô waser só herte und só grôz* 9209; *Daz namer und az mit ir den tót* 18168; selbst im reim inkliniert G. ja in solcher weise, s. *sóher* 3575. ebenso ist *in* als *en* zu inklinieren: *Tristan der namen an sîne hant* 3991, vgl. wider die analogen reime *sahen* 10257 und ähnlich *entnæten* 2872, *kusten* 14163, *seiten* 14358. auch Hartmann gewährt beispiele, s. etwa Er. 618. 1897.

Kurzformen des bestimmten artikels bietet Marold mit seinen vorgängern bereits in den versen 7775 *Nu erkande siz gelÛppe dâ* und 9751 *Und sitzet anz gerihte*. ebenso ist auch zu schreiben *Und afterm werde wæte* 6934 (denn hier ist kaum archaische artikellosigkeit anzunehmen wie in den oft gebrauchten *after wege*, *after lande*); ferner: *Nu kieset undern beiden* 6390 und *Daz dâ waz wæger undern zwoein* 15187 (oder in letzterem fall der artikel zu streichen wie 8656? das schwanken der hss. könnte dazu ermutigen). es verbleiben drei fälle: *Daz ander*

¹ denn sonst würde gegen G.s technik (s. u. s. 369) *Eines* den auf-tactlosen vers eröffnen. — Hartmann dagegen sagt *âbents* lw. 757.

silber, ez dritte golt 5953; *Er vantz ors und erkande daz* 9645; *Tristan der brähtez ors zehant* 13392.

Neben *Kurnewal* ist ein paarmal *Kurnwal* zu schreiben: *Von Kurnwal und von Engelant* 5881. 6373. 11413; dieselbe schreibung hilft von schweren auftacten in den versen 425. 1495. 4466, und ist vielleicht auch 4497 am platze. eine stütze bietet Lanz. 8082 *Von Kornwöl und von Írlant* ¹.

dermite statt *dä mite* ist nicht nur 10781 zu wählen, wo es überliefert ist, sondern auch in dem vers *Ietwoederhalp driu rippe dermite* 2891.

ge- schwindet bisweilen durch dissimilation, s. *geben* 5156, *gangen* 2378. daher ist 1964 zu schreiben *Und was von opher gangen* ².

iur statt *iuwer* wird 3355. 18353. 18639 verlangt; ebenso *iurm* 506. 13938, s. 3542; und *iuriu* 3048.

Einige verse scheinen auf den ersten blick die form *riter* zu erfordern. sie sind aber anders zu beurteilen: 4117 l. *Diu ritterschaft lost elliu dar* (*lost* wie 3527), s. o. s. 310; in dem vers 4050 *Von rittern und von baränen* ist das zweite *von* zu streichen, vgl. 603 *An spise und edeler wate*, wo die schreiber gleichfalls anstofs genommen haben; ebenso wird 5761 *Mit triuwen und mit durnehtikeit* zu heilen sein; 8590 endlich ist *zweinzic* in den auftact zu stellen (rhythmischer wechsel zu 95, wo es den tact füllt). die besserung *wære* st. *gewære* empfiehlt sich nicht, denn wenn Gottfried dieses bei Konrad beliebte wort (Haupt z. Engelh. 209) gekannt hätte, so wäre es öfter zu erwarten.

Sowie der dichter *entuoꝝ* 1505 in den reim setzt, so ist auch *siz* 5154 zu schreiben. *lütertz*, *enistz*, *tetz* schreibt bereits Marold, 7121. 8295. 16007. 16357; anderes der art s. o. s. 333.

Eigentümlich sind die beiden verse: *Die werdesten und die besten* 652 und *Den sterkesten und den besten* 382. man könnte

¹ was leicht aus dem Tristan stammen könnte. denn dass der Lanzelet die werke aller drei klassiker voraussetzt, dürfte schon eine untersuchung der in dem gedicht vorkommenden fremdwörter ergeben; indem man danebenhielte, wo diese wörter sonst zum ersten mal bezeugt sind. auf einige entlehnungen aus Wolframs Parz. hat bereits Singer (Festschr. f. Heinzel s. 433 ff) aufmerksam gemacht. andere, noch stärkere hat mir (nebst solchen aus dem Gregor.) Sievers gelegentlich nachgewiesen.

² über zweimaliges *sô tân* s. Heinzel Kl. Schr. 32 n 12; daneben *sô getân* 7553. .

wegen 5237 *Diu werdeste, diu beste* (vgl. 12777) das *und* streichen. aber geringer ist die änderung, wenn man *werdest* bzw. *sterkest* schreibt. solche ersparung der flexion beim ersten zweier coordinierter adjectiva ist zu Tund. XI 22. 66 mit beispielen belegt, woselbst auch weitere litteratur. hinzuzufügen wäre noch Roethe zu Reim. 225, 4 und eine reihe von beispielen aus Heinzels syntaktischen sammlungen: WTit. 123, 1; 159, 3; Exod. 1370; Ulr. v. Licht. 506, 30; Reinfr. 20640; Had. 473, 1; MS II 242a; Maget Cröne WSB 47, 534, 82. — durch diese emendation erhalten die verse einen auch sonst beliebten charakter, s. *Der schöneste und der beste* 6594 und ähnlich 8936. 12542. 13656.

Einige male scheinen verbalformen gegen die sonstige gewohnheit des dichters apokopiert zu sein. 11306 wird man freilich mit Mafsmann zu lesen haben *É danne er jehē daz wirn hier an* (st. *jēhe*), mit dem conj. präs. nach *é* wie etwa Iw. 2165 oder 7985; und 11021 ist zu schreiben *Ir eine gruozte, dander neic*¹ (vgl. 13315); 4485 lautet *Sô müeze mir allez daz zergân: al* wird hier nicht zu wagen sein, eher möchte man darauf hinweisen, dass auch Hartmann gerade *müez* gebraucht (Lachmann z. Iw. 838); die häufige und auxiliare verwendung mag hier die kürzere form begünstigt haben. aber ganz unglaublich sind mir drei andere fälle. *Ir jehet, mîn muoter diu mich truoc, Diu trüege mich kebesliche* 5433; hier ist das zweite *mich* wol wegen des ersten eingeschwärzt worden; 9591 ist überliefert *Got lône dir, lieber Tantris*: sollte hier *dir* nicht auch zu tilgen sein? Gottfried sagt neben überwiegendem *gesegene dich got* unter dem widerstand einiger schreiber auch einmal *Got segene, sprach diu künigin* 13694; und auch sonst fehlt bei solchen wuschformeln leicht das object, wenn es nach dem zusammenhang sicher gegeben ist, vgl. unser 'Gott bewahre, behüt Gott, vergelts Gott'; es bleibt noch der eingangsvers des gedichtes *Gedächte man ir ze guote niht Von den der werlde guot geschiht*. Marold hat gegen die beiden besten hss. *Gedenkt* eingesetzt. damit ist für die schreiber etwas gewonnen, nicht aber für den dichter, der *gedenket* so wenig synkopiert, wie er *gedächte* apokopiert hat; und der

¹ nicht *gruozt*: 8611 ist zu schreiben *Und fuorte daz widr über sē; widr* in senkung vor folgendem vocalischen anlaut noch 2279. 8259. 11354; ebenso *übr* 4447. 5272. dagegen les ich 4497 *Künec über Kurnwâl* und 16862 *überlestet*.

vor allem keine falsche syntax schreibt. Heinzel (Kl. Schr. 60) schlug wol mit recht vor, das *ir* vor *nicht* zu stellen.

Andere fälle scheinbarer zweisilbiger senkung sind isoliert zu betrachten: 322 l. *Genuoge jehent und wænent des*, s. die laa.; 669 l. *Gevehet und parrieret*: die verba auf *-ieren* zeigen ja, wegen ihrer betonung, Wilmanns Gr. II 170 n., oft formen ohne *ge-*; 1129 *Er vaht mit ime und gesigte im an*: entweder ist (wie im Er. und Iw., Lachmann z. 6604) *sigte* zu schreiben, oder *in* st. *mit ime* zu setzen (= *er vaht in an und gesigte im an*); 1979. 4113 l. *frágte* st. *frágete*, s. zb. 5343; 3715 *Hórd sprach dirre, hórd sprach der*: l. *diser*; 3854 *Genáde sprach aber dó Rúalt*: l. *Gnádè*; 5889 l. *viel* st. *geviel* mit MBNERS; 6970 l. *gefuort* st. *gefüeret*; 7112 l. *jámergen* st. *jámerigen* (vgl. *heilgen* oben s. 319); 8117 l. *offenliche* st. *-lichen*; 8398 *Nu só dir got was wirret dir daz*: aber 4 hss. (darunter die zwei besten!) haben *schadet*. sonst wäre *dir* zu streichen, s. 12490 (neben 12484); 9086 l. *alse* st. *alsó*, vgl. zb. 10087; 9780 *Hie mütten unde hier under*: ein curiosum, dass unsere sämtlichen ausgaben dieses *unde* bieten!; 10272 *Sus was ir herze enzwei gemuot*: *Ein herze was übel unde guot*: hier ist *übl* zu schreiben wie auch 1522 (vgl. *Üblèr* 10337); 17057 *Ze minnen gewesen gedanchaft*: die nächstligende änderung wäre *minne* st. *minnen*; aber der plural ist in solcher ganz abstracter bedeutung nach Gottfrieds weise, s. 1061. 4726. 6408. 6815. 6829 usw. der fehler steckt vielmehr in *gewesen*, für das *wesen* eingesetzt werden muss (so lesen, worauf ich übrigens kein gewicht lege, NRSP, während F *sîn* bietet). eine untersuchung der fälle, wo G. zu *sîn*, *wesen* ein *ge-* hinzufügt, ergibt nämlich (was auch für andere autoren gilt), dass das verbum meist vollverbum ist, somit eine bedeutung wie 'existieren, geschehen' hat. daher *In welcher wise ez müge gewesen* 6490; *Daz enkunde niemer gewesen* 7300; *Weder rdt noch helfe kan gewesen* 7755; *desn mac niht gewesen* 12235; ebenso bei *gesîn* 1549. 7304. 7746. 8368. 12960. 13221. 14260. 14452. 14565. 16612. 17014. ferner in verbindung mit einem adverb: *Die ein ander mügen gewesen bi* 13055; *Diu mugen vil übele samet gewesen* (Marold *wesen*) 4427; *Hie enmac niht anders ane gewesen* 6836; ebenso bei *gesîn* 6980. 12481; weiters mit subst. *Daz ich sîn friunt gewesen müge* 10487; *Dá ich bi liuten müge gesîn* 2497; s. noch 18397 und 7804, wo Marold *sîn* schreibt;

mit adjectiv nur in feststehender verbindung: *Maht dú mir dar zuo guot gewesen* 1234; *Möhte ez im dar zuo guot gesîn* 14260; vgl. *Sit ez niht bezzer wesen mac* 14421; sonst nur in zwei fällen, wo auf dem inf. ein nachdruck ligt: *Er was und kunde wol gesîn* 514 ('er war und ist'); *Swer aber só sælic mac gesîn* 17095 (die möglichkeit 'sein' zu betonen ergibt der zusammenhang). gegenüber all diesen fällen steht der vers *Ze minnen gewesen gedanchaft* isoliert, denn weder treffen die sonst geltenden voraussetzungen zu, noch ist es möglich, auf den inf. irgend einen nachdruck zu legen: dieser gebührt nach dem context dem wort *minnen*. es ist also sicherlich *wesen* zu schreiben. ergänzend sei zum obigen noch bemerkt, dass sämtliche sätze mit *ge-* negiert oder hypothetisch sind (wozu auch die indirecte frage zu rechnen ist, denn auch sie bezieht sich auf ungewisses), mit ausnahme von v. 514, wo der inf. stark betont ist. daraus erklärt sich auch, dass das *ge-* so überwiegend neben formen des verbuns *mac* auftritt; neben *kan* nur 4mal, neben *getar* und *sol* je einmal, neben *wellen*, *lân*, *müezen*, *wænen* niemals. — schwierig ist der v. 17293 *Und funden eine trünne dá stân*. Heinzel (aao. s. 61) schlägt vor: *funden dá ein trünne stân* und verweist für *ein* st. *eine* auf 11448, wo aber der nom. vorligt¹. eher dürfte das entbehrliche *dá* als ein einschiebsel aus dem folgenden vers zu streichen sein, wie das Bechstein tut. — ebenso wird in dem vers *Ein lip und ein leben daz sîn wir* (18348) das wörtchen *und* als aus v. 18346 eingedrungen zu tilgen sein, s. 18366. — 18516 *Wan unser dewederez enkan*: hier wird man mit H die seltenere form *enwederez* wählen.

v Hiatus und elision.

A. Einzelnes.

1) *si*. das pronomen *si*, gleichgültig, ob damit 'ea', 'ii', oder 'eos' gemeint ist, hat normalerweise vor folgendem vocal niemals den wert einer silbe. am besten kommt diese tatsache in der schreibung bei Marold in den häufigen fällen zum ausdruck, wo antevocalisches *sî* an den pl. prät. angeschlossen ist. bis v. 9500 list man nicht weniger als 76 mal *begundens under*, *leitens in*, *fuortens in*, *begundens an*, *kundens in* usw., aus der

¹ doch findet sich *sîn* für *sîne* 631. 6753.

zweiten hälfte des gedichts hab ich mir ohne streben nach vollständigkeit noch 43 beispiele angemerkt. somit war 437 (charakteristischerweise der erste fall!) zu schreiben *Do woltens alle kunegelin*, ferner 2650 *Daz larens an den stunden*, 2960 ohne auftact *Sprachens alle 'waz ist daz?'*, endlich 7258 *Vil balde entwafendens in* und 5620 *Die hiezens uf bären*, mit beschwerten hebungen, die sich auch sonst beim verbum *entwafenen* (6505. 6740¹. 8949. 9413. 15983) und beim prepositionaladverb (zb. 9218. 9777. 9062. 9148) finden, sowie 7197 *Und leitens in einen schrin* (vgl. 7152). — nach anderen verballformen schreibt Marold richtig *mohstes ouch*, *brahstes ouch*, *furderts ouch*, *enlazens itelhende*, *begundes alle* usw., im ganzen 11 mal in der ersten hälfte (erstes beispiel 4694), mindestens 30 mal in der zweiten. ebenso war also auch zu schreiben: *machtes alle*, *gruoztes in*, *kams in*, *enwistes an* usw., in den versen 403. 1085. 1256. 1346. 1393. 1626. 1733. 1917. 5259. 8199. 8874. 10501 (*uf* wider beschwert). 14165. 17525. 17767. 17955 (*buwete* mit ictus auf der ersten und dritten silbe wie *truwete* 9628, *ruoweten* 7417). wenn Marold die verschiedene schreibweise hier und dort irgend-einer hs. entnommen haben sollte, so verdiente diese hs. hierin sicher kein vertrauen: das zeigt schon der umstand, dass bis v. 4694 immer *si* st. *s* geschrieben wird, ein deutliches zeichen, dass der schreiber sich erst nach und nach in das richtige hineinfand. — 34 mal in der ersten hälfte, später mindestens 25 mal, bilden die wörtchen *daz*, *biz*, *als* mit folgendem *si* den auftact des verses, während die erste hebung vocalisch anlautet: warum wird also die sprache des dichters nur 4 mal in der schreibung zum ausdruck gebracht? wenn *daz sin* 2470. 2867, *daz sim* 3213, *als ouch* 18858, warum nicht überall *dazs*, *alss*, *dess*, *bizs*² vor folgendem vocal, also 608. 1187. 2051. 2412. 2454. 2725. 3809. 3810. 5246 usw.? — andere wörtchen wie *wan*, *ob*, *wie*, *diu*, *nu*, *und*, *do*, *so* ndgl. bilden mit antevocalischem *si* 25 mal (bzw. mindestens 20 mal in der zweiten hälfte) den auftact. der text hingegen schreibt nur ganz vereinzelt einmal *wan sin* 14719, *obs in* 19097; bloß *siz* findet sich fast stets (658. 2283 usw.), aber nur fast, denn 730 und 3821 list man unter ganz gleichen verhältnissen *si ez* und *se ez*. — auch im versinnern hat antevocalisches *si* normalerweise niemals den wert einer silbe; die

¹ l. *-enet* gegen Marold.² oder *se* st. *si*.

beispiele sind wider sehr zahlreich, 35 im ersten, mindestens 55 im zweiten teil; die schreibung schwankt wider ohne grund: *swā sin* 1083. 3822, aber *dā si ouch* 16994; *ers, ders* 5205. 14482. 16123. 19342; 16367. 17567. aber *er si (si)* 946. 2651. 13669; *dōs* 9351. 9437, *sōs* 16415. 17708. 17835. 18779. 19318, aber *dō si* 1281; *daz s-* 3388. 14010. 14226 uö., aber *daz si (st)* 2414. 3824. 4846. 5238. 12878. 17736; sonst war noch *-s* zu schreiben in den versen 1942. 4803. 7114. 10118. 12785. 13769. 16994 und *siz* 13149. — daher ist *Dazs* st. *Daz si* auch in den versen 8020. 9376. 12550. 12585. 12711. 13314. 13844. 15544. 18026. 18031 notwendig. der auftact geht damit wol verloren, aber es finden sich ja auch sonst, wenn auch nicht allzuoft (s. u. s. 355f), verse, die mit *daz* ohne auftact beginnen. — ferner muss 12861 *Dōs an* und 12824 *Dō siz* geschrieben werden. wie so vieles bei Gottfried hat auch die auftactlosigkeit seiner verse meist einen ästhetischen grund. wenn ein wörtchen wie *dō* im eingang des verses betont erscheint, so soll durch die nachdrückliche hervorhebung der überblick über den syntaktischen bau der periode erleichtert werden. daher steht dieses *dō*, wenn ihm satzteile vorausgehn, die dem sinne nach in den durch *dō* eingeleiteten satz hineingehören: 3473 *Den bast und die furkie, Die kunst von der curie, Dō si die begunden sehen, Si begunden . . . jehen*; ebenso 15770; oder wenn das schwergewicht mehrerer sätze an das leichte wort gehängt ist, 12635; oder wie an unserer stelle 12861: *Si gerou vil sere beide, Si ndmens in ze leide, Daz si gelobet hæten, Daz si den mort tæten, Dōs an ir niht funden Noch rehte ervinden kunden, Daz morde gebære Und tōtbære wære*: die betonung schützt das *Dō*, zu dem unmittelbar vorhergehenden satz gezogen zu werden. ähnlich an der andern stelle, 12824: *Dō siz üeben began, Biz daz siz überüebete. Sine wize gār betrüebete, Dō hæte ich aber daz mîne Heinliche in minem schrine*¹, wo die betonung dem *Dō* die kraft gibt, über die beiden folgenden sätze hinaus zu würken. in drei andern fällen wechselt Gottfried zwischen betontem und unbetontem *dō*, 6501. 8837. 12380: diese freude des dichters, dasselbe wort kurz nacheinander in allen erdenklichen betonungsweisen leuchten zu lassen, ist überhaupt ein wichtiger teil seiner verskunst. endlich bleiben noch

¹ ich interpungiere abweichend von Marold, der vor dem zweiten *Dō* einen punct setzt.

fünf solche *Dó* in dem ganzen gedicht: lauter adverbien, nicht conjunctionen, und alle in der prägnanten bedeutung 'damals', der eine starke betonung ganz gemäfs ist: 788 *Dó alrérste huob ez sich*; ebenso bei wichtiger wendung 13864; ferner *Dó was aber Marke ein kint* 5931; endlich *Dó und zaller stunde, Dó und zallen ziten* 6520, 6624, wo Marold freilich *ze* st. *z-* schreibt, was sich aber auch bei betrachtung des gebrauchs von *ze* als fehlerhaft ergeben wird. — *Sós* war zu schreiben in dem zweiten der verse 12389f: *Só si sich danne ie mére helent, Sós ie mére in selben steleut*, ganz analog dem rhythmischen wechsel 17833: *Só máns . . . Só si . . . Und sós.* — *só siz* 4955 steht auch in M.s text, und mit recht, s. die *Só* 'wie' im eingang der verse 11483. 14079. 18266; und so wäre noch 8241 *Des nams alle wunder* zu schreiben und 13069 *Swá sir fures niht enhát*; vgl. zb. betontes *Diu* 2746 oder *Swes* 12140. — ein paarmal ist beschwerte hebung anzunehmen, so 1180 *Dazs einen anderen tót*, wodurch der vers erst seine Gottfriedische färbung zurückerhält, s. die beispiele für beschwertes *anderen* usw. s. 351; ferner 3821 *Daz siz durch got tæten*, s. 14992; weiters 12461 *Daz sin zer ur tæte*, s. 8749; endlich 15772 *Und geleistet dá, des sin bat* mit beschwerter hebung vor pause wie 4474; oder *geleistete?* — in zwei weiteren fällen ist *ne-* st. *en-* zu schreiben, 1369. 11903, s. etwa 8418; und 5925 l. *Dazs im zallen ziten*; 5392 l. *Dazs alse wæge wæren* (wie 7308 steht *Si wære im alse mære*), und so ist auch 1189. 1962. 3810. 12552 *alse s-*, *alsó s-* zu schreiben. — die fälle, die sich der verschmelzung des *si* entziehen, teilen sich in drei gruppen: 1) wenn *si* nicht im satzzusammenhang steht, sei es dass es den satz eröffnet wie 8508 *Si ist ir einigex kint* (ebenso 17270), oder dass die bindung nach hinten keine feste ist, wie 8167 *Er kniete vür si unde sprach*; 8693 *Ez diuhte si und wære ouch quot*; 9477 *sprach si 'ob ich in ie gesach'*; 10111 '*Tantris*' sprach si 'und *Tristan*'; 10286 *Weinende sprach si 'ouwé mir'*; 11077 '*Gá hin*' sprach si 'und bring den man'; 17507 *Er vant si, als ouch jener vant*; 17949 *Daz brach si, und brach gotes gebot*; daher ist 14677 zu schreiben: *Îsót diu vie si und sachs an*, st. *vies . . . sach si*. die zweite gruppe bilden fälle, wo die natürliche wortfolge gestört ist, was begreiflicherweise den fluss der zusammenhängenden rede hemmt: 1308 *Ir trát si an ir arm dó nam*; 14162 *Under*

ir arme si in nam; 12413 *Wan si ir willen . . . friliche hæten meîn*; endlich wol auch 1302, wo *lange* nach *si* gehören würde, zur dritten gruppe stellen sich die fälle, wo das pron. mit nachdrücklicher betonung gebraucht ist; wenn man an die Zs. 44, 39 angezogenen belege im rein denkt (12171 *Die siechen beide nam si sâ Und gab in ir, im sie: arzatie*; 17417 *Sîn swert bar enzwischen sî*; *Hin dan lac er, hin dan lac sî*), so darf man in den folgenden beispielen wol sicher *sî* mit langem vocal ansetzen, für 'eam' vielleicht auch *sîe* mit elision des -e: in hebung 1357 *Sus was er sî und sî was er*; 9930 *Du wellest Îsôte Und sî enwelle dîn niht*; 11410 *Daz ir durch sî und ouch durch mich*; ebenso 11159. 12043. 12689. 13768. 17763; endlich ein fall, wo *sî* den ton hat, weil ein relativsatz davon abhängt: 1205 *Als sî ie tåten und noch tuont, Den ir dinc ståt als ez ir stuont*; anderseits wo betontes *sî* in senkung erscheint, — wie so viele andere betonte einsilber —: 1101 *Daz er sî meinde als sî in*; 12445 *Daz sî an der ersten naht* ('sie, und nicht Isolde'); 4814 *sî und ir cumpanîe*, ebenso 7172. 7194. 15042; 4135 'hätte ich eine solche *nôt* erliten durch *sî* alle dri . . . Die ich durch in erliten hån, es wäre viel'; *sî* vor relativsatz 6848 *Der tete rehte als sî alle tuont, Die uf rehte manheit Alle ir sinne hån geleit*; besonders hübsch 5246: vorher hat der dichter von Floræte gesagt: *Ich weiz wol dazs ir geste Niht eine mit dem munde emphie*, sondern auch mit dem willen; *Si wåren vil einbære, Beidiu ir wille und ir wort. Ich weiz wol daz sî über bort Vil geselleclîche giengen, Dâ si die geste empfiengen*; also 'nicht eine daz wort, sondern *sî*, sie beide, wort und wille, gesellt'. — die einzigen reste, die nun verbleiben, sind: ein vers, in dem das vor *si* stehnde verbum einen besonders starken ton hat: 13686 *Er rihtete unde leite Einen stric der küniginne Und vienc si ouch dar inne*; dann ein paar, wo das folgende wort stark betont ist: 14035 *Er leite ir aber mit vråge Sîne stricke und sîne låge Und betrouc si aber dar in*; 17965 *Sus sint si alle Êven kint*; ebenso 9750; 10115 kann man zweifeln, ob nicht doch *geviels an* zu lesen ist; und der letzte fall, wenn ich nichts übersehen habe, 10871 *Diu si an in sâhen*, ist nicht sicher bezeugt: *in allen* bieten FWNORSP, bloßes *in* nur vier hss., darunter allerdings H. — das ergebnis dieser betrachtung ist also: mit einigen gruppenweisen ausnahmen, die phonetisch gut begründet sind, hat Gottfried das pronomen *si*

vor folgendem vocal stets elidiert. an versen die ohne solche elision abenteuerlich wüirken, fehlt es nicht: man sehe zb. dreisilbige auftacte wie *Daz si ein*, *Daz si ir*, *Varent si* 11866. 18790. 11420; oder *Kunden si in*, mit *si* in erster hebung, 2298; bisweilen zeigt der dichter auch direct, dass er den hiat vermeiden wollte, indem er ein rückweisendes *der* oder ein entbehrliches *dô* einschleibt wie 8874 *Der marschalch der hiez alle dô* oder 10538 *Sus kustens in dô alle drî*: sodass sich die 'versökonomie' G.s (Zs. 45, 384) auch hierin als gewichtig erweist.

2) *ge-*. eine sehr empfindliche form des hiatus wird durch die verbindung des *ge-* mit einem vocalisch anlautenden verbum geschaffen. Marold schwankt, wie seine vorgänger, in der schreibung: und doch ist kein zweifel, dass der dichter in solchen fällen überall *g-*, nicht *ge-*, gesprochen hat. sonst entstehn mehrfach versungeheuer: 4381. 7329. 9938. 11642. 13264. 13640. 14088. 14099. 15737. 16547 ist der herausgeber der gefahr seinem dichter unmögliche zweisilbige senkungen aufzubürden glücklich entgangen: warum schreibt er dann aber nicht auch 1621 *So wir unser dinc nu genden*; 2262 *Baz noch schöner gedelt wart*; 4421 *Sô rehte selten güebet hân*; 10353 *Daz ich in alsô güeben müge*; 10396 *Und iemer sô gunsinnet*; 19149 *An der ich hân gunsinnet*; warum nicht 6137 *Gunéret iemer mére* und 15098 *Gantlützet alse der tûben kint*, wo die zweisilbigen auftacte für ein an den wohl laut der verse Gottfrieds gewöhntes ohr geradezu grotesk wüirken? die übrigen beispiele vertragen alle die synkope des *ge-*: daher ist sie auch 5850. 6722. 8507. 10909. 11371. 12682. 15293. 15757. 16272. 16876 durchzuführen; den verlust des auftacts wird man 9873 leicht verschmerzen, zumal dadurch ein hübscher wechsel in der betonung des *alsô* entsteht: *Ir sût alle alsô geliep*, *Alsô gartet unde genuot* (vgl. auch 11361); und so ist schließ lich auch 5193 ohne zweifel zu schreiben: *An inch gerbet unde bräht*.

3) *ze* — *zuo*. vor allem ist mit nachdruck hervorzuheben: die präposition, gleichgültig, ob man *ze* oder *zuo* annimmt, hat im innern des verses niemals den wert einer silbe, wenn das folgende wort bei vocalischem anlaut zwei- oder mehrsilbig ist, oder aber ein starktoniger einsilber. natürlich hängt diese erscheinung damit zusammen, dass *ze* vor vocalischem anlaut überhaupt nicht geduldet wird, sowenig wie ein *geunéret*, *geisôtet* usw.

vorkommt —, und dass anderseits die form *zuo* nur vor unbetonten wörtchen gebraucht wurde. aufer vielleicht 1836 *Zuo aller dirre swære Gieng in diu starke vorhte*, wo *Zuo* die ungewöhnlich prägnante bedeutung 'hinzu zu' hat. Gottfried spricht also im versinnern ausnahmslos *zerben*, *zeinen*, *zallen*, *zetlicher*, *zende*, *zeigen*, *zenphāhen*, *ziuweru* usw.; ebenso *zé*. da es sich um weit über hundert fälle handelt, so ist jeder gedanke an zufall ausgeschlossen; auch lässt sich leicht zeigen, dass *ze* oder *zuo* unter jenen umständen vorkommen müste, wenn es der dichter gewollt hätte. so hat die präposition wol öfter den wert einer silbe in den verbindungen *zuo dem mäle* (*der zît*, *den stunden*, *den zîten*), aber stets heisst es *zeinem mäle*, *z allem m.*, *z allen mālen*, *zeiner stunde*, *zeinen stunden*, *z allen st.*, *z aller zît*, *zetelicher z.*, *z allen zîten* usw. diesem durchgehenden gebrauch G. muss nun auch in der schreibung ebenso durchgängig rechnung getragen werden, zumal der leser sonst vielfach gegen die sprache des dichters rhythmisieren könnte. auch bieten ja die hss. und darnach die ausgaben in zahlreichen fällen ohnehin das richtige. es ist also auch zu schreiben:

199 *zeteltcher*; 528 *zEngelant*; 529 *zeinem*; 810 *zeiner*; 1443 *zetelicher*; 1908 *zêren*; 4863 *zElicône*; 5156 *zeigene*; 5553 *zenphāhene*; 5734 *zerben*; 5883. 5919. 5947. 7210. 7332. 8606. 8616 *zÎrlande*, *-en*; 5913 *zeigen*; 5925 *zallen*; 6087 *unde zeigen*; 6520 und 6624 *zaller*, *zallen* (dass *dô* betont ist, rechtfertigt seine bedeutung, s. o. s. 341 f); 6718 *zorse*; 7836 *z allem*; 8353 *zendenne*; 8536 *zende*; 10553 *zêren*; 12174 *zarzâtie*; 14472 *unde zêren*; 15791 *zallen*; 16581 *zeiner*; 17814 *zarge*; 17981 *unde zêren*; 18385 *zalsô*; ferner 12732 *eteswar zeinem* und 13288 *Sîn ors zeinem aste* (mit beschwerter hebung auf *ors*)¹.

Wenden wir uns nun den verhältnissen im auf tact zu. bisweilen entstünde dreisilbiger auf tact, wenn man nicht elidieren wollte: 1854. 9152. 13287. 15419. 15472. in all diesen fällen schreibt M. *z-*; aber ebenso war auch 15714 zu schreiben *Weder zarme noch ze sîten*. dass man ferner den auf tact, der in der überwältigenden zahl der verse nur eine silbe hat, nicht zweisilbig lassen wird, blofs um gegen des dichters sprache nicht zu elidieren, versteht sich von selbst; es muss also geschrieben werden: 338 *zurliuge*; 6272. 8646 *zÎrlanden*; 13500. 16543 *zÎsôte*; 18419.

¹ dagegen wird 7583 für *Ispanje* wol mit HBO *Hispanje* zu schreiben sein: *Dâ heime ze Hispanje*.

18606 *zAlmänje*, wobei im letztern fall auf den namen sehr passend zwei hebungen kommen, weil er im contrast zu *künde* 18609 steht; richtig list man ferner 810 *im zeiner*; 7543 *ir zeiner*; 8360 *er zerben* und ähnlich 9589. 12763. 14119; 16805. 17227. 17731. 18527; aber ebenso muss es heißen: 7525 *und zäventiure*; 10054 *und zandern*; 14944 *und zübele*; 16848 *und ziegelichen*. man sehe nur, wie selten die verse sind, wo *ze* sons im zweisilbigen auftact erscheint: *ze behabene* 15520; *und ze lieber* 17061; endlich 5 mal *dä ze hove*, wobei man gewis an die in vielen hss. vorkommende schreibung *datz*, *daz* erinnern darf, seis auch nur um die flüchtigkeit, mit der die zwei silben gesprochen wurden, zu erweisen: denn die einsilbigkeit möcht ich damit für G.s sprache nicht behaupten; die fälle sind 8043. 15288. 16319. 16787. 18954; sowie ein *hin ze lande*, 2797, wobei entsprechend an *hinz* zu erinnern wäre. und so muss endlich auch dort überall die proklise in der schrift ausgedrückt werden, wo das volle *ze* den einsilbigen auftact bilden würde: denn der herausgeber soll dem leser nicht die wahl lassen, wenn der dichter keine gelassen hat. die wörter, die dadurch in den absoluten anfang des verses kommen, stehn übrigens in den meisten fällen an andern stellen des gedichtes ohne die möglichkeit einer andern auffassung ebenso im reinen verseingang; worauf ich in klammern hinweise. man muss also schreiben: 6561. 7232. 8161 *zallen*; 9378 *zaller* (vgl. etwa 165. 170. 705. 2119. 2616. 4043. 4387 usw.); *zeiner* 5526. 12934 (zahlwort, vgl. 7483); 6412. 8019. 8385. 9139 (s. 2709). 14235. 15177. 15184. 17688 überall *zeinem*, *zeiner* (articel; vgl. 3933. 7580. 9116)¹; 11058. 11963 *zalse*, *zalsó* (vgl. 9873. 11129. 11361. 12459 usw.); 18780 *zeteslichen* (vgl. 5915); ebenso ferner 11560. 11857. 14269. 19127 *ziegelichen stunden*; und vor starken vollworten 1635. 6180. 7240. 8100. 9580. 13102. 14591. 14925. 15315. 18721. 19054; und zweimal *ziuwer*, 14461. 14477, jedesmal mit stark emphatischer betonung.

Die zahl dieser auftactlosen verse wird nicht grofs erscheinen, wenn man erfährt, dass G. *ze* vor consonant mindestens 211 mal in den auftact setzt.

Etwas schwieriger gestaltet sich die entscheidung in den fällen, wo neben *ze-* und *z-* auch noch die form *zuo* in frage kommt. vor den vocalisch anlautenden formen des personal-

¹ die fälle sind relativ selten. die begründung dafür s. unter VI.

pronomens, also vor *ir*, *im*, *in*, *iu*, *uns*, erscheint einfaches *z-* (ohne *hin*, *her* udgl.) überhaupt nur im reim, und hier nur selten, sowie stets in der verbindung mit *sprechen*, also formelhaft und in einer bedeutung, in der der richtungsbegriff schon stark verblasst ist. die beispiele sind: 2693 *Sæligen hêrren sprach er zîn*; 2987 *Nu wol her balde, sprach er zîn*; 5759 *Ir hêrren alle, sprach er zîn* (*ze in* Marold); 12094 *Sæligiu gutiu, sprach er zir*; 771 *Sprach er vil minneclîche zir*; 12017 *Er sprach vil tougentlîche zir*; 3167 *Ir hêrren, sprach er aber dô zîn*; 10489 *Brangæne diu sprach aber zir*; 14480 *Weinende sprach er aber zir*; 3829 *Aber und aber und sprach dô zîn*; die einzige ausnahme bildet 8687 *Niht mohte haben geslagen ze in*; wenn hier nicht *zuo* zu lesen ist, so muss doch mindestens *z-* geschrieben werden. im innern des verses finden sich im ganzen gedicht, d. i. in 19552 versen, nur drei beispiele für einfaches *zir*, *zim*, *ziu*. der erste fall ist nur eine scheinbare ausnahme, denn in dem vers 1449 *Nu Blanscheflûr zir selber kam* ist die præposition ebenso tonlos (durch proklise zu *selber*) wie das personalpronomen; der zweite fall, 13411 *Nu er Îsolde zime gewan*, ist ohne gewalt nicht zu bessern¹, erklärt sich aber weiter unten; der letzte, 1619 *Habe si wol ze iu getân*, schreit nach der besserung *wol hin ziu*, vgl. 14491 *hin ziu tæte*, und vor allem 5826 *Der was alsô hin ziu getân* (nicht mit Marold *hin zuo iu*, was einen ungefügen auf-tact ergibt).

Dieses *hin* erscheint nun in einem grofsen teil der beispiele vor *zim*, *zîn* usw.: der accent ruht überwiegend auf dem *hin*, s. 10334. 10457. 13164. 13483. 14139. 14573. 14703. 14757. 14776. 14837 (l. *ziu wære*). 14857. 14869. 14991. 15386 (l. *êrn berêdet es hînz im niht*). 15437. 16310. 17687. 16566; dazu 15002 *her zuns* und 6421 *dâ ziu*. dagegen steht das pronomen in hebung 1204. 5826. 6432. 12606. 13558. 13619; dazu drei fälle mit *hin* im auf-tact, 1104. 1106. 1459; endlich ein fall, wo das pron. im reim steht, 16566 *Beidiu hin ziu und hin zim*

¹ man könnte an *ze sich* denken, wie Gottfried öfter hat (s. bes. 7042), gegen die sprache der schreiber; aber *Îsolde ze* ergäbe eine unmögliche zweisilbige senkung, und *Îsolt ze* geht auch nicht an, da der acc. dieses namens stets auf *-e* endet (der von Marold s. 277 seines dankenswerten registers verzeichnete acc. *Îsôt*, 14678, ist in wahrheit ein nom. in an-führungszeichen); und *an sich gewan* zu emendieren, wie 6628 zu lesen steht, wäre eben gewaltsam.

(nicht *ze im*, Marold). wenn nur dieser éine reimbeleg (mit dem pronomen im contrast!) erscheint, so ligt das wol daran, dass in dieser verbindung mit *hin* das pronomen normalerweise unbetont war. bemerkenswert ist úbrigens die verteilung der belege: sieben fälle bis v. 10333, von da an 23; und von jenen sieben fällen nicht weniger als sechs mit dem pron. in hebung, während auf die 23 beispiele der zweiten hálfte nur vier entfallen.

Als concurrent der verbindung *hin zim* usw. tritt auf *zuo im* usw. dass dem *zuo* die natürliche betnung zukommt, zeigt die verwendung im verse: es steht 23 mal in hebung, nur 8 mal in senkung, éinmal im aufact. schwieriger ist eine andere frage zu entscheiden: hat Gottfried *zuo im* und *zuo zim* promiscue gebraucht, oder kennt er etwa nur das letztere? die herausgeber schwanken in verschiedener weise, und nicht immer erfährt man etwas über das verhalten der hss. Marold bietet 11 mal *zuo zim* usw., und 21 mal *zuo im*; Mafsmann schreibt nur 19+22 *zuo ir* (5799 *ze ime* für M.s *zuo im*); und Bechstein hält zwischen beiden die mitte. wer hat recht? das verfahren Marolds ist ungleichmäfsig: 740 schreibt er gegen H *zuo ir sprach*, dagegen 12727 gegen alle andern hss. und mit H *sprach zuo zin*. ist es wahrscheinlich, dass der dichter in derselben phrase so gewechselt hat? er müste éinmal *zuo ime dar in* gesagt haben, das andermal *zuo zim dar in* (8766. 2340); oder 6312 *zuo zin komen*, aber 9241 *zuo im komen* und 14739 *zuo in káme*; 10202 *kérte zuo zir hin*, aber 5799 *wider zuo im kére*; 2340 *leiten zuo zim*, aber 1924 *zuo im geleit*. ich bin überzeugt, dass Gottfried nur éine der beiden arten gekannt hat, und da fällt die entscheidung naturgemáfs auf *zuo zir* usw., da dies das ungewöhnliche, von den schreibern auf schritt und tritt bekämpfte ist, und da es sich leicht begreifen lässt, warum G. sich dieser form bediente: um den hässlichen hiatus zu meiden. zweifelhaft bleibt mir die entscheidung nur in der verbindung mit dem dat. sg. masc.: vor zweisilbigen wörtern gilt, wie oben s. 344f gezeigt wurde, stets *z-*, vor den einsilbigen pronominalformen dagegen im innern nur *hin zir* oder *zuo (z)ir*: nun stehn aber bei *im* doppelformen zur wahl: die einsilbige ist durch den reim auf den imperativ *nim* 7437 sowie durch die kurzform *erm* für *er im* gesichert, die zweisilbige wird durch verse wie 12524 wahrscheinlich gemacht. es kann also sehr wol *hin zim*, *zuo zim*

neben *zime* bestanden haben: so würde sich nun ungezwungen die einzige scheinbare ausnahme, die oben zu constatieren war, erklären: der vers 13411 mit seinem *zime gewan*. nach diesen erörterungen wäre also *zuo z-* zu schreiben nicht blofs, wo Marold es bietet (35. 2170. 6312. 10202. 10882. 12727. 17845. 18200), sondern auch 740. 1924. 9241. 9276. 10288. 11667. 14543. 14739. 16235. 18170. 19422; ebenso 1509 gegen alle ausgaben¹. die an sich zweifelhaften fälle mit *im(e)* werden wol auch analog zu behandeln sein, da der vers 8766 *Und Kurvenal zuo zim* (nicht *zuo ime*, Marold) *dar in* die form *zime* allein nicht verträgt, da ferner *ime* bei Gottfried nur selten gefordert wird, s. o. s. 326 f, und da endlich die verse auch besser klingen: es ist also nicht nur 1277. 2340. 14522 *zuo zim* zu schreiben, sondern auch 2858. 5366. 5799. 5905. 9241. 12599. 12833. 14521. 14687. — der vollständigkeit halber seien noch zwei fälle mit *ze* 'nimis' vor vocal angeschlossen: 15294 schreibt M. *Ze anclich und ze ange* st. *Zanclichen unde zange* (vgl. zb. 11995. 12043. 12083. 13678); und 4038 l. *Er ênwas weder ze junc noch zalt*.

Die consonantisch anlautenden *mir*, *dir*, *sich* erscheinen im reim: *her ze mir* 5149. 10337. 10761. 12159. 14645. 14733. 14820; *ze mir* allein zweimal mit emphatischer betonung des pronomens, 1460. 10209, und ohne emphase überhaupt nur *ze dir* 10762. dazu stimmt die verwendung von *zuo dir* mit dem ictus auf *zuo* im innern des verses, 4449 und 8440. *ze sich* und *zúo sich* wechseln: ersteres steht im reim 8093. 9797. 11186, im innern 6758, mit *ze* im auf tact 4335; *zúo sich* bringen die verse 9251 und 18757.

ze mit folgendem *ge-*, *be-* hat den ictus 2048. 7579. 11239. man wird hier nicht *zuo* schreiben müssen, denn auch *ze* 'nimis' wird so betont: 8671. 9994. endlich erscheint *zé* auch vor den unbetonten vorsilben fremder namen, also *zé Británje* 5301. 5313. 5565. 7584 und *zé Hispanje* 7583. zwischen *zé Tristande sprach* 4014 und *zúo Tristande sprach* 7410 weifs ich nicht zu entscheiden; ebensowenig, ob 12484 *zuo Brangænen* oder *ze B.* zu schreiben ist.

¹ *Trútfrouwe*, *sprach er dó ze ir* schreibt Marold mit seinen vorgängern. dass der erste ictus auf *frou-*, der zweite auf *sprach* zu legen ist, lehren die entsprechend gebauten verse 11479. 12468. und dass an einfaches *ze* in senkung vor *ir* nicht gedacht werden kann, ergibt sich aus den obigen untersuchungen.

Wichtiger ist, die concurrenzen von *zuo dem, ze dém, zem* (ebenso *zuo der, zuo den*) zu untersuchen. vor allem ist hervorzuheben, dass Gottfried niemals *zem, zen, zer* in hebung stellt; ferner, dass er so gut wie niemals mit der präp. auftact oder senkung und mit *dem, den, der* die folgende hebung bestreitet. von letzterer regel gibt es — wenn ich nichts übersehen habe, — nur folgende ausnahmen: 3451 *Gerant ze dem gevelle*; ferner vielleicht 5570 *Ze der Britünen uf daz sez* und 16099 *Nu er ze dem kastèle kam* sowie 9252 *Ze dem serpande er wider kam*: ich sage 'vielleicht', weil die betonung dieser drei fremdwörter bei dem dichter schwankt¹, sodass man zur not auch *zen* bzw. *zem* lesen könnte. dagegen schreibt Marold v. 15427 mit recht *Zem konzilje in den palas*, denn hier muss *Zem con-* den auftact bilden, da *palas* bei Gottfried auch am versende immer zwei icten bekommt², und da die silbe *con-* sicher unbetont war, s. 15307. 15329 und bes. 15312. und so ist 4864 auch zu schreiben *Zem niunvalten trône*, wie 14436, wo man richtig list *Und gat zem boumgarten in*.

Es gibt also eigentlich nur zwei verwendungsweisen bei Gottfried: *zem, zen, zer* in senkung (auftact), oder aber *zuo dem, zuo den, zuo der* einen ganzen tact füllend: ein *zuo dém* usw., wo die präp. in senkung (auftact) und der artikel in der folgenden hebung stünde, kommt nicht vor.

Als das normale können die *zem* usw. betrachtet werden: ich habe 74 fälle gezählt, ohne auf vollständigkeit auszugehen. darunter sind manche beispiele, wo zweisilbiges *ze dem* ganz unmöglich ist, so *wider zem* 6011. 7022. 7257. 8872. 9622. 16200. 18119; oder *aber zer* 6187. 9352; *weder zer* 10927. die herausgeber schreiben fast immer richtig, nur 2342 muss es heißen *Zer verte und zer hungers nôt*; 6668 *Zer brust* (oder *brüste?* s. 2986) und *zen goffen* (vgl. zb. 6560. 2580). ebenso erscheinen diese formen gerne im auftact (24 mal), wo die herausgeber wider meist die einsilbige form setzen; sie ist noch ein paarmal öfter zu wählen, so 2342. 2580. 4310; ferner muss 8545 *Zem anderen mäle* geschrieben werden und 11929 *Zem anderen was gewant*

¹ *Britünes* 330; *Britüne* 5464; aber mit der ersten silbe in senkung 3555. 3523. 5585; zweifelhaft 429. 5349. 5365. — *kástét* 5191; *kástéte* 18726, aber 3155. 3157. 5275. 18886; die übrigen fälle zweifelhaft. — *serpände* 8907, aber *serpände* 11957.

² s. 8044. 11363. 11372. 13128. 13531. 14302. 16541.

(*Zem* hier FHP), zumal Gottfried dieses nachdrucksvolle wort gerne beschwert gebraucht, s. 4217. 4850. 5722. 8755. 8930. 9023. 9393. 10064; und so auch 15529 *Zem glüejenden isen*, mit derselben betonung, die auch 17573 den vers bessert; über die verba pura s. u. s. 367.

Den ganzen fufs füllen die in rede stehnden verbindungen etwa 47 mal. die herausgeber schreiben bald *ze*, bald *zuo*: ich bin überzeugt, dass überall *zuo* zu setzen ist, vor allem deshalb weil die beispiele nicht jedes beliebige *ze* treffen, sondern sich zu gruppen zusammenschliessen. eine gruppe bilden traditionelle zeitbestimmungen:

zuo dem mäle 661. 246S. 2760. 5268. 5736. 8640. 11397, daher auch 6036; *zuo der vrist* 12442; *zuo der zit* 13502, daher auch 19204; *zuo den zäten* 7464, daher auch 6905. 18863; und so ist gewis auch *zuo den stunden* zu schreiben, 10237. 15257. 17660. 16872.

Man beachte dass diesen fällen niemals ein *zem mäle*, *zer vrist* usw. gegenübersteht (aber natürlich *zem dritten*, *zem anderen mäle* 19357 uö.), offenbar deshalb, weil der artikel in diesen verbindungen noch demonstrative kraft bewahrt hat, daher der proklise nicht unterliegt (man denke an *on þæm dæge* im Beowulf, sowie an die bekannten *thés sindes*, *thía méina* Otfrids)¹. —

Eine zweite gruppe zeigt *zuo* neben einem andern, die richtung hervorhebenden begriffe:

Wol zuo der stráze nâhen 2763; *nâhe zuo dem man* 4630; *nâhe zuo der lîch* 10915; *nâhe zuo der habe* 13285; *zuo der erde nider* 3324; also auch *Zuo dem kûnege ir hêrren nider* 12667; *wider zuo der habe* 7090; *zuo dem sper . . . in* 9050; *zuo dem gorgen in* 9213; *zuo den tûren in* 13533; also auch *zuo der kemendten in* 12165; *hin zuo der kûniginne* 13555; und so gewis auch *vür daz deckelachen Zuo dem oberen ende* 18206 f. —

In einer dritten gruppe erscheint *zuo* in verbindung mit verbalbegriffen, bei denen man nicht ausschliesslich an das ziel zu denken braucht, sondern auch die richtung zu diesem ziele hin mit im sinn haben kann; dh. es tritt auf neben verben, die auch das präpositionaladverb *zuo* neben sich dulden. wie man also sagt: *zuo komen*, *zuo sprechen*, *zuo slîchen*, so kann auch

¹ hieher auch 5900. 8591 *Und zuo der nôt die besten* 'die für diesen kampf geeignetsten'; ebenso 18487 (l. *zuo*): man halte dagegen 11337 *Ein geherzel man zer nôt*, wo der artikel keinerlei demonstrative kraft hat.

gebraucht werden: *Unz daz er zuo dem mere kam* 3860; *Zuo* (st. *Ze*) *dem hovegesinde kam* 6023; *zuo dem orse kam* 9115; *zuo dem brunnen komen was* 17422; *zuo dem boume gân* 14519; *Geslichen zuo der ouwe* 17578; *Zuo dem stade hafte er daz* 6747; *Marke zuo dem gaste sprach* 4292; gewis könnte man in den meisten fällen auch *zer*, *zem* setzen, aber doch nicht, ohne dem sinn eine andere färbung zu geben. deutlich wird das an einem beispiel wie 2986: lange vorher war erzählt (2915), wie die brust des hirsches beiseite gelegt wurde; nun heisst es: *Daz houbet löste er alzehant Mit dem gehürne von dem kragen Und hiez daz zuo der brüste tragen*, also 'hin zu der brust' 'dorthin wo die brust lag': man vergleiche damit einen fall wie 14164 *Zir senften linden brüsten Twanc sin vil harte nâhen*, und man wird den unterschied empfinden. dieselbe starke bedeutung 'hinzu zu' ligt vor in v. 4966 *Swer zuo den zwein gerâten (gerîden? s. o. s. 302) tuot Bescheidenheit und höfschen sin* und in v. 16137 *Alrërste was sin angest storc Zuo* (st. *Ze*) *dem ungehiuren man*. dass Gottfried einen unterschied dieser art macht, geht am besten aus der tatsache hervor, dass er bei ruheverben niemals *zuo dem* usw., sondern stets *zem* gebraucht. so heisst es immer — die zahlen darf ich wol sparen —: *geschehen zem brunnen, zem hirze; haben zem neven, zen wunden, zer werlde; wesen zem baste, zen lanken, zer fossiure; geborn zer werlde; bedâht zen fuogen; fuogete 'passte' zen sîten; offen zer brüste, hâhen zer sîten* usw.; auch *zer mettinstunde, zem minnesten* usw. nur eine scheinbare ausnahme bietet v. 10468 ff: *Er viel sâ gegen in allen hin Und lac den höfschen süezen Flêhlîche zuo den fûezen*, denn hier ergibt sich der begriff der bewegung, wenn er auch nicht mehr in *ligen* ausgesprochen sein sollte, doch ungezwungen aus dem vorhergehenden *vallen*. da hiemit alle sichern beispiele des *zuo* erschöpft sind, muss man in zwei fällen, die sich in keine der angeführten gruppen fügen, eine andere schreibung wählen: 3319 i. *Die jeger ze hêrbêrgen varn (hêrbêrgen wie etwa 18409)*, und 16365 ist zu schreiben *Zem allerêresten kam* (vgl. 541. 7425. 9816. 9701). — schon in spätalthochdeutscher zeit, beim aufkommen der form *zuo* für die präposition, sind dieselben principien zu erkennen. von den 5 beispielen, die Graff im Sprachschatz verzeichnet, gehört éines. Wm. 19, 3, zur zweiten gruppe (*hêra zâo der erdon F*), und zwei zur dritten: NPs. 106, 18 *zuo diên hêlleborton* für lat. 'usque

ad'; das. 70, 3 *Adam solta fliehen zuo dir. er flöh fone dir*; derselbe gegensatz zu *fone* gibt dem *zuo* nachdruck in einem von Graff übersehenen, bei Lachmann zu Iw. 5873 verzeichneten fall, NPs. 73, 12. somit bleibt nur 105, 4 (*zuo nouo*, also vor lat. wort) und 43, 24, wo *haftet* doch wol richtungsverb ist, wie das gleich folgende *hinahaston ad paganos* zeigt.

Unter denselben umständen findet man nun auch *zuo* vor possessivem *ir*. im allgemeinen wird zusammenziehung bevorzugt: 11716 *Sleich zir beider herzen in*; ebenso 12373. 12573. 12581. 13597. 15654 usw.; weshalb auch 11544 *zir* zu schreiben ist, und ebenso in den zahlreichen fällen, wo *Ze ir* zweisilbigen auftact schaffen würde: 517. 1447. 5066. 5737. 8609. 14161. 14164. 16282. 16645. 16986. 17083. 17602. 17905. 18125. 19064. aber daneben steht nicht selten *zuo ir*, uzw. immer nur wenn die bedeutung prägnant ist, die richtung stark betont wird; prägnante bedeutung findet sich vor allem, wenn das betr. substantiv von einem andern nomen abhängt, was nicht selten der fall ist: 11568 *Daz er der schænen wære Ein senfte zuo ir swære*; 13031 *Sô sir state zuo ir dingen Niht kunden vollebringen*; 18146 *Si suochte zuo ir state schate, Schate, der ir zuo ir state Schirm unde helfe bære*; 14610 *Daz in reht unde gebære Zuo ir lâge wære*; wie hier 'hinsichtlich, in hinsicht auf, für' dem sinn gerecht wird, so auch in einigen beispielen, wo *zuo* ebenso vom verbum wie vom subst. abhängt: 8603 *Daz só vil liuten zuo ir vart Nie kiel só wol berâten wart*; 11540 *Nu was den frouwen zuo ir vart Ein kielkemenâte gegeben*; 7344 *Nu bereite man in zuo ir vart Eine barken und ein schiffelîn* (wo Marold *zuo zir* schreibt: sollte das überall zu setzen sein?); ebenso 5737; ein weiterer fall bringt *nider* neben *zuo*, 10679; und die drei letzten beispiele zeigen *zuo* abhängig von den verben *leiten*, *wîsen*, *komen*, von denen wenigstens die beiden ersten den begriff der richtung stark ausgeprägt haben, 14371. 18652. 11561.

4) Einsilbige wörtchen mit vocalischem anlaut. unter diesen zeigt sich *ist* als das schwächste. es verschmilzt daher regelmäfsig mit vorhergehendem diphthongischem auslaut unbetonter monosyllaba. so erscheint also stets *diust* für *diu ist*; daher ist zu schreiben: *Ir aller volge diust dar an* 81; *Disiu hôchvart diust gelegen* 7084; *Die saget ir mir, diust getân* 10693; *Sin massenie diust gekleit* 11217; daher auch auftactlos *Îsôt diust*

besunder 12565, wodurch schöner rhythmischer wechsel erzielt wird gegenüber der betonung *Ísót* zwei zeilen vorher (derselbe name erscheint im auftactlosen verseingang 8286. 11520. 11712. 18258. 18282); und ebenso ohne auftact 17978 *Diust nivan mit namen ein wip*. somit ist auch in allen fällen, wo die beiden wörtchen zweisilbigen auftact ergeben würden, *Diust* zu setzen, also 4809. 6990. 8266. 8476. 12306. 15221. 18047. 18564. das unbetonte *ist-* in *istórje* wird genau ebenso behandelt. daher muss geschrieben werden: *Ouch saget diustórje von im daz* 448 und *Dem hæten, als diustórje saget* 18696. die form ohne anl. *h* wird auch 15919 durch den vers gefordert, und ist 5884 augenscheinlich von den hss. überliefert. — ebenso l. *hiest* st. *hie ist* im innern 3855, im auftact 9161. 12085. — *wiest* 4140. 5225 (mit beschwerter hebung wegen satzpause auf dem vorhergehenden *dó*). 10370 sowie im auftact 4058. 12495. anders behandelt wird *wie* als emphatischer ausruf: *Hí, wie ist er ze vehte!* 11210. fraglich bleibt *iu ist* oder *iust* 6260.

Auch *die* mit folgendem *en-* (negationspartikel) scheint nur einsilbig gebraucht zu werden, 16950 im innern 3948. 4853. 7243. 12393. 15043 im auftact. ebenso l. *Diun* 14160. 19150; *dun* 2812; *Son* 3966. 4826; *sin* 8022; *Nun* 4472. 4851; *Dan* 4677 f.

Schwanken herrscht in der behandlung von *wie ez*, *wie es*, *swie ez*; von *wie er* und *die er*. die einsilbigkeit wird von Marold richtig zum ausdruck gebracht bei *wies* 4851 und *wiez* 2319. 10042. 12111. 15006. 15910; ebenso war *wiez* auch zu schreiben 3121. 4184. 5547 sowie im auftact 7362. 7562. 8237. 8486. 9692. 13012. anderseits stellt der dichter *Wie* in den auftact und *ez* in die erste hebung: 4205. 5567. 10682. 12534; *Wie ez* füllt den ersten fuß 8191. — *swiez* findet sich 10219. 12867. — *wier* ist zu schreiben 3035. 11379. 14029, und wol auch 9579, sowie im auftact 15301, dagegen zweisilbig 8337. 10043. 10787. 10846. 11783. 11945. 13945. 15168. 15277. 15331. — *dier*, wie im text 3952 steht, ist auch 18624 im innern und 9077. 18989. 19382 sowie wol auch 7891 und 16090 im auftact zu schreiben. zweisilbig dagegen 7249. 9143, sowie mit *Die* im auftact 13788. 14939. 15281. 15900. 16012. 16110. —

Ebenso schwankt der gebrauch von *wie* und *die* mit folgendem *ich*, *ir*, *im*, *in*. zu schreiben ist *wiech(z)* 14475. 1231;

diech 5257 (vgl. 19493, wo Marold richtig schreibt); ferner l. *dier* 8169. aber anderseits zählen beide silben bei *wie ich* wol 15710; bei *die ir* 10759; bei *die ich* 5801. 14042. 14455. 14782. 19473, vgl. noch *Wie ime* 9222; *Wie in* 11948; *wie in* 4824; *wie ir* 12600; *die in* 15399.

Von sonstigen kürzungen dieser oder ähnlicher art, die im text meist keinen graphischen ausdruck gefunden haben, erwähn ich: *Sóst* 4439. 13447 sowie im innern 3026. 11072; *Nust* 16459; *sóz* 6778. 11408. 11900¹; *Dós* 11855; *Nuz* 3798; *Dór* 3754; *dór* 15595; *só 'rgib* 9557; *woltestun* 11053, *bestástun* 11338; *dáz* 1174; *duz* 10655. 15993; *So ich, Do ich* 4195. 14977 u. ö., daher wol auch 3959 zu lesen ist: *Lebtèn si, do ich si nächst sach*, denn *ichs* vor consonant ist ungemein selten². das pron. *du* wird verkürzt, nur vor vocal: *Dazt einen* 8412; *Dest ie . . . Und dest an uns* 10015f; *Só sprichst aber* 10626; viell. auch *Wellest aber* 8415. — der best. artikel wird nur zweimal sicher verkürzt: *Ich gibe dir dallerbesten wát* 13315; *Ir eine gruozte, dander neic* 11021; viell. auch *Nu dinneren begunden* 5588.

B. Allgemeines.

Der zusammenstoß eines unbetonten *-e* mit folgendem vocalischen anlaut hat für Gottfried nichts störendes, wenn der anlaut mit erneutem vocaleinsatz gesprochen wird. diese fälle lassen sich in mehrere gruppen zerlegen:

a) der anlaut ist besonders kräftig betont. so nach verben, weil das folgende wort ein gegenwort neben sich hat: *Bereite ein und ander* 4947; *Er beddhte übel unde guot* 13579; *Si wolte úz unde dan* 11801; oder sonst im contrast steht: *Ich meine úzerhalb dervür* 17002; *Er meinde ir Isóte* 19222; oder weil ein *ie, iemer, al* (und seine formen) folgt, also wörter, die wegen ihres starken gewichts auch gerne beschwert verwendet werden:

¹ öfter *siz*.

² *Und hætens dise untát* 5438 ist doppelt anstößig, wegen des hiatus und wegen *s-* vor consonant: l. *hæten sí dise untát*, mit *dise* in senkung wie 1469. 6007. 6447 (st. *disiu*). 14715. 14818. 15385. — 2338 schreibt Marold richtig *Kurvenálen sázten si dó*: der zweisilbige auftact ist wie 5745. 7436. — 5328 *Ir gezóc hiezen si dó* (Bechsteins *hiezens* ergibt auch einen für Gottfried unmöglichen auftactlosen versanfang). — somit verbleibt nur 4880. 18893.

Diu blante ie genôte 17810; *Irn hafte iemer etswaz mite* 17888 (s. 3760); *Er suochte allenthalben an* 10916; ebenso 1443. 11571. 11817. 2178. 2707. 2831. 12623. 12699. 14463; und natürlich gerne vor *aber*: 5044. 7041. 11187. 13001. 14166. 16469. 16682. 18650. 18822; vgl. noch *ofte* 11784, *underwilen* 11845. ebenso sind stark betont die substantiva *anderunge* 11790. *âlaster* 15492. — substantiva mit folgendem präpositionaladverb: *Si kämen alle ir vînde an* 5472: *Tristande als ein dunre an* 6909; ebenso 10112. 19130, vgl. 14567. 19372; mit folgendem *al* oder *ie* 10868. 16178. 16884. 19410. 19415; 3228. 13074; vgl. noch *Nu hât diu liebe einen* (numerales) *sîte* 13833; *An mînem vînde üeben* 10357; *Sinem dienste undertân* 18681. — ebenso nach sonstigen wörtern wie 6148. 12807. 13820. 15942. 16710.

b) das vocalisch anlautende wort ist mit dem was ihm folgt enger verbunden, als mit dem vorhergehenden auf *-e* endigenden wort. nach verben ist das der fall, wenn präposition + artikel + subst. folgt: *Ern læge an dem valle* 5467; *Si begunde an die scharthen* 10077; ebenso 10079. 10275. 13262. 13789. 14285. 17423; oder präp. + subst.: *Sine wolte under ougen* 11916; ebenso 15798. 17608; oder artikel (possessivum) + subst.: *Daz iu lône unser trehtin* 7609; *Ich sende eine maget mit iu* 12729; ebenso 14729. 14464; vgl. 13564; analog auch *Er begunde ouch entwîchen* 11854; *Nu bekande ouch sî in zehant* 13136; *Mit dem er wære überladen* 18764. — bei subst., wenn präp. + art. + subst. folgt: *Die mâze an dem guote* 4517; ebenso 13334. vgl. 1292. 19239; 18486; oder präp. + subst. (zahlwort, pron.): *Dem gerihte under ougen saz* 11195; s. 1226. 12685. 12721. 14317. 16415. 16611. 16738. 16767. 17305; unbest. art. + subst. *Daz was der belde ein begin* 11976, s. 16161; ähnlich findet bindung nach hinten statt in den versen: *An disem borge übersehen* 277; vgl. 2126. 11054; *Sine linge al von grunde* 10747; *Zwischen sîne arme er sî nam* 11562; *Dar daz herze ist gewant* 16483. — sonstige wörter bilden vor präp. hiatus: 775. 1685. 2416. 2851. 12199. 12980. 13195. 14341. 15192. 15392. 16497. 16881. 17235: reste sind 3214. 16250. 18917, wenn hier überhaupt mit hiat zu lesen ist. — ebenso gehört auch ein *alse* gewissermaßen proklitisch zum folgenden. daher wird auch vor *alse* hiatus zugelassen: *Daz er sî meinde als sî in*

1101; ebenso 1113. 1910. 4534. 5763. 11123. 12835. 13129. 16931. 17573. 17880. 18115. 18665.

c) zwischen den hiatusbildenden worten ligt eine pause: *Nein, hërre, er bestât mich niht* 4142; *Hërre, ich bin komen dâ her* 5377; s. 13194. 14960; *Ich sage, als ich hân vernomen* 5177; *Genæse, ob er solde* 7314.

d) ungemein häufig vor *unde, oder*, wobei die möglichkeit zu pausieren ebensogut mitsprechen mag wie der umstand, dass diese worte mit dem folgenden enger zusammengehören als mit dem vorhergehenden. beispiele sind ungemein zahlreich. die meisten zeigen zwei worte gepaart, wie *Mit schame und mit leide* 13433; *Der es geruoche oder ger* 2990. aber auch für satzverbindendes *und* fehlt es nicht an beispielen: *Nim dine hunde unde var* 3421; *Die nam er alle und gie dan* 11316; s. noch 13621. 14720. 15207. 15426 usw.

Anders dagegen in folgenden fällen:

1. verbum und folgendes personalpronomen gehören meist sehr nahe zusammen, sodass sogar oft enklise stattfindet. hiatus würde hier sehr hart empfunden, und so bietet G. auch sogut wie keine beispiele dafür. etwas anderes ist es, wenn das pronomen einen besonders starken accent hat: dann stellt der scharfe vocaleinsatz die für den hiat nötige trennung her. dies ist der fall in den versen: *Ein ander werlt die meine ich* 58 (man halte dagegen die verse 5253. 9265. 11185)¹; *Si minnete unde meinde in* 19315 (s. das vorhergehende); *Er meinte si, si meinde in* 19123. ebenso ermöglicht den hiatus der besonders nachdrückliche gebrauch des verbums; denn was mit nachdruck gesprochen wird, pflegt nicht verkürzt (inclinert) zu werden, sondern der nachdruck wägt jede silbe für sich. solche bedeutsamkeit des verbums ergibt sich bisweilen aus dem zusammenhang: *Hier under sô betrachte er* 1985 (s. *Er trahte auge und ange* 1982); *Vil kündecliche enbaste er* 2896 (s. die grofse rolle, die das verbum *enbesten* wie der wortstamm überhaupt in den versen 2868—2918 spielt); *Dem sage ich als daz mære giht: Sage ich im anders iht* 4557f.; *Ungerne sô verkiuse ich: Iedoch verkiuse ich minen zorn, Sît in die frouwen hânt verkorn* 10670 (man beachte auch die absolute verwendung des *verkiesen*); *Wan leite*

¹ vgl. *Brangæne sprach: dâ râte ich* (von den beiden befragten) 10424.

ich ez hiute nider, Ir griffet aber morgen wider An iuvern arcwân als é 15023; Sîd só ich versprechen sol . . . Entriuwen daz verspriche ich 15482; 'wes muotet ir?' 'Hérre Gilân, ich muote in' 16229; Dem wibe nerte er daz leben Und was dem lebene vergeben Niuwân mit dem wibe 18435; Der wân der gie hin unde her. Ze jungeste genante er 13588; Daz ich Îsôte müese sehen, Des gere ich nu lange vrist: Nu bin ich komen dá Îsôt ist, Und bin Îsôte niender bi 19022 (allerdings ist man hier bez. der überlieferung in zweifel: Massmann, ohne variante, und Bechstein schreiben *Des gere ich nu vil lange vrist*: Marold gibt den vers ohne *vil*, aber auch ohne variante: wer hat das richtige?); Nu dühte in diu gelegenheit Zeinem sprunge ze breit: Nu getorste er ouch dar niht gân 15184; vgl. 10532. auch pathos hebt das verbum: *Leit und liep, übel unde guot Und allez daz daz in geschiht, Dâ von enscheide ich mich niht* 1524; *Got hêrre, wie gewirbe ich?* 2385. 15174 (man halte dagegen 14894); *Weistuz nu wol, nu fürchte ich Dîne stange unde dich Niht eine halbe bône* 15993 (gegen 2500. 2509); *Ich stürbe gerne, möchte ich* 18549 (*möchte* hat hier einen starken accent, weil es gewissermaßen auxiliar und vollverb ist); *Des lobe ich den heilant* 7630; *Owé wol hæte ich verborn* 2590¹. es bleiben nur wenige fälle, wo dem verb hiatusbildend ein *er* folgt: *Hie mite bereite* (aber *bereitet* HW) *er sich dô* 2551; *Seht, dá enkunde er iht mé* 3771 (l. *enkündêr?*); *sinen œheim den besande er* (*besander* MFHWOP) 7315; *Besande er si beide* 16540; *Über sinen rucke fuorte er* 13122; *Sin swert daz hancte er* (l. *hânctêr*) *dar an* 13289. — auch für den durch andere personalformen gebildeten hiatus fehlt es fast ganz an sicheren beispielen. 15590 list man freilich in den ausgaben *Îsôt diu rûnde ime zehant*; aber der vers *Er rûnete suoze* (17383) sichert die dreisilbige form; 17396 *Der tou mit sîner süeze Der kuolte in die füeze* schreiben Mafsm. und Mar.; Bechsteins *küetele* lässt sich durch *üebete* 17270. 19067, *süezete* 17178 usw. stützen, wenn man dem ohr allein nicht trauen will; 15216 ist gegen alle ausgaben, aber mit den hss. FHB NORSP zu lesen *Daz beswarete imê den muot*, s. *lûtbærete*: *vermærete* 13615 f; ebenso haben 15286 alle hss. außer MTRSN *Und kündete in sin ungemach*, weshalb also zu Mafsmann zurückzukehren ist; 11376 schreibt Mafsmann *Und kûndet in diz mære*: in den laa. ver-

¹ zweifelhaft, s. Paul, Germ. 17. 390 u. o. s. 302.

zeichnet er nur: *kunt* M, *kunten* F; bei Marold list man im text *kunte*, in den laa. *kunten* F, *kundete* in W. sicher ist also nur, dass in den text Mafsmanns fassung gehört. denn *ditze* st. *diz* kennt Gottfried nicht¹; es verbleiben nur folgende fälle: *Er sazte in* (H *satten*, also viell. *sáztin*) *bí sich zehant* 13158; *Er enwurfe ime daz ors dó* 16030; *Er huop úf und seite in* 18238; *Ez enmüeze ime daz ander geben* (*ime* fehlt H) 18518; *Er leiste ir geselleschaft* 19196 (doch s. 1431). da darf man wol sagen, dass Gottfried dieser art von hiatus aus dem wege geht, denn der fall, dass dem auf *-e* auslautenden verbum ein pron. mit vocalischem anlaut folgt, ist so häufig, dass man notwendigerweise mehr fälle des hiatus erwarten müste, wenn G. sie nicht absichtlich gemieden hätte. so findet sich elision des verbums vor folgendem *ich*, *er*, *im*, *in* in den ersten 500 versen des gedichtes nicht weniger als 23 mal. als positives zeugnis kann die einschlebung von wörtchen dienen, die, an sich entbehrlich, offenbar gegen den hiat dienen sollen, in fällen wie *Dise gróze wilde, die fürhte ich* 2500; *Já Tristan der hæte an der stete* 3950; *Der meine der dúhte in ein her* 12000; *In und Brangænen die mein ich* 11185 usw. — ganz besonders enge schließt sich *ez* an vorhergehendes verbum. daher bildet es überhaupt nie hiatus, so häufig das *-e* des vorbergehenden verbums enklise erfährt, s. 9. 15. 120. 444. man kann also sagen: wenn das zweite wort zu dem ersten im verhältnis der enklise steht, so wird hiatus gemieden. natürlich gilt dies nicht nur bei verbum + pronomen. eine reihe von beispielen, durchweg nur aus den versen 1—500 zeigen andere fälle dieser elision, denen im ganzen gedicht kein analoger hiatus gegenübersteht: *die wilę ez* 16; *unzę ich* 164; *unzę er* 284. 352; *unzę in* 387; *danne ich* 139; *alse ich* 44; *alse ez* 351; *alse er* 399; *alse im* 481; *rehte als* 25. 299. 351; ebensowenig bildet ein *swenne ich*, *unze an* udgl. jemals hiatus.

2. am härtesten ist der zusammenstoß der vocale, wenn das erste wort zum zweiten im verhältnis der proklise steht (womit ich enge zusammengehörigkeit bei geringerer accentstärke des ersten wortes gegenüber dem zweiten verstehe). hier kennt G. den hiatus überhaupt nicht. daher bildet die partikel *ge-* nie-

¹ *diz* ist metrisch gesichert z. b. in den versen 12627. 14278. 14286. 14298. 15288. 16533. 16581. 18310. 18319. 18558. auch würde *ditze* sehr oft zweiseitigen auftritt schaffen.

mals hiat, s. o. s. 344; ebensowenig die präposition *ze*, s. das., aber auch andere präpositionen wie *umbe*, *âne*, nicht, aufser wenn aus besonderen gründen die präp. besonders stark betont ist wie in dem oxymoron *Es ist* (l. *Est*) *ère âne ère* 16336, oder wenn das subst. kräftig hervortritt und dadurch einen starken vocaleinsatz erhält: *Kiel âne anker unde muot* 8099. — verpönt ist ferner der hiat eines *mîne*, *dîne*, *sîne*, *eine*, *solhe* vor subst.: es heisst stets mit elision *eine unmuoze*, *mine unmüezikeit*, *solhe unmuoze* usw. ebensowenig bildet je das adj. vor seinem subst. hiat: also kein *diu schæne Îsôt*, sondern stets *diu schæne Îsôt* udgl.¹ — auch verstärkendes adverb erfährt vor dem wort, das es verstärkt, immer elision: *harte unlânc* 408 u. ö. — ebenso natürlich wenn erstes und zweites wort gemeinsam einem folgenden untergeordnet sind: *der järe ein kint*, *der wêrldê ein wünne*, *siner mäge ein ère*. — auch *unde* gehört immer enge zum folgenden wort (während es vom vorhergehenden abrückt, s. o. s. 357 unter d), daher wird stets elidiert in versen wie: *Und ist ir tót der lebenden brôt* 240; *Unde ist uns daz süeze also brôt* 236; *Und læsen ir guot unde ir leben* 350; *Und er sich aber ûz reite* 411; *Al daz geræte und al daz guot* 414; *Und ez under sich gemâzen* 436. etwas anderes ist es natürlich, wenn das auf *unde* folgende wort durch contrast (parallelismus) zu verstärktem vocaleinsatz kommt, in fällen wie: *ûzen unde innen* 4621; *Dâ lûhte golt unde golt*, *Der cirkel unde Îsolt*, *Enwiderstrît ein ander an* 10982; *Liebe armet unde altet*, *Si kuolet unde kaltet* 13067; *Dan zwîvel unde arcwân* 13782; *Unschuldic unde âne* 15455.

3. schwacher vocalanlaut bildet nie hiatus, wenn das vorhergehende wort nicht unter besonders kräftigem accent steht; daher kein hiatus vor *ez*, *es*, *ist*, *ein* (und seinen formen). ebensowenig bildet das *-e* schwacher wörter hiatus, wenn das folgende nicht übernormal betont ist. daher kein *ime*, *tete*, *hæte*, *solde*, *wolde*, *wære*. auch *-e* nach nebetoniger silbe wird vor folgendem vocal gemieden oder elidiert; deshalb sagt G. *Sîn massentie diust geleit* (st. *ist*); deshalb bildet ein *-schafte*, *-inne*, *-unge*, *-heite* usw. niemals hiatus; und ebendeshalb ist das im innern so häufig bezeugte *-lichen* gewis anzuerkennen, so selten es gegenüber

¹ aber *dirre* vor vocal wird man nicht durch *diser* zu ersetzen brauchen (in versen wie 166. 10436. 17575). denn die kräftige demonstration verhilft dem folgenden wort zu einem starken vocaleinsatz.

-liche im reim erscheint (s. Zwierzina Zs. 45, 93): ich meine in fällen wie 5718. 10603. 11066. 12043. 12731. 13365. 15080. 15164. 17064. 18124. 18834. 19083. 19322. 19462. so wird also auch 19398 -lichen zu schreiben sein.

Aus dem dargelegten ergibt sich öfter die richtige auffassung von versen, in deren behandlung man an sich schwanken könnte. so ist z. b. zu betonen *Ób in gót hab úf geléit* 6243; *Dán man ins hab úf geléit* 6767; *Só füerez wirs dan ez var* 10445; *Ir dienest und ir heinlich an* 15083; *Dem wolter dan ie nâch gân* 13736; *Und ruowet unze hiute dâ* 8835; *Der inmüezige arcwân* 16468; schwierig scheint die stelle *Waz lenge ich nû mē hier an* 5871: denn weder *lenge* noch *ich* kaun sinngemâfs besonders kräftig betont werden. aber MH lesen *leit*, auf das auch das *seite* von BE führt; und das ist wohl das echte. vorher hat der dichter die klage Ruals, seiner vasallen und landesgenossen wegen Tristans scheiden geschildert. *Diu marschalkin Floræte Diu triuwe und ére hæte, Diu leite marter an ir lîp, Als mit allem rehte ein wîp, Der got ein gerehtez leben An wibes éren hât gegeben.* nun fährt Gottfried fort: *Waz leite ich nû mē hier an?* 'wie könnte ich mehr trauern als die treue Floræte?' ein gedanke, ganz in der mafsvollen art unseres dichters, der die ohren der zuhörer nicht mit zu viel wehklagen erfüllen will: *Wan ez den ôren misse-haget Swâ man von klage ze vil gesaget* 1855.

Endlich bemerk ich noch, dass der hiatus bei G. innerhalb der skizzierten grenzen auch nach kürze des stammvocal's zugelassen ist. ich habe 38 fälle notiert, es werden aber wol noch mehr vorkommen¹.

VI Die behandlung des aufactes.

Über den einsilbigen aufact, der von einem einsilber gebildet ist, bedarf es höchstens der bemerkung, dass wol kein altdeutscher dichter aufser Konrad und dessen nachahmern diese art des verseingangs so bevorzugt wie Gottfried.

¹ einiges von den oben gegebenen bemerkungen findet sich schon bei Franck, Zs. 48, 147ff. dort wird bereits auf die 'selbstverständlichen oder möglichen pausen zwischen den silben' richtig hingewiesen; auch bezeichnet Franck fälle wie 'rufe ich' als besonders hart; 'dagegen stört er (der hiat) mich kaum vor höher betontem worte' sagt F. s. 152 treffend; das beispiel, das er dafür gibt ('der späte abend') trifft allerdings für Gottfried nicht zu.

Wird der zweisilbige auftract von einem zweisilbigen wort gebildet, so hat dieses wort bei langer stammsilbe immer einen sehr geringen accent. von häufiger vorkommenden worten wären zu nennen: *beidiu*, aber stets nur in der bedeutung 'sowol', also in versen wie *Beidiu sint und iemer müezen sin* 4628; *danne* 'quam', 9786; formen des possessivums und des unbestimmten artikels (*Dine leiche ich gerne hæren sol* 3650; *Einem künege wol gezæme* 4585); präpositionen; *dirre* 16624; *wannen* (*Wâ si der só vil næme, Wannen ir daz wunder kæme* 4786). von anderen worten hab ich mir nur notiert: formen von *al* (*Alles sines dinges was bereit* 1973; *Alle zît ze siner lère* 7967; *Alle sîne maht und sîne kraft* 16172); zahlworte (*Hundert ritter er besande* 5561; *Zwêne knehte si besande* 12717; *Zwêne meister Galoise* 3677; *Zweier veter die ich gewonnen han* 4369); hilfsverba (nur *Hæte Tristan einen cumpanjûn* 13465; l. *hæt* wegen des folgenden *T-?*; *Welle wir den billich schouwen* 17787, l. *Well?*); endlich *Rûal neig im hoveliche* 4020 und *Rehte lîren unde sambîût* 3680. vollverba, substantiva und adjectiva¹ stehn also nie im zweisilbigen auftract, und auxiliaria wol auch nicht.

Ist die stammsilbe des wortes kurz, so bilden auch nur leichte wörtchen den auftract; von häufiger vorkommenden sind zu nennen: *aber* in ganz schwacher bedeutung (*Aber sprach der quote Tristan* 3041); *dise* und seine formen (öfter im rhythmischen wechsel wie 593. 615. 617); *gegen*; *jener* 10314; *nider* 14613;

— im allgemeinen scheint mir F. zu einseitig vom modernen empfinden (statt von der beobachtung des gebrauches bei verschiedenen mittelhochdeutschen dichtern) auszugehen. die annahme französischen einflusses mag für einzelne zutreffen, aber in der hauptsache beruht die abneigung gegen den hiat doch offenbar auf dem gehör der dichter; das ergibt gerade das verhalten Gottfrieds, der ihn nach den obigen darlegungen in gewissen gruppen von fällen meidet, im andern zulässt. — anregend ist eine parallele, die mir Jellinek im anschluss an meine beobachtungen über die verhältnisse im Tristan mitteilte: die fälle der elision entsprechen vielfach den fällen, in denen im neufranzösischen liaison stattfindet (z. b. *un fécond esprit*); dem mhd. hiat geht dagegen im nfrz. die nicht-liaison parallel (z. b. *il est fécond* || *en saillies*). beide, so verschiedene erscheinungen beruhen eben auf denselben factoren.

¹ daher ist (ohne mittleres *e*) richtig geschrieben *Fremde under in diu was dô hin* 12041. ebenso spricht für synkope des *e* der vers *Fremde von Engelande* 12718. entsprechend auch *Höfshê* 12090. daher muss 3959 wol *Lebtên* und 10337 *Üblêr* geschrieben werden.

nivan 18362. 19162; *oben* 4904. 16713; *oder, über* und *wider* massenhaft, auch vor consonant; ebenso *weder* (als correlat zu *noch* und *oder*); *sweder* 'welcher von beiden' nur 17218. dagegen kommt von eigentlichen adjectiven keines vor; nur *manec* wird gerne so verwendet, hatte also jedesfalls infolge seiner accent-schwäche eine sehr flüchtige aussprache (642. 644. 663. 676. 687. 1158. 1462 nsw.). von stärkeren adverbien finde ich nur zwei *übel* (vor vocal, 14861. 19533) und ein *abe* (*Abe brande*, also vor *b-* wie oben *hæte* vor *t-*). von substantiven kommt fast nur das in späten hss. so oft éinsilbig geschriebene *kü nec* vor (325. 3258. 3486. 4492. 6345. 6761. 8320. 11408. 15536. 15701. 16316. 17464). in verbindungen wie *kü nec Marke* oder *k. hërre* wäre die stellung des *kü nec* im ersten fufs des verses geradezu schwerfällig. sonst sind nur zu verzeichnen: *Gote sult ir willekomen sîn* 5186 und 4 zweifelhafte fälle, indem *unde* im ersten fufs folgt, wofür viell. *und* zu schreiben ist (3557. 11180. 11829. 17941; vgl. 5563). von verben endlich finden sich fast nur formen auf *-et*, bei denen die annahme éinsilbiger aussprache besonders nahe ligt; ich gebe die belege in der schreibung Marolds: *habet* 1510. 4147; *kumt* 4834; *nemet* 2988. 3035. 4709. 14830; *saget* 3928. 4140. 12086. 14950; *seht* 1989. 3016. 3300. 7410. 10416. 13378. 14036. 15087; *traget* 15585; *vart* 7488; *weset* 8698. oder es sind verba mit liquida im stammauslaut: aufser *suln* noch *tweln* 16679; so ist auch 11420 sicherlich *Varnts* st. *Varents* zu schreiben. sonst verbleiben nur zwei *sehen*, von denen das eine in rhythmischem wechsel zu dreimaligem *sêhen wie* steht (2011. 8284). für *Slahen unde morden starke* 441 wird besser *Slahen und* zu setzen sein.

Werden die beiden aufactsilben von dem anfang eines compositums gebildet, so ist die erste meist kurz: *goteliche* 1963; *hoveliche* 4097; *tugenthaftiu* 14809; *lobebrunnen* 11202 (man beachte den gleichen anlaut des zweiten teiles!); *seneliche* 3522; *steteliche* 5329; dazu öfter das wol sicher éinsilbige *höfsch(liche)* 2671. 3398. 3699. 4328. 5358¹. angeschlossen mag noch werden *kemendten* 14302. mit länge der ersten silbe hab ich nur verzeichnet: *unversprochenliche* 5635; *ungehazzet* 8416; *missetuot* 18383; endlich *willekomen* 4329 (mit rhythmischem wechsel zu 31).

¹ éinsilbig wol auch der erste teil von *Etswèr*, *Etswènne*, *Etslîch*, *Etswâz*. auch *Sinwèt* 26709. 16933 (vgl. *Kurnwal* o. s. 336).

Wird der zweisilbige auftract von zwei selbständigen wörtern gebildet, so sind sie beide regelmäfsig leichtester qualität, also präp. und artikel: *An dem umbehangе wunder* 4711; leichte silbe und präfix *ge-, be-, ent-, er-, ver-*: *Und er-sach* 3899; *Der ge-dinge* 3871; *Ez er-gienc* 19179 usw.; conjunctionen und personalpronomen (artikel, *man*): *als, biz, dá, dan, daz, dó, doch, noch, ob, sit, só, wie* mit einem folgenden *ich, dú, er, ez, si, man* ndgl. ferner häufig ein personale mit anschließender negationspartikel. ebenso andere combinationen, die nur gelegentlich vorkommen wie: *Ich und* 9524; *Der si* 7529; *Die si* 8473; *Die sin* 19384; *Wan ez* 5748; *Wan daz* 6569. 7783. 7805. 14736. stärkere fälle finden sich meiner meinung nach überhaupt nicht. da G. sonst sehr häufig *Dar zúo, Dar nâch* betont, so wird 6191 versetzte betongung im innern anzunehmen sein: *Dar zúo hân ich willigen miot*; ebenso 11167 *Dar nâch gruoztên si drîe*, vgl. o. s. 323 f die beispiele nach *hie mite*. von verben mag das leichte *sol* 4457 (*Sol ich und din vater Rûal leben*) wie so manche *hât* und *ist* gerne hingehn. aber 9483 ist wol zu betonen: *Wá bistú her kómen od wie?* (emphatisch!) und 9912: *Ez hât dir dër manne árt benómen*. ungläublich ist der vers *Man sachz innen und úzen* 10953; zu schreiben ist *Man sâch ez inne u. ú.*; vgl. *úze und innen* 17811. 17387. ungläublich ferner der galoppierende auftract in *Kund er ime só vil niht mite gegân* 6253; l. *Kundêrm só*. auch 11619 klingt absonderlich: *Ich weiz wol só wæret ir fró*. da G. sonst immer *Ich weiz wol* betont, so dürfte *wæret* zu lesen sein¹. 14051 dürfte *widr* zu schreiben sein: *Irn sult widr iuwer mnote*. und 5997 ist das pronomen *in* wol an das verbum zu inclinieren: *Und teten ouch kunt mit mæren*². — substantiva, adjectiva, zahlwörter und schwere adverbia bilden nie einen teil des zweisilbigen auftracts.

Hat Gottfried jemals dreisilbigen auftract? 6138 schreibt Marold richtig *Iur geburt und iuwer ére*; so war auch 8780 (und wol öfter) zu schreiben: *Iur gebærde die sint herte*, vgl. im versinnern *Und solz mit iurm urloube sin* 3542; *Dâz sol ziurm gebote stân* 506; ferner ist 687 zu lesen *Und manc ander schæniu*

¹ anders ist: *In weiz wes ich mich versehen sol* 8781, da hier die beiden ersten worte sehr wenig gewicht haben, während auf dem *wes* ein starker accent ruht.

² ein paar andere fälle sind unter enklise des *ez* bereinigt.

frouwe, da ja *G. manc* sogar im ianern in die senkung setzt, s. o. s. 326. endlich finden sich einige *manege(m)*, die jedesfalls bei so rascher aussprache zweisilbig waren, 532. 664. 17366. für *Ine ver-sihe* ist *In ver-* zu schreiben, s. 11593, wo *in* in senkung steht. und *videln* list Marold 3674 sicherlich mit recht ohne letztes *-e-*.

Besondere aufmerksamkeit aber verdienen bei einem dichter, für den die verse mit auf tact als normalverse gelten können, die andern, die sofort mit der hebung einsetzen. auch hier zeigt sich bald das feine ohr Gottfrieds. bei den auf tactlosen versen steht im eingang sehr überwiegend ein starkbetontes wort. eine untersuchung, die sich auf die verse 1—5000 erstreckte, hat folgendes ergeben. substantiva eröffnen den vers 22 mal (*Triuwe und ander tugende van* 180; s. 181. 182. 271. 424 usw.): man wird also auch mit verschleifung zu lesen haben *Übel mit übele gelten* 270 (nicht etwa *Übël*; ebenso 1831 f. 2604); adjectiva 13 mal (*Walschen und latinen* 159; s. 173. 219. 586 usw.; besonders bezeichnend: *Grósz leit lie si bi dem man Unde truoc daz græzer dan* 1333; somit auch 2731 *Máneger*, nicht *Manéger*); häufig ferner *al*, *aller* (9 mal, 165. 170. 705. 1271 usw.); von verben stets nur vollverba (162. 441. 609. 688. 951. 1073 usw., im ganzen 19 fälle, darunter *Vár(e)n* 2132 und *Bibendè* 2408; daher lese ich auch *Séhen wie* 2005ff; ähnlich 2325. 2697, 2838. und *Lébeten* 609; vgl. 2619); *Beidiu* nur, wenn es zahlwort ist (2897. 2709), nicht aber in der schwachen bedeutung 'sowohl'; *Sine* und seine formen, aber seltener als im auf tact (256. 292. 312. 372. 2842. 2888, wobei das dadurch erzielte ritardando der erzählung meist zugute kommt); rückweisendes *Daz*, *Diu* (1738. 2398. 2715. 2746); *Diz* (2778) und *D'isiu* (2508); relativum (1623. 2592. 2787 zur verdeutlichung der construction; 2832. 2894 nach *erl*); präpositionen, aber mit ausnahme zweier wol adverbiiell empfundener fälle (*Underwilen* 2288; *Under diu* 2618) stets nur éinsilbige (25 mal, 789. 800. 824. 1023. 1391 usw.; einmal *Über stoc und über stein Wider berc er allez klam* 2566f, was wie im kinderlied das mühsame sehr gut malt; auch die *Wider*, *Gegen*, *Über* sind sicherlich mit verschleifung, nicht mit versetzter betonung zu lesen, 295. 1591. 1879. 2101. 2509. 2513. 2772. 2785); conjunctionen: *Daz* (nur

fünf mal, 354. 841. 1784. 3455. 36031); *Dá* 2527; *Als* 1657. 2409; *Wie* 1976. 2826; *Man* und personalpronomina fast nur unter besonderen verhältnissen (2212 im wechsel zu 07. 08; 2811, wo der inquitlose redebeginn damit scharf hervortritt; 1251 im wechsel zu 53; endlich im contrast 1357 *Er was ir und sí was sín*; 2696 *Ich und ander hiute*)¹; *Swaz* und *Swelchen* (2965. 2511); von sonstigen wörtern auch fast nur solche, die stärkere bedeutung haben: *Baz gesniten danne die* 2544; *Baz noch schöner gedelt wart* 2262; *Wol gemachet unde bereit* 2999 (also ein *wol*, das eine notwendige bestimmung bringt, denn *gemachet* an sich wäre ein leerer begriff!); *Strackes rehte unz an diu tor* 387; *Nein, der friunt des sí gewuoc* 765; *Iemer gerne suochen sol* 1547 (pathetisch); *Nie kein man só wol só er* 2117; *Ûf als in den himel stigen* 2425; *Dar zuo schiezzen den schaft* 2113; *Iezuo dar und iesá wider* 2430; *Wilent úf und wilent nider* 2429; *Wilent ab und wilent an* 833; *Dó alrérste huob ez sich* 788 (wichtige bemerkung, s. das folgende); *Dá gezwívelt niemer an* 1250; *Só vil güete als an dir ist* 2490; *Só mit frumen, só mit schaden* 1342; im rhythmischen wechsel 2353 (gegen 51); 1011 (gegen 9); 2423 gegen 24). nicht recht motiviert erscheint mir nur das *Wan* 1804. durchsichtig endlich ist die künstlerische absicht auch in den relativ seltenen fällen, wo *Und(e)* erscheint: ein paar mal wird damit der satz von dem unmittelbar vorhergehenden abgetrennt, 2196. 2873. 3816. 4183; mehrmals ligt rhythmischer wechsel vor, 2257 (gegen 55) und 2261 (gegen 63); ebenso 942. 1189. 3575. 3903. 4115. 4386. 4475. 4920. 5004; die sorgliche bedächtigkeit des jungen Tristan beim auswaiden des hirsches malt sehr gut der vers 2878; und langsam misst der dichter seine worte, damit der contrast scharf heraustrete, in der schönen stelle 1333f *Grósz leit lie sí bî dem man Unde truoc daz græzer dan* (zugleich neben 2873 der einzige fall in den 5000 versen, wo die zweisilbige form im reinen verseingang verwendet ist)²; ähnlich steht der mit *Und* eingeleitete satz im contrast zum vorhergehenden 2912. 4294³. — es ist bezeichnend für die grofse und sichere kunst des dichters, wie die unkunst seiner herausgeber empfindlich heraustritt: *Unde hæte ein sunder(e)z lant* schreiben

¹ viell. noch 2844 *Er zóch* (neben *zóch er* 42).

² aus der partie nach v. 5000 hab ich mir nur ein solches *Unde* notiert, 11186.

³ sonst nur 2713. 2995 (?).

die texte den vers 329: *Und hôte ein sündèrez lânt* kann allein Gottfried gesprochen haben; *Unde si dá hêrren beliben* steht, auch mit unmöglicher senkung, wenigstens bei Mafsmann und bei Marold (v. 430) st. Bechsteins richtigem *Und si dá kêrrên beliben*. *Sone wird ich niemer frô* lautet der vers 1508 in Marolds fassung: ich bin nur durch das unmögliche *Sone* im ersten fuß veranlasst worden, bei Mafsmann und Bechstein nachzuschlagen, die beide *niemer mære* schreiben, ersterer mit der angabe 'H fehlt *mære*'; somit haben es wol alle andern? leider schweigt Marolds apparat darüber gänzlich. auch die betonung des doch nicht sehr bedeutungsvollen *Dá* in vers 24 wûrkt für mein gefühl brutal, zumal der vers damit aus den übrigen 133 der einleitung, die alle auftact haben, stark herausfällt, warum also nicht *blüejet* mit den früheren herausgebern? Gottfried hat die formen ohne *j* allerdings gekannt (*blüende* 2072. 16423. 17392; auch 16011. 17809? *blüen* 2077; *müet* 12759; im reim nur *mæn: gesæn* 12239f, als stumpfer ausgang), aber auch die andern sind für ihn gesichert (*müejet* 11927. 12027; *wir sæjen* 12232. 12255. 12259; dass 17573 geschrieben werden muss *Rehte als ein glüejender kol*, ergibt die betrachtung des hiatus; und 15529 kann *Ze dem glüenden isen* auch wegen des *Zé* nicht richtig sein). — da ferner die conjunction *Daz* nicht gerne im reinen eingang erscheint, *si* keinen hiatus bilden darf und obendrein das betonte *anderen* mit vorliebe zwei icten erhält, so muss 1180 geschrieben werden *Dazs einen ändèren tót*. — rückweisendes *Der* eröffnet nicht ungerne den auftactlosen vers, somit kann das auffallende tactfüllende *sulen* v. 2027 ohne bedenken beseitigt werden (s. o. s. 322 n 3): man schreibe *Dén suln wir ez wîssen lán*.

Diese beschränkungen, die sich der dichter auferlegte, werden erst recht deutlich, wenn man sich vor augen hält, was alles in der theorie vorkommen könnte, ohne dass G. davon gebrauch macht. vor allem ist da zu constatieren, dass er nur unter besonderen umständen ein zweisilbiges wort mit kurzem stamm in den reinen anfang setzt. in 5000 versen finden sich nur folgende beispiele: *Künic oder künegîn* 1811 (also besonders stark betont); *Disiu vorhte tuot mir wé:* (aber) *Über daz alles só fürht ich* 2508 f (also in starkem contrast); endlich 3236 und

jene schon besprochenen, die mühsal des klimmens malenden verse 2566 f. deshalb wird 2132 wol nicht *Varen unde rîten* zu schreiben sein, sondern mit Mafsmann und Marold *Varn*, da die beschwerte hebung hier ja ohne weiteres begreiflich ist, daher also der mangel der *ime* und *oder*, der *manec*, *jene*, *dise*, *kûnec*, *maget* usw., die sich doch so leicht dargeboten hätten. mit jenen paar motivierten ausnahmen, wie sie sich auch in dem übrigen teil des gedichtes finden werden, lässt Gottfried solchen im reinen verseingang stehenden kurzsilbern stets noch eine senkungsilbe folgen, damit der tact besser gefüllt wird. es handelt sich um sehr zahlreiche fälle, wie das folgende verzeichnis lehren mag, in dem die zahlen der belege (für das ganze gedicht) beigesetzt sind, falls sie mehr als einmal vorkommen:

aber 2; *dise* 3; *gegen* 2 (mit *gein* concurrierend); *helet*; *habet* 3; *jagen*; *jene* 3; *klage* 2; *lebet*; *ledic* 3; *legen*; *nemen*, -et 5; *neve* 2; *oder* 5; *reden*; *rîten*; *saget* 4; *samet*; *schaden*; *schamet*; *sehen* 3; *sweder* 3; *übel*; *über* 4; *vater* 2; *weder* 3; *weset*; *wider* 13¹.

Einmal macht sogar ein an sich entbehrliches *sô* die absicht deutlich: *Tages sô suln wir rîten* 3725. es ist ein weiteres zeichen von G.s hoher kunst, dass er solche ausbildungsmittel nicht häufiger anwendet.

Weiter fällt auf, dass der dichter bei dem aus zwei wörtern bestehenden ersten tact für das erste wort eine gewisse accentstärke verlangt. daher erscheinen die leichtesten einsilber nie im auftactlosen anfang, also kein *vil*, *nû*, *dâ*, *dô*, *ouch*; ebenso wenig der bestimmte² oder unbestimmte artikel; kein *sô* des nachsatzes³, nie ein verstärkendes oder zweifelndes *wol*, kein *ez*, kein possessives *ir* und auch fast kein personalpronomen. aber andere, nicht sehr schwere wörter lässt er immerhin noch zu, so die einsilbigen präpositionen⁴, das relativum, allerlei con-

¹ *niwan* gehört nicht hieher. dass der ton in versen wie 198. 1051 usw. auf die zweite silbe zu legen ist, lehren die nicht seltenen fälle, wo man auch im innern *niwân* betonen muss (803. 1061. 1203. 1661. 2145. 2392 usw.). Gottfried hat das wort jedenfalls noch mit einem ziemlich starken nebenaccent auf *-wan* gesprochen. daneben wird es im innern allerdings auch verschleift.

² somit ist zu betonen: *Die Nôrwege allez hin* 2400; *Diu zwéi hufvein er dô nam* 2877.

³ nach v. 5000 finden sich allerdings ein paar beispiele: 6242. 8418. 8719. 12258. ⁴ jedoch nicht vor pron. personale: offenbar war das übergewicht der präp. über das folgende wort hier nicht genügend stark.

junctionen. volle strenge dagegen entfaltet er, wenn ein zweisilbiges wort den anfang bildet. für diese verwendung eignen sich wol substantiva, adjectiva, vollverba oder so kräftige wörter wie die zweisilbigen formen von *al*, wie *strackes*, *wilent*, *iemer* und *beidiu* (als zahlwort); aber das possessivum *siner* stellt der dichter schon weitaus lieber in den zweisilbigen auftact, *Unde* kommt in den ersten 5000 versen nur zweimal bei ganz besondern anlässen vor, von all den zweisilbigen präpositionen (*âne*, *sunder*, *under*, *umbe*, *unze*, *hinder*, *zwischen*) fehlt jede spur (bis auf je ein adverbielles *Underwilen*, *Under diu*) und ebenso wenig wird *beide* ('sowol') oder *rehte*, *harte*, *sére* u. dgl. an die spitze gestellt; auch *alse* fehlt; es fehlen die hilfverba wie *solde*, *wolde*, *muose* usw.; und niemals eröffnet eine zweisilbige form des unbestimmten artikels die auftactlose zeile¹.

1. Excurs. Pfeiffers angebliches Umbehang-fragment.

Es lockt die technische kunst Gottfrieds, wie sie oben in einigen zügen charakterisiert wurde, in vergleich zu stellen mit der irgend eines andern dichters, der ähnliche ziele verfolgt. am meisten würde sich da wol Konrad von Würzburg empfehlen, der als schüler die tendenzen seines vorbildes überall (außer bez. der silbenverschleifung) auf die spitze treibt, indem er hiat und beschwerte hebungen noch bedeutend seltener zulässt, den auftact noch strenger regelt, von kurzformen noch weniger gebrauch macht und betonungen wie *künege* gänzlich meidet. aber ich muss diese umfangreiche arbeit, zu der freilich schon überall der grund gelegt ist, einem andern überlassen. wunderbar wäre es, wenn Konrad mit einem ruck und gleich in seinen ersten werken soviel von G.s technik über bord geworfen hätte. ist aber der übergang zu der ihm eigentümlichen übertreibenden manier erst allmählich erfolgt, dann könnten solche untersuchungen wol eine weitere bestätigung der von Schröder aufgestellten und von Laudan mit großem geschick verfochtenen chronologie ergeben, die für einige der kleineren gedichte noch immer nicht überflüssig wäre. vor allem aber würden sie uns die innere entwicklung dieses dichters besser kennen lehren.

Um aber doch die technik Gottfrieds an einem gegenstück zu messen und dadurch ihre feinheit zu beleuchten, zieh ich

¹ fälle aus der folgenden partie des gedichtes s. o. s. 346 unter *ze*.

zum vergleich das kurze fragment heran, das Mone in seinem Anzeiger 4, 314—21 bekannt gemacht hat. später wurde es von Pfeiffer (zuletzt Fr. Forschung s. 55 ff) wider abgedruckt¹ und als ein teil des von Gottfried so sehr gerühmten Umbehang des Blicker von Steinach ausgegeben. wird diese annahme auch heute wol von niemanden mehr geteilt, so wird es doch vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ihre unhaltbarkeit von einer neuen seite her dargetan wird.

RMMeyer hat Zs. 39,314 die richtige bemerkung fallen lassen, dass das bruchstück 'in Gottfrieds gegend gehört'. man kann gestrost weiter gehn und es als das werk eines nachahmers bezeichnen: als solches erweisen es allerlei anklänge²; ja éine zeile (186) kehrt im Tristan (19259) wörtlich wider: *Ich wæne já, ich wæne nein* heisst es an der einen, *Ich wæne nein, ich wæne já* an der andern, ältern stelle.

Nun könnte ja Gottfried in der zweiten auflage seines gedichtes einem nachstrebenden lob gezollt haben. aber doch wol nur einem sehr begabten: das aber ist der verfasser dieses fragmentes ganz und gar nicht.

Vor ailem ist der sprachliche ausdruck im höchsten grade ungeschickt. wie verworren klingen zb. die sätze: *Gemuoter herzen sælecheit An maneger frouwen gemeit Dá saz ouch dem geliche, Als ob ein himelríche Den ougen wære úf getân Und drîn ir warte solten hân*; auch 88f ist unklar ausgedrückt: *Diu zit manc herze bráhte, Daz nach minnen sich verdáhte*; oder 228f: *Vil getriuwen ich in weiz, Des lût an mir gar sîn geheiz*; zwei unverdaute phrasen werden 241f zusammengebraut: *Sîn tugent hát in des gebeten Daz er niht valsches werben kan*; wenn Wolfram sagt *Ir schimpf ertranc in riuwen furt*, so ist das bild anschaulich, weil es durch die flut von Herzeloidens thränen

¹ [jetzt auch bei Meyer-Benfey, Mhd. übungsstücke s. 140 ff].

² die citate aus dem Tristan stehen an zweiter stelle: 4—1053. 9473; 23—915; 26—902; 30f *Hást dû iht mære vernomen Diu mir ze vröuden mügen komen?* — 3843f *Diz mære, daz ich hân vernomen, Daz müeze mir ze fröuden komen*; 40—1283; 74—14681. 17153. 17643. 17941; 85—7394; 91—13273; 93 *Sîn selbes er só gar vergaz* — 10466 *Tristan sîn selbes niht vergaz*; 114 *Lât solhe rede beliben* — 12507 *Lât alle rede beliben*; 118—17649; 121—3030; 134—5180; 134f—9822f; 144—17668; 166—9573 (vgl. 5775); 191—6359 uö.; 206—8488 uö.; 247—18088; 248—10255. 16544; 251—9383; 252—15584; 269—2823; 276—6604; 277—4307; 278—580; 293—914. — Sonst: 17—Parz. 114, 4; 19—WTit. 18, 4; 306—Parz 488, 8 (vgl. 4, 22; 162, 24); 283—Reinfried 1918 f.

hervorgerufen wurde; die verse 15 ff unseres fragments dagegen sind wider eine bloße phrase: *Min werder muot, mîn hōchgedanc Wære gar versunken Und in unwirde ertrunken.* — deutlich ist das ungeschick des verfassers auch in den vielen wiederholungen. so kommt *schæne* v. 72 und 75 vor; *Mir ist ouch vür wâr geseit* steht neben *Frouwe, iu ist vil wâr gesaget* (122 und 125), und ebenso reiben sich die zeilen *Daz er lihte fründe sich bewiget: niugerne pfliget* 123 f an den gleich darauf folgenden *Diu niugerne . . pflegent Und fründe schiere sich bewegent* 127 f, wie überhaupt der dichter kein gespräch führen kann, ohne dass dieselben worte von einem mund zum andern wandern; man sehe noch 180 und 130; 245 und 306; 303 und 305, um nur einige proben von der monotonie des ganzen zu haben.

Die absicht, zwischen hebung und senkung nach Gottfrieds weise zu wechseln, ist deutlich, aber welche mühe kostet es den dichter, damit zu rande zu kommen! flickwörter sind in verschwenderischer fülle über das ganze hin ausgestreut: was ist nicht alles durch *vil* verstärkt: *ganzer, gar, lieber* (2 mal), *starkiu, gesellen, willen, schæne, wol* (4 mal), *rede, wâr, maniger, getriuwen, tugenthafter, hōhe*, also 18 wörter; dazu 15 *wol* und 9 *gar* (worunter drei dicht beisammen, 329—32), alle für den sinn entbehrlich, nicht aber für den autor; denn wie sollte er sonst verse bauen? natürlich fehlt auch das verstärkende *sô* unter den hilfstruppen unseres poeten nicht: *sô starkiu, sô sūeziu, alsô gelphen, sô gar, sô wê, sô krankes, sô bewart, sô manlicher, sô durhliuhtic, sô wol, sô vernemen, sô hōhe, sô reinen, sô gefüege, sô rehte*: damit sind wider 15 verse gerettet. im ganzen ein bisschen zu viel des schlechten in 314 versen.

Da ist es denn begreiflich, dass dieser mann wol einzelnes aus dem Tristan äußerlich nachahmen konnte, aber nichts von der innern kunst des gedichtes zu erfassen vermochte. so steht gegen die neigung Gottfrieds (s. o. s. 302 f zu v. 6603) *und* im dritten fuß des stumpfen verses, 118; so werden die beschwerten hebungen auch zur markierung der satzpausen verwendet (s. o. unter II A), nach *er sprach* und sonst, s. 28. 76. 86. 206. 282. 293 (oder ist hier *unde* zu schreiben? es kommt eigentlich nichts darauf an!); die nachdrückliche betonung *mânigêr* ist v. 217 wenig motiviert (s. o. unter II B); dafür erhält der nachdrückliche comparativ *getriuwer* v. 221 nur éinen ictus (s. o. unter

II E); tactfüllende *müge, künic, ime*, die im ganzen Tristan so selten sind (s. o. unter II F), finden sich in den paar hundert versen beisammen (31. 155. 288); *in* ('ich ihn'), im Tristan einmal (s. o. unter II 7), fehlt hier auch nicht, v. 4; ebenso wenig *der von* für *dâ von*, v. 14, während G. sich analoges *der mite* nur zweimal gestattet hat (s. o. unter IV); zwei fälle zweisilbiger senkung, 182 und 262, sind für G.s technik unmöglich (s. das.); und auch für den hiatus hat der verfasser nicht das feine ohr seines meisters, bei dem man verse wie *Und si an ir ougen lie* 64, *Manic schœne umbehanc* 75, *Wie mohte iu dô ie só wê* 107 vergeblich suchen wird (s. o. unter V); auch kennt G. kein betontes *zé deheiner*, v. 220 (s. o. unter V A 3)¹.

Vielleicht am grellsten aber zeigt sich der unterschied von G.s art (wie sie oben unter VI charakterisiert ist) in der behandlung des auftactes. was in den dort untersuchten 5000 versen des Tristan nur 5 mal vorkommt, *Daz* im reinen verseingang, findet sich hier in 300 versen 6 mal (1. 123. 138. 152. 156. 174). zahlreiche andere verse haben überhaupt kein gegenstück in jener partie des Tristan. ich setze sie her: ein an den wollaut der verse G.s gewöhntes ohr wird den quälenden eindruck sofort nachempfinden, den die leichtaccentuierten wörter an der spitze des verses hervorrufen:²

Wære gar versunken 16
 Beidiu tac unde naht 85
 Manic sto'z Galiziun 44
 Manic schœne umbehanc 75
 Manic schœne mære guot 145
 Hân ich dir vil gar ergeben 10
 Hât sîn volge gesworn 147
 Ist der rede vil verjehen 116
 In gelîche gegen hal 87
 Mir ist ouch vür wâr geseit 122
 Mir hât Willehalm de Punt 143
 Ir sit wol ein andern wert 272
 Ez stê kurz oder lanc 172
 Dô er und diu künigin 91

¹ an dem lustigen *Sist ein só hôhe gêret man* 243 ist dagegen der autor natürlich unschuldig: l. *Erst* oder dgl.

² bei Hartmann findet man dergleichen. aber von dessen pointierter sprechkunst hat der verfasser ebensowenig wie von der musikalischen Gottfrieds.

Dô ich iuch alrêrst gesach 101
 Vil getriuwen ich in weiz 228
 Und vor liebe niht entsprach 95
 Und ze frouwen iemer mê 149
 Diu vil lieben vogellin 83
 Gein iu frouwe alsolich muot 168
 An mir ze dekeiner stunt 220
 An ir hôrte unde sach 248.

Als ersatz erscheinen zwei überfüllte auftacte:

Dazz nâch minnen sich verdâhte 89
 Ich hân vernomen daz den wiben 115.

Und das soll nach Pfeiffer der mann sein, von dem Gottfried sagt: *Es ist noch der geloube mîn, Daz er buoch und buochstabe Vür vedern an gebunden habe; Wan wellet ir sîn nemen war, Sîniu wort diu sweiment alse der ar!* grausamer ist des dichters geschmack und urteil nie verkannt worden.

Das interessanteste an dem unbedeutenden stück bleibt die frage, aus welchem roman es stammt. vielleicht bringt eine parallele, die Bartsch an einem ort wo man sie nicht sucht, beigebracht hat (Liederdichter⁴ s. 255 n), auf die spur. unser bruchstück enthält nämlich folgenden wunsch gegen die ungetreuen liebhaber: *Ich gunde in innecliche wol, Daz sie mit einem horne An ir tinnen vorne Bekumbert iemer müesen wesen;* dazu vergleicht Bartsch treffend eine stelle bei Bernart von Ventadorn (Mahn 1, 37): *ai dieus! ara fosson trian li fals drut el fin amador, quel lauzengier el trichador portesson corn el fron denan!* ein unmittelbarer zusammenhang ist nicht wahrscheinlich. somit geht also unser fragment wol auf eine französische quelle zurück. oder sollte etwa gar einer der wenigen provenzalischen romane zugrunde liegen? ich habe im augenblick nicht das material, um die letztere frage zu beantworten.

2. Excurs. Zum akrostichon im Tristan.

Als ich Zs. 50, 220 ff auf das akrostichon aufmerksam machte, entging mir ein vierzeiler (5097 ff), der in den ausgaben ohne initiale gedruckt ist. da er gleich allen andern eine allgemeine sentenz enthält, die sich aus der umgebung loslösen lässt, und da überdies H eine initiale schreibt, so ist kein zweifel, dass er für das akrostichon in anspruch genommen werden muss. er liefert die beiden buchstaben I O, und damit zugleich eine weitere

abrundung der symmetrischen anlage, denn nunmehr sind sämtliche buchstaben des namens *Îsol(t)* von solchen des namens *Trista(n)* umgeben, und jede gruppe (außer v. 1 und 5067) ist von ihrem nachbar dadurch geschieden, dass sie mit demselben buchstaben beginnt und endet. die anordnung ist also folgende: G DIETERICH TIIT DIUOD RSSR TA IOOI SDES SLLS. eine ähnliche Mischung von anagramm und akrostichon zeigt das lat. gedicht an Dietrich a fine, das WMeyer in den Göttinger nachrichten 1908 s. 457 als nr vii veröffentlicht hat.

Das anagrammatische versteckspiel des dichters scheint aber noch weiter zu gehn. die beiden ersten vierzeiler ergeben in nicht weniger als 6 versen den namen des dichters:

Gedæhte man ze *guote* ir *nîht*,
 Von den der werlde *guot* geschîht,
 Sô wære ez allez also *nîht*,
 Swaz *guotes* in der werlde geschîht.

Der *guote* man swaz der in *guot*
 und nîwan der werlt ze *guote* tuot,
 swer daz *îht* anders wan in *guot*
 vernemen wil, der missetuot.

Anderseits liefern die beiden letzten vierzeiler der einleitung wiederholt den namen seines gönners:

Hei, tugent, wie smal sint dine wege,
 wie kumberlîch sint *dîne* wege!
 die *dîne* stege, die *dîne* wege,
 wol ime der si weg unde stege!

Trîbe ich die zît vergebene hin,
 sô zîtlic ich ze lebene bin,
 sone vare *ich* in der werlt sus hin
 nîht sô gewerldet also *ich* bin.

Aber auch die namen der liebenden sind nicht vergessen. der fünfte vierzeiler beginnt:

Tiure unde wert *ist* mir der man,

und der sechste lautet:

Êr unde *lop* diu schepfent *list*,
 dâ *list* ze *lobe* geschaffen *ist*:
 swâ er mit *lobe* geblüemet *ist*,
 dâ blüejet aller slahte *list*.

Und damit nicht genug verherlicht der dichter die namen auch noch in einer kunstvollen combination von akrostichon und

telestichon. denn die initiale der dritten strophe ist *I*, das reimwort der folgenden ist *sol* und die anschließende initiale ist *T*. eben dieses *T* und das *R* der übernächsten strophe umrahmen vierzeiler, von denen der eine das reimwort *ist* hat, während der andere auf *-an* endet.

Durch diese bezüge wird der persönliche charakter der ganzen einleitung noch deutlicher. voll selbstgefühl zählt sich der dichter unter die männer, die gute aufnahme beanspruchen dürfen, weil sie der welt gutes erwiesen haben. zwei gegner hat die kunst: die einsichtslosen, die schlechtes preisen und gutes für gering achten; und die böswilligen, die aus misgunst an dem werk herummäkeln: ein wenig kommt ihnen schon zu viel vor, kurz es fehlt ihnen an willen zur kunst, die sie doch wollen und brauchen. beiden arten stellt Gottfried seinen Dieterich entgegen. die kunst des dichters und das eindringende verständnis des kenners haben sich gegenseitig erleuchtet. denn ein kenner ist er, der gut und schlecht zu beurteilen versteht; der Gottfried wie alle andern nach ihrem wert einschätzt und daher auch dem dichter wert und teuer ist. seine künstlerische einsicht ist mit wolwollen gepaart; er weiß, dass lob und äußere ehrungen kunst hervorbringen, wo eine des lobes würdige kunst besteht; denn erst das lob bringt sie zur allseitigen blüte. so hat er verhütet, dass dem dichter sein werk gleichgiltig geworden ist; er hat es geehrt und unbeirrbar anerkannt und es dem dichter damit lieb gemacht. schmal und beschwerlich sind die pfade der vollkommenheit: heil dem der ihnen weg und steg bereitet. mit der letzten strophe kehrt Gottfried zum ausgangspunct zurück: wenn er die zeit die er auf sein werk verwendet¹, trotz der reife seines lebens vergeblich hinbringt, wenn er also bei dem publicum das er vor augen hat, kein gutwilliges verständnis findet, dann wandelt er fortan unter den menschen, ohne mit ihnen so verbunden zu sein wie jetzt. denn — so darf man aus der fortsetzung anschließen — dann sind die leser eben allerweltsleute und nicht männer aus der welt die die welt des dichters ist und der er zugesellt bleibt im leben wie im tode. *Ir leben und mines zweient sich. Ein ander werlt die meine ich.*

Das spiel mit anagrammen findet in andern vierzeilern seine fortsetzung. nach dem vers *Tristan Îsolt, Îsolt Tristan* folgt die strophe

¹ s. 67 f. *biz her* (67) steht in deutlicher beziehung zu *sus hin* 43.

Ich weiz *wol* ir *ist* vil gewesen,
 die von Tristande hânt gelesen;
 und *ist* ir doch niht vil gewesen,
 die von im rehte haben gelesen.

So ergeben die verse 233 ff (mit der reimendung *-ôt*) das wort *Îsôt*; 5067 *Tristan*; 5069 *Tristan* und *Îsôt*; 1863 *Dieterich*; 5099 *Morgân* und *Tristan*; 11875 und 76 *Îsôt* und *Tristan*; 12187f und 12189f je einmal *Godevridus*; 12435 *Îsôt*, 36 *Tristan*; 12509 *Îsôt*, 10 *Dieterich*.

Neben den akrostichischen vierzeilern finden sich andere, bei denen die hss. keine initialen schreiben; sie stehn im engsten zusammenhang mit ihrer umgebung und kommen daher für das akrostichon nicht in betracht. aber das spiel mit anagrammen scheinen auch sie zu bieten: 1391f und 94 ergibt zweimal *Rivalîn*; 3269 *Gotvrit*; 4210 und 11f zweimal *Tristan*; 5451 und 53 *Rivalîn*, 54 *Tristan*; 18439ff viermal *Îsôt*. ohne bezug bleiben 3155ff und 8411 ff¹.

Die meisten werden geneigt sein, all dies für zufällig zu halten. dagegen scheint mir zu sprechen, dass die entnommenen namen jedesmal in enger beziehung zu dem inhalt ihrer umgebung stehn. das ist auch der fall, wo der dichter seinen eigenen namen anbringt: das éinmal spricht er von den vielen lesern des Tristan, und hält ihnen die wenigen entgegen die den richtigen Tristan gelesen haben; das andermal äußert er sich über ein princip seiner erzählungskunst; und an der dritten stelle, wo er die reime mit besonderer zierlichkeit aus deutschen und französischen wortformen zu einem rührenden vierreim vereinigt, ist er selbst der Tristan, der soeben *hürnete alsô rîche und alsô wunneclîche . . . in fremedem horndône*. — dem Dieterich aber, der zu der welt des dichters gehört, der das leid der liebe

¹ erwähnt sei noch, dass die vierzeiler, die nur durch grammatischen reim, nicht durch den gleichen ausgang, miteinander verbunden sind, sich in gruppen zwischen die akrostichischen hineinstellen. ich schliesse die verszahl der ersteren im folgenden in klammer: 1—237; (365. 981. 1071. 1187. 1327); 1749. 1789. 1863; (1987. 3267. 4611. 4821); 5067. 5097. 5175; (5495. 5709. 5873. 6113. 8727. 9101. 9447. 10247. 10289. 10651. 10977. 11673); 11875. 12187. 12435. 12507; (13859. 16131. 16149. 18047. 18105. 18137. 18639. 19159. 19475). da Rudolf von Ems, der G.s technik auch hierin nachahmt, die grammatischen reime für akrosticha verwendet, so lag es nahe, auch hinter Gottfrieds grammatischen reimkünsten specielle bedeutung zu suchen. sie scheinen aber nichts der art zu bergen.

erfahren hat, nicht nur ihre freude, dem das werk seinen liebeskummer lindern soll: dem singt er die alte weise: *Wellen wir liebe triben, Ez enmac sô niht beliben, Wirn müezen leide ouch triben*; und ruft ihm das wort zu: *Sich treit der werlde sache Vil ofte zungemache, Und aber von ungemache Wider ze guoter sache.*

Soviel kunst und nachdenken an eine sache zu wenden, die aller wahrscheinlichkeit nach wirkungslos bleiben musste, kommt uns absonderlich vor. ob aber auch dem mittelalterlichen menschen? den vers 'Virgils' *Marsa manus, Peligna cohors, Festina virum vis* findet heute gewis niemand deshalb schön, weil sich ähnliche und gleiche silben darin zusammendrängen; und doch hat ihn Notker nur aus diesem grunde als paradebeispiel in seine rhetorik aufgenommen (MSD. xxvi 5; bd. II² s. 56)¹. wir haben schon eine kleiue litteratur über die frage, woher die 'verse vom eber' entnommen sind; und haben darüber ganz aus den augen verloren, weshalb Notker sie citiert: weil *der, ber, sper* und *gât in, lîtun, sîtun*, weil *al, al* und *el, el, el* u. dgl. bei einander stehu². wir müssen die mittelalterlichen poetiken eben studieren wie es die gelehrten dichter getan haben, um ein volles verständnis für die technik ihrer kunst zu erwerben.

¹ in wirklichkeit ist der vers von Ennius, wie mich vHolzinger belehrt; in der ausgabe von Vahlen (1903) ist es Annalen v. 276. dazu als fundstelle: Charisius IV, p. 252, 6 K *schesis onomaton est cum in textu plures antonomasiae ponuntur, ut 'Marsa etc.'* — aus diesem dankenswerten nachweis vHolzingers ergibt sich, dass der vers überhaupt nur als musterbeispiel auf uns gekommen ist.

² dasselbe gilt von dem spruch *Sôse snel snellemo* usw. daraus ergibt sich, dass *filo (slîemo)* der hs. B in den text gehört; denn es bringt zu *scilt* ein zweites *il*, wie im ersten langvers zwei *el* beisammenstehn. auch der rhythmus wird dadurch gebessert.

Zell a. Ziller.

CARL v. KRAUS.

INHALT.

seite

i	Bemerkungen zu einzelnen stellen	302
ii	Das wort im verhältnis zum verstact	303
	A. Die beschwerte hebung	303
	B. Simplicia der form $\cup\cup$ ohne schwere ableitungssilbe	306
	C. Dreisilbige composita u. dreisilber mit schwerer ableitungssilbe	310
	D. Vier- und fünfsilber	312
	E. Simplicia der form $-\cup\cup$	313
	F. Die zweisilbigen worte mit kurzem stamm	321
iii	Häufiger vorkommende kürzungen	331
	1) <i>aber — ab</i>	331

	seite
2) <i>oder — od</i>	332
3) <i>under — undr</i>	332
4) <i>umbe — umb</i>	333
5) Enklitisches <i>ez, es</i>	333
6) <i>derst, erst, mirst, dirst, deist, eist</i>	334
7) <i>erm, ern</i> und <i>reste</i>	334
iv Zweisilbige senkung bei <i>Gottfried?</i>	334
v Hiatus und elision	339
A. Einzelnes	339
1) <i>si</i>	339
2) <i>ge-</i>	344
3) <i>ze — zuo</i>	344
4) Einsilbige wörtchen mit vocalischem anlaut	353
B. Allgemeines	355
vi Die behandlung des aufctates	361
1. Excurs. Pfeiffers angebliches Umbehang-fragment	369
2. Excurs. Zum akrostichon im <i>Tristan</i>	373

HILDEBRANDSLIED 30.

vGrienbergers krampfhaftige bemühungen um das unglückliche, nicht einmal in seiner buchstäblichkeit controlierbare *wettu* haben mir einmal wider zum bewusstsein gebracht, dass von all den scharfsinnigen und überscharfsinnigen deutungen des wortes als irgend befriedigend immer noch ausschliesslich Lachmanns alte erklärung *weiz Ziu* gelten kann, trotz alliteration und trotz fehlendem *i*: als mythologisches zeugnis wird man sie ja leider nicht verwerten dürfen; sonst scheint sie mir nicht kühner und viel einleuchtender als die singularitäten der bedeutung, der syntax, der flexion, die von anderer seite der stelle zugemutet sind. aber vielleicht gibt es ein harmloseres auskunftsmittel, das, so trivial es ist, wenigstens einmal zur sprache gebracht sei. es empfiehlt sich wol, mit Greins versicherungen über sein *wſ̄* zu rechnen, so skeptisch ich aus eigner erfahrung den strichen und schlingen gegenüber steh, die ein eifrig bemühter leser bei günstigen beleuchtungen dem pergament zu entlocken glaubt. fest steht nur das schluss-*u*. nach WGrims facsimile könnte der ihm vorhergehende strich allenfalls auch ein zweiter, oben etwas ausgebogener *n*-strich sein, an den *u* sich mit einem ansatz schloss; man vergleiche etwa den schlussstrich des *m* vor *u* in *muotin* z. 1 (auf dem facsimile bei Könnecke), auch das *nu* in *gimeinun* v. 60 und den *u*-ansatz in *dohnu* v. 58. hiefs das wort *wetnu*, eng zusammen geschrieben wie *dunu* v. 55? ist doch die schreibung *wſ̄tu*, wenn hier intervokalisches *zz* < *t* gemeint sein soll, auch graphisch sehr unwahrscheinlich. ein *nu* in dem ausruf *weiz nu irmingot* entspräche ganz dem *nu* v. 49 *welaga nu waltant got*, gleichfalls am anfang einer rede. über die formel *got von himele* ein ander mal.

R.

EGILS HAUPTESLÖSUNG.

§ 1. EINLEITUNG.

Durch die untersuchung die ich hier vorlege, hab ich es unternommen, die darstellung, welche die Egilssaga (Es.) von Egils haupteslösung gibt, als litterarisches denkmal verstehn zu lernen. in der Es. seh ich das werk eines verfassers, dh. 'eines schriftstellers, der einen umfangreichen stoff bewusst und selbständig als ganzes gedanklich erfasst, seiner auffassung gemäfs im einzelnen durcharbeitet und darstellt'. diese ansicht hab ich in der abhandlung 'Zur komposition der Egilssaga kapp. I—LXVI'¹ entwickelt; sie ist grundlegend für die vorliegende arbeit.

Über keinen abschnitt aus dem leben Egils liegen uns so viele actenstücke vor wie über seine haupteslösung:

1. Hofudlausn (Hl.), die drápa, die er vor Eirík gesprochen hat;
2. Arinbjarnarkviða (Akv.), ein preislied auf Arinbjörn; in ihm kommt er auf sein erlebnis zu sprechen;
3. lausavísa (lv.) 36 der Egilssaga; = FJ. lv. 27
4. die darstellung der saga, besonders capp. 59—61; in ihr lvv 33 (33A vacat). 34. 35.

Die stücke 1—3 haben für uns zunächst als selbständige, von einander und von jedem context unabhängige stücke zu gelten; denn sie werden uns nicht in festem zusammenhange gegeben. Hl. und Akv. haben der saga nicht angehört (Finnur Jónsson, samfundausgabe fortales p. xxx). lv. 33. (33^a). 34. 35 finden wir im festen zusammenhange der darstellung der Hl. in Es. vor. diese gesamt-darstellung ist die einheit die vor uns ligt; sie fordert, dass die stropfen in ihr verstanden werden. sie herauslösen, um jede für sich und aus sich selbst zu verstehn, hiefse die *petitio principii* machen, dass die lvv. als selbständige stücke vorgefunden und in den zusammenhang hineingearbeitet worden seien. das dürfen wir nicht. denn was wir in der hand halten, ist ein ganzes, nicht eine anzahl stücke. darum werd ich diese stropfen im zusammenhang der darstellung der Es. behandeln. lv. 36 wird uns dagegen als ein stück gegeben, das für sich selbst steht. sie kommt in der Ljótscene vor, diese ist un-

¹ programm des Gymnasium Augustum der stadt Görlitz 1909, Görlitz, H. Tzschaschel in comm. (progr.).

historisch, romantisch¹; folglich kann die strophe, wenn sie echt ist, nicht in ihr gesprochen worden sein. ferner steht sie im zusammenhang als überschiefsendes stück. Gyða fragt, wie es Egil ergangen sei; *hann segir henni af ít ljósasta. Þá kvad hann* (lv. 36). also nachdem er den ganzen vorgang erzählt hat, spricht er als eine art schlusstrumpf die strophe. ganz anders steht es mit lv. 35. auch hier wird nach Egils erlebnis gefragt; *Þá kvad Egill* (lv. 35). diese strophe ist die ganze antwort, die lv. 36 ein selbständiges stück über die antwort hinaus. also muss sie als selbständiges stück verstanden werden.

Mit diesen ausführungen ist nichts über die echtheit der stropfen gesagt. lvv. 33—35 mögen gut und gerne worte Egils sein; wie wir sie haben, sind sie glieder in der kette der gedanken des schriftstellers. vielleicht gelingt es uns in seine werkstatt zu schauen. — lv. 36 ist an der kette ein fremder ring; so fremd wie eine episode.

Der weg der untersuchung ist folgender: ich suche jedesmal den litterarischen charakter des actenstückes zu erkennen und den inhalt seiner aussagen festzustellen. die ergebnisse vergleiche ich untereinander und ziehe die schlüsse. dabei bleibe ich durchaus auf litterarhistorischem gebiete; weder die geschichtliche person Egils, noch die Gunnhilds, noch den geschichtlichen vorgang der Hl. will ich erforschen, sondern nur was unsere vier quellen darüber aussagen und wie ihr gegenseitiges litterarisches verhältnis ist. ich citiere nach der samfundausage.

I. CAPITEL. EINZELANALYSE DER QUELLEN.

§ 2. HOFUÐLAUSN.

Erster eindruck der Hofudlausn. die Hl. ist formal tadellos durchgearbeitet², (s. zuletzt Finnur Jónsson Oversigt over d. kgl. danske videnskab. selsk. forhandl. 1903 s. 309 f). wie steht es um ihren inhalt? einige verse scheinen dem leser sofort zeigen zu wollen, welchen mafsstab er wol ungefähr wird anlegen dürfen. das stef st. 12 u. 15 *baud ulfom hræ Eirekr of sæ* zeigt, dass der reimer nicht auf der höhe der dichterischen kraft, bilder anschaulich zu gestalten, stand. Wadsteins rettungsversuch Ark. 13,25

¹ progr. s. 33. 59f.

² über den zusammenhang der Hl. mit angelsächsischer kunstform: GNeckel Beiträge zur Eddaforschung (Dortmund 1908) cap. xi.

und 12, 36 ist vergebens; *of* ist nicht *yfir*; hier fehlt die richtungsbezeichnung mit der zusammen *of* den begriff jenseits ergibt, str. 14,7 *at bjóða ulfom hræ* ist fester phrasenhafter terminus für töten. so gefasst steht *ulfom* nicht mehr *sæ* widersprechend gegenüber. (doch vgl. zu str. 7—12.) ebenso ist *skær Haka* feste composition = schiff — die wider componiert werden kann mit *skidgardr* = bord, — schiffsbord. ein pferd hat keinen bretterzaun. eine unmittelbare anschauung fehlt.

Zweitens 8, 3.4 *beit bengrefell, þat vas blóðrefell*. der dichter hat sein eigenes bild erklären müssen, weil es ihm eines commentars zu bedürfen scheint, oder, was mir wahrscheinlicher ist, er hat die drei schönen *b-* nicht anders zusammenbringen können; denn *bengrefell* ist ohne weiteres verständlich. ferner hat Finnur Jónsson Krit. studier s. 100—104 schon auf die flickverse 3, 7, 8 *en víðrir sá, hvar valr of lá* hingewiesen. seine bemängelung von 14, 1f *verpr broddflete með baugsete* ist hinfällig, da er *hs. W* und *ε* zusammenmischt Lit. hist. I 494 (s. u. zu str. 14). es treten die unterbrechungen der darstellung durch regiebemerkungen hinzu: 7, 1—4; 8, 5; 16, 1—4, deren ödeste 16, 4 *skal mærd hvata* — ‘ich eile zum schluss’ — ist und die matte versicherung, dass der dichter aufrichtig spreche 14, 6. alle diese beobachtungen offenbaren III. nicht als ein ganzes, in dem klare vorstellungen mit gleichmäfsiger kraft entwickelt werden. und doch werden wir annehmen können, dass uns der dichter Egil nicht blofs mit einem schwall von kampffromontaden übergossen hat.

Unmittelbar klare angaben über den gefeierten fürsten. die einzigen handgreiflichen daten über den fürsten der besungen wird, sind der name *eirekr* im stef, seine bezeichnung als *fárbjódr skota* 10, 6 und die mitteilung, dass er in England haust 2, 3. zu diesen angaben gesellt sich 18, 6—7 *en jǫfurr lǫndom heldr hornklofe*; der satz erläutert das wort *fárbjódr skota*. die worte 14, 7.8 *frétt's austr of mar eireks of far* brauchen nichts als eine phrase zu sein, s. u.

Angaben über den dichter. bedeutend besser unterrichtet uns die *drápa* über ihren dichter; das gedicht gibt nicht nur den ruhm des fürsten, sondern es schildert auch die situation in der es vorgetragen sein will.

Der dichter sagt von sich: nach westen hin (*vestr* 1, 2 von
Z. F. D. A. LI. N. F. XXXIX. 25

Norwegen? Island? ¹⁾ komm ich über das meer nach England 2, 4 und bringe die dichtungskunst (*viðres munstrandar mar* 1, 2, 3, *ódens mjóð* 2, 3), ja ein fertiges, auswendig gelerntes lied mit (1, 7 *hlóðk mærdar hlut hugknarrar skut* = gedächtnis? Ole Worm: *minis knarrar*¹⁾). im frühjahr bin ich abgefahren (*við isabrot* 1, 8¹⁾). ich habe mich selbst bei dem fürsten eingeladen (2, 2 *buðomk hílmi lóð*, zweifellos so trotz Wadstein. FJOversigt 1903 s. 307f) und habe daher die pflicht eines lobliedes. nun bitte ich um schweigen (2, 7. 3, 4. 7, 2) und um aufmerksamkeit für meinen vortrag (3, 3). was ich preise, habe ich erfahren (7, 3. 8, 5 — in Norwegen (?) 14, 7. 8) — nicht selbst gesehen, doch mag es zweifelhaft sein, ob wir die ausdrücke *frá, frágom* so scharf nehmen dürfen).

Der dichter leitet sein lied durch eine art von dispositionellen bemerkungen: 7, 1 *fremr monk seggja*, 16, 1 *enn monk vilja fyr verom skilja* . . ., versichert seine aufrichtigkeit 14, 6 und schließt seine leistung preisend: 'bedenke, fürst, wie schön ich gedichtet habe' 19, 12²⁾. 20, 3, 4; 'ein beweis für meine kraft ist das schweigen der männer' vergl. 3, 1—4. dabei bleiben die verse 20, 2—6 zweideutig: 'ich weiß die worte recht zu bemessen, ich sage nicht zu viel und nicht zu wenig'³⁾, und 'aus dem sitze des gelächters, der brust, ist mein loblied aufgestiegen'.

So schildert das gedicht seine geschichte: es ist als fertiges gedicht (?) im frühjahr (?) nach westen (?) nach England gebracht worden, damit es vom dichter vor dem fürsten, bei dem er sich selbst eingeladen hat, als danklied vorgetragen werde. es enthält was der dichter gehört hat. dieser erbittet sich schweigen und wartet nach stellen die den beifallsturm (?) hervorgerufen haben, wider den eintritt des schweigens ab. so trägt er mit grossem erfolge vor, preist seinen erfolg und — möchte sich vor lachen ausschütten, dass kein wort des ruhmes ernst gemeint ist.

¹⁾ die behandlung dieser mehrfach besprochenen ausdrücke ist erst später möglich. litteratur bei Finnur J. Översigt 1903.

²⁾ str. 19 fehlt in W.; 19a entspricht verzweifelt genau 3a; 19b bringt den gedanken 205f ganz farblos, der pointe beraubt. vielleicht unechte strophe.

³⁾ vgl. aber auch SBugge Tidskrift for philologi og paedagogik 8, s. 292.

Hier ist gewissermaßen eine rahmendichtung um den eigentlichen stoff gedichtet: die situation, sie ist durchaus klar durchdacht, ja so klar, dass man meinen könnte, der schluss ist ex eventu gedichtet.

Der preis des fürsten, handschriften.

Für die untersuchung des eigentlichen drápastoffes kann die zweifache überlieferung der strophefolge von bedeutung sein. Finnur Jónsson Oversigt (1903) s. 309—312. die stropheordnung der Wolfenbüttler hs. (W) weicht von der sämtlicher übriger hss. ab. den text W druckt Vigfússon CPB 1 379f ab [neuerdings Finnur Jónsson Skjaldedigtning (Skd.). correcturnachtrag].

Analyse. zunächst gehn K ε und W gemeinsam bis str. 12. es scheinen einzelne kampfbilder geboten zu werden. str. 4—6 wird durch den neuen anfang 7 als einheit ausgegeben. die construction der str. 4b die Wadstein aao. gibt, scheint mir sicher; seine formung der str. 5b wag ich nicht als richtig anzuerkennen. Finns deutung halte ich wegen der constructionsverschränkung, die in der syntaktisch so einfach gebauten Hl. sehr auffällig ist, für unwahrscheinlich, wegen der grundbedeutung von *þrumde* für unmöglich. daher kann ich die worte *brimes vollr* für die deutung des kampfes als einer seeschlacht nicht ausbeuten; 6, 1 *fit* sagt garnichts. so enthält str. 4—6 für uns keine andeutung, ob ein land- oder seekampf beschrieben wird. wir werden mitten in den kampf versetzt, der mit schwert, speer, pfeil, schild geführt wird, und zwar grade in dem fruchtbaren augenblick, in dem der fürst einen gewaltigen vorstofs macht und der kampf sich verstärkt 4, 1—4. der fürst wird in 4, 3.4 und 6, 3.4 gelobt, seine mannen in 5, 1—4; die übrigen verse sind ganz allgemein.

Str. 7—12 ein neues bild. kampf mit allen waffen, str. 7. 8. 9 kampfgetümmel, der fürst tritt ganz zurück, wird gefeiert als schwertkämpfer 10, in 11 und 12 herrscht die vorstellung des schlachtfeldes, auf dem raben und wölfe sich sättigen; die schlacht ist zu ende. abgesehen von dem fatalen stef 12, 3.4 weist alles auf den landkampf hin: 10, 5.6 *ól flagds gota* = 12, 1.2, 11, 6 *sleit und freke*, 11, 2 *á hraes lanar*: nur auf dem lande kann es 'hohe leichenreihen' geben. so scheint mir doch hier die vorstellung klarer zu sein, als das stef vermuten lässt. grade aber die zusammenfassung von *at bjóða ulfom hræ* zu töten s. o. stellt die

worte *of sæ* als dominante hervor und hebt den gegensatz gegen den beschriebenen landkampf um so schärfer heraus.

Str. 13—15. von 13 an wird die ordnung der hs. W gegen Kε bemerkenswert¹. gemeinsam ist beiden überlieferungen, dass sie nach dem stef 15 mit der regiebemerkung 16 *enn monk vilja* etc. einen abschnitt markieren. beide schildern auch einen fernkampf, bogenkampf, dessen gipfel ist: *Jǫforr sveigðe ý*. Eirik wird als bogenschütze gefeiert. Kε scheinen in 13 einen neuen kampfanfang zu geben: ein pfeil wird geschossen, der friede dadurch (?) gebrochen; nun entwickelt sich der allgemeine fernkampf. 14 richtet die aufmerksamkeit auf den fürsten. hier muss man, um den sinn von Kε zu verstehn, auch ihrer lesart

¹ Høfudlausn str. 13—18. strophenfolge der hs. W; textform der samfundausgabe. abweichungen davon nach W gesperrt; str. xivb=18a fehlt W; lateinische ziffern zählen den vorliegenden text durch, arabische ziffern zählen die strophen der samfundausgabe.

xiii

16_s Lætr snót saka
sverðfrey vaka,
en skæs haka
skiðgarð braka.
13_s brusto broddar,
en bito oddar.
báro hǫrvar
af bogom ǫrvar.

xiv

13₁ Beit fleinn flogenn
vas friðr logenn
þá vas almr dregenn.
varð ulfr fegenn.
(18₁ stózk folkhage
fyr fjǫrlage.
gall ýboge
at eggtoqe.)

xv

15₁ Jǫforr sveigðe ý,
hruto unda bý.
*bauð ulfom hræ
eirekr of sæ.*

xvi

16₁ Enn monk vilja
fyr verom skilja
þkapeik skata.
skal mærd hvata.
18_s verpr árbrǫndom,
enn jǫforr lǫndom
heldr hornklofe.
hann's næstr lofe.

xvii

17₁ Brýtr bógvita
bjódr hrammþvita.
monat hoddofa
hringbrjótr lofa.
mjök 's hilme fól
haukstrandar mól.
gláðar flotna fjól
vid fróða mjól.

xviii

14₁ Verpr broddflete
af baugsete
hjørleiks hvate.
hann 's baugskate,
þróask hér sem hvar,
hugat mælek þar,
Kunnt 's austr of mar,
eireks of far.

folgen. sie schreiben *bregðr broddflete ad* (K) oder *með* (ε) *baugsete, hjörleiks hvate, hanns þjóðskate*: der schwertkämpfer schwingt den schild am arme (aufmunternd, Wadstein). Wadstein deutet *skate* als zerstreuer, kämpfer; doch ist auch hier wie in Akv. 7,4. 16,6 und Hl. 16,3 *skate* als freigebiger mann zu nehmen. dann biegen K ε zum allgemeinen lobe des fürsten über und bringen 15,1 wider eine ganz concrete angabe: 'der fürst spannte den bogen'.

W gibt mit seinem anfang xur = 16,5 ebenfalls einen neuen eingang: einen allgemeinen einleitungsgedanken; *lætr snót saka sverðfrey* (sic!) *vaka*: 'die valkyrje hält den schwertkämpfer munter und lässt die borde aneinanderkrachen'. *skidgardr skæs haka* kann nicht schildzaun bedeuten, sondern nur bord; denn zum kampf hat man die schilde von den borden abgenommen. vgl. s. 381. es hebt neuer kampf, und zwar schiffskampf an.

Diese vorstellung ist nicht geschlossen; abgesehen vom stef, das hier bei zusammenfassung von *þjóða ulfom hræ* sich in den sinn einordnet, stört 13,8 *varð ulfr fegenn*. folgt 13,5—8 der allgemeine bogenkampf. die neue strophe xiv beginnt mit 13,1—4; *vas friðr logenn* = 'da wurde heftig gekämpft' hat keine anschauliche bedeutung wie in K ε. folgt unmittelbar 15 das stef. das ist unmöglich. K ε 18,1—4 *stózk folkhage* fehlt in W überhaupt und ist ohne zweifel hierher zu schieben FJ. nur hierher passt der gedanke: *gall ýboge at eggtoqe*. nun wo der fürst eingeführt ist, krönt das stef den gedanken. W und Ole Worm *hrutu unda bý* würde als anschaulicher den vorzug vor K ε *flugu* verdienen, wenn es 'summten' heißen könnte¹. der vergleich der gedankengänge fällt zum vorteil von W aus. K ε 14b stört als unterbrechung die sehr lebhaft schildering; 14a macht 15,1 unmöglich; man wirft den schild weg, wenn man bogen schießen will; denn man kann ihn dazu nicht brauchen; Einar Þambarskelfi schießt auch ohne schild Hkr. I s. 4492. endlich störte das präsens *verpr* mitten in der folge der präterita (FJ. aao.), wogegen *lætr* in der einleitung allgemeinen sinnes sehr gut ist. FJ.s änderung in *lét* ist nicht nötig. aus diesen gründen ist die ordnung von W. zu bevorzugen.

K ε 16—18 steht inhaltlich ebenso W nach; die gedanken gehn durcheinander. 163 *skapleik skata* fass ich mit BMÓlsen

¹ *hrjóta* (Cleasby-Vigfússon *rjóta*) vom brummen des bären und schnarchen des menschen gebraucht. FJskd. *hrutu* = styrtede afsted (corr. n.).

Arkiv 19, 113 als 'des *skate* rechtes, eigentliches tun', nehme aber *skate* in der Egil geläufigen bedeutung: freigebiger mann Akv. 7, 4. 19, 8, dazu Sn. E. I 528. also: 'weiter will ich von der freigebigkeit Eiríks sprechen'. gut folgt W 18b *verpr árbröndom* (hs. *af*). der fürst wirft das gold weg, aber er erhält sich dadurch mannen und land. 17 plus 14a darstellung der freigebigkeit Eiríks. hier muss nun 14a aber auch nach dem text W gelesen werden: *verpr broddflete af baugsete hann's baugskate*¹. nach dem kampf wirft Eirik den schild vom arm, um ringe verteilen zu können.

Nun der allgemeine ruhm und der versichernde abschluss: das alles ist kund in Norwegen. die strophenfolge in W ist also anzunehmen.

Ergebnis: die verse des lobpreises auf Eirik gliedern sich also: str. 4—6 kampf mit allen waffen im augenblick eines vorstoßes des fürsten (see- oder landkampf?). — str. 7—12 landkampf, entschieden durch den schwertangriff des fürsten. schildering des leichenfeldes. — str. W XIII—XV fernkampf. der fürst als bogenschütze gefeiert. die situation, ob see- oder landkampf, unklar. — str. W XVI—XVIII die freigebigkeit des fürsten gepriesen.

Jeder der teile hat einen markierten eingang. 4—6 ist durch die einleitung in 3 markiert, 7 und 16 durch die regiebemerkung; XIII durch die allgemeine mythische einföhrung und das präsens *lætr*.

Es zeigt sich also doch eine recht scharfe gliederung und eine reihe recht anschaulich durchgeführter bilder. der oben besprochene erste eindruck trägt. wie das werk einer halben nacht sieht Hl. nicht aus. am störendsten sind die verwendungen des wolfs in der seeschlacht; es ist aber zu berücksichtigen, dass hier offenbar ganz abgegriffene steine gefasst werden, deren ursprung für das mosaik in dem sie nun stehn, ganz gleichgültig ist. vgl. dazu *skær haka*.

Gesamtaufassung. auffallend am inhalt der preisstrophen sind die überaus spärlichen concreten angaben über den

¹ *ε* oder ihr vorgänger fand str. 14 hinter 13 und konnte nicht erraten, warum Eirik 14a vor 14b seinen schild wegwerfen sollte. daher änderte der schreiber mit bewusstsein *verpr* in *bregðr* und *af* in *með* resp. *ad. blóðskate* Ole Worm dürfte eine weitere absichtliche verbesserung des textes sein; denn hier hat der freigebige ja nichts zu tun. auch mischt Worms hs. *verpur við*.

fürsten; oben zusammengestellt. abgesehen von ihnen passen alle angaben auf jeden beliebigen Wikingerfürsten: land-, seekampf, held im schwert- und bogenkampf, muster der freigebigkeit. die schlachtschilderungen passen auf jede beliebige phantasieschlacht, enthalten nichts was geschichtliche identifizierung ermöglichte; gegen FJLit.-hist. I 492. dazu mag die erklärung gehören, dass der dichter nichts selbst gesehen hat 35ff. er steht den ereignissen also offenbar fern.

Auffallend ist zweitens die aufdringlichkeit, mit der der dichter seine dichterleistung preist 1—3. 19. 20¹. dazu stellen die worte 20b scharf gefasst den ganzen preis als einen unaufrichtigen hin trotz 14, 6. der dichter hat nur aufmerksames schweigen erzwingen wollen, nicht mehr als zu diesem zwecke unbedingt nötig, gelobt, und lacht im herzen über das gelungene lügenlob. dazu stimmt die bemerkung, dass der dichter den fürsten über die schar der tapferen kämpfer nicht allzusehr hervorhebt. diese angabe steht im scharfen gegensatz zu 21ff: einer der sich selbst einladet, pflegt gemeinhin den dank für die aufnahme aufrichtig zu sagen.

Dieser widerspruch erklärt sich aus der Hofudlausn nicht. es müssen — wenn wir das gedicht richtig verstanden haben — besondere umstände vorliegen, über die das lied keinen aufschluss bietet.

§ 3. DIE ARINBJARNARKVIÐA ÜBER DIE HAUPTESLÖSUNG.

Die stellung der historischen angaben im zusammenhang der Akv. die angaben der Akv. über die situation der haupteslösung müssen aus dem charakter des gedichtes heraus verstanden werden. die Akv. ist ein lobgedicht auf Arinbjörn. das thema wird str. 13 und 14 angegeben. str. 1—12 bilden die einleitung, 12 übergang; str. 15—21: 1 teil die gebefreudigkeit Arinbjörns. str. 22 gibt das thema an für den zweiten teil: Arinbjörns kampfruhm. die ausführung ist verloren. dass noch ein dritter teil gefolgt sei, lässt sich nach str. 14 (*tvenn ok þrenn mærdar efne*) kaum behaupten. str. 24 bildet den schluss; 23 steht an rechter stelle; der begründungsgedanke für

¹ dazu ist die starke betonung der dichterwürde in Akv. und St. zu beachten. aber in Hl. betont Egil die formale kunst, lässt die sittliche würde nur im ironischen schluss anklingen. (St. = Sonatorrek.)

das lob Arinbjörns, der den übergang zum thema macht (str. 12), ist wider der übergang zum schluss. die darstellung der situation der haupteslösung gehört also nicht zum thema des gedichtes selbst, ist nicht sein gegenstand, sondern eine nebensache.

Egil geht aus von einer charakterisierung seiner dichterpersönlichkeit. der hauptzug in dieser ist sittliche würde. das wort dichter ist ein ethisches prädicat. nähme man Egil seine dichtereigenschaft, so beraubte man ihn des besitzes eines seiner ideale, die sein wesen ausmachen, 12, 3f. [St. str. 23—25 darf man, weil die zeitverhältnisse nicht feststehn, nicht ohne weiteres hierher ziehen.] der dichter muss wahrhaft sein und treu: wahre fürstentaten besingt er bereitwillig und offen; gegen den geizhals, gegen *þjóðlygi*¹ ist er still; für den prahlhans hat er spott, für den freund worte die ihm woltun². str. 2, 5—8 gibt die probe auf jene angabe: so hab ich manches freigebigen herrn hof besucht — *með grunlaust greps of æde* — ‘mit unverdächtiger dichtergabe’. unverdächtig, nicht tadellos, ist ohne zweifel der eigentliche sinn von *grunlauss*; er ist hier notwendig; denn auf den moralischen unterbau gehört die moralische krone. einer von diesen besuchen an fürstenhöfen, bei denen Egil sich als rechten dichter bewiesen hat, ist der besuch bei Eirík in Jórdvík; dabei hat ihm Arinbjörn hervorragend treu geholfen. ihm durchs lied zu danken, verpflichten Egil die höchsten ideale: freundschaftstreue, dichterbewusstsein, ruhm und wahrhaftigkeit, str. 12. nun weifs er, für wen er sein denkmal aufbauen soll, str. 13.

Aus Egils ausgang von seiner dichterpersönlichkeit und dem ziel, treue Arinbjörns, ergibt sich die art der darstellung der situation der haupteslösung. Egil will zeigen, wie sich seine dichterwürde an Eiríks hofe bewährt hat, ja, welchen triumph sie gefeiert hat, und dass Arinbjörn treu geholfen hat. das führt ihn auf Arinbjörns freundschaftstat. Egil will also gar keine discursive beschreibung jenes vorganges geben, sondern er

¹ *þjóðlygi* Finnur J., S Bugge ‘weitverbreitete lüge’. BMÓlsen Aarb. 19. 117 ff *lygi* = *svig*, also ‘treulosigkeit gegen das volk’.

² *vilkveðr* = ‘einer, der angenehmes sagt’; vgl. Hm. 124 *era sá vinur er vilt eitt segir. vilmál, vilmæltr* bei Fritzner. Sigkv. m. Bugge 12,4. die worte *hilmir* 1,2, *jóforr* 1,6, *vine mína* 2,4 sind emphatisch gesprochen und bedürfen keiner zusätze; es ist von rechten fürsten geredet, an Egils freunden ist eben nichts zu tadeln.

will zwei ideen daraus hervorheben, stellt also den vorgang auf sie hin gerichtet dar, lässt weg was hierfür unwichtig ist, setzt den vorgang selbst als bekannt voraus. — es kommt hinzu dass das gedicht lyrisch ist, pathetisch. auch diese stimmung wird einfluss auf auswahl und darstellung des stoffes gehabt haben.

So ist das gedicht als geschichtszeugnis von vornherein mit vorsicht zu verwenden. es gibt uns direct und als zweck Egils gefühl und urteil, nebenbei erst und zufällig historische daten. so geben uns einige eddische lieder (zb. Gudrkv I.) des dichters gefühlsmässige auffassung von sagenstoffen, die sagenstoffe selbst nur nebenbei und zufällig. wollen wir aus ihnen unsere sagenkenntnis und unser geschichtliches wissen bereichern, so dürfen wir nicht des dichters gedankenzuge folgen, sondern müssen ihn durchqueren, und das ist ein misliches geschäft.

Die historischen angaben der Arinbjarnarkvida, ausgezogen und commentiert, an angaben über die situation der Haupteslösung enthält Akv. folgendes:

3,1—4 ich hatte mir einstmals den zorn Eiríks zugezogen¹.
3,5—8 ich setzte mir den helm² auf und suchte Arinbjörn, den freund Eiríks, 4,1—8 am hofe des königs selbst in Jórvík auf.

¹ *hafðak endar reiðe fengna*: 'ich hatte mir zugezogen' oder 'ich hatte seinen zorn, auf mir ruhte . . .' dann fehlt der inchoative begriff.

² 3,5 *drók djarfhött of dekkva skör* 'setzte den hut der tapferkeit auf das dunkle haar'. drei glieder des bildes sind ganz und gar anschaulich; demnach ist auch der vierte ausdruck, in dem ein unanschauliches element *djarf-hött* steckt, zunächst concret zu nehmen: *djarfhött* 'helm'; 'ich stülpte mir den helm aufs schwarze haar'. also: gewaffnet suchte ich den hersen auf. die übersetzung 'fasste mut' ist eine abstraction, zu der die höchst concrete darstellung kein recht gibt. eine verbindung der beiden halbstrophen wird nicht gegeben. vor allem ist das zeitverhältnis unklar. ferner steht die frage offen: ist der zorn des königs der grund für das sich-waffnen Egils? oder für den besuch bei dem freunde? oder für beides? BMÓlsen Timarit 18, 91 ergänzt *því* zwischen den helmingen und deutet: 'wegen des zorns des königs machte ich mich mutig auf die reise und suchte Arinbjörn auf'. dass eine causale verbindung vorliegt, ist gewis, aber in welches glied der kette sie einhakt und welche zwischenglieder die verbindung herstellen, wird nicht gesagt; und das wollen wir grade wissen.

5, 1—8 obgleich¹ des königs antlitz fürchterlich anzuschauen war, 6, 1—8 wagte ich doch ein lied, meine Haupteslösung 8, 6. 7, laut vor aller ohren vorzutragen; 7. 8 dafür empfang ich mein hässliches haupt, mein leben. 9, 1—8 dort² stand mir als einziger helfer zur seite Arinbjörn, mein treuer freund, auf den ich mich verlassen konnte. 10, 1—8 er, der erste der gefolgsmannen, der freund des herschers, der niemals am königshofe eine unwahrheit gesprochen hat, rettete mich allein vor des königs grimmen.

Die ausbeute ist, wie zu erwarten, dürftig genug. es bleiben eine menge offener fragen: wann und wie hat sich Egil Eiríks zorn zugezogen? wie lange zeit darauf begab sich Egil zu Arinbjörn an Eiríks hof in Jórvík? wie kam er überhaupt dazu? wo kam er her? kam er durch den besuch bei Arinbjörn in die gewalt Eiríks? wann setzte die hilfe Arinbjörns ein? welcher art war sie? wie ist jenes gedicht entstanden? was war sein inhalt? es steht nur da, dass Egil es laut vortrug; aus dem eingang des gedichtes ist zu schliessen, dass es nichts enthielt, was gegen die dichterwürde Egils, also gegen die wahrhaftigkeit, gieng.

¹ die verbindung 'obgleich' zwischen str. 5 und 6 steckt in *þó* 6, 1, die verbindung 'dafür' zwischen 6 und 7 in *skaldsé mitt* 7, 3 und *vid yggjar mide* 7, 6; der ausdruck für 'gedicht' 6, 1—4 ist gedeutet von Olsen Aarb. 19, 120 ff. die verbindung zwischen 4 u. 5 fehlt: wie kommt Egil auf einmal vor Eirík zu stehn? wie kommt er dazu, ein lied vorzutragen? welchen inhalt hatte das lied? Egil bezeichnet es als *mína hofudlausn* 8, 6. 7. gebraucht er den ausdruck schon als einen fertigen terminus? dann ist 'hofudlausn' ein gattungsname; dies gedicht ist seine haupteslösung. oder bezeichnet er sein erlebnis als *hofudlausn* und nennt nach dem vorgang das gedicht? dann macht er 'hofudlausn' zu einem eigennamen.

² die verbindung (dort) wird local gegeben durch *þar*. die verse heben die doppelstellung Arinbjörns als freund Eiríks und Egils markant hervor. *es vætke ló* hat nicht allgemeinen sinn, sondern ganz specielle beziehung auf die freundestreue; der ausdruck *tryggr vinr mín* sagt ganz dasselbe wie 9, 5f *es trúa knáttak*. in diesen worten ligt der triumph des freundes: 'der mann, der der erste der hofleute, ja der freund des königs war, er hat mir treue gehalten'. eine andeutung der feinen zwischenstellung, die sich Arinbjörn in Es. schafft (s. u. s. 410 f), ist hier nicht zu suchen. im gegen teil, nach Es. hat Arinbjörn ganz veritabel gelogen, als er den freund vor Eirík führte. diese zwei strophen 9 u. 10 sind so emphatisch gesprochen wie daz ganze gedicht, besonders str. 12.

§ 4. LAUSAVISA 36 ANALYSIERT.

Str. 36. *Urdomk leid en ljóta* etc. die strophe ist ein schöner, höchst gleichmäÙig gebauter krystall, in dem sich dem sinnenden dichter das ganze erlebnis zusammenzieht, für ihn das facit, die quintessenz des ganzen.

Die ersten langzeilen. der bau der strophe muss uns den weg zum verständnis weisen (Detter 1). in der ersten langzeile jeder halbstrophe spricht Egil unmittelbar vom ereignis. v. 1 und 2. 'mir wurde der hässliche zorn des fürsten leid'. — v. 5 und 6. 'da genoss ich, wie öfter schon, Arinbjörns hilfe.'

In der zweiten langzeile spricht Egil jedesmal einen — wie es scheint — sprichwörtlichen satz, allgemeinen sinnes, der das concrete ereignis beleuchtet. ihm, dem dichter, der sein leben nicht nur durchtobt, ist der allgemeine satz der weisheitsspruch, der vernunft ins ereignis bringt. er hat, wenn er den satz erfasst hat, die höhere warte erklimmen, von der aus ihm die wirren einzelheiten des erlebnisses verschwinden; die hauptzüge liegen groÙ und einfach, fast schematisch vor ihm. so geben uns die ersten langzeilen keinen einzelzug — es sei denn, dass dies oder jenes wort einen ganz prägnanten sinn habe; von der sentenz können wir vielleicht aufklärung erwarten.

Z. 2. *landbeidadar* = 'landgieriger mann' Finnur J. Versfortolkning.: das wort zeichnet Eirík als den, der sich Northumberland in besitz geschafft hat. (vergl. dazu *en jöfurr lön-dom heldr hornklofe* Hl. 18, 6.7 derselbe gedanke, lebenswürdig ausgedrückt.) z. 1. *leið*. Finnur J. Oversigt s. 305f: 'jeg (Egil) blev ked af at vide, at Erik var saa forbitret paa mig'. der gewissenswurm peinigt den in rechtssachen so feinfühligen Egil so sehr, dass er versöhnung mit Eirík sucht. die erörterung der frage, ob Egil diese art zu fühlen und zu handeln zuzutrauen sei, gehört nicht hierher; denn sie ist nicht mehr analyse, sondern schon synthese mit auÙerhalb des textes stehnden aufgaben. *leidr* bezeichnet einen subjectiven zustand, etwas das im herzen des menschen ist, die misstimmung in sehr verschiedenen abstufungen. der gegenstand selbst ist an sich nicht

¹ Die Lausavisur der Egilssaga. Abhandlungen z. germ. philologie. festgabe für Heinzel (Halle 1898).

leidr; mir ist er es. deshalb schreibt Sveinbjörn Egilsson: '*leid reidi* = ira molesta; per litoten¹ pro terribilis'. denn das gefühl der misstimmung wird durch eine ursache erweckt, und zwar gemeinbin durch harte äufßere gewalten, hier durch *reidi*. so kann *leidr* gleich 'terribilis = schrecklich' gesetzt werden. in allen drei ausdrücken ligt die bezeichnung des subjectiven zustands in causaler beziehung auf einen gegenstand. dies ist die nächstliegende deutung der worte. so hat sie auch Es. verstanden, s. 217, 18. die ursache kann nun wol auch eine innere sein. *Urdomk leid* = 'piget me'. dann ist der ausdruck ungenau; denn nicht der zorn reut Egil, sondern seine taten, die ihn erweckt haben. doch mag die verbindung sprachlich und psychologisch möglich sein. das naturbild z. 3. 4 löst die frage sachlich.

Die zweiten langzeilen. der sinn der letzten langzeilen z. 7. 8 ist klar, ob wir nun *allr* mit Finnur J.², oder *haltr* mit Dettter für *hiállr* M W, *halur* K annehmen; doch scheint mir *allr* inhaltlich vorzuziehen; denn *haltr* gäbe neben *of fqr* eine überbestimmung. *of fqr* = 'im elend': da ist jeder gefährdet, braucht jeder freundschaft; da erübrigt sich die lahmheit: 'der ist nicht ganz verloren, der im elend sich treuer freunde rühmen kann.'

Z. 3. 4. der wortsinn der ersten sentenz ist strittig; über den satzsinn hat man noch nicht gestritten. Dettter: 'der kuckuck lässt sich nicht nieder (vom schützenden nest auf die erde?), wenn er den adler über sich kreisen sieht'. diese wörterklärung angenommen³, bleibt das naturbild unmöglich: der kuckuck baut kein nest, und wenn die kleinen vögel den adler oder habicht sehen, verkriechen sie sich grade im dickicht nahe an der erde. vielleicht: der kuckuck kommt geflogen und sieht den adler in seiner flugrichtung hoch über sich kreisen; da macht er sich schleunigst davon und lässt sich eben nicht dort nieder, wo der adler kreist. das wäre dem sinn nach Finns meinung (bei Dettter s. 19 oben). eine allegorische deutung bis ins einzelne ligt dann nahe. mir scheint das bild gesucht, complicit; man wünscht *þars* für *of* MWK lesen zu dürfen. K hat die zeile selbst nicht verstanden. das ist ein gutes omen; denn dann hat

¹ von mir gesperrt.

² Anz. xxvi 37.

³ die verbindung *gammr* mit *þramma* bietet Gunnlaugss. lv. 23. aber auch hier bedeutet *þramma* 'schwer schreiten', (den blutstrom) 'durchwaten'.

K sicher nicht conjiciert. K schreibt *singja* für *sigrat*. Falk PBBeitr. 13, 364 und Dettler vermuteten schon *singrat* = *syngrat*: 'der kuckuck singt nicht, wenn er den adler über sich kreisen sieht'. das bild bedarf keiner erläuterung. also:

'der hässliche zorn des fürsten wurde mir schrecklich. der kuckuck ruft nicht, wenn er den adler über sich kreisen sieht. dort genoss ich wie oft schon Arinbjörns hilfe. der ist nicht ganz verloren, der im elend treuer freunde sich rühmen kann'.

Deutung. jede der beiden halbstrophen enthält ein gleichnis; die ersten langzeilen die sache, die zweiten das bild. über vergleichung und gleichnis, metaphor und allegorie hat Adolf Jülicher, Die gleichnisreden Jesu (Freiburg 1888) s. 24—121 ausgezeichnet gehandelt. s. 73: 'um ein gleichnis zu verstehn, darf man (also) nicht ähnlichkeiten zwischen den einzelnen begriffen des gleichnisses aufspüren, sondern muss die ähnlichkeit zwischen dem verhältnis der begriffe der einen seite und dem der begriffe der andern seite erkennen'. also nicht: der gutzgauch ist Egil, der adler Eirik usw., sondern die beziehung zwischen Egil und Arinbjörn ist gleich der des 'elenden' und des freundes: jener wird von diesem gerettet. die beziehung zwischen Egil und Eirik ist gleich der des gauches und des adlers in der angegebenen lage: jenem ist dieser furchtbar. so schrecklich für den kuckuck der adler ist, so schrecklich ist für Egil Eirik gewesen in seinem zorn. die bedeutung von *leidr* wird durch das bild eindeutig bestimmt. die von Finnur J. vermutete moralische bedeutung hat keinen platz.

Im fremden lande ist Egil in der erdrückenden gewalt des ihm grimmen Eiríks gewesen und durch seinen freund Arinbjörn gerettet worden.

Mehr steht nicht in dieser strophe.

Unser historisches wissen über die Haupteslösung wird durch diese strophe nicht bereichert, aber unser einblick in Egils charakter. wir sehen, in welch einfachen formen, in welch einfachen bildern sich ihm schliesslich die gedanken und gefühle über ein groses erlebnis gestalten: zwei klare gleichnisse. die gefühlsstärke wächst vom ersten zum zweiten: das erste bild von der angst des kuckucks ist simpel; und doch, wer das erlebt hat was Egil hinter sich hat, der versteht, dass der gauch nicht ruft, wenn er den adler über sich sieht; und wer das erlebt hat was

Egil erlebt hat, der weiß, was ein freund in der not wert ist. — einfache form, tiefes gefühl. ein erfahrener, nachdenklicher mann wiederholt ein altes weisheitswort; er hat es verstanden.

II KAPITEL. VERGLEICH DER ANGABEN.

§ 5. DAS VERHÄLTNIS VON AKV., LV., HL.

Akv. und Lv. gehn zusammen: Egil ist in gefahr gewesen, von Eiríks altem grimm vernichtet zu werden, da hat ihn Arinbjörn gerettet.

Akv. gibt genauere ausführungen. Egil hat, unter dem zorn des königs stehend (wol schon in seiner gewalt?), gewaffnet seinen und des königs freund Arinbjörn in Jórdík aufgesucht (und damit wol Eirík selbst). trotz dem grimme des königs hat er gewagt, vor Eirík und dessen mannen ein lied laut vorzutragen. nach der einleitung zu Akv. hat es inhaltlich seiner dichterwürde (wahrhaftigkeit) entsprochen. er hat zum lohn dafür sein leben erhalten und nennt anschließend das gedicht *miña hofudlausn*. in dieser gefahr hat ihm der treue Arinbjörn als einziger geholfen und ihn gerettet, obgleich er der erste der mannen Eiríks, ja sein freund war.

Hl. steht zu Akv. und Lv. im widerspruch. nichts vom zorn Eiríks auf Egil, nichts auch nur von misstimmung. im gegenteil: Egil hat sich bei Eirík selbst zu gaste geladen und trägt ihm zum dank ein (zu diesem zweck fertig mitgebrachtes?) preislied vor; also ein offenbar freundliches verhältnis. nichts von Arinbjörn, nichts von einer 'haupteslösung'. — wir würden aus Hl. nicht herauslesen können, dass es sich in ihr um eine 'hofudlausn' handelt, und es ist zunächst durch nichts bewiesen, dass mit dem in Akv. *hofudlausn* genannten gedichte unsere drápa gemeint ist. wir folgen in dieser gleichsetzung zunächst gutgläubig der angabe der hss. K ε und W und hoffen, dass innere kriterien dieses zeugnis bestätigen werden. so schlecht steht es um das creditiv von Hl.

Akv. Lv. Hl. haben nur das eine gemeinsam, dass Egil Eirík in England aufgesucht und bei ihm ein lied vorgetragen hat. selbst diese tatsachen geben Akv. Lv. und Hl. in verschiedener beleuchtung. in allem andern macht Hl. andere angaben als Akv. Lv. dort freundliches, hier feindliches verhältnis.

Widersprüche in Hl. Hl. enthält aber ein paar worte, die die einheitlichkeit der situation zerspalten. erstens: str. 203.

*Kannk mála mjöt
of manna sjöt.
ór hlátra ham
hródr bark fyr gram.*

zweitens: hierzu gesellt sich die tatsache, dass Egil dem fürsten persönlich fern steht; denn er preist ihn nach hörensagen, nicht nach augenschein, und die concreten angaben über den besungenen fürsten sind äußerst dürftig. hierin könnte der schlüssel zur lösung des widerspruchs liegen.

§ 6. VERHÄLTNIS VON ES. ZU AKV. LV. UND HL.

Es. bietet eine auflösung der widersprüche zwischen Akv. Lv. und Hl.¹, indem sie das verhältnis zwischen Eirik und Egil in zwei auffassungen darstellt. das als wirklich vorausgesetzte verhältnis Egils und Eiríks ist mafslose feindschaft. Egil wird an Eiríks burg verschlagen und damit in seine hand gegeben. da sucht er gewaffnet mutig Arinbjörn, seinen und des königs freund, in Jórvík auf und damit den könig selbst. Arinbjörn vertritt ihn vor Eirik; durch ein schnell gedichtetes lied erkaufte Egil sich sein leben. dies schema der Es. stimmt mit dem inhalte von Akv. Lv. genau überein.

Neben dieser wirklichen feindlichen beziehung aber wird ein verhältnis ritterlichen vertrauens und ritterlicher ehrung durch Arinbjörn fingiert, und die fiction wird von Egil aufgenommen. Arinbjörn sagt: Egil ist hergekommen über weite meere, um dich, Eirik, aufzusuchen und sich mit dir zu versöhnen; denn dein grimm ist ihm auch im fernen lande unerträglich. *þikkjaz eigi mega bera reidi ydra* 217,15 (= dein zorn droht ihn zu erdrücken, vgl. *leid* Lv.). dies ist eine sehr grofse ehre, die du mit ritterlicher ehrung und schonung beantworten musst = Es. s. 217ff. das verhältnis der fingierten ehrung sucht Arinbjörn bis zuletzt beizubehalten, indem er selbst sich die stellung des freundes Eiríks bewahrt. bei der berufung auf seine treue gefolgschaft bleibt er bescheiden und höfisch, s. 222,17 *ok er þat makligt*. als er sich schlieslich zum kampf auf den

¹ die saga selbst hat in ursprünglicher form das gedicht nicht erhalten. Finnur J. fortale s. xxx.

tod gegen Eirík erklären muss, tut er auch dies noch in freundschaft; durch sterben will er seiner dienstmannenpflicht, seinem herrn ehre zu verschaffen, genügen: 'einen isländischen bauernsohn totzuschlagen, ist keine ehre für dich; aber ich will dafür sorgen, dass du ehre auch von dieser tat erhältst, wenn du mich und meine mannen mit Egil ins gras gestreckt hast — das wird eine ehre für dich sein', Es. s. 223,16ff. Arinbjörn wird auch so kein 'dróttinsviki'. Egil spielt an seinem teile die komödie mit. er umfasst Eiríks knie, sagt dass er gekommen sei, um ihn aufzusuchen Lv. 33; (übergibt ihm sein leben und erbittet es sich zurück Lv. 33 A s. u.), dichtet das gedicht und dankt für die hauptesgabe Lv. 34.

Diese fiction ermöglicht dem könig von anfang an ehrenvolles nachgeben. zu einem bruch zwischen Arinbjörn und Eirík kommt es also gar nicht. er wird ja in der tat durch gewalt gezwungen; der fingierten situation nach aber genügt er freiwillig, von Egil geehrt und sich selbst und ihn ehrend, einer ritterpflicht. er muss die fiction hinnehmen; denn sonst müste er ja seinen ersten mann lügen strafen. er spielt das spiel bewusst mit: denn er merkt, dass er auf höchst ehrenvolle weise betrogen wird; natürlich spielt er es widerwillig mit und lässt sich zu den consequenzen der fiction schritt für schritt drängen. am schluss des spiels wagt er doch für einen augenblick den schleier zu teilen: *bezta er kvædit fram flutt* Es. s. 224,14, darin ligt die verurteilung des inhalts; Eirík weifs, dass er nicht aufrichtig gemeint ist; den kann er doch wirklich nicht anerkennen.

In diese zweite fingierte situation passt die situation von Hl. im allgemeinen hinein. in dem *fárbjódr Skota* Hl. 10,6, dem *jöfurr lönðom heldr hornklofe* 18,6f finden wir den *landvarnarmadr Adalsteins firi Skotum ok Írum* Es. s. 213,18 wider. Egil spielt, wie er es in Lv. 33 getan hat und in 33 A hätte tun sollen, die fiction weiter in Hl. da erzählt er, dass er über das meer gekommen sei (*vestr*) und sich bei dem fürsten zu gaste geladen habe, dass er ihm für die aufnahme ein loblied zum dank schuldig sei. er will von seinen grosen taten gehört haben, er spricht die 'lofsord' der saga 219,6, ohne dass er doch, wie Hl. durch ihr schweigen bezeugt, wirklich greifbares von Eirík zu sagen weifs. er versichert seine aufrichtigkeit und ver-

rät waghalsig genug am schluss dem könig, wie sein gedicht gemeint ist.

So wird auch der widerspruch, den Hl. in sich selbst hat, durch Arinbjörns fiction aufgelöst. danach ist also Hl. ein lügendedicht und wird mit Akv. Lv. zusammen zu einer folge geordnet.

Es. und Hl. selbständige versionen. die auffassung der Hl. als eines unaufrichtigen preisliedes wird durch andeutungen in Hl. selbst gestützt: das verhältnis des sängers zum fürsten ist scheinbar freundlich; in der versicherung der aufrichtigkeit 146, in der gegenstandslosigkeit der schilderungen und dem hohn am ende verrät sich aber die feindliche Gesinnung.

Nach diesen übereinstimmungen von Hl. und Es. könnte wol ein werk für das andere oder nach dem andern geschaffen sein. das ist aber nicht möglich, weil zwischen Hl. und Es. widersprüche bestehn, die die annahme der entwicklung des einen aus dem andern verbieten.

Erstens: nach Es. dichtet Egil sein lied als lösemittel in einer halben nacht und trägt es als solches vor. nach Hl. trägt er es zum dank für die aufnahme vor und scheint es doch wol fertig mitgebracht zu haben. jegliche beziehung auf die lösung des hauptes fehlt. zweitens: nach Es. ist Egil von Island im herbst abgereist. nach Hl. ist er *vestr* gesegelt, *við ísabrot* abgefahren. der sinn des ausdrucks *vestr fórk of ver* ist umstritten. es steht nichts im wege, ihn in übereinstimmung mit der saga als zeugnis für die fahrtrichtung Island—England zu verstehn (Finnur J. Oversigt s. 300 ff¹). ohne den commentar der saga muss aber die natürliche deutung sein: 'nach westen', also zh. von Norwegen. zwei der metrischen regeln nicht mächtige, denkende schreiber, AM. 145 u. 426, haben denn auch Hl. und Es. zu harmonisieren gesucht durch die änderung *vestan*. baute jemand aus Hl. eine geschichte, so konnte ihn also unmöglich

¹ HKFridrikssons (Timarit 18, 83 ff) und Finnur Jónssons (aao.) belege aus Island sind für den, der durch sie an eigene reisen in Island erinnert wird, unbedingt überzeugend. vgl. auch Munch Hist. geogr. beskriv. over kongeriget Norge (1849) s. 15. eine gründliche philologische und psychologische behandlung der frage der an. richtungsbezeichnungen wäre sehr erwünscht.

das *vestr* auf den gedanken führen, Egil von Island aus segeln zu lassen. der ausdruck *við ísabrot* heisst 'im frühjahr'. auch hier also kann vom natürlich ungezwungenen verhältnis aus niemand eine abfahrt Egils im herbst construiert haben. so scheint also eine construction der verhältnisse der Es. von Hl. aus unmöglich, und ebenso umgekehrt.

Also sind Hl. und Es. selbständige zeugnisse dafür, dass Hl. ein nicht aufrichtig gemeintes gedicht ist und eine fingierte situation voraussetzt. diese selbst ist aber nach dem zeugnis von Hl. eine andere als die von Es. ausgeführte. die art der combination von Hl. mit Akv. Lv. widerspricht Hl.

Ist nun Hl. ein lügendedicht, so hat der streit um *vestr* und *ísabrot* keinen boden mehr. denn dann kann ja Egil gesagt haben, was gerade opportun schien um Eiríks und um des verses willen. ich persönlich meine, man entstellt tatsachen nicht ohne grund, und solange wir keinen grund für eine entstellung sehen, übersetzen wir getrost mit der saga 'nach osten' und gegen sie 'im frühling'. ob nun *mærdar hlut* 'fertiges lied' bedeutet, können wir nicht sicher sagen; denn wir wissen nicht, welche fiction Arinbjörn vor Eirik wirklich gemacht hat; die der saga ist für uns doch noch lange nicht die der geschichte. ebensowenig ist um *kunn* 's austr of mar zu streiten.

§ 7. DIE VOLKSTÜMLICHE ÜBERLIEFERUNG IN ES. GUNNHILD.

Gunnhild in Hl. Akv. Lv. nicht nachweisbar, dem verfasser der Es. als zauberin innerlich fremd. die darstellung der haupteslösung nach Es. enthält einen offenkundig volkstümlichen einschlag in der person der zauberin Gunnhild. sie zieht Egil durch zauber nach Jórvík und will ihm durch zauber die dichtung der drápa unmöglich machen.

Hl. Akv. Lv. erwähnen Gunnhild überhaupt nicht; wir würden aus diesen zeugnissen nicht auf den gedanken kommen können, dass sie eine rolle in Hl. spielt. (nach Lv. 11 u. 31 hat sie ja allerdings in Egils geschick vorher eingegriffen. sind die strophen echt?)

Der Es. ist Gunnhild ein kernstück, ohne das die handlung nicht denkbar ist. und doch sehen wir, dass der verfasser der Es. sich grade gegen die volkstümliche seite ihres wesens, den zauber, stark ablehnend verhält. das zeigt die analyse des 'far-

bann'-motivs (progr. s. 28 ff). dem historisch-kritischen sinn des verfassers ist der zauber inadäquat; so kann er auch dem 'hamhleypa'-zauber keine rechte bedeutung gewähren (s. u.). aus diesem verhältnis des autors zur person Gunnhilds geht hervor, dass er sie so aus volkstümlicher überlieferung überkommen und nicht selbst so geschaffen hat (was gar nicht selbstverständlich ist). Gunnhild gehört aber nicht blofs der situation der haupteslösung in Es. an, sondern der ganzen Egil-Eirík-fabel der Es. Sie ist von anfang an die feindin Egils. die scene in der die entstehung der feindschaft dargestellt werden muss, die Bárðscene capp. 43 ff, zeigt wider deutlich, dass Gunnhild als volkstümliches element von dem verfassers der Es. in der überlieferung vorgefunden, nicht erst von ihm hineingedichtet worden ist (s. u. s. 404).

Gunnhild in der norwegisch-isländischen überlieferung. um eine grundlage für die beurteilung der stellung Gunnhilds in der Es. zu erhalten, ist es notwendig, dass wir uns über die vorstellung von Gunnhild in der norwegisch-isländischen litteratur unterrichten.

Im folgenden nehm ich die Heimskringla zur führerin durch die überlieferung über Gunnhild und teile das material nach historisch wol möglichem und unmöglichem stoff. darauf untersuch ich die angaben der Islendingasögur über Gunnhild. weder über die geschichtliche Gunnhild noch über 'kongesagaens fremvæxt' will ich etwas aussagen. daher tret ich mit der folgenden sammlung nicht in den streit um die litterarische stellung der quellen ein¹.

Gunnhildr konunga módir in den Konunga-sögur.

Gunnhild als historische person. Gunnhild, die tochter Özur Totis², flieht mit ihrem gemahl Eirík 935 nach Nordhimbraland, nach dessen tode mit ihren söhnen nach Dänemark, kommt mit diesen 961 nach Norwegen zurück und muss 970 wider fliehen, nach den Orkneys.

¹ erklärung der signa. Hkr.: Heimskringla ed. Finnur Jónsson 1893—1900. — Fltb.: Flateyjarbók ed. Vígfússon und Unger 1860—68. — Fgsk.: Fagrskinna ed. Finnur Jónsson. — Agrip: Fms x. — Hist. Norw. Historia Norwegiae.; Theod. Thesdoricus monachus, Historia de antiquitate regum Norwagiensium: beide ed. G. Storm Monumenta historiae Norvegiae, Kristiania 1880.

² Hist. Norw. s. 105,5 tochter des Dänenkönigs Gorm (stultissimus) et Thyri (mulieris prudentissimae).

Vor ihrem früh gefallenen gatten tritt Gunnbild so stark hervor, dass die Erikssynir nach ihr genannt werden: *Gunnhildarsynir* (Hist. Norw. s. 107,6.16. *Gunnildae filii*, nicht so Theod.), das älteste zeugnis ist eine strophe der Þórálfsdrápa Þóráð Sjárekssons, um 1030, Hkr. I 217, in der ihr sohn Harald *arfi Gunnhildar* genannt wird. dieser gebrauch setzt voraus, dass die bezeichnung schon lange galt, offenbar schon in der zeit ihrer herrschaft und der ihrer söhne in Norwegen. auf diese zeit weist auch der spiegelname 'konunga-módir'. Snorri erklärt den namen Hkr. I 223,7 ('Uphaf Eiríkssona'). das wort ist Snorri aber so geläufig, dass er es schon Hkr. 160,20 für das jahr 932 gebraucht, während doch erst 961 ihre söhne könige in Norwegen wurden. Fltb. I s. 48 nennt sie 'konunga-módir' vor der geburt des Harald Gráfeld. Fgsk. s. 23,9 führt sie gleich als 'konunga-módir' ein.

Die kraft die Snorri in ihr fühlt, bezeichnet er in ihrer charakteristik: Hkr. I 164 *kvinna fegrst, vitr ok margkunnig, gladmælt ok undirhyggju-madr mikill ok in grimmasta*. Fgsk. bezeichnet sie nicht als 'fjolkunnig', nur als *illgjarn*, bringt den Finnenzauber nur als nachtrag s. 27; sie bezeugt den hass der bauern. Hist. norw. 106,4 gibt ihre 'rabies pestifera' als grund für die vertreibung aus Norwegen und Nordhimbland an; *malefica regina*. Theod. 7,8 *crudelitatem*, 10,8 *malitiae*, 11,13 *crudelissimae matris, maleficiorum*. ihre historische bedeutung fasst Snorri in die worte: 223,6 *Gunnhildr hafdi mjök landráð med þeim (sonum)*. Fltb. I 75 *dróttning allz Noregs velldis*. Fgsk. lässt sie ganz zurücktreten.

Ihr einfluss ist schlimm: welchen anteil sie an den ersten zügen ihrer söhne von Dänemark aus nach Norwegen gehabt hat, wird nicht gesagt. sie hetzt die söhne gegen Sigurð Hladajarl Hkr. I 230, Fltb. I 63; verträgt sich mit dessen sohne Hákon jarl Hkr. I 238,14 Fltb. I 65; scheint an der tötung Tryggvis und Guðrøðs Hkr. I 241,9ff (Fltb. I 66 der vorhergehende streit ihrer söhne war ihr abgekartetes spiel) teil zu haben; lässt nach Ástrid forschen und sie verfolgen Hkr. I 257. 261 u. Fltb., durch Hákon jarl Theod. 11,3ff. Fltb. I 88 bestreitet diese behauptung. wie ihr rat auf Harald Gráfelds frage Hkr. I 273,17 ob er nach Dänemark segeln solle, ausgefallen ist, wird nicht klar. ob sie die einfälle Ragnfrøðs Hkr. I 279f und

Gudrøðs Hkr. I 410—412 in Norwegen zur wiedergewinnung der herrschaft veranlasst hat, steht dahin; Fltb. I 86, Fgsk. 73 lassen sie die söhne auf der fahrt begleiten; 999 war sie wol doch schon tot, doch wird Hkr. ihr tod nicht gemeldet. Theod. 12f, Fltb. I 153 und Ágrip Fms. x s. 387 lassen sie durch die list Haralds und Hákons in Dänemark ersäuft werden.

Durch alle diese historisch möglichen taten geht die zielbewusstheit, härte und tücke dieser christlichen königin (Hkr. I 17217ff, 228f), der nordischen Hilde neben den fränkischen.

Gunnhild als volkstümliche person. das volk hat das wesen dieses gewaltigen weibes gedeutet: sie ist eine zauberin. Hist. Norw. s. 105,6 *malefica*; Theod. 13,6 *maleficiorum Gunnhildar*. und diese volksmäfsige auffassung hat auch Snorri in ihre charakteristik und ihren lebensgang aufgenommen. sie lernt als mädchen bei zwei Finnen die zauberei und ist, als Eiríks mannen sie treffen, auch schon so weit, dass sie ihre lehrmeister meistert Hkr. I 145f, Fltb. I 42f, Fgsk. 27. sie soll Halfdan Svarti durch eine zauberin haben vergiften lassen Hkr. I 160,15ff, Fltb. I 48. Fgsk. 25 *af visendum sínum vissi hon at Hákon hafði fíor*; sie spricht eine strophe, als Hákon aus England gegen Eirík segelt, vergl. Njála cp. 3; sie soll Hákon Góði Hkr. I 216,12 durch ihren 'skósvein' Kisping eine pfeilwunde haben beibringen lassen, die nicht zu stillen war. die worte des skósvein: *gefi rúm konungsbananum* zeigen die sichere vorausbestimmung der zauberei. Hist. Norw. s. 107,7 kennt den tod Hákons durch den pfeil eines *puer de cohorte filiorum Gunillae dextro lacerto*, aber nicht Gunnhild als anstifterin, und fasst den unwürdigen tod Hákons durch den 'puer' als eine gerechte strafe für seine verleugnung des christentums auf. Fgrsk. s. 47,2 *H. var lostenn aru i armínn* und verblutet daran. also kein 'svein'. Theod. 10,8ff *quod quidam imputant malitiae Gunnhildar*. Fltb. I 61 Kispig.; doch bleiben zweifel offen, denn es flogen sehr viele waffen. Ágrip Fms. x 384 ebso; doch fehlt der name des 'matsveins'. in beiden quellen fehlen auch die worte des knechts.

Also mutmaßliche entwicklung: Fgrsk. gibt nur wunde und tod des königs an. alle andern quellen fügen 'svein' hinzu und deuten aus; Hist. Norw. legendarisch: strafe Gottes, puer; Fltb. Ágr. Hkr. Theod. zauberische handlung Gunnhilds; z. t.

sveinn Gunnhildar. tod Gunnhilds: Theod. Fltb. 1 und Ágr. bringen auch den tod Gunnhilds im sumpte, Fltb. als strafe für ihren bösen anfang, die Finnenzauberei. Fltb. stützt diese nachricht auf die angabe von dem wechselnden verhältnis Gunnhilds zu Hákon. das ist deutlich mönchische geschichtsmacherei.

In dem bilde das Snorri und die historiker vor und nach ihm von Gunnhild vor augen haben, ist zauberei ein bestimmender zug. und zwar ist es das portrait der gereiften frau, der gewaltigen 'konunga-módir', in das diese linie hineingetragen worden ist und in dem sie feststeht. das zeigt Hkr. 1160. hier spricht Snorri von der kaum dreissigjährigen Gunnhild: sie habe durch zauber Halfdan vergiften lassen, und sofort stellt sich zu dem begriff zauber der ergänzungsbegriff 'konunga-módir' ein, der erst für die dreissig jahr ältere Gunnhild gilt.

Man sieht daraus, wie starr die züge dieses Gunnhildportraits waren; wir sind mit Gunnhild mitten in die fabeldichtung hineingeraten¹.

Gunnhild in den *Íslendingasögur*. dieses bild Gunnhilds herrscht nun auch in den *Íslendingasögur*, und zwar ist es hier bereichert um den zug starker sinnlichkeit.

Njála capp. 3—6 spricht am klarsten. G. erweist sich als vorschauend: als ihr die ankunft des ihr ganz unbekanntes Hrút gemeldet wird, weifs sie sofort ganz genau den zweck seiner reise (verwant Fgsk. 25). G. macht Hrút zu ihrem bettgenossen, und als er scheidet, verzaubert sie ihn eifersüchtig. dabei verwendet sie ein uraltes zaubermittel, den ring der die seelen bindet, und das händeumschlingen.

Laxdæla cap. 19 stellt die geschichte decenter dar. G. schätzt Hrút am höchsten von allen männern, wird ganz sinnlos vor eifersucht, wenn beim 'mannjafnað' ein anderer ihrem lieb-ling gleichgestellt wird. beim ersten abschied verrät sie das wirkliche verhältnis ganz deutlich: man soll nicht schlecht darüber

¹ selbst die zurückhaltende Fgsk. berichtet von zwei zauberfällen, einmal mit strophe. grade sie führt sie ein als 'konunga-módir'; merkwürdigerweise berichtet sie dann nichts von ihrer herrschaft als königsmutter. — die letzten reiser der entwicklung scheinen mir zu sein: 1. G. lernt zaubern bei den Finnen. 2. G. lässt Hákon fällen; hier kann man noch entwicklung sehen. 3. G. findet ihre strafe für ihre zaubereien. auffallend ist, dass Hist. Norw. Gunnhild zur Dänin macht; vielleicht weil sie ihre stütze in Dänemark hatte?

sprechen, dass ich dich so hochgeschätzt habe. auch hier gibt sie ihm den ring; dann schlägt sie den mantel über das haupt und wendet sich.

Nach diesem muster wird dann auch das verhältnis der liebebedürftigen konunga-móðir zu Ólaf Páí aufzufassen sein cap. 21; hier finden wir auch noch eine hämische bemerkung einiger hofleute.

Finnur J. setzt die heirat Eiríks mit Gunnhild ins jahr 918, den beginn der herrschaft der Eiríkssynir 961. danach wäre also G. zur zeit ihres verhältnisses mit Hrút und Ólaf etwa 60 jahre gewesen. die rechnung zeigt die echt volkstümlich sagenhafte art dieser fabel: 'ganz eigen ist's mit mytholog'scher frau' usw., vergl. Penelope, Helena, Kriemhild.

In diesem lichte will nun die sage vielleicht auch das verhältnis Gunnhilds zu andern männern gesehen wissen. so ihr famoses verhältnis zu Hákon jarl: *Pá gerdisk kærleikr mikill með þeim Hákon jarli ok Gunnhildi, en stundum beittusk þau vélræðum* Hkr. I 238,14. ja, auch zu Þórólf Skallagrímsson? Es. 117,7ff *Gunnhildr var allra kuenna vænst ok vitrust ok fjölkunnig mjög. Kærleikar miklir vóro með þeim Þórólfi ok Gunnhildi.* in diesem falle weist grade die spätere feindschaft gegen die brüder Þórólf und Egil ein analogon zu ihrer stellung zu Hrút auf. vergl. dazu den spitzigen wortwechsel zwischen Eirik und ihr Es. 1511—5; Es. s. 185: stand Gunnhild auch so zu Bergaunund?

Gunnhild in Es. diese selbe fertige Gunnhild finden wir wider in Es. ihr charakter wird (117,7ff) gegeben (s. o.). so wird sie schon als fertiger charakter eingeführt. in der Bård-scene wird sie zuerst, und zwar sofort als volkstümlich-starrer charakter in action gesetzt. die scene hat die bedeutung, dass sie den anstofs zur ganzen Egil-Eirik-Gunnhild-handlung gibt. sie muss das erste feindschaftsmoment vor unsern augen entstehn lassen. diesem zweck genügt sie aber nicht; denn sie bringt keine psychologische entwicklung der feindschaft Gunnhilds, sondern setzt sie voraus und benutzt sie. nach der ersten, sehr höflichen ausflucht ist Bård sehr liebenswürdig gegen Ólvi und Egil. dann fühlt er sich durch Egils spottstrophe und seine überlegene trinkkraft beleidigt, geht zu Gunnhild, klagt ihr sein leid, und Gunnhild mischt sofort mit ihm einen giftrank. G. ist hier deutlich als 'fjölkunnig' vorausgesetzt. was kann sie

aber gegen Egil haben, dass sie ihn gleich vergiftet? ihn, den bruder ihres freundes? aus solcher ursache? sie hat in der tat nichts gegen ihn, sondern sie ist eben die zauberkundige, Egil grimme königin; als solcher fertiger charakter geht sie durch die ganze Es., und dort, wo die saga ihrer feindschaft erste wurzel aufzeigen will, setzt sie ihre feindschaft schon als den nährboden dieser wurzel voraus.

Die scene ist so wie sie vorligt historisch unmöglich; kein mensch zaubert so riscant wie Egil, und keinem menschen gelingt ein so verzweifletes experiment. aus welcher schicht der entwicklung der saga stammt diese fassung? — ob alt oder jung, die scene beweist dasselbe: Gunnhild ist als starrer charakter aus volkstümlichen vorstellungskreisen aufgenommen. der verfasser konnte sie in die scene, falls sie nicht schon seit alters ihren platz da hatte, nur hineinbringen, wenn sie sonst längst mit dem Egilstoff verwachsen war.

Egils zauber und Gunnhilds gegenzauber, der Egil nach Jórdvik zieht capp. 57 u. 59, sind in der alten, vorlitterarischen saga die causalen bindeglieder der geschelnisse gewesen. vom verfasser sind sie abgelehnt und durch andere ersetzt worden (progr.). ebenso wird der 'hamhleypa'-zauber Gunnhilds, dies stück volkstümlicher überlieferung, vom verfasser nur eben registriert.

Aus all dem geht hervor, dass der verfasser für die hauptlösung und wol auch für die vorgeschichte eine volkstümliche Gunnhild-Egil-überlieferung vorgefunden hat. Gunnhild tritt als starrer charakter in der Es. auf. der verfasser will die volkstümlichen zaubermotive durch psychologisch-historische ersetzen; aber das starre bild Gunnhilds ist ihm schon so selbstverständlich, dass er es zur voraussetzung seiner psychologie machen muss. damit ist Gunnhild in der Hl.-scene nicht mehr blofs bezeugt durch Es., sondern schon durch die dieser vorausliegende überlieferung¹.

Ergebnis. Es. überliefert uns eine von Hl. Akv. Lv. nicht bezeugte, mit der breiten Gunnhildtradition verwachsene volkstümliche fassung der geschichte von Egils hauptlösung. dieses ergebnis der inhaltlichen untersuchung wird bestätigt durch die stilistische untersuchung. diese hat ergeben, dass dem verfasser der Es. für capp. 32 ff eine einsträngig geführte darstellung der

¹ ob wir sie nun in ihr für würllich historisch halten, wird von unserem urteil über die echtheit von Lvv. 11 und 31 abhängen.

handlung vorgelegen hat, der er in der führung der handlung im wesentlichen folgt (progr.). sie ist volkstümlich. diese überlieferung hat dem verfasser den stoff in volkstümlicher auffassung und handlungsführung gegeben. auch die reihenfolge der stücke und die art ihrer verknüpfung lag also schon fest. die arbeit des verfassers ist es gewesen, diese überkommenen grundlagen unter zurückdrängung der volkstümlichen, seiner kritik unannehmbar scheinenden züge zu einem historisch-psychologischen bau auszugestalten.

Inhalt der volkstümlichen überlieferung. unsere unmittelbare kenntnis von der volkstümlichen überlieferung ist sehr karg, weil wir ihr eben nur das offenkundig volkstümliche zuschreiben können. Gunnhild zieht durch zauber Egil in ihre und Eiríks gewalt und stört ihn durch zauber beim dichten der drápa. also muss Egil von Eirík die möglichkeit bekommen haben, sein haupt zu lösen; die verhandlungen vor Eirík müssen also in zwei acten vor sich gegangen sein.

Inhalt von Hl. Akv. Lv. und V. (volkstümliche überlieferung). stellen wir nun die angaben von Hl. Akv. Lv. mit V. zusammen, so ergibt sich als sichere vorlage des vf.s die stellung der vier personen: Egil durch Gunnhilds zauber in die gewalt Eiríks gezogen. dieser bedroht ihn. Gunnhild, die eigentliche feindin Egils, hetzt Eirík gegen Egil. Arinbjörn in der doppelstellung als freund Eiríks und Egils. — Arinbjörn hilft Egil, sich durch ein erzwungenes, nicht aufrichtig gemeintes lobgedicht auf Eirík, an dessen schaffen ihn Gunnhild hindern will, lösen.

III CAPITEL. DAS WERK DES VERFASSERS DER ES.

§ 8. DIE FICTION ARINBJÖRNS.

Nicht bezeugt durch Hl. Akv. Lv. V. ist die deutung der notlage Egils durch die fiction Arinbjörns. ihr gedankeninhalt lässt sich in folgende sätze zusammenfassen: um ausöhnung zu erlangen, ist Egil freiwillig in die gewalt Eiríks gegangen. darin ligt eine ehrung des königs. diese verpflichtet ihn zu ritterlicher schonung des feindes. für die ehre des herrn kann der dienstmann sogar gegen den herrn das schwert führen.

Diese gedanken sind christlich-ritterlich. der alte Egilstoff kennt schonung des gegners überhaupt nicht. eine

parallele geschichte bieten Es. capp 81. 82; ja diese capitel übertrumpfen die Hl.-scene. ein alter freund Egils, Önund Sjóni, hat auf dem thing Egil vollmacht zum schiedsspruch im streit der söhne gegeben, und Egil urteilt, sobald er macht und recht in händen hat, mit voller rücksichtslosigkeit. er kennt nichts von ritterlicher schonung des vertrauenden. sein schiedsspruch ist ganz selbstisch, unbillig, selbst gegen den freund. eine zweite parallele bietet cap. 25: Grím ist, von könig Harald zur versöhnung geladen, am hofe erschienen, und Harald keunt nicht die spur von schonung; nach dem ersten trotzigem wort will er den gast erschlagen lassen. diese auffassung, dass der feind eben feind bleibt, unter allen umständen und immer mit voller härte behandelt wird, ist die grundanschauung, die durch alle handlungen eines Kveldúlf, Grím, Harald, Egil, Eirík und einer Gunnhild bezeugt und als norm für das verhältnis von feinden anerkannt wird. die nichtsahnenden werden überfallen (Þórólf activ und passiv, Gutthorms söhne), die wehrlosen hingemordet (Rögnvald), die wehrhaften überlistet (Bergaunund), das recht mit allen mitteln der chicane und gewalt verfochten und erfochten (die thing-scene, Adalstein und Egil cap. 55). und nirgends werden diese handlungen gemisbilligt. der feind wird nicht geschont, das ist die anschauung in der diese männer der saga leben.

In Arinbjörns fiction nun tritt auf einmal der gedanke auf, dafs ein feind sich wehrlos, vertrauend in die hand des feindes gegeben habe, und dass der geehrte dadurch moralisch gezwungen sei, den feind zu schonen. man halte die scene nur gegen jene, in der Egil, der mann und freund Adalsteins, mit dem schwerte auf den könig losgehn will, weil er nicht sogleich ehrung für seine heldentaten und bufse für den im dienste des freundes gefallenen bruder erhält, und man sieht den ungeheuern culturellen abstand. endlich beachte man auch den ausläufer des gedankens: um dem könig zur ehre zu verhelfen, will Arinbjörn sich von ihm totschiagen lassen. hier ist der ehrbegriff spielerisch, in einen kaum noch ernst zu nehmenden schnörkel ausgezogen; und unter der ehre des königs ist wider die romantisch-christliche ritterehre verstanden.

Um diesen gedanken in einem Norweger- oder Isländerschädel aufgehn zu lassen, musste zwei jahrhunderte lang christliche feindesliebe gepredigt worden und der begriff der roman-

tischen ritterehre wenigstens ins phantasieleben der schriftsteller eingezogen sein.

Über den christlich-ritterlichen einschlag in Es. die christlich-ritterliche (romantische) anschauungsweise tritt aber in der Es. nicht nur hier als vereinzelte erscheinung auf, sondern sie hat schon auf breiten strassen ihren einzug in die saga gefeiert. der charakter Þórólfs 1 zeigt starken christlich-ritterlichen einschlag, vgl. progr. s. 25. dieses demütige nachgeben, dieses verzichten auf vergeltung so lange wie möglich, diese überzeugungsversuche durch beweiße stimmen nicht zur handlungsart der heidnischen männer der saga. die rachehandlungen Þórólfs sind genau abgemessen: für die aufhebung seines kaufschiffes durch Haralds leute unter schonung Þörgisls, des capitäns, rächt sich Þórólf an Harald präzise durch aufhebung eines kaufschiffes Haralds unter schonung des capitäns, eines 'ármans' Haralds; an den schergen rächt er sich durch plünderung ihres familiengutes und die tötung eines bruders, die rache am andern bruder wird Þörgisl wie billig zugeschoben. so mafsvoll-christlich rache zu nehmen, entspricht nicht den alten anschauungen der Es., vgl. Hirdskrá. zweitens ist der aufenthalt der brüder bei Adalstein stark ritterlich gefärbt: das ceremoniell der verhandlungen, die kriegslist usw. (progr. s. 33.) drittens ist die Ljótscene ganz und gar christlich-ritterlich (ebenda s. 59 ff.).

Für eine zusammenhängende untersuchung des christlich-ritterlichen einschlags in der Es. ist hier nicht der ort. das angeführte genügt, um den christlich-ritterlichen charakter der fiction Arinbjörns aufzudecken und zu zeigen, dass diese anschauungsweise in der Es. nicht vereinzelt steht.

Arinbjörns fiction eigentum des verfassers der Es. so haben wir nun gesehen, dass die fiction Arinbjörns, die sich nicht in der überlieferung Hl. Akv. Lv. V. nachweisen lässt, diesen quellen auch innerlich fremd ist. sie hat ihnen also nicht angehört.

Sie ist christlich-ritterlich (romantisch). diese anschauungsweise tritt erst im 13. jahrhundert in den sögur Islands auf (Mogk Lit. gesch. s. 737). so ist die verwendung dieser gedanken an unserm orte nicht in der vorlitterarischen zeit zu suchen, sondern in der zeit, in der die sögur schriftlich verfasst wurden, nicht in der zeit der erzählung der 'frásagnir',

sondern in der verfasserszeit. und da wir bisher an der Es. nicht eine mehrheit litterarischer köpfe haben arbeiten sehen können, so ligt der schluss nahe: die fiction Arinbjörns ist eigentum des vf.s der Es. dieser schluss stimmt zu dem was wir über den schriftstellerischen charakter des vf.s der Es. wissen.

§ 9. DIE FORMUNG DER HAUPTESLÖSUNG IM ZUSAMMENHANG DER ES.

Der schriftstellerische charakter des verfassers der Es.

Der verfasser als historiker. einordnung der Hl. in die chronologie der norwegischen königsgeschichte. die Es. hat einen verfasser, und zwar hat sie einen historiker zum verfasser. er hat die vielheit der ereignisse in eine chronologische folge gebracht. als gerüst dazu hat er die chronologie der norwegischen königsgeschichte benutzt. so fügt er denn die scene der Hl. in die geschichte könig Haralds und Eiríks chronologisch ein. die daten nimmt er aus den konungasögur (Gjesing¹), zum teil wortgetreu. er setzt die haupteslösungsscene nach Finns rechnung in den herbst 936. so hat also die scene durch ihn ihre stelle in der großen geschichte erhalten.

Verwendung historischer motive. der verfasser ist aber nicht nur annalist, sondern rechter historiker: er will die ereignisse aus den allgemeinen bedingungen historischen geschehens verstehn. diese sind für ihn erstens ereignisse der art, wie sie die große geschichte bietet, und zweitens psychologische entwicklung. in diesem sinne denkt er rationalistisch. der zauber gehört für ihn nicht zu den historisch möglichen triebkräften; so motiviert er die wärkung des zaubers Egils und Gunnbilds aus geschichtlichen bedingungen, aus der eroberung Norwegens durch Hákon und dem 'farbann'. s. o.

Einordnung in die geschehnisse der Es., auffassung. anderseits will der verfasser das ereignis der Hl. in der folge der erlebnisse Egils verstehn. er hat die anordnung im wesentlichen übernommen, s. o. s. 405; aber die auffassung der ereignisreihe ist sein eigentum.

Der gedanke der die Es. beherrscht ist: Egil ist der erbe seines geschlechtes, seiner charaktoreigenschaften und seiner

¹ Arkiv 2, 289—318; Finnur Jónsson, fortale; progr. s. 42—49.

stellung zu seinen norwegischen freunden und feinden, zu bauern und herschern. er führt die geschichte weiter, so wie sie von vornherein angelegt war, und führt sie zum gipfelpunct (nicht gleich endpunct), seiner haupteslösung. diese scene macht der verfasser also zur hauptscene, und grade in ihr gibt er seiner auffassung vom zusammenhang der ereignisse den classischen ausdruck in Arinbjörns worten Es. s. 219, 17 ff: . . . *þó at Egill hafi stórt til saka gort við yðr* usw. an höherem orte und ausdrucksvoller konnte er, ohne aufdringlich zu würgen, seine auffassung nicht kund tun.

Dass dieser gedanke eigentum des verfassers ist, hab ich im progr. cap. I eingehend entwickelt. nach ihm hat der verfasser die ganze Es. durchgearbeitet und dargestellt. der mutterboden für die conception des gedankens mag die das gedanken- und gefühlsleben der alten so stark bestimmende auffassung der sippe als des ersten gegebenen ganzen, des einzelnen als gliedes dieses ganzen gewesen sein; aber der gedanke eines einzelnen bewusten mannes ist hier doch aufgegangen; vielleicht ja nicht eben des darstellers der saga. aber warum sollen wir ohne not die verfasserpersönlichkeit spalten? in der Hl. zieht der verfasser also gewissermaßen das facit aus geschehnissen und charakteren.

Die psychologische analyse als methode zum verständnis. dieser bedeutung der caractere in der Es. entspricht die methode, auf die der verfasser alle ereignisse in ihrem inneren wesen versteht und darstellt, die methode der psychologischen analyse. für den aufbau der äußeren zusammenhänge hat er die requisiten der großen geschichte verwant; die inneren zusammenhänge baut er grundsätzlich psychologisch auf. er muss die haupteslösung psychologisch aus den charakteren verständlich machen, dh. die ihm im groben gegebene situation nach den bedingungen der durch seine gesamtauffassung der handlung festgelegten caractere psychologisch ausdeuten. die darstellung der caractere ist also nicht mehr einfach bestimmt durch die überlieferung der haupteslösung, sondern wesentlich durch die persönliche auffassung des schriftstellers. wie stark diese im gegensatz zu der überlieferung gestanden hat, können wir nur an einigen puncten sehen (Gunnhild). das ergebnis der arbeit ist jedenfalls ein zusammenhang von charakteren aus einem guss.

Die arbeit des verfassers an dem stoffe der
Haupteslösung.

Das ergebnis der psychologischen durcharbeitung des haupteslösungsstoffes durch den verfasser der Es. ist nun die auflösung der widersprüche zwischen Hl. und Akv. Lv. und ihre deutung durch die fiction Arinbjörns. die puncte in Hl., die zu einer deutung aufforderten, sind oben aufgedeckt worden s. 395. der verfasser hat einen gedanken seiner zeit eingeführt. er führt ihn aber mit grofser vorsicht ein. er gibt der neuen sittlichen idee noch nicht die kraft, die handlung wirklich zu führen; nur mit dem satze *'nöttvig eru mordvíg'* erzwingt die idee einen einfluss auf den gang der ereignisse, einen aufschub. den ausschlag gibt aber doch nur die brutale gewalt, die Eirík durch Arinbjörn droht. so bleibt das walten der alten kräfte im grunde des geschehens erhalten, nur die oberfläche wird von neuen winden bewegt. in dieser tatsächlichen wirkungslosigkeit des neuen gedankens zeigt sich seine jugend.

Von der allergrösten bedeutung ist seine einführung aber für die auseinanderlegung der auftritte vor Eirík in reden und gegenreden (darüber siehe unten) und für die gestaltung des charakters Arinbjörns und seiner stellung im kräfteviereck. der verfasser folgert aus ihm die ganze fülle der feinen beziehungen, auf die oben hingewiesen worden ist. aber dadurch dass Arinbjörn zum vertreter dieser idee gemacht wird, wird er zum geistig weitaus bedeutendsten der vier spieler emporgehoben. er ist der besonnene, weitschauende, kühne feldherr gegenüber dem unsicheren Eirík, der leidenschaftlichen Gunnhild und dem waghalsigen Egil. er entwirft seinen plan auf grund seiner kenntnis der charaktere und der kräfteverhältnisse, unbedingt auch zum letzten zuge entschlossen, und im gefecht selbst behält er stets den überblick und weifs die veränderte situation sofort neu auszunutzen. er hat wie der ältere Þórólf züge eines christlichen ritters erhalten. — mit dieser charakterzeichnung ist Arinbjörn, soweit ihn die worte Akv. 9. 10. *'tryggr vinnr mín, es trúa knáttak, heiþróadr hverjo ráðe'* usw. charakterisieren, getroffen, aber er ist überhöht. die waffe mit der er ficht, hat ihm erst der dichter geschliffen und gegeben. er mag wol auch in der doppelstellung Arinbjörns zu Egil und Eirík, wie sie Akv. 9. 10. beschreibt, eine mittelstellung zwischen ihnen, wie sie Es. bietet,

gesehen haben, und ich vermute, dass der gedanke überhaupt aus diesen (falsch verstandenen) strophen herausgelesen worden ist. dass sie durch dieses misverständnis aus einem temperamentvollen dithyrambus zu einer ruhigen, feinsinnigen, fast spitzfindigen reflexion werden, ist ja deutlich, auch dass sie damit nicht mehr in Akv. hineinpassen (vgl. zu Akv. s. 391). aus der haupteslösung als einem unvergleichlichen heldenstücke Egils ist die aristie Arinbjörns geworden; Egil ist entschieden zurückgedrängt.

Die alte form der haupteslösung. in diesem zusammenhange bleibt nun ein motiv tot beiseite liegen: Gunnhild stört Egil als schwalbe beim dichten. dieser zug gibt in Es. nur eine erhöhung der dichterleistung Egils (s. o.); er ist auch ohne temperament vorgebracht. wir können uns aber eine verwendung dieses motivs denken, bei der es lebendige bedeutung in der handlung bekommt, und diese verwendung drängt sich vor, sobald wir die fiction Arinbjörns aus der handlung streichen.

Wir haben gesehen, dass der verfasser volkstümliche mythische motivierungen entwertet; sollte das 'hambleypa'-motiv nicht in der alten saga eine höhere bedeutung gehabt haben? Egil soll in unwahrscheinlich kurzer zeit, in éiner nacht, ein preislied auf Eirik dichten. ist er dazu nicht imstande, so ist sein haupt verloren. wenn die alte volkstümliche saga diese einfache bedingung statt der verwickelten fiction der Es. als centrum gehabt hat, so ist der zauber das letzte mittel der feindlichen königin, Egil zum tode zu bringen, und mit ihrer vertreibung ist der sieg gesichert.

Reconstruierte vorlage des verfassers. die zusammenstellung der gefundenen züge (belegt durch die signa der quellen) ergibt folgenden vorgang als inhalt der vorlage der Es.

Egil wird von Gunnhild verzaubert: V. der zauber würrt: V. Egil wird vom herbststurme an die küste Yorks geworfen: V. und kann Eiriks rache nicht entgehn: V. Akv. Lv. da sucht er gewaffnet Arinbjörn auf: V. Akv., und dieser erzwingt vom könig gegen Gunnhilds willen, dass Egil sein leben behalten solle, wenn er über nacht ein zwanzig-strophiges loblied auf ihn dichte: V. (erschlossen). dies will Gunnhild verhindern, indem sie Egil als schwalbe stört: V. da hillt wieder Arinbjörn; er

vertreibt die schwalbe: V, und Egil dichtet das lied in einer halben nacht: V. am nächsten tage trägt er es laut vor Eirik und seinen mannen vor: Akv. V. und empfängt, wie versprochen, sein haupt: Akv. V. Egil siegt als dichter.

Die arbeit des verfassers an der form der Hauptes-
lösung. dialektische darstellung.

Mit der psychologischen analyse des stoffes durch den ver-
fasser wird die darstellungsform sehr entschieden bedingt. die
gedanken werden mit dialektischer schärfe dialogisch entwickelt.
rede und gegenrede sind haarscharf aufeinander zugespitzt. jeder
satz bringt einen neuen gedanken, keiner kann fehlen, keiner
kann eingefügt werden. in zwei langen folgen wird der stoff
so entfaltet. der dialog wird dialektisch geführt. hier steht vor
uns nicht mehr ein psychologisches, sondern ein logisches pro-
duct; jenes fließt aus der un gelenkt sich aussprechenden seele,
dieses ist das werk klarer überlegung, gedanklicher willensarbeit.

Diese knappe dialektische gedankenführung setzt schon ein
bei Egils überlegung, als er in der Humbermündung gestrandet
ist. in dem gespräch zwischen ihm und Arinbjörn bis zum ein-
tritt in des königs halle wird das menschenmögliche an worten
gespart; die nacherzählung von Egils schiffbruch wie die vor-
erzählung von Arinbjörns plan wird umgangen und dadurch die
höchste dramatische beschleunigung und spannung und die größte
logische arbeit des lesers erzwungen; und so geht es weiter. der
echte epiker arbeitet ganz anders, vgl. Genesis 24 und Njála 22 u. 23¹.

Die stellung der strophen.

In diesem bauwerke sitzen nun die strophen so fest drin
wie irgend ein anderes redestück. Egil spricht in der ganzen
scene nur in strophen. zuletzt den dank str. 34 '*Erumka leit*'.
vorher trägt er sein gedicht vor. es hat eine besondere vor-
bereitung und bestimmte wirkung. s. 218,19 fehlt in allen hss.
eine strophe Egils nach den stereotypen eingangsworten: *Pá
kvad Egill*, Lv. 33 a. die lücke des klaren haues zeigt ganz deut-
lich, welche aufgabe diese strophe erfüllen sollte. Egil soll *færa
Eiriki konungi hofud (þitt) ok taka vm fót honum* 217,10. nach
Arinbjörns und Eiriks ersten worten tritt Egil vor zum tisch,

¹ beobachtungen über diese erscheinung im mhd. volksepos s. bei
Walther Vogt Die wortwiderholung [Germ. abhdlgen ed. FrVogt xx heft]. s. 75 ff.

umfasst des königs kniee und spricht Lv. 33: 'ich bin gekommen, um dich aufzusuchen, und habe dich nun gefunden'. Eirík: 'du hast nicht auf versöhnung rechnen können'. lücke. dann Gunnhild: 'wir wollen Egil töten¹. erinnerst du, Eirík, dich nicht an alles, was er uns getan hat?' es fehlt der gedanke: Egil spricht: 'ich bringe dir mein haupt dar; gib es mir zurück'. dieses '*færa hofud*' wird noch in dem plan Arinbjörns verlangt (s. o). es wird im zusammenhang mit der bitte vor Gunnhilds antwort vorausgesetzt; und dieser geteilte gedanke passt formal ausgezeichnet für die geteilte strophe. wir wissen mit voller sicherheit, dass dieser gedanke der inhalt der strophe war, oder besser: hat werden sollen. der schriftsteller ist nicht dazu gekommen, sie zu dichten.

Der verfasser hat so präzise gearbeitet, dass er den an dieser stelle einzig möglichen und notwendigen gedanken ganz genau gekannt und verarbeitet hat, obgleich er ihn nicht niederschrieb. das konnte er nur, wenn er die sicherheit hatte, dass die fehlende strophe haarscharf passte. diese sicherheit konnte er nicht haben, wenn er sich auf eine ihm dem wortlaut nach unbekannte strophe verlassen musste. er konnte nur die sicherheit haben, wenn er sie schon fertig vor sich liegen hatte oder selber machen wollte, wie jeden andern redeteil seiner sauberen arbeit. vor sich liegen hat er sie nicht gehabt; denn sonst stünde sie im texte. also hat er diese strophe in der tat selber dichten wollen².

Mit dem nachweis, dass der verfasser eine strophe hat dichten wollen, wird unser vertrauen in die echtheit der andern strophen (Lv. 33. 34. 35) dieses festen gedankengefüges erschüttert. wir taten recht daran, sie nicht aus dem zusammenhang zu lösen, und als echte worte Egils zu verwerten. für den gang der untersuchung wäre dadurch übrigens nichts geändert worden; denn die strophen bieten Hl. Akv. Lv. gegenüber nichts neues.

¹ *þegar* fehlt M mit recht. es steht noch garnicht in frage, ob Egil frist gegeben werden soll; diese frist ist nur ein vorläufiges compromiss Arinbjörns und taucht erst als gegenslag gegen Gunnhilds eile auf. von hier aus ist *þegar* vorgetragen worden.

² BMÓlsen hat bereits die vermutung ausgesprochen, dass der verfasser hier eine stelle für eine strophe ausgespart hat, die er zur zeit der niederschrift des textes selbst noch nicht gedichtet hatte. er habe sie nachtragen wollen, sei aber nicht mehr dazu gekommen. (Aarb. 1904, s. 219 ann.) [so auch neuerdings Gering Zs. f. d. ph. 41, 231. corr.-nachtrag.]

der beweis für ihre unechtheit ist durch den gedankengang aber nicht erbracht.

SCHLUSS.

§ 10. Das ergebnis der untersuchung ist in dürrem schema:

Aus dem geschichtlichen ereignis der haupteslösung, über das ich nichts aussage, flossen Hl. und vielleicht Lv. 33. 34; ferner in zeitlich gröfserem abstande Akv., Lv. 36 und vielleicht 35.

Lv. 33—35 scheiden als zweifelhaftes material aus dem actenbündel aus. Hl. zeigt inhaltlich gegen Akv. Lv. und in sich selbst widersprüche.

Der erzählung des vorganges hat sich die volkstümliche geschichtenbildung bemächtigt — wir kennen die erzählung nur aus diesem strom. Gunnbild, die zauberin, über deren stellung in der haupteslösung wir nichts wissen, spielt in dieser überlieferung eine grofse rolle. diese volkstümliche darstellung umfasste das leben Egils schon in langen zügen.

Ein schriftsteller, ein wissenschaftlicher, rationalistischer historiker und dichter zugleich, fand diese stoffe vor. er behandelte sie historisch, indem er die verbindung mit der grofsen geschichte unter benutzung gelehrter quellen herstellte und die volkstümlichen motive mit bewusstsein durch einföhrung von triebfedern der geschichte und psychologischer beweggründe zurückdrängte. das ergebnis seiner psychologischen durcharbeitung des gesamten stoffes ist die lösung der widersprüche zwischen Hl. und Akv. Lv. und der in der Hl. selbst durch die fiction Arinbjörns in der vor uns liegenden form — ob sie schon in anderer form bestanden hat, weis ich nicht. der schriftsteller arbeitet eine christlich-ritterliche idee ein. er verschiebt den schwerpunct der geschichte. er hat die feinheit der beziehungen ausgezogen. die dialektische dialogföhrung ist seine methode zur entwicklung des stoffes; sein werk ist unvollendet geblieben: eine strophe hat er nicht hergestellt.

[correcturnachtrag. Finnur Jónsson Den norsk-islandske skjaldedigtning (1908) hat mir bei der abfassung der arbeit ostern 1909 nicht vorgelegen. einzelne verweise sind während der corr. nachgetragen. auch FJ. schreibt nun Lv. 363 *syngrat.*]

INHALT.

- § 1. Einleitung. Thema, stoff, methode s. 379f.
I Capitel. Einzelanalyse der quellen s. 380—393.
- § 2. Hǫfudlausn (Hl.) s. 380—387.
Erster eindruck 380. angaben über den fürsten 381. über den dichter 381. der preis des fürsten 383. gesamt-auffassung 386.
- § 3. Arinbjarnarkviða (Ak.) s. 387—390.
Stellung der historischen angaben im zusammenhang der Ak. 387. die historischen angaben 389. offene fragen 390.
- § 4. Lausavisa 36 (Lv.) s. 390—394.
Analyse 390. deutung 393.
II Capitel. Vergleich der angaben von Hl. Ak. Lv. Es. s. 394—405.
- § 5. Verhältnis von Ak. Lv. Hl. s. 394f.
Ak. Lv. zusammenstimmend. Hl. im widerspruch zu Ak. Lv. 394. widersprüche in Hl. 395.
- § 6. Verhältnis von Es. zu Ak. Lv. und Hl. s. 395—398.
Übereinstimmung von Es. und Ak. Lv. 395. von Es. und Hl. durch die fiction Arinbjörns 395. Es. und Hl. selbständige versionen 397.
- § 7. Die volkstümliche überlieferung (V.) in Es.: Gunnbild s. 398—405.
G. in Ak. Lv. Hl. nicht nachgewiesen, dem vf. der Es. innerlich fremd als zauberin 398. G. 'konunga-módir' in der norw.-isl. überlieferung; in den Konungasögur 399. in den Íslendingasögur 402. in Es.; Bárðscene, Haupteslösung 403. Es. zeugnis für eine breite volkstümliche überlieferung 404. inhalt dieser überlieferung 405.
III Capitel. Das werk des verfassers der Es. s. 405—414.
- § 8. Die fiction Arinbjörns s. 405—408.
Von Hl. Ak. Lv. V. nicht bezeugt 405. ihr christlich-ritterlicher charakter 405. über den christlich-ritterlichen einschlag in der Es. 407. Arinbjörns fiction eigentum des verfassers der Es. 407.
- § 9. Die formung der Haupteslösung im zusammenhang der Es. s. 408—414.
Der schriftstellerische charakter des verfassers der Es.: historiker; einordnung in die chronologie der norw. königsgeschichte 408. verwendung historischer motive 408. einordnung in die geschehnisse der Es. auffassung 408. die psychologische analyse 409. die arbeit am stoffe 410. die alte form der haupteslösung 411. die arbeit an der form, dialektische darstellung 412. die stellung der strophen 412.
- § 10. Schluss. Zusammenfassung s. 414.

Moys bei Görlitz, ostern 1909

WALTHER H. VOGT.

EIN BRUCHSTÜCK DES WUNDERERS.

Von diesem altdeutschen gedichte kannte man (vgl. O Warnatsch, *Die sage vom Wunderer und der Saligen in ihrer litterarischen gestaltung* [Festschrift des Germanistischen vereins in Breslau] Leipzig 1902) bisher folgende texte:

1. Dresdener heldenbuch = H.
2. Regensburger hs. (Keller *Erzählungen aus ad. hss.*) = K.
3. Wolfenbüttler hs. ('Spil von dem Perner und dem Wndrer') = F.
4. Erfurter druck von 1518 auf der Kgl. bibl. in Berlin = H¹.

Diese überlieferung scheidet sich samt ihren vorlagen in eine gruppe mit achtzeiligen strophen ('heunenweise'), der H und H¹, und eine ältere in reimpaaren, der K und F angehören und der nunmehr auch ein druckfragment sich anschliesst, das ich im mai 1909 in der Linzer studienbibliothek gefunden habe.

Es handelt sich um 4 bl., die auf den deckelinnenseiten einer deutschen *Imitatio Christi*, Augsburg 1493, aufgeklebt waren. nach Hain *9117 ist dieses werk ein erzeugnis des druckers Anton Sorg, und so wäre man versucht, auch das Wundererfragment dieser officin zuzuweisen. ich erinnerte mich nun, dass ein ebenfalls von einer incunabel (*Sermones S. Vincentii Ferr.*, Strafsburg 1489) abgelöstes blatt in der diöcesanbibliothek in Linz dieselben typen zeige. nachdem sich diese erinnerung infolge neuerlicher vergleichung als richtig bestätigt hatte, sandte ich dieses zweite fragment zunächst nach Augsburg an die dortige staatsbibliothek zur prüfung. herr dr Schmidbauer teilte mir mit, dass es nicht von Sorg herrühre und nach seiner meinung gar keiner incunabel, sondern einem druck aus dem anfang des 16 jh.s angehöre. nun wante ich mich an den gewiegten incunabelkenner director Haebler an der Kgl. bibliothek in Berlin, der das blatt dem Heiligenleben, Augsburg, Schönsperger 1482 (Hain 9977) zuweist, und an dr KSchorbach in Strafsburg, der ebenfalls einen Schönsperger druck eines *Passionals* darin erkennt, nur mit dem unterschiede, dass er an die ausgabe von 1489 (Hain 9982) denkt. er fügt indes hinzu: 'aber auch eine spätere edition (Hain *9983, 9985, 9986, 9987) kann in betracht kommen, wenn der einband aus welchem das bruchstück ausgelöst wurde, jüngeren datums ist¹.

¹ der einband ist gleichzeitig!

die type des fragments ist die gleiche die Schönsperger in seinem Heldenbuch (1491) verwendete¹.

Das wesentliche ergebnis der bemühungen, für die ich den genannten herren hier wärmsten dank sage, ist also, dass das Passionalfragment und sonach auch das mit den gleichen typen gedruckte bruchstück des Wunderers aus der druckerei Hans Schönspergers in Augsburg stammt, womit auch die sprache des fragments übereinstimmt. man sieht hieraus, wie die presserzeugnisse jener zeit nicht nur am gleichen orte von einer druckerei in die andere, sondern auch von einer stadt in die andere als maculatur gewandert sind.

Nunmehr handelt es sich um die frage, welchem drucke das Linzer Wunderfragment angehört hat. nach Goedekes inhaltsangabe gewis nicht dem Heldenbuch von 1491 (Hain 8420), wahrscheinlich aber einer andern, jetzt verschollenen ausgabe eines solchen. dass nämlich der Wunderer der Linzer studienbibliothek einen teil eines grösseren ganzen, also wol eines Heldenbuches gebildet hat, geht aus der tatsache hervor, dass bl. 1 und 2 in der rechten unteren ecke den custos d (mit danebengesetzter, nicht sicher² zu ermittelnder zahl) aufweisen, der umfang des fragments aber die möglichkeit ausschliesst, dass die dichtung der es angehört, auch die quaternionen a—c umfasst habe.

Da F infolge seines besondern charakters sich wol ziemlich weit von der vorlage, noch weiter vom archetypus entfernt haben wird, K aber einer sehr jungen bearbeitung angehört, so stellt das Linzer bruchstück — ich nenne es L — nicht nur eine neue, sondern auch die derzeit älteste fassung des gedichtes dar.

Die blätter zeigen keinerlei spuren von heftung und ungleichmäßigen rand; wir haben es offenbar mit einem exemplar in albis zu tun. infolge ihrer verwendung sind sie teilweise auch stark mitgenommen. das format — 20 textzeilen auf jeder seite, die zusammen 97 mm hoch sind — und die ausstattung lassen auf einen für weitere volkskreise berechneten druck schliessen.

Ich gebe nunmehr den text im genauen wortlaute wider.

Linz 1909.

K. SCHIFFMANN.

[bl. 1] Da verschmecht mich die magd
Die ich da her han geiagt
Des müss sie mein speiss wesen
Und wil si nimer lan genesen

der letzte satz von mir hervorgehoben. ² die auf bl. 3 dürfte eine 10 sein.

Ich wil euch warlich sagen
 Ir prüder han ich zwen erschlagen
 Und waiss das ir noch zwen sind
 Die send dess selben künigs künd
 Die ligend in meinem land mit hör
 Ich schlag sie moren an alle wer
 Er sprach zû der jungen künigin
 Hörestu das vil schönes magdein
 Wil du im loben zû ainem man
 So wil er dich ungesessen laen
 Si sprach auf mein true
 Si tprch (l) es must mich reuen
 Ee ich in wil nemen zû ainem man
 So wól ich mich ee essen lau
 Da sprach der wunderer
 Nun hör degen mâre

[bl. 1¹]

. . mich noch verschmecht die magt
 ge jagt
 müss si heut mein speiss wesen
 il si genesen
 er kaiserlich magt
 . . . Diederich das sei dir geklagt
 old mich nit wencken
 sold dar an gedennen
 Das ich fur den t . rsten ersach
 Und wend . . . mein ungemach
 Da sprach der jung her Diederich
 Schöne magt ich tû es sicherlich
 . . . sol ich durch dich wagen mein leben
 Dan sol du mir wein geben
 Her Diederich sprach zûm mâgedein
 So wil ich dein kempfer sein
 Der wunderer sprach auf mein ere
 Das send mir lieben (l) mere
 . . . du dein junges leben
 Umb ain wilde magt geben

[bl. 2]

Alss es liecht weter plicz weren
 Der wunderer gab her Diederich ain schlag
 Das er auf der erden lag

Da er nicht begund sagen
 Er wânt in han erschlagen
 In den kraiss sprang zwar
 Rüdiger von Pechlarn
 Und sprach hastu mir den erschlagen
 Das wirt dir von mir nit . . . t
 Des müstu von meinen handen
 Heut werden zu schanden
 Auf sprang da her Diederich
 Von Bern ein fürst loblich
 Er sprach woltest mich han gerochen
 Dar um wirt dir wol gesprochen
 Du sold mir aber den kampf lan
 Es müss im an sein leben gan
 Den leib von mir verliesen
 Und den tod von mir erkiesen
 An der selben stund

[bl. 2¹]

(Fû)r her Diederich feur auss dem mund
 (D)a das der wunderer ersach
 (G)ern mügt ir hõren wie er sprach
 (H)eld du sold mir ain frid geben
 (U)nd sold auch ainen von mir nemen
 (D)es gewer mich degen her
 Durch aller frawen er
 (M)ir sât weiss mein vater das ist war
 (U)nd ist mer dan xxii iar
 (D)as mich ain Diederich solt erschlagen
 Das kan ich dir wol sagen
 Dem für zû der selben stund
 Feur auss seinem mund
 Held seiestu der selbig man
 So sol du mich durch got leben lan
 (N)ain ich auf mein trû sicherlich
 (I)ch tun das nit sprach her Diederich
 Du hettest dich vermessen
 Und woldest die . . . essen
 Es muss doch heut dein ende sein
 Das wiss auf die trûe mein
 Si sprungen wider zusamen

[bl. 3]

Die onverzagden manen
 Zwischen zwaien hüß sich der streit
 Si trügen paid ain ander neid
 Man sach schwert schleg genug
 Ye ainer den andern schlüg
 Da schlüg her Diederich den wunderer
 Das er sich für pass nit mer
 Her Diederich schlüg zû den stunden
 Dem wunderer drei ferch wunden
 Er gab im von kreften ainen schlag
 Durch den helm da in sein leben lag
 Her Diederich der held gut
 Wie pald er im das haupt abschlug
 Und nam es in die hand pei dem har
 Und trüg es für die junckfrau dar
 Frau nun gib mir das poten prot
 Ich han dir geholfen auss aller not
 Ich han dir ainen frid gewunen
 Furpas vor alten und vor jungen
 Ich nim es auf mein ere
 Er jagt dich nimer mere
 Die junckfrau lachend gegen in gieng
 Wie frölich si in empfieng
 So schön si in hiess und kust
 Wie wol si des gelust
 Den helm si im ab pand
 Si sprach held nun hab danck
 Er sprach zu der herschaft iber al
 Nimpt eu nit wunder one fal
 Wie das mig gesein
 Das ich so ain ellends mâgetein
 Si haiss frau seld das ist war
 Und sag euch allen offenbar
 han
 . . . will ich eu wissen lan
 wol getan
 man

[bl. 3¹]

[bl. 4 leer]

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM
UND
DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN
VON
EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1909.



INHALT.

	Seite
vAmira, Die handgebärden in d. bilderhss. d. Sachsenspiegels, von Meyer	305
vArnim, s. Fränkel.	
Badstüber, Christoph Kuffner, ein vergessener poet d. vormärz, von Hock	106
Becker, Kleist and Hebbel, von Meyer	311
Beer, Kleine beiträge zur gotischen syntax, von Mourek	92
Benz, Märchendichtung der romantiker, von Walzel	68
Beowulf, s. Gering.	
Beran, Wort- und versaccent bei Martin Opitz, von Baesecke	240
Bihlmeyer, Senses deutsche schriften, von Simon	239
Binz, Die deutschen handschriften der universitätsbibliothek in Basel I, von Strauch	125
vBloedau, Grimmelshausens Simplicissimus und seine vorgänger, von Riemann	289
Böckel (Vilmar), Handb. d. deutsch. volksliedes, 4 aufl., von Wackernell	190
———, Psychologie des volksliedes, von dems.	193
Books printed in Iceland 1578—1844, von Kahle	307
Brandstätter, Märkisch-westfälische ortsnamen, von Schröder	232
Brandstetter, Der genitiv der Luzerner mundart, von Schatz	231
Brill, Die schule Neidharts, von Wiefsner	167
Brom, Vondels bekeering, von Martin	96
Bruinier, Das deutsche volkslied, 3 aufl., von Wackernell	188
Bruun, s. Jónsson.	
Dessauer, Wackenrodgers 'Herzensergießungen' in ihrem verhältnis zu Vasari, von Koldewey	104
Dreves, Hymnologische studien zu Venantius Fortunatus und Rabanus Maurus, von Strecker	43
JvEichendorff, Tagebücher hrsg. v. Kosch, von Jahn	300
Eichler, Die deutsche Bibel des Erasmus Stratter, von Götze	282
Elster, s. Freytag, Hüffer.	
Ertl, Zur heimatskunde von Oberklee, von Lessiak	309
Escherich, Das fließende licht der Gottheit von Mechthild v. Magdeburg, von Schröder	308
Finnur, s. Jónsson.	
Fischer, Schwäbisches wörterbuch bd I u. II, von Teuchert	26
Fränkel, Bettina vArnim, Goethes briefwechsel m. e. kinde, von Oehlke	243
Freytag, Vermischte aufsätze aus den jahren 1848—1894 hrsg. von Elster bd II, von RMeyer	106
Friedrich, Die anmerkungen übers Theater von Lenz, von Schneider	295
Gering, Beowulf nebst dem Finnsburg-bruchstück übersetzt u. erläutert, von Ries	143
van Ginneken, Principes de linguistique psychologique, von Lewy	226
Golther, Tristan u. Isolde in den dichtungen des mittelalters u. d. neuen zeit, von Blöte	270
Gudeman, Grundriss z. geschichte d. classischen philologie, von Meyer	305
vor der Hake, De aanspreekvormen in 't nederlandsch I, von Ehrismann	235
Halldór, s. Hermannsson.	
Haskell, Bayard Taylors translation of Goethes Faust, von Meyer	312
Helm, Die Apokalypse Heinrichs von Hesler, von Baesecke	61
Helwig, s. Heymann.	
Hermannsson, The Northmen in America (Islandica II), von Schröder	308
Hvflesler, s. Helm.	

Heymann, Helwigs Märe vom heiligen kreuz, von Bernt	278
Heyne, Das altdeutsche handwerk, von Otto	233
Hilka, Eine unbekannte lateinische version des Alexanderromans, von Strecker	96
Hille, Die deutsche komödie unter der einwirkung des Aristophanes, von Meyer	310
Homeyer, s. Wieland.	
Hüffer, Heinrich Heine, gesammelte aufsätze, von Walzel	243
Ideler, Zur sprache Wielands, von Steinberger	241
Inventare, s. vZingerle.	
Islandica II, s. Hermannsson.	
Johannson, Phonetics of the new high german language, von Jellinek	91
FJónsson u. DBruun, Det gamle handelssted Gásar, von Kahle	306
Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde, von Wackernell	211
Keckeis, Dramaturgische probleme des sturms und drangs, von Köster	214
Kircheisen, Die geschichte des litterarischen porträts in Deutschland I, von Walzel	99
Kock, Om språkets förändring 2 uppl., von Jellinek	89
Koennecke, Deutscher litteraturatlas, von Roethe	236
Kopp, Brennberger-gedichte, von Meyer	310
Kosch, s. Eichendorff.	
Kotzenberg, Man, frouwe, juncfrouwe, von Götze	94
vKraus, s. Lachmann.	
Lachmann-vKraus, Walther v. d. Vogelweide, 7 aufl., von Wilmanns	237
Lenz, s. Friedrich.	
Leppmann, Kater Murr und seine sippe, von Walzel	303
vdLeyen, Einführung in das gotische, von Jellinek	89
gvLoeben, s. Pissin.	
Mayrhofer, Gustav Freytag und das junge Deutschland, von RMeyer	107
JMeier, Werden und leben des volksepos, von Heusler	129
———, Kunstlied und volkslied in Deutschland, von Wackernell	203
———, Kunstlieder im volksmunde, von dems.	207
Merker, Simon Lemnius, von Brecht	184
Mi hel, Petrus Mosellanus Paedologia, von Strecker	95
PMosellanus, s. Michel.	
Moser, Historisch-grammatische einföhrung i. d. frühhd. schriftdialekte, von Jellinek	147
Müllenhoff, Deutsche altertumskunde II band, neuer verb. abdruck bes. v. Roediger, von Mueh	1
Müllenhoff, Deutsche altertumskunde V band, neuer verm. abdruck bes. v. Roediger, von dems.	13
Nagl, Deutsche mundarten II 1. 2, von Hoffmann-Krayer	229
Noll, Otto der Schütz in der litteratur, von Walzel	224
Noreen, Vårt språk h. 1—11, von Ranisch	261
Odermatt, Die deminution in der Nidwaldner mundart, von Schatz	231
Olrik, Nordisk aandsliv i Vikingetiden og tidlig middelalder, v. Niedner	136
———, Nordisches geistesleben in heidnischer u. frühchristlicher zeit, übertragen von WRanisch, von dems.	136
Olsen, Runerne paa et ufyndet bryne fra Strøm paa Hitteren, v. Neckel	234
———, Om sproget i de manske runeindskrifter, von dems.	235
Pantenus, Das mittelalter in Leonh. Wächters (Veit Webers) romanen, von Crome	102
Peisker, Die älteren beziehungen der Slawen zu Turkotataren u. Ger- manen, von Janko (vgl. s. 245 ff)	14
Pissin, Otto Heinrich graf von Loeben, von Schulze	219
———, Gedichte von O. H. gr. von Loeben, von dems.	223
Ranisch, s. Olrik.	
Reclam, Johann Benjamin Michaelis, von Steinberger	101

	Seite
Reis, Untersuchungen über die wortfolge i. d. umgangssprache, v. Mourek	93
Roediger, s. Müllenhoff.	
Sahr, Das deutsche volkslied ausgewählt und erläutert, 3 aufl., von Wackernell	187
Scheel, Johann von Schwarzenbergs Trostspruch um abgestorbene freunde, von Götze	179
LSchmidt, Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgang d. völker- wanderung, von Löwe	253
Schwantes, Aus Deutschlands urgeschichte, von Schröder	108
JvSchwarzenberg, s. Scheel.	
Seemüller, xi u. xv Mitteilung d. Phonogramm-archivs-commission, von Wrede	229
Sembritzki, Trescho und Herder, von RMMeyer	103
Seuffert, Prolegomena zu einer Wieland-ausgabe, von Muncker	294
Sense, s. Bihlmeyer.	
Spranger, Wilhelm vHumboldt und die humanitätsidee, von RMMeyer Stadler, s. Wieland.	86
Traube, Vorlesungen und abhandlungen I, von Strecker	227
Ulrich, Gustav Freytags romanteknik, von RMMeyer	107
Vilmar, s. Böckel.	
WvdVogelweide, s. Lachmann.	
Warnecke, Goethe, Spinoza und Jacobi, von RMMeyer	103
Wielands Gesammelte schriften I 1 u. II 1 (hrsg. v. Homeyer u. Stadler) von Muncker	293
Zeumer, Die Goldene Bulle kaiser Karls IV, 2 bde, von Brandt	97
vZingerle, Mittelalterliche inventare aus Tirol u. Voralberg, v. Schröder	285
Briefe Müllenhoffs an Adolf Kirchhoff, mitgeteilt von OSchröder	109
Zwei germanistenbriefe (WGrimm u. FZarncke an OAbel) von vFischer	250
Die ält. beziehungen d. Slawen zu Turkotataren u. Germanen, v. Peisker	245
Entgegnung auf vorstehende replik, von Janko	248
Balz, von Schröder	120
Eikes reimvorrede v. 276, von Roethe	121
Falke 'falbes pferd', von Schröder	119
Klage 1882a, von Plenio	314
Der deutsche Ovid von 1210, von Behaghel	313
Nochmals Parzival 1,20. von Leitzmann	122
Berichtigung zu Anz. xxxii 134, von Lessiak	252
Zu der besprechng von Baeseckes Münchener Oswald (Anz. xxxii 174ff), von Ehrismann	123
Personalnotizen	124. 252.
Preisangaben	123
Register	315



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIII, 1 april 1909

Deutsche altertumskunde von KARL MÜLLENHOFF. II band. neuer verbesserter abdruck besorgt durch MAX ROEDIGER. mit vier karten von HEINRICH KIEPERT. Berlin, Weidmann 1906. xviii u. 416 ss. 8°. — 14 m.

Der neuauflage des ersten bandes der Müllenhoffschen altertumskunde ist nun die des zweiten gefolgt. dass sie nötig war, ist an sich erfreulich; und auch mit ihrer ausführung kann man sich im wichtigsten puncte, in der behandlung dessen was aus M.s feder stammt, einverstanden erklären. es verdient jedenfalls rückhaltlose billigung, dass der herausgeber nicht an eine umarbeitung des buches auf grund neuerer forschungsergebnisse gedacht hat. schon der versuch einer solchen wäre geschmacklos und töricht gewesen.

Eine andere frage ist die, ob nicht in nachträgen oder in anmerkungen auf die fortschritte der wissenschaft aufmerksam gemacht und vor allem solche aufstellungen M.s berichtigt werden konnten, deren irrtümlichkeit nicht zweifelhaft ist. um ein beispiel für viele anzuführen, sei auf die s. 120 gegebene erklärung des namens *Maroboduus* verwiesen. 'der name *Maroboduus*', heisst es hier, 'kann wie *Teutoboduus* völlig für einen gallischen gelten und als 'der grofswillige' oder 'sehr willkommene' aufgefasst werden; ohne zweifel ist aber darin nur der deutsche name umgebildet, der bei Cassiodor Var. 3, 34. 4, 12. 46 *Marabadus*, ahd. etwas abweichend *Meripato* (Meich. nr. 659 a. 849, M. B. 7, 23) lautet und *ἰππόμαχος* bedeutet'. hierzu ist zu bemerken: 1) das element *boduo-* in keltischen namen wird anstatt mit Zeufs Gr.² 857 und Glück s. 53. 76 ff. — auf die sich Müllenhoff in einer anm. beruft — zu cymr. *bodd* 'voluntas', wobei die *uo-*ableitung unerklärt bliebe, viel besser zu ir. *Bodb Badb* 'bellona' gestellt; und dann ist es identisch mit germ. **badwa-* 'kampf' in germ. namen. 2) ahd. *Meripato* enthält *meri* 'meer' als erstes compositionsglied, nicht ein wort, das pferd bedeutet. 3) ein **marha-* 'pferd' als compositionsglied germanischer namen wäre ohne zweifel von den Kelten nicht in *māro-* sondern in *marco-* sowol umgebildet als auch übersetzt worden. dagegen konnte allerdings germ. *mēra-* durch kelt. *māro-* ersatz finden. vgl. die umformung von slav.

Dragomira, Vladimir in *Da(r)gmar, Waldimarr* im nordischen, wobei übrigens das slav. *mir* 'friede' seinerseits für got. *mērs* eingetreten zu sein scheint. widergabe von germ. *mēra-* durch kelt. *māro-* lag sogar noch näher, sofern es sich hier um wirklich verwante, in ablautverhältnis zu einander stehende und gleichbedeutende worte handelt. all das ist nichts neues. aber gewis nur einem bruchteil der leser des M.schen buches ist es bekannt, und allen andern wäre durch solche aufklärungen ein dienst erwiesen worden.

Auf der andern seite muss man sich aber darüber klar sein, wie schwer man es auf einem gebiete, auf dem die meinungen so weit auseinander gehn, mit derlei kritischen anmerkungen vielen zugleich recht gemacht hätte. und während M.s werk allein, als etwas rein persönliches betrachtet und aus seiner zeit heraus beurteilt, in monumentaler gröfse unveränderlich dasteht, hätten solche zusätze, weil vom jeweiligen stand unseres wissens abhängig, dem ganzen buch dauernd den stempel des unfertigen aufgedrückt, auch wenn sie gut gemacht waren. ferner wäre dabei notwendigerweise an die seite M.s noch eine andere persönlichkeit getreten. man kann also immerhin auch zu gunsten des eingeschlagenen verfahrens etwas sagen.

Es handelt sich somit bei dieser auflage im wesentlichen um einen unveränderten neudruck, was sich auch schon darin ausspricht, dass es bis in den 23 anhang hinein fast vollständig gelungen ist, die seitenzahlen mit denen der ersten auflage in übereinstimmung zu halten. von dieser unterscheidet sich die neue eigentlich nur in den verschiedenen beigaben. so sind als anhang 16 die einschlägigen M.schen artikel aus den indices in Mommsens *Iordanes* abgedruckt, allerdings, wie der herausgeber selbst zugesteht, eigentlich nur, damit jeder sich überzeugen könne, wie völlig haltlos *Kossinnas* (der ihre übergehung in der 1 aufl. gerügt hatte) 'behauptung von ihrem sonderwerte gegenüber unserem bande ist'. für die erweiternde neubearbeitung des registers sind wir herrn dr Hermann Michel zu dank verpflichtet.

Die vorrede, in der *Roediger* sein verfahren als herausgeber — auch das bei der ersten auflage — rechtfertigt, enthält auf s. xiii eine polemik gegen einen angriff *Kossinnas*, die mir nur zum teil gelungen scheint. dieser hatte es als 'versäumnis' gerügt, dass zu einer bemerkung M.s über den hauptort der *Obodriten*, der stets *Mikilinburg*, 'nie *Veligrad*' heifse, nicht ein hinweis auf *de Goejes* durch conjectur gewonnenen nachweis von *Veligrad* beigefügt worden sei. dieser vorwurf war gewis unberechtigt, weil es doch gar nicht beabsichtigt war, M.s aufstellungen zu berichtigen oder zu commentieren. aber *Roediger* scheint mir wider zu weit zu gehn, wenn er sagt: '*Müllenhoff* bestreitet gar nicht, dass *Mikilinburg* bei den *Obodriten* *Veligrad*

hieft, ja er nimmt es sogar ohne beleg als selbstverständlich an'. wenn er letzteres täte, was nicht der fall ist, wäre es sehr unvorsichtig von ihm, denn auch nordisch Mikilgarðr ist nicht übersetzung eines *Μεγαλόπολις*, Kónugarðr nicht dasselbe Wort wie Kiew, Holmgarðr nicht dasselbe wie Nowgorod. so ligt von vornherein auch die möglichkeit vor, dass Mikilinburg ein von seinem slavischen ganz unabhängiger deutscher name dieses ortes ist, und diese möglichkeit hat M. gewis erwogen.

Im vorwort ist auch ein brief Kuniks an Kiepert abgedruckt, der sich auf die von diesem dem bande beigegebenen karten bezieht. aus seinem inhalte sei hervorgehoben, dass er die Iggillionen nicht für Litauer nimmt, sondern für einen zweig der Burgunder oder Wandalen (= Lugier). der name des *ἡγούμενος* der Burgunder und Wandalen *Ἰγγίλλος* (Zosim. p. 59) erinnert nach ihm geradeso an einen nachbarstamm, wie der des Logionenkönigs Semno, den kaiser Probus bekämpfte, an die Semnonen. den volks- und den personennamen hab auch ich Beitr. 17, 45. aber in andrer weise zu verbinden versucht. jenes *Ἰγγίλλος* al. *Ἰγγίλλος* ist — wie ich auch Anz. xxxi 106 gezeigt habe — als *ΙΓΓΙΛΛΙΟΣ*, d. i. got. **Iggilds*, **In-gilds* = ags. *Ingeld* herzustellen. den volksnamen hab ich aao. als *ΙΓΓΥΛΛΙΩΝΕΣ* d. i. got. **In-guldjans* gefasst. wenn aber die hss. PRVWα *Ἰγγιλλιωνες* haben, zeigt dies mindestens, wie leicht unter dem einfluss der jüngeren griechischen aussprache *v* und *i* verwechselt werden konnten, und dass es kaum bedenklich ist, dabei sogar an got. **In-gildjans* zu denken. das verhältnis zwischen dem volks- und dem personennamen würde ich mir aber eher umgekehrt vorstellen. **Iggildjans* könnten vielleicht nach altertümlicherer bildungsweise dieselben sein. die später **Iggildiggós* geheissen hätten, die nachkommen oder die leute eines **Iggilds*. wahrscheinlicher aber ist an aisl. *gildir*, stamm **gildja*- in der bedeutung 'gut, tüchtig' anzuknüpfen, neben dem übrigens auch ein **guldja*-möglich ist, ebenso wie zu aisl. *gildi* und mndd. *gilde* ein mhd. *gülte*, mnd. *gulde* in ablautverhältnis steht. ja in mhd. *höchgülte* 'hohen wert habend, kostbar' ligt das geforderte adjectiv **guldja*-wirklich vor. auch die zusammensetzung mit *in*- ist belegt durch aisl. *ígildi* 'hvad er jevngodt med noget', das aber die bedeutung von **idgildi* angenommen hat in folge einer vertauschung und vermischung der präfixe *id* und *i* (aus *in*), zu der der anstofs wol dadurch gegeben wurde, dass *id*- gelegentlich ganz wie sonst *i*- intensiv verstärkend gebraucht wurde; zb. in *idgnógr* 'sehr reichlich', *idlíkr* 'vollkommen gleich'.

Auf der von HKiepert gelieferten Ptolemaeischen karte von Grofs-Germanien und Sarmatien ist gegenüber der 1 aufl. der volksname *Phrugudiones* in *Phrugundiones* berichtigt, was auf die vermutung führen könnte, die karte sei auf ihre richtigkeit überprüft. indessen strotzt sie von fehlern, und zwar zum teil recht auffallenden.

Dem titel ist beigelegt: 'nach dem berichtigten text der Müllerschen ausgabe (Paris 1883).' das ist nicht ganz eindeutig. soll damit der text Müllers als ein berichtigter bezeichnet werden oder ist sein text in der karte berichtigt? letzteres könnte man annehmen, da auf dieser *Artaunon* steht statt des Ἄρταυρον bei Müller, das aber selbst Ἀρήταυρον dh. 'ad Taunum' herzustellen nahelegt.

(Te) *Rakatriaī* wird — abgesehen von dem ī, das nur ein druckfehler sein kann. — sogar dem hier noch zu wüthigenden Pniowerschen zusatz zu I zuliebe geschrieben, da M. sowol als auch Müller ohne jeden vorbehalt sich für *Ρακατρίαίαι* entscheiden. ohne jeden sichtbaren grund aber heisst es *Alokai* statt *Alokiai*, *Burguntoi* statt *Burguntai* (oder *Burguntēs*)¹, *Chaimoi* statt *Chaimai*, *Turonai* statt *Turonoī*, *Phaouones* statt *Phaouonai*, *Melibokos* statt *Melibokon*, *Venedikos Kolpes* statt *Venedikos Kolpos*.

Ich halte übrigens die wiedergabe griechischer namen in lateinischer schrift nicht für glücklich in einem gelehrten werke. will man besserer übersichtlichkeit halber griechischer schrift ausweichen, dann latinisire man die namen auch in den endungen und schreibe *Frisii* nicht *Phrisioi*; und wenn man schon durchaus griechische wortformen mit lateinischen buchstaben wiedergeben will, gehe man dabei doch gleichmäfsig vor und schreibe nicht *Virunoi* aber *Wisburgioi*, *Kasuaroi* aber *Angrivaroi*. wie diese beispiele zeigen, sind zur umschrift von griech. *ov* drei verschiedene zeichen verwendet, davon eines (*W*) allerdings nur infolge eines druck- oder schreibfehlers.

'Von orten (sog. städten)', heisst es in der überschrift der karte, 'sind nur die im Müllenhoffschen buche vorkommenden aufgenommen'. das bezieht sich auf Germanien selbst, nicht auf die auf der karte auch noch verzeichneten nachbarländer. in diesen sind — sichtlich ohne grundsatz — namen entweder gebracht oder nicht. und zwar gilt dies nicht nur von städtenamen. so fehlen die namen der *Triboci*, *Vangiones*, *Nemetes*, aber allerdings auch die der andern volksstämme vom linken rheinufer. in Dakien sind die *Anartoi*, *Koistobokoi*, *Teuriskoi*, *Predavensioi*, *Piephoi* eingetragen; warum nicht auch zb. die *Rakatensioi*, die in der ed. Ulm., wie Müller bemerkt, 'forte recte' *Racatensii* geschrieben werden und schon wegen des anklanges ihres namens an den der Rakaten von interesse sind? andererseits begegnen uns *Piephigoī*, die bei Ptolemaeus in einem auf der Kiepertschen karte gar nicht wiedergegebenen teil Dakiens stehen und von der ihnen

¹ belegt ist ein acc. *Βουργουντας* und zweimal der gen. *Βουργουντων*, bei Müller mit der nicht gut zusammenstimmenden accentuierung *Βουργουντας* und *Βουργουντων* in den text gesetzt. aber seine anmerkung zu dem einen beleg des genetivs setzt ein im text stehendes *Βουργουντων* voraus. es ist also hier ein schreib- oder druckfehler im spiele. in der lat. übersetzung verwendet Müller *Burguntas* und *Burguntarum*.

zukommenden stelle sogar sehr weit fortgerückt sind. auch in Germanien selbst fehlt nach wie vor der völkernamen *Silingai*.

Über die stellung einzelner namen zu einander und die plätze, die jedem zuzuweisen sind, mögen oft die meinungen auseinandergehen. aber wenn bei Ptolemaeus eines neben dem Lunawald von norden her strömenden flusses gedacht wird (*παρὰ τὴν Λοῦναν Ὑλιν πρὸς ἄρκτους ὄριον ποταμοῦ*), so darf man auf der karte diesen fluss nicht mitten durch die *Luna hyle* fließen lassen.

Ungenau gezeichnet ist besonders der Rheinfluss, bei dem eine scharfe ausbuchtung nach osten an der mündung des *Abrinkas* nicht zum ausdruck kommt, und bei den Rheinausflüssen ligt die mündung des mittleren nach den Ptolemaeischen gradangaben südlicher als die der beiden andern, also inmitten einer tief eingeschnittenen bucht, was unsere karte nicht wiedergibt. ebenso übergeht sie den *Μακραμαντις λιμὴν* vollständig, und zwar nicht nur den namen, sondern sie lässt das ufer, da wo Ptolemaeus ihn ansetzt, ungegliedert verlaufen. unrichtig ist auch die eintragung von *Askiburgion* unmittelbar gegenüber von *Batauduron*; der ort steht bei Ptolemaeus weiter östlich.

Über die beisteuer Pniowers zur 1 aufl. sagt das vorwort der neuen: 'jene zusätze erscheinen hier nach dem willen des verf.s in unveränderter gestalt.' das gilt also auch von dem anhang, den er zu M.s akademievorlesung über den südöstlichen winkel des alten Germaniens geschrieben hat.

Pniowers ausföhrungen in diesem laufen darauf hinaus, dass sich hinter dem von M. östlich von den *Baῖμοι* in der südöstlichsten ecke Germauiens angesetzten namen *Ῥαζατρίαι* die namen *Osi et Cotini* einer lateinischen quelle verbergen. er will darum das *οἱ Τεραζατρίαι* der älteren ausgaben nicht mit M. in *οἱ τε Ῥαζατρίαι* herstellen, obwol, was M. noch nicht wusste, die hss. *ΣΩ* und *Υ* wirklich *οἱ τε Ῥαζατρίαι* bieten, und Müller in seiner Ptolemaeusausgabe ganz dasselbe in den text setzt wie M. von dem *Osi et Cotini* sieht Pniower das *et* in dem *Τε* von *Τεραζατρίαι* und außerdem noch die buchstabenzahl jener namen in ihrer umgestaltung forterhalten. der anklang an *Ῥαζάται* ist ihm aber kein zufällig zustande gekommener, vielmehr habe Marinus die von ihm vorgefundenen bereits verderbten namen in absichtlicher anlehnung an den eines benachbarten volkes umgestaltet, 'um sich aus der verlegenheit zu helfen'. als ob diese fälschung, wenn man ihn schon einer solchen beschuldigen dürfte, irgend einen sinn hätte. aus welcher verlegenheit sollte sie helfen? für den zweck des Marinus genögte jeder name, wenn er nur lesbare lautverbindungen hatte. und man stelle sich nur das verfahren einmal im ganzen vor, das P. ihm zumutet, wobei er das in der mitte der von ihm schon vorgefundenen verderbnis stehende *et* als ein selbständiges element behandelt,

umdreht und an den anfang setzt, vom übrigen fast alles fallen lässt und durch *Racat* . . . *ae* ersetzt, aber trotz dieser willkür die buchstaben zählt und drauf achtet, dass sein fabrikat nicht mehr und nicht weniger enthält als die ihm vorliegenden verderbten namen samt dem sie verbindenden *et* zusammen. dabei sieht es P. — und das ist der gipfelpunct des absurden — diesem gebilde *Te-racat-ri-ae* an, dass ihm die namen *Osi et Cotini* in dieser reihenfolge zu grund liegen, und knüpft hieran noch einen weiteren schluss.

Und dies, sowie alles andre was drum und dran hängt und desselben geistes ist, lässt P. unverändert wider zum abdruck bringen, nachdem er 19 jahre lang zeit gehabt hat, sich besser zu unterrichten. doch das ist vielleicht (da P.s studien längst andere wege eingeschlagen haben) nicht so verwunderlich als die tatsache, dass dem herausgeber dessen wunsch maßgebend war. war es doch bei einer neuauflage des 2 bandes der M.schen Altertumskunde die erste und selbstverständlichste aufgabe, einen das ganze gebäude so sehr entstellenden fremden zubau ganz niederzureißen.

Diese forderung hat schon Kossinna in seiner anzeige der 1 aufl. Anz. xvi mit ganz stichhaltigen gründen erhoben, und er scheint mir in seiner polemik gegen Pniower nur insofern übers ziel zu schießen, als er die möglichkeit genauerer kunde über die in betracht kommenden gegenden Germauiens in augusteischer zeit, wie sich uns hier noch aufs neue zeigen wird, mit unrecht bestreitet. andererseits stimmt er doch mit P. überein in der annahme, dass eine kritik der M.schen abhandlung bei den *Ῥαταργίαι* einzusetzen habe, und teilt damit, glaub ich, einen seiner irrthümer.

Wie wir aus Scherers rede auf Müllenhoff wissen, hat M. selbst ihm gegenüber das ergebnis jener abhandlung in einem hauptpuncte zurückgenommen. in welchem, darüber gibt uns Scherer keine auskunft, weil er es entweder nie erfahren oder wider vergessen hatte. doch teilt uns Pniower mit — und kann dies nur von Scherer haben —, M. habe, als er jenen hauptpunct zurücknahm, ausdrücklich bekannt, er sei dem methodischen grundsatz, den nachrichten der Griechen in bezug auf germanische ethnographie stets weniger zu trauen als denen der Römer, in der vorliegenden abhandlung zu seinem schaden untreu geworden.

Eine verletzung dieses grundsatzes sieht P. darin, dass M. die *Ῥαταργίαι*, Ptolemaeus folgend, an eine stelle setzt, wo sie zu den angaben des Plinius angeblich nicht passen; und es überrascht ihn, bei ihm s. 330 zu lesen, dass 'der widerspruch, der durch ihre ansetzung mit der darstellung des Plinius entsteht, nicht so ernst zu nehmen sei'. es sei gleich festgestellt, dass dieses 'citat' in form und inhalt entstellt ist; denn M. sagt aao. wörtlich: 'der widerspruch, der durch diesen ansatz nach den genaueren ptolemaeischen angaben mit jenem früheren herauskommt,

wonach die Eipel als Cusus die ostgrenze des vannischen reiches machte, ist nicht so ernst zu nehmen'. M. denkt also an die möglichkeit eines widerspruches mit Tacitus, der allein Marus und Cusus als die grenzflüsse des vannischen reiches angibt. und mit vollem recht setzt er sich über jedes bedenken mit der annahme hinweg, die *Ῥαταρία* könnten eine abteilung der Osen oder sonst ein völkchen sein, das den vannischen Sveben untertan wurde. schliesslich wissen wir ja nicht einmal so ganz sicher, dass der Cusus wirklich die Eipel ist. denn M. kommt dazu, Eipel und Cusus gleichzusetzen, nur weil er sich schent, für einen der flüsse Oberungarns in den alten quellen doppelnamigkeit anzunehmen, die aber in einer gegend, wo Germanen, Kelten und Pannonier sich ineinanderschoben und ablösten, nicht verwunderlich wäre, und der man ebenso ausweiche, wenn man — was damit nicht etwa als besser empfohlen sein soll — den Cusus mit der Neutra gleichsetze, die M. gar nicht in rechnung stellt. dass innerhalb des Svebenreiches zwischen Marus und Cusus bei Tacitus — wenn der Cusus die Eipel ist — noch ein kleines zinspflichtiges fremdes völkchen denkbar ist, wird man umso weniger bestreiten können, als Tacitus ja auch Germania 1 die Germanen und Sarmaten überall unmittelbar aneinandergrenzen lässt und dabei die unselbständigen fremdsprachigen Cotinen und Osen einfach zu den Germanen schlägt.

Noch weniger kommen die ptolemaeischen *Ῥαταρία* im osten der *Βαῖμοι* mit Plinius ernstlich in widerspruch, der erst den Marus, dann, sich berichtigend, den Duria als ostgrenze der Sveben und des regnum Vannianum gegen die Jazyges Sarmatae nennt. unmöglich können wir M. die argumentation Pniowers zutrauen, der sagt: 'nach Plinius aber war hier am Duria . . . das confinium der Germanen und Sarmaten. folglich kann hier nicht der sitz einer pannonischen völkerschaft gewesen sein'. denn Plinius geschweigt ja hier geradeso wie Tacitus Germania 1 auch der sicher zwischen Sveben und Sarmaten mittenninne stehenden Cotinen und Osen und kann ebenso ein anderes noch unbedeutenderes keltisches oder pannonisches völkchen hier aufser acht lassen. für welchen fluss man den Duria nimmt, ist dabei für unsere frage ganz gleichgiltig. die sache steht nicht anders, wenn Kossinnas vermutung Anz. xvi 55, dass der Cusus des Tacitus die Waag, der Duria des Plinius die Eipel sei, — während M. das umgekehrte annahm — berechtigt sein sollte.

Unmöglich konnte sich also M. später in bezug auf die *Ῥαταρία* den vorwurf machen, er habe hier dem methodischen grundsatz zuwider gehandelt, mehr auf die Römer als auf die Griechen zu geben. und auch sonst sieht man nicht, wo er ihn verletzt haben könnte.

Wenn übrigens Pniower so sicher wuste, dass der einbekannte irrthum M.s auf der verletzung jenes grundsatzes beruhte, muss

man doch fragen, warum er erst die zuverlässigkeit der verschiedensten anderen aufstellungen Müllenhoffs, die mit jenem grundsatz gar nichts zu tun haben, der reihe nach erwägt und beteuert, also doch auch mit der möglichkeit rechnet, dass der irrthum ganz anderer art gewesen sei. erst nachher erfahren wir plötzlich, M. habe Scherer gegenüber ausdrücklich bekannt, jenem grundsatz in der vorliegenden abhandlung zu seinem schaden untreu geworden zu sein. und Scherer, von dem es ja P. haben muss, soll sich das gemerkt haben, obwol er nicht mehr wusste, ob ihm M. überhaupt erzählt habe, worin er fehlgegriffen. und ist P., der einen satz aus M., den er schwarz auf weiß unmittelbar vor sich hatte, nicht getreu wiedergeben kann, ein verlässlicher zeuge? ich zweifle nicht, dass hier bei dem einen oder andern ein lapsus memoriae, ein misverständnis oder eine auto-suggestion vorliegt.

Damit ist Kossinnas versuch, die *Ρακατρίαι* auf die andre seite der *Βαῖμοι* zwischen diese und die *Ρακάται* zu stellen, allerdings der boden noch nicht entzogen, wenn er sich an sich rechtfertigen lässt.

Die in betracht kommende stelle lautet: . . . ἡ Λοῦνα Ὑλη; ὕφ' ἣν μέγα ἔθνος οἱ Βαῖμοι μέχρι τοῦ Δανουβίου, καὶ συνεχεῖς αὐτοῖς παρὰ τὸν ποταμὸν οἱ τε Ρακατρίαι καὶ οἱ πρὸς τοῖς Κάμποις Ρακάται. dabei soll das *συνεχεῖς αὐτοῖς* nach Kossinna aao. 59 auf den verlauf der aufzählung in einer und derselben richtung verweisen, ohne dass doch dieser seine behauptung durch belege für eine solche bedeutung von *συνεχής* zu stützen versucht. hat es aber bei *συνεχής* im sinn von 'unmittelbar sich anschliessend' sein bewenden und hat sich Ptolemaeus nicht ungenau ausgedrückt, dann verteilen sich die *Ρακάται* und *Ρακατρίαι* auf beide seiten der *Βαῖμοι*.

An welcher stelle letztere auf der ptolemäischen karte anzusetzen sind, ergibt sich aus ihrer stellung unterhalb der *Λοῦνα Ὑλη*, deren lage selbst wiederum bestimmbar ist durch die des flusses der an ihr vorbeifließt: *τοῦ παρὰ τὴν Λοῦναν Ὑλην πρὸς ἄρκτους ῥέοντος ποταμοῦ*. seine einmündung in die Donau ist durch gradangaben an einer stelle festgelegt, die nur an die March denken lässt. wir können aber auch seinen lauf in der ptolemaeischen karte erschließen: nicht nur auf grund jenes *πρὸς ἄρκτους*, sondern auch durch eine reihe von ortsnamen: *Ἐβουρόδουνον*, *Φηλιχία* und *Μελιόδουνον*, die alle in einer reihe genau nördlich von *Καρνοῦς* eingetragen sind und sichtlich Marchorte bezeichnen. die *Βαῖμοι* kommen also an der Donau, wenn die *Λοῦνα Ὑλη* östlich der March ligt, etwa von der Marchmündung stromabwärts zu stehn; dann ist aber östlich von ihnen ein name noch gut unterzubringen; weit schwerer wird man für zwei zwischen ihnen und den *Κάμποι* noch platz finden.

Es bleibt also bei der reihenfolge *Ῥακάται, Βαῖμοι, Ῥακατρίαι*. nur müssen wir uns vor augen halten, dass wir damit lediglich die ptolemaeische karte reconstituirt haben und erst vor der frage stehn, wie weit wir uns auf diese verlassen und aus ihr auf die tatsächlichen verhältnisse schliessen dürfen. dabei erweckt das nebeneinander von zwei so ähnlichen namenformen sofort verdacht bei einem autor, der — von ortsnamen nicht zu reden — auch *Λακκοβάρδοι* und *Λαγγοβάρδοι, Ἄναρτοι* und *Ἄναρτοφράκτοι* als verschiedene völker in seiner karte führt. die möglichkeit, dass Ptolemaeus oder Marinus auch hier ähnlich unkritisch verfahren ist, kann niemand bestreiten. aber möglich ist es doch auch, dass die in Oberungarn sich festsetzenden und rasch erstarkenden *Βαῖμοι* dabei einen vor ihnen daselbst sesshaften stamm in zwei theile auseinandergedrängt haben.

Was das verhältnis der namen *Ῥακάται* und *Ῥακατρίαι* betrifft, ist es unzutreffend, wenn Pniower s. 338 bemerkt, dass der eine name die adjectivische bildung des andern ist; denn wo werden sonst mittelst eines *-r+io-* suffixes aus substantiven adjectiva gebildet? aber auch das was ich selbst Zs. 39, 41 ff. über den namen gesagt habe, wag ich nicht aufrecht zu halten, abgesehen davon, dass die buchstäbliche übereinstimmung von *Rakat-* mit cymr. *rhagawd* aus **rakāt-* 'going before, going against; opposition' wenn nicht mehr, so doch soviel beweist, dass Müllenhoffs äusserung (s. 330) 'der name *Ῥακατρίαι* sieht durchaus nicht nach einem keltischen aus', unbegründet ist. erwägen wird man auch müssen, ob *Ῥακατρίαι* nicht eine zusammensetzung oder gar ein doppelname ist, also aus *Ῥακάται Ῥίαι* verderbt. dies könnte die 'freien Rakaten' bedeuten nach cymr. *rhydd* 'frei' aus **rijo-*, vorkelt. **prijo-* = germ. **frija-*. vielleicht bringt hier einmal ein inschriftfund aufklärung.

Derzeit ist jedenfalls so gut wie alles was sich über die *Ῥακάται* und *Ῥακατρίαι* sagen lässt, sehr unsicher. und sollte auch M. seine ansicht später etwa dahin geändert haben, dass diese beiden namen so in die karte zu setzen sind, wie seither Kossinna empfohlen hat, oder dass sie in zwei verschiedenen quellen des Marinus ein und dasselbe volk bezeichnen, so wäre er sich doch sicher immer klar gewesen, dass hier von festen ergebnissen überhaupt nicht die rede sein kann, und dass ein 'hauptpunct' der resultate seiner abhandlung deshalb nicht zurückzunehmen war.

Es muss sich schon um etwas handeln, wo die entscheidung bestimmter ausfallen konnte. und da käme zunächst die irrthümliche gleichsetzung der *Λοῦνα Ὑλη* mit dem Mannhardsberg und der gebrauch der ganz auf construction beruhenden, der lebendigen volkssprache fremden form *Manhart* in betracht. ich habe Beitr. 17, 130 gezeigt, dass der *Mannhards-* oder *Mannhartsberg* nach einem *Meginhart* den namen hat, ohne zu wissen, dass auch schon Zeufs, Die herkunft der Bayern von den Mar-

komannen 40 f dies erkannt hat. in altgermanische zeit kann übrigens der name des Mannhardsberges — es ist ein einzelner berg und kein gebirge — schon deshalb nicht zurückgehn, weil sein bereich, bevor er deutsch wurde, slavisch war, was schon dorfnamen wie *Fernitz*, *Freischling* in seiner nächsten und viele andere in weiterer umgebung beweisen. schlecht würde auch auf den Mannhardsberg passen, was Ptolemaeus von der *Λοῦνα* 'Υλη aussagt, an der er die March von norden her vorbeifliessen lässt, ein unverkennbarer hinweis auf die kleinen Karpaten.

Dass aber M. später seinen irrtum in bezug auf die *Λοῦνα* 'Υλη eingesehen habe, ist kaum anzunehmen, zumal es ihn in diesem sehr bestärken musste, wenn ein Österreicher wie Eduard Suefs in seinem s. 334 abgedruckten antwortschreiben die form *Manhart* gebraucht, die ihm selbst aber sicherlich wider durch M.s anfrage suggeriert ist.

Ein anderer punct, wo M. fehlgreift, sind die *Σίδωνες*. warum er sie durchaus zu einer abteilung der Quaden machen will, sieht man nicht ein, und seiner äusserung: 'sie müssen schon zu den Quaden gezählt werden, wenn die Cotinen und Osen im rücken der Quaden standen', lässt sich entgegenhalten, dass Ptolemaeus von norden herab *Σίδωνες*, *Κῶγνοι* (d. i. *Κότινοι*), *Οὐισβούργιοι* untereinander aufzählt, also die *Σίδωνες* nicht unter, sondern über die Cotinen stellt. auch sonst spricht nichts dafür, dass sie zu den Quaden gehören, und die stelle, die ihr name bei Ptolemaeus einnimmt, eher dagegen. andererseits wird kein mensch bezweifeln, dass sie mit dem gleichnamigen Bastarnenstamm ein und dasselbe sind, wenn in der für sie in betracht kommenden gegend wirklich Bastarnen stehn.

Dass dies sicher der fall ist, habe ich bereits Beitr. 17, 38. 135 f gezeigt, kann aber heute aufser den übrigen belegen für eine in den nordwestlichen Karpaten sesshaften und dort an die andern Germanen sich anschliessende grössere Bastarnenabteilung (von der die Sidones ein teil waren) auf das Elogium des M. Vinucius oder Vinicius und die ihm gewidmete abhandlung vPremersteins in band 7 (1904) der Jahresh. des öst. arch. inst. 215 ff. verweisen.

Die inschrift, um die es sich handelt, lautet einschliesslich der ergänzungen vPremersteins folgendermassen:

M. Vinu]ciu[s P. f., —. n.,
 cos., XV]vir s. f., [pr., q.
 Legatus pro] pr. Augusti Caesaris i[n Illyrico
 primus t]rans flumen Danivium [progressus
 Quadoru]m et Basternarum exer[citum acie
 vicit fu]gavitque, Cotinos, [Osos, *volksname* (9 buchst.),
volksname (8 buchst.)]s et Anarti[os sub potestatem
 imp. Caesaris A]ugusti [et p. R. rededit

.....

Durch vPremersteins scharfsinnige untersuchung ist festgestellt, dass der Donauübergang des Vinucius wahrscheinlich ins j. 14 v. Chr. zu verlegen ist. die unternehmung ist jedenfalls von Carnuntum aus erfolgt und hatte in ihrem weiteren verlauf zuuächst einen wegweiser an der March, deren langsame strömung es ermöglicht, sie auch stromaufwärts mit ruderschiffen zu befahren. in der nähe der March, in Mähren oder auch noch in Niederösterreich wird der zusammenstofs mit den Germanen erfolgt sein. ob dabei die Quaden schon beteiligt waren, wäre vielleicht das interessanteste, was uns das denkmal lehren könnte. leider beruht ihr name nur auf conjectur, und zum gegebenen raum würde ebenso wie *Quadorum* auch *Sueborum* (was allerdings auch nur auf die Quaden gehn könnte) oder *Lugiorum* passen. mit vPremerstein anzunehmen, dass gegen die Cotini und Osi kleinere truppenabteilungen, gegen die Anartii wol gar das gros unter Vinucius vorgegangen sei, ist nicht nötig. denn ein waffenerfolg gegen die Quaden, wenn die ergänzung richtig ist, und die Bastarnen hatte die notwendige folge, dass sich die von diesen unterjochten und ihnen schatzpflichtigen stämme, aber auch rivalisierende nachbarn den siegern zuwanten und an ihnen eine stütze suchten.

Durch die Vinuciusinschrift fällt auch licht auf einen merkwürdigen ortsnamen in der Germania magna des Ptolemaeus, nämlich *Φηλιξία*. wir haben ihn oben schon genannt als einen der in einer reihe genau nördlich von Carnuntum offenbar an der March eingetragenen ortsnamen, die sichtlich alle zusammengehören, weshalb meine annahme Zs. 41, 122f, er sei von seiner richtigen stelle unmittelbar gegenüber Carnuntum 1½ grade landeinwärts verrückt, nur eine gezwungene erklärung für ihn gäbe. wie sich *Αιστουία* als *Aestiva sc. castra* erklärt, so geht auch *Φηλιξία* auf *Felicia castra* zurück. es handelt sich dabei um ein gegenstück zu den *Scelerata castra*, in denen nach Suetonius, Claudius, Drusus vom verhängnis ereilt wurde, und die benennung hat einen an der stelle errungenen bedeutenden kriegerischen erfolg zur voraussetzung. das stimmt sehr gut zu der nachricht der Vinuciusinschrift über eine siegreiche schlacht in jenen genden. sonst wäre, da blofs die zeit vor Marinus in betracht kommt, nur noch an den Svebenkrieg Domitians oder eine unternehmung Trajans zu denken; aber von einem ereignis, das jenen namen veranlasst haben kann, erfahren wir in diesen kriegten nichts. es ist daher, wenn auch nicht das einzig mögliche, so doch recht wahrscheinlich, dass *Φηλιξία* an den sieg des Vinucius über die Bastarnen und ihre verbündeten im jahre 14 v. Chr. erinnert.

Dass der zusammenstofs in der Marchebene erfolgte, hat schon vPremerstein angenommen. das fände durch den namen *Φηλιξία* bestätigung, nur dass dieser, da er der zweite am flusse

ist und der erste, Ἐβουρόδουρον, wol auf Stillfried mit seinen ausgedehnten barbarischen wallanlagen zu beziehen, schon nahe bei oder in Mähren zu suchen ist.

Die Bastarnen die dabei auftreten, sind aber sicher nicht solche von der Donaumündung, sondern einer viel weiter nordwestlich stehnden abteilung zugehörig, die mit den Sidonen an die Cotinen und Quaden heranreicht. wenn vPremenstein, der sich meiner ansicht über die Σιδωνες des Ptolemaeus angeschlossen hat, diese Bastarnen s. 230 geradezu für 'die bastarnischen Sidones' nimmt, geht er darin allerdings zu weit. denn die Sidones sind nur ein teil einer grösseren westlichen gruppe von bastarnischen stämmen, von denen auch andere damals mitgekämpft haben können.

Warum M. die Identität der Σιδωνες des Ptolemaeus mit den bastarnischen Σιδόνες des Strabo nicht erkennt, ist rätselhaft. wenn er schon nicht an sie glaubte, musste er sie doch in erwägung ziehen und ausdrücklich ablehnen, durfte aber der gleichheit der namen nicht völlig geschweigen. ein gleiches rätsel tritt uns aber an einer zu ganz anderer zeit entstandenen stelle von DA. II, nämlich s. 109, entgegen. hier ist von den Bastarnen die rede und im besonderen von der frage, ob die von ihnen überlieferten namen sich als germanisch rechtfertigen lassen. dabei heisst es: 'verderbt scheint Ἀιμοροι, name des einen bastarnischen stammes bei Strabo; dagegen der des andern¹ gleich dem suebischen mannennamen Sido bei Tacitus, ahd. Sito (r. Fuld. nr 465 a 826).' Wenn es auch einen von den bastarnischen Σιδόνες verschiedenen quadischen, also sicher germanischen stamm der Σιδωνες gäbe, so durfte das hier nicht unerwähnt bleiben, weil es den namen als germanischen erweisen würde. für beide fälle weifs ich keine erklärung als die, dass es sich um gedächtnisfehler handelt, die ja bei den aufserordentlich weiten bereich, den M.s wissenschaftliche tätigkeit umfasste, nicht zu sehr verwundern dürften. dass aber M. selbst später das versehen bemerkte und dann einen hauptpunct zurückzunehmen hatte, wäre unter dieser voraussetzung sehr begreiflich.

Ich glaubte hier auf die offne frage, welcher punct dies sein könnte, näher eingehn und mich nicht darauf beschränken zu sollen, Pniowers auffassung zurückzuweisen. doch geschah dies nicht etwa in der absicht, zu zeigen, wie ein anhang zu I auszusehen hätte. denn innerhalb des rahmens seiner Altertumskunde sollte womöglich nur M. selbst das wort führen, und es hätte in unserm fall genügt, in einer anmerkung mitzuteilen, was von M.s äufserung zu Scherer, seinen irrthum betreffend, feststellbar war. alles weitere war sache der kritik und gehörte nicht in das buch, wenn man sich nicht überhaupt dazu entschloss, M.s werk mit anmerkungen herauszugeben. RUDOLF MUCH.

¹ in wahrheit unterscheidet Strabo noch einen dritten, die Περικυοι.

Deutsche altertumskunde von KARL MÜLLENHOFF. v. band. neuer vermehrter abdruck besorgt durch MAX ROEDIGER. Berlin, Weidmann. 1908. x u. 436 ss. 8°. — 14 m.

Durch das was wir über die neuauflage des zweiten bandes von M.s altertumskunde eben geäußert — soweit es sich nicht auf fremde beisätze bezog —, ist auch unsere stellung zu der soeben erschienenen des fünften bereits gekennzeichnet.

Auch hier ist an eine umarbeitung mit recht nicht gedacht worden. aber einzelne anmerkungen des herausgebers wären willkommen gewesen, wenn auch zuzugeben ist, dass der im wesentlichen später als der zweite verfasste band weniger einzelheiten als dieser enthält, über welche die urteile jetzt einstimmig anders lauten, und die M. selbst ohne zweifel heute berichtigen würde. einzelnes der art findet sich aber auch hier. um ein beispiel anzuführen, ist der name der *Aud diupaudga* s. 349 in *Audr diúpúðga* zu bessern. FJónsson macht Tilnavne 83 zu der variante *djúpaudga* die bemerkung: 'et adj. *djúpaudigr* har sikkert aldrið eksisteret, da *djúpr* 'dyb' aldrið brugtes i forbindelse med megen ejendom'.

VerhältnismäÙsig mehr veraltetes enthalten die in dieser auf-lage beigedruckten älteren aufsätze Müllenhoffs. wenn es hier s. 408 in bezug auf anord. *röckr*, got. *riqis* heißt: 'statt des reinen got. vocals hatte das altu. den gebrochenen *ë*, der durch das nachfolgende *v* in *ö* verwandelt wurde', so ligt dabei noch die vorstellung vor, dass got. *i* hier gegenüber *e* das ältere sei. auf derselben s. 417 heißt es einmal *Baiuvarii* und einmal *Baiuarii*. ersteres ist offenbar falsch: man kann *Baiuarii*, *Baiuarii*, *Baiuarii* oder *Baiuuzarii* schreiben wie man will, muss sich aber klar sein, dass die letztere form in *Bai-* und *uuzarii* abzuteilen ist und *uu* als bezeichnung eines einfachen lautes enthält. *Baiuuzarii* oder *Baiuuzaren* — wie man sehr oft list — würde einen *u*-stamm *Baiu-* enthalten, den es nie gegeben hat. in unmittelbarer nachbarschaft, auch auf s. 417, ist abd. *-ari*, *lérari*, *skribari* usw. in *-ári* *lérári*, *skribári* zu ändern; ist doch, da entlehnung aus lat. *-arius* vorliegt, bestimmt sogar gotisch *laisáreis* vorzusetzen — wie es Kluge Nom. Stammb. 26 tut —, was freilich weder in Braunes Got. gram. noch in Streitbergs Got. elementarbuch beachtung gefunden hat.

In der ebenfalls im anhang neu beigefügten recension von Bugges Studien über die entstehung der nordischen götter und heldensage 1. aus der DLZ. 1881 fällt die unrichtige zusammenstellung von *Sír*, einem beinamen der Freyja mit Saxos *Syritha* (d. i. *Sigrithi*) auf, von der M. s. 72 selber Bugge zugesteht, dass sie 'ein grober fehler' war. ein hinweis von der einen stelle auf die andere wäre daher unbedingt am platze gewesen, auch wenn man im übrigen ergänzende oder berichtigende zusätze nicht geben wollte.

Die anhänge sind mit dank zu begrüßen. es handelt sich aufser der eben genannten recension um zwei aufsätze aus dem 16 bd. von Haupts Zs., betitelt 'um ragnaröckr' und 'uudra und uuara'. ein abdruck der abhandlungen über die alte dichtung von den Nibelungen und über Frija und den halsbandmythus, den man gleichfalls hier hätte erwarten können, ist für den 6 bd der DA. in aussicht gestellt.

RUDOLF MUCH.

Die älteren beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen und ihre socialgeschichtliche bedeutung von J. PEISKER [sa. aus der Vierteljahrschrift für social- und wirtschaftsgesch. III, 1905, s. 187 ff.; zugleich als 1 teil von vf.s 'Neuen forschungen zur social- und wirtschaftsgeschichte der Slawen' bezeichnet]. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1905. XII und 243 ss. 8°, 4 blatt abbildungen. — 6 m.

Ein merkwürdiges, auf jeden fall beachtenswertes, stoff- und gedankenreiches buch, welches das interesse des lesers desto sicherer gefangen hält, je kräftiger es sowol in seiner grundthese als auch in einzelheiten zum widerspruch reizt. worin mag der zauber, worin das anstößige dieses dem andenken Šafařiks geweihten buches liegen? wir werden es am ehesten erfahren, wenn wir vorläufig den autor selbst sprechen lassen, also eine gedrängte inhaltsangabe zu bieten versuchen.

Gleich im vorwort erfahren wir, wie vf., eigentlich von einer geplanten kritik der anschauungen Julius Lipperts (Socialgeschichte Böhmens in vorhussitische zeit, bd I, Prag 1896) ausgehend, sein augenmerk immer mehr auf den altslawischen ackerbau concentrirte¹, hier aber durch Meringers deutung des altslav. *plugъ* 'pflug' als altgerm. lehnwort geradezu eine revolution einiger seiner eigenen anschauungen erlebte, was ihn in weiterem verfolg auf ein neues, den grundstock des vorliegenden buches bildendes philologisch-culturhistorisches thema hinführte, von dem er sagt: 'Ich vertiefte mich also in die geheimnisse des gesamten altgerm. lehnwortschatzes im slawischen und stiefs bald bei der slawischen milchnomenclatur auf erscheinungen, deren ungeheuerere culturgeschichtliche bedeutung in die augen sticht: der Slawe besitzt nämlich für 'milch' und 'topfen' keinen eigenen ausdruck; für ersteres hat er ein altgermanisches, für letzteres ein turkotatarisches lehnwort, während sein eigenes einstiges wort für 'milch' schon im altkirchenslawischen nur noch 'biestmilch' bezeichnet. diese einschränkung in der bedeutung und jene zwei lehnwörter hängen offenbar mit

¹ vgl. seine früheren arbeiten 'Über den slawischen pflug' und 'Die altslowenische župa' (beide in der Zs. f. soc.- und wirtschaftsgesch. 5, 1896), ferner 'Die serbische zadruga' (ebenda 7, 1898), alle drei arbeiten auch im sa. unter dem gesamttitle 'Forschungen zur social- und wirtschaftsgeschichte der Slawen'.

einem entsprechenden umsturze im ganzen slawischen volksleben und einer doppelseitigen beeinflussung durch Germanen und durch Turkotataren zusammen, von den drei potenzen weifs man über die slawische gar nichts, über die germanische wenig, und nur über die turkotatarische sind wir genügend unterrichtet. . . .’ (ix).

Und dieses leitmotiv setzt gleich an der spitze der eigentlichen schrift ein, um dann in den verschiedensten variationen immer wider zu kehren. im letzten grunde handelt es sich dem vf. um eine befriedigende erklärung der weniger kriegerischen, ja widerstandsunfähigen und unterwürfigen slavischen national-eigenart, die nach P. keine ethnische, sondern nur politische ursachen haben kann: die ältesten, einer freien entwicklung günstigen sitze der Slaven jenseits der Karpathen bieten uns da keine handhabe, dafür aber jene schon im vorwort berührten lehnwörter, nämlich das eigentlich turkotatarische *tvarogъ* ‘geronnene milch, topfen’ (türk.-džag. *turak* ‘käse’) und dann die aus dem germ. geschöpften: *mlěko* ‘nutzmilch’, *skotъ*, *nuta* ‘rind’ und *plugъ* ‘pflug’. hierzu tritt ein zwar spätes, aber nach P. hochbedeutsames zeugnis des byzantinischen kaisers Konstantin Porphyrogennetos aus dem j. 952 über den mangel an viehzucht bei den südlichen Russen, welche von ihren nachbarn, den mongolischen Petschenegen, rindvieh, pferde und schafe kaufen. auch für die slavische urzeit bleibt für P. kein anderer ausweg als einen ausschließlichen ackerbau mit unterdrückung jeglicher viehzucht anzunehmen — wenigstens zu der zeit, da die Altslaven in harte turkotatarische knechtschaft geraten waren, ihr eigenes wort für ‘süfse milch’ (s. oben) eingeeengt und das fremde türk. *tvarogъ* aufgenommen hatten; nach P. auf ganz natürliche weise, da der turkotatarische reiternomadische eroberer viehzüchter ist und es bleibt, daher alles vieh und alle weide für sich beansprucht, dem von seinen einfällen heimgesuchten aber alle viehzucht und somit allen milchgenuss entzieht, als liebhaber von lediglich in schläuchen geronnener milch und von topfen hauptsächlich diesen im munde führt und so auch seinen unterworfenen knechten (in unserem falle den Slaven) nur die erkenntnis und sprachliche bezeichnung der ‘sauren milch’, des ‘topfens’ (*tvarogъ*) ermöglicht. analogieen und beispiele für eine solche politische und wirtschaftliche (keineswegs auch sprachliche) neugestaltung der dinge gibt es ja, und P. führt sie unter sorgfältiger citierung und kritischer analyse von vMiddendorfs, vSchwarz’ und Vámbéry’s reiseskizzen und culturhistorischen berichten über centralasiatische, nomadisch-räuberische steppenbewohner und die von ihnen am rande der steppe jederzeit bedrohten ackerbauenden Iranier (zb. die Tadschiken und Sarten) in interessanter und lehrreicher gruppierung an (s. 1—22).

Es erübrigt nur die frage, ob die genannten mittelalterliche und namentlich die neuzeitlichen analogieen ohne weiteres auf

die Altslawen angewendet werden können, dh. ob in der nachbarschaft der Slawen schon in der vorchristlichen urzeit reiternomaden und speziell solche turkotatarischen ursprungs sich befanden. P. glaubt ja und stempelt zu jenen bestialischen bedrückern und peinigern der Slawen die rätselhaften Skythen, indem er dieselben auf grund genauer anthropologischer analyse der pontischen kunstdenkmäler durch prof. Holl und Zuckerkandl und nach eingehender, in vielen puncten treffender kritik der gegenbeweisgründe Müllenhoffs mit Niebuhr, Šafarík und Kiepert für iranisierte Uralaltaier, bezw. Turkotataren erklärt. im besondern tritt P. eigentlich für ein compromiss in der bekannten streitfrage ein: da ihm das zeugnis des Hippokrates für und die ikonographischen wie sprachlichen argumente gegen mongolische herkunft der königlichen und nomadischen Skythen gleichwertig sind, so behält jede dieser quellen 'für eine bestimmte zeit, einen bestimmten raum und ein bestimmtes product. der beiden' recht, und 'die Reiterskythen der ikonographie sind nicht oder nicht mehr die bartarmen Reiterskythen des Hippokrates' (s. 53; der excurs über die Skythen von s. 22 an).

Für P. ist hiemit die möglichkeit einer fürchterlichen, ihrem ureigensten wesen und ihrer lebensart nach reiternomadischen nachbarschaft für die Urslawen gegeben, und indem er seinen weitschauenden blick besonders auf der historischen, um 570 n. Chr. beginnenden avarischen knechtschaft und mishandlung der Slawen ruhen lässt und ähnliche, von zeit zu zeit immer widerkehrende verhältnisse auch für die vorgeschichtliche periode voraussetzt (der bedeutungswechsel *slavus* — *scлавus* bestärkt ihn nur darin), gelangt er s. 57 zu dem durch seine neuheit überraschenden ergebnis, 'dass die alten Slawen so, wie sie die geschichte kennt, erst in der uralaltaischen folterkammer geworden sind'.

P. lehrt, die Slawen der vorzeit hätten (ebenso wie die der geschichte) das turkotatarische joch immer wider abgeschüttelt; doch was tauschten sie dafür ein? nur die von der andern seite ihnen drohende, wenn auch mildere germanische knechtschaft! diese letztere scheint P. erhärtet zu werden einerseits durch die etwa 90 betragende zahl der urslawischen lehnwörter aus dem germanischen, denen er eine sorgfältige, nach culturbegriffen geordnete analyse (s. 57—96) widmet — eine für einen nicht-philologen rühmenswerte leistung —, anderseits durch die ausdeutung der 'sociologisch allergewichtigsten lehnwörter', nämlich der uns schon bewussten *plugъ*, *mlěko*, *nuta* und wol auch *skotъ*) als westgermanischer (weder gotischer, noch altnordischer, entlehnungen. dazu kommt (s. 97 ff.) die aufgefrischte etymologie des slavischen *Němьь* 'Deutscher' nicht von *němъ* 'fremd', sondern nach Arndts und teilweise Šafaríks vorbild vom westgermanischen (ursprüngl. vielleicht keltischen) stammnamen *Nemetes*; diese ety-

mologie sei heute, trotz lautlicher schwierigkeiten, deshalb wahrscheinlicher geworden, da nach ausweis obiger lehnwörter gerade 'Westgermanen u. zw. die später westlichsten' den Slaven benachbart gewesen seien. P. genügen ebendieselben westgermanischen, chronologisch 'vorgotischen' lehnwörter 'zum beweis, dass in vorchristlichen zeiten, vielleicht irgendwo an der unteren Weichsel oder nordöstlicher niederdeutsche völkerschaften gewohnt und von dort aus Finnen und Slawen unterworfen haben' (s. 100); 'die gewichtigste germanische beeinflussung der Slawen ist somit viel, viel älter, als angenommen wird' (s. 101).

Eine beredete sprache führt laut P. auch das altslav. *zupa*; indem vf. Brugmanns etymologie (IF. 11, 111f) acceptiert, deutet er es ausschliesslich als 'regio pastoria, weiderevier' und *zupanъ* als 'compastor, weidegenosse'. compastores waren zuerst die Slawen selbst, dann aber 'in der turkotatarischen, zuletzt der awarischen hölle' (s. 103) wurden es die fremden wanderhirten: sie als *Zupane* bildeten eine besondere, herrschende volksschicht, wol gegenüber den geknechteten Smerden (**smьrdъ* 'bauer', eigentl. 'der [als arbeiter oder Europäer dem nomaden] stinkende' s. 119), welcher ausdrück später bei den den Warägern untertänigen Russen und bei den germanisierten meifnischen Daleminziern tatsächlich vorkommt (s. u.). viehzüchter wurden die Slawen erst unter den Germanen wider, freilich in beschränkterem mafe; P. interpretiert scharfsinnigerweise c. 24. 25 von Tacitus Germania und vergleicht das loos der 'servi' der dort geschilderten Westgermanen mit dem schicksal der von Germanen beherrschten Slawen, ja er rechnet im hinblick auf die schon früher erschlossene, obenerwähnte vorchristliche nachbarschaft der Westgermanen und Slawen sogar mit der 'möglichkeit, dass sich unter den servi der Germanen bei Tacitus nachkommen von aus Osteuropa mitgebrachten slawischen knechten befanden', mit andern worten, dass 'auch das taciteische staatswesen z weischichtig' war (s. 106).

Mit der geschilderten abwechselnden doppelknechtschaft ist eigentlich die urgeschichte der Slawen nach P. erschöpft; letztere gewannen zwar zeitweilig die freiheit, allein sie verstanden sie nicht zu nutzen, wie 'jedés solche knechtevolk' vermochten sie sich staatlich nicht zu organisieren. die folge war anarchie oder die freiwillige rückkehr unter eine germanische herrschaft, die sie, etwa so wie nach Nestors chronik die Russen die oberherrschaft der Waräger oder Wikinger, schliesslich erbaten (s. 115f). auch die altnordische herrschaft ist in der sprache verewigt: slav. *vitězъ* 'heros', bei den Daleminziern erhalten als *Withasen*, *Witexen* 'krieger zu ross', kommt nach Uhlenbeck wol aus an. *Vikingr* her. die daleminzischen Withasen hält P. für direct nachkommen von nordischen Wikingern, deren treiben in den Slawenländern durch die saga von den Jomsvikingern beleuchtet wird (s. 117f.).

Das hauptereignis der slavischen urzeit bleiben aber nach P. die wirtschaftlichen wechselfälle: verlust der viehzucht und aufnötigen des vegetariertums, des ackerbaues unter den Turkotataren, sodann der widergewinn beschränkter viehzucht unter den Germanen. oder durch die laut P. so bezeichnende nomenclatur für milch ausgedrückt: verlust, bez. einengung von **mlězъ* 'süfse milch' auf 'biestmilch' und aneignung von *tvarogъ* 'geronnene milch, topfen' unter Turkotataren, sodann der gewinn, in gewissem sinne widergewinn von *mlěko* 'milch überhaupt' unter Germanen. hierin culminiert die hauptthese, welche vf. auf s. 124 formuliert: '*mlězъ — tvarogъ — mlěko*, diese trias ist der so lange entbehrte wegweiser in das fernste, dunkelste altertum der Slawen; sie ersetzt diesen teilweise das, was die Germanen an Tacitus Germania besitzen; sie ist sogar älter und lässt nur éine deutung zu'. diese deutung ist uns bekannt und soll bei P. jetzt nur noch durch zeugnisse griechischer, arabischer und deutscher gewährsmänner über die historischen Slawen erhärtet, anderseits auf wirtschaftlich und politisch rechtlichem gebiete an mittelalterlichen verhältnissen der bereits von den deutschen besetzten Slawenländer erprobt werden.

Was den standpunct des vf.s zur ältesten historischen litteratur über die Slawen betrifft, so geht er aus dem schlussatz seiner darauf bezüglichen analyse (s. 124—133) aufs deutlichste hervor: 'die berichte des Pseudo-Caesarus, Prokopios, Maurikios, kaiser Leos, Konstantin des VII Porphyrogenetos, Ibráhims und Thietmars, die sich auf ein halbes jahrtausend erstrecken, nennen hier zwar überall die Slawen, schildern aber dabei turkotatarische verhältnisse, und es kostet mühe zur feststellung, wo der Türke aufhört und der Slawe anfängt. es sind eben ethnisch und gesellschaftlich turkoslawische mischvölker'. P. geht demnach darauf aus, überall eine zweischichtung der Slawen mit turkotatarischer oberschicht von *županen* zu ermitteln.

Dieselbe nach seiner lehre uralte zweischichtung sucht er schliesslich, unter benützung seiner früheren arbeit über die alt-slovenische *župa* (s. eingang), noch im mittelalter bei den Daleminziern in Meissen, sowie auch bei einem teile der Slovenen in Untersteiermark zu erweisen. so erklärt er auf seine weise die drei ersten daleminzischen volksgruppen (1. ältesten = *seniores villarum, supani*; 2. knechte = 'in equis servientes, *withasi*?; 3. *zmurdi*) als überbleibsel der ehemaligen turkotatarischen, bezw. altnordischen herscher- und zudritt der slawischen bauernschicht (s. 134—143); in Untersteiermark dagegen versucht er dem weit reicheren material sogar statistisch beizukommen und unter anderm zu beweisen, dass die dort verhältnismäfsig so zahlreichen, immer zweihubigen *župane* (sogar 2—5 in éinem kleinen dorfel) keine blofsen dorfschulzen oder gar wirtschaftsbeamte, sondern die ursprünglichen — turkota-

tarischen — grundherren waren, welche erst je nach maßgabe der von ihnen selbst beanspruchten weidereviere den bauern jährlich land zum schwenden, zur brandwirtschaft (in der regel ohne pflug) anwiesen. nach der deutschen landnahme wurde die županenwillkür zwar gebrochen, sie selbst wurden ebenfalls zinspflichtig, doch so, wie es ehemaligen und in überwiegendem maße noch damaligen viehzüchtern angemessen war (s. 143—196, bes. 158 u. 168f).

In zwei den genannten nahegelegenen slavischen gebieten finden wir später keine spur einer županenverfassung: in Böhmen, wo der sage nach der bauer Přemysl aus Stadice bei Bilin, der begründer einer ganzen dynastie, vom pfluge geholt wird, und in Kärnten, wo sogar die späteren deutschen herzöge ihre herschergewalt aus der hand eines auf dem fürstenthron sitzenden bauers, des bauernherzogs, empfangen (vgl. Ottokars Österr. reichchronik v. 19983 ff.). P. sieht in beiden erscheinungen ältere sociale zustände und ereignisse widergespiegelt, und indem er beide identificiert, leitet er sie auf eine einst (wol gegen die Aaren) geglückte revolution der von den županen arg geknechteten bauernschaft zurück; die errungenschaften jener localen wideraufrichtungen der ackerbauer, nämlich die beseitigung der viehzüchtenden županenschicht und die widerherstellung der bauerlichen rechte und freiheit, namentlich in sachen der viehzucht, seien speciell im Zollfelder inthronisationsritual deutlich versinnbildet (s. 196—243). —

Die grundzüge von P.s buch und theorie sind gezeichnet, nun sollte eine allseitige kritik seiner aufstellungen erfolgen, zu der sich eigentlich linguisten und historiker, anthropologen und archäologen, vergleichende sociologen und rechtsgelehrte zusammenfinden müsten. denn die tragweite der oben dargelegten hauptthese ist überaus groß, und die folge ihrer erwiesenen richtigkeit wäre eine geistige revolution in den bisherigen ansichten über die slavische urzeit und die damaligen nachbarlichen völkerbeziehungen, über welche sich bis heute noch niemand so bestimmt und zugleich so schwarzseherisch ausgesprochen hat wie P. referent hat, trotzdem er nur auf einem der erwähnten gebiete fachmann ist, dennoch die besprechung der ganzen schrift übernommen, weil die von P. aufgestellte hauptthese mit allen ihren nebenstützen in erster reihe linguistischer natur ist und der philolog trotz aller detailarbeit die fühlung mit den angrenzenden disciplinen selbst heutzutage nicht verlieren kann und darf. in diesem sinne ist er an die prüfung des gesamtbaues P.s herangetreten, ohne den specialisten der übrigen fächer die controlle des fast erdrückenden nicht linguistischen kleinmaterials des vf.'s vorweggenommen, geschweige denn erspart zu haben.

Mein gesamturteil über das buch lautet dahin, dass es wie jede starke individualität viel licht, aber auch viel schatten auf-

weist. zu seinen vorzügen rechne ich die mit emsigstem bienenfleiß gesammelten details und einzelbelege, die scharfsinnige, in vielen fällen einwandfreie sichtung und analyse derselben; den vf. zeichnet hier wie sonst wahrheitsliebe und ehrliches streben nach wahrheit, zugleich ein das chaos der erscheinungen rasch durch- und überblickendes, mit spielender leichtigkeit combinierendes auge aus. was aber den erfolg aller seiner denkarbeit von vornherein beeinträchtigt, ist der schwächliche, ungenügende unterbau von oft zweifelhaften oder zu gehöriger induction der zahl nach nicht ausreichenden prämissen, welche letzteren dann den ganzen stolzen bau der haupttheorie mit ihren kühnen, luftigen conturen nimmermehr zu tragen vermögen. speciell als philolog muss ich dem vf. für seine linguistischen, von fachleuten zum teil überwachten bemühungen meine anerkennung, sonst aber das bedauern aussprechen, dass er als socialhistoriker unserem material viel zu viel beweiskraft zugetraut und besonders in der lehnwörterfrage eine ganz falsche stellung eingenommen hat. kann die sociologie 'nicht warten, bis sich die sprachforscher geeinigt haben' (s. 95), so darf sie doch selbst nicht rein linguistische streitfragen entscheiden und auf derart subjectiven, ad hoc herbeigeführten ergebnissen weiter bauen wollen. das urteil über eine solche, sprachgeschichtlich und sprachpsychologisch noch dazu unrichtig oder wenigstens unfest fundierte untersuchung kann von unserer seite nur ablehnend ausfallen ¹.

Im besonderen ist eine urzeitliche knechtung der Slaven durch Turkotataren einfach unerweislich ². abgesehen davon, dass die von P. herangezogenen, sämtlich späteren analogieen nicht ohne weiteres in die urzeit mit bezug auf das ganze Slaventum projiziert werden dürfen (selbst des kaisers Konstantin vii bericht ist spät und betrifft nur den südlichen teil der Russen!), abgesehen ferner davon, dass auch durch P. die Skythenfrage nicht gelöst, somit eine streng reiternomadische nachbarschaft der vorzeitigen Slaven nicht ganz unzweifelhaft ist: das kärgliche, von P. mit großem nachdruck und großer zuversicht angerufene etymologische beweismaterial versagt vollends. P. hätte, nur um seine theorie philologisch zu retten, besser getan zu sagen, jene von ihm vorausgesetzten turkotatarischen herren der Urslaven wären sprachlich völlig verschwunden, d. h. restlos (ohne

¹ von rein linguistischem gesichtspunct habe ich mich gegen P.s hauptthese schon früher kurz in der Čech. revue 1 (1907), s. 318 ff. und eingehend im Věstník České Akademie 17 (1908), s. 100 und 139 ff. ausgesprochen; ein entsprechend culturbistorisch gefärbter deutscher auszug daraus wird auch im 1 bande der zs. 'Wörter und sachen' (bei Winter in Heidelberg) erscheinen.

² dass der erst mittelalterliche bedeutungsübergang von *slavus* zu *slavus*, der auf Griechenland und besonders Italien hinweist, für die urzeit belanglos ist, versteht sich von selbst.

nachwirkungen im slav.) slavisiert oder (wie die Avaren) wider vertrieben worden; so aber paradiert bei ihm als ganz vereinzelt lehnwort aus dem türk. *tvarogъ* 'topfen', ein wort, das man sehr wol mit der wz. *tuer-* in verbindung setzen und aus dem idg. (urform **tuōraghos* 'formaticus, topfen, käse, fromage' bis auf das formans = gr. *σώραχος* aus **τρώραχος* 'kiste, korb, urspr. geflochtener, also geformter gegenstand') herleiten kann; doch zugegeben, dass gerade das nicht allgemein, sonderu nur ost-türkische (džag.) *turak* ins urslav. gedrungen, in wirtschaftlicher beziehung wäre es von äußerst geringem ausschlag gewesen. entlehnungen von wörtern für 'topfen' (vgl. spät-mhd. *twarc*, nhd. *quark* aus dem slav.) und 'käse' (vgl. wgm. **kāsju* aus lat. *cāseus* usw.) kommen ja auch sonst vor, ohne dass man auf einen politischen hintergrund daraus schließt; das wort *tvarogъ* aber, etwa erst durch volksetymologie aus **tъrok* nach *tworitī* 'formen' umgemodelt, konnte eine wirtschaftliche neuerung oder gar einen solchen umschwung umso weniger bedeuten, je sicherer die kenntnis der so natürlichen procedur von süßer zu geronnener milch, zu topfen und käse durch das baltoslav., daher ur- und bis heute allgemein slavische, im letzten grunde idg. *syръ* 'topfen, käse' (lit. *sūris* usw.) für die gesamte slawische sprachepoche bezeugt ist. so natürliche dinge wie 'süfse' oder 'geronnene' milch kann der mensch, sieht er wenigstens ein correlat, doch gar nicht vergessen; den namen dafür kann er sich aus einer anderen sprache eventuell leihen, aber einen sociologischen wert hat eine solche entlehnung nicht, sie beruht höchstens auf einer geringen abweichung von der eigenen gebrauchswiese des gegenstandes.

Auch die wörter *županъ* und *smъrdъ*, welche die vermeintlichen fremden eroberer aus dem urslav. sich angeeignet und zur bezeichnung des verhältnisses zwischen vorzeitlichen 'nomaden' und 'bauern' verwertet haben sollen, beweisen nicht das was P. vermutet. Brugmanns etymologie von *župa* ergibt in erster linie die allgemeinere bedeutung 'pflege, hut', dann 'verwaltungsbezirk', jedoch nicht speciell 'weiderevier'¹; und das primär gebildete *smъrdъ* (wenn überhaupt von *smъrděti* 'stinken') muss den gegensatz zwischen hirt und bauer zuerst in rein slavischer vorstellung, vielleicht als spitzname, ausgedrückt haben. auf keinen fall ist durch die beiden wörter die existenz einer urzeitlichen županenschicht nachgewiesen, so dass man bei bestimmung der urspr. bedeutung eines echt slav. *župa(nъ)* eher auf die von P. geleug-

¹ dies constatier ich ausdrücklich, weil ABrückner IF. 23, 217f meint, P. sei zu seiner auffassung durch Brugmanns etymologie verführt worden; Brückner selbst nennt das wort 'vielleicht avarisch', bedeutung 'beamter als verwalter von regalien', aber widerum nicht 'hirt'. ich stimme Brückner in dieser negativen bestimmung zu, ohne seine etymologie und geringschätzung des aböhm. *hpán*, dann *pán* (nach Brückner aus **žpan*) vorderhand gläubig zu teilen.

nete, von Kadlec, Balzer, jetzt auch von Schrader und Hirt festgehaltene idg. und speciell altslavische großfamilien- (*zadruga*-) und geschlechtsverfassung zurückzugehn haben wird. P. hat darin recht, dass die beziehungen zwischen Slaven und Türken (Mongolen) von anfang an verfolgt werden sollen, allein der gänzliche mangel eines untrüglichen nachhalls davon in der slav. tradition im gegensatz zu den Iraniern, die im norden ihres gebietes die zoroastrische 'hölle' localisierten, macht uns vorläufig glauben, dass der gegenseitige verkehr sich anfänglich nicht in der brutalen knechtschaft äußerte, wie sie P. darstellt. dazu waren die auch von ihm angenommenen ursitze der Slaven zwischen Weichsel, Karpathen und Dniepr wol zu entfernt und durch dichte waldungen geschützt.

Einigermassen anders verhält es sich mit der vorchristlichen germanischen unterwerfung der Slaven. hier geben uns die historischen berichte über die siegreichen züge der Bastarnen (wie später der Goten) nach dem osten den nötigen untergrund dazu, wie anderseits im westen eben Westgermanen die uralten nachbarn der Slaven gewesen sind. auch den letztgenannten culturellen und sprachlichen wechselbeziehungen bereits in der urzeit hat man jedenfalls nach P.s anregung seine aufmerksamkeit zuzuwenden, doch wird m. e. die genaue entscheidung, ob gerade westgerm. einfluss vorliegt, meist aus lautlichen gründen schwer werden, man dürfte eher mit dem terminus 'urgerm. entlehnungen' auskommen. die hauptmasse der germ. lehnwörter im slav. fällt doch in die nachchristliche (gotische) periode¹.

Demgegenüber muss ich P.s angeblichen nachweis einer sicher westgerm., sprachlichen wie wirtschaftlich-politischen, beeinflussung der Slaven auf grund von *plugъ*, *mlěko*, *nuta*, *skotъ* und *Němьcbъ* als entschieden mislungen bezeichnen. *plugъ* ist zwar ein richtiges, vielleicht frühnachchristliches lehnwort, aber ohne merkliche dialektshattierung und ohne politische bedeutung, einfach der träger einer neuen erfindung. ebenso dialektisch farblos ist *nuta*, wenn wir vom hochdeutschen, das doch für unsere urzeit gar nicht in betracht kommt, absehen; vor Christi geburt kann nur allgemein vom westgermanischen, höchstens vom urdeutschen oder anglofriesischen (nicht ndd.) die rede sein. bei *skotъ* muss die entlehnung ins slav., die mir sehr wahrscheinlich dünkt, nicht eben aus dem anglo-fries. erfolgt und die im afries. und slavischen gewöhnliche bedeutung 'viel' (sonst 'münze, geld, schatz') durchaus nicht die allerursprünglichste sein. die herleitung von *Němьcbъ* aus *Nemetes* ist und bleibt lautlich schwierig. eine folgenschwere verkennung der sprachlichen und sprach-

¹ eine frage: woher schöpft P. die erkenntnis, dass Westgermanen in der urzeit auch die Finnen beherrscht haben, da man auch nach Karsten IF. 22, 290ff nur mit ur(ost)germ. und gotischen, ferner mit nordischen lehnwörtern hier rechnen kann?

psychologischen vorgänge sehe ich in P.s deutung des rätselhaften *mlěko*. dieses wort, das man bei der heutzutage versuchten annäherung, bez. contamination von idg. 'milch' (gr. γάλα; vgl. Hirt Idg. abl. § 274) und 'melken' (gr. ἀμέλω) für den slav. erbwortschatz noch nicht verloren geben muss, soll ein ehemaliges **mlězъ* ersetzt haben, und dieses aus 'milch' zu 'biestmilch' (urslav. **melzivo*) geworden sein; letzterer bedeutungswechsel ist aber völlig unsicher. urslav. **melkó* = *mlěko* aus dem germ. zu erklären bleibt mislich, gar wenn man auf das von P. siegesfreudig aufgerufene, von mir aber als ungermanisch sehr wahrscheinlich gemachte lat.(ital.)-griech. *melca* (von Galenus an; vgl. jetzt meinen aufsatz in Glotta 1 [1908], h. 4) verzichtet: sowol das ae. (vgl. Weihe PBrB. 31, 43f) als auch m. e. das ahd. (vgl. Steiom.-Siewers Ahd. gl. n 683, 51: *milichi* neben Rb: *miluchi* im 8—9 jh. ebenso wie noch bei Will. im 11 jh. *miloh* und *miliche mileche*) fordern neben dem allgemein vorkommenden **meluk-* ein m. e. gleichfalls ugerm. *melik-*, also grundformen, in denen für die älteste, noch weithin nachchristliche germ. sprachperiode eine synkope unausnehmbar ist. wer also **melkó* trotz dieser und anderer schwierigkeiten dennoch für entlehnt halten will, muss die unerwiesene alte synkope des mittelvocal in einem uns näher nicht bekannten germ. dialect, so etwa wie Löwe in seinem problematischen balkangermanisch, mit in kauf nehmen.

Doch gesetzt den fall dass die Slaven das wort einem germ. (nicht notwendig wgerm.) dialect entnommen haben, was folgt daraus culturgeschichtlich? doch nur eine enge berührung beider idiome, usw. im munde der weniger fortgeschrittenen, wol auch politisch abhängig und vor allem jenes germ. dialects kundig gewordenen Altslaven. ein wegweiser in wirtschaftlicher beziehung im sinne P.s ist ein lehnwort so gewöhnlichen, ja alltäglichen inhalts nicht. die jeden philologen stutzig machende vorstellung des verf.s von gewaltsamen umstürzen in der milch-nomenclatur mit tragisch-ernstem politischem hintergrund lässt sich somit nicht aufrecht halten, dagegen sehr leicht ad absurdum führen. wenn die Slaven bei der ersten turkotat. unterwerfung den begriff und namen 'süfse milch' vergessen, ihn aber während der ersten germ. beherschung wiedergewonnen hatten, was geschah in dieser richtung bei der zweiten, dritten usw. turkotatarischen, bezw. germanischen besitznahme des landes? und ähnliche absurditäten würden sich bei solch unpsychologischer ausdeutung auch des übrigen, zudem oft mehr oder weniger zweifelhaften lehnguts ergeben: was müste nach P. die möglichkeit einer germ. entlehnung bei slav. *čedo* 'kind im verhältnis zu den eltern' (doch vgl. Berneker Slav. etym. wb., 1908, s. 154) uns für die urzeit verraten?

Die etymologie darf somit als grundpfeiler für P.s hauptthese nicht in anspruch genommen werden. aber auch nicht die oben aufgezählten historiker, die berichterstatter über altslav.

zustände, wenn man sie mit unbefangenen auge und nüchternem verstande list. es geht nicht an, die übrigens bizarre nachricht eines Pseudocaesarius (5—6 jh.), welche verf. selbst s. 54 u. 125 der übertreibung zieht, so auszulegen, dass die fleisch- und milchessenden Sklavenen zu Türken, dagegen die vegetarischen Physoniter (Danubier) nur der theorie zuliebe zu Slaven verkehrt werden; dass die Sklavenen 'mit vorliebe weiberbrüste essen, weil sie der milch voll sind, und die säuglinge wie ratten an felsen zerschmettern', passt m. e. sehr wol auch in idg. (altslav.) zustände hinein, wenn wir annehmen, dass die slavischen väter so nur die misgestalteten kinder udgl. behandelten, dann aber freilich in perverser, jedoch überall möglicher gier die milch der nun kinderlosen mütter selbst aussogen. nichtbeachtung ererbter indogermanischer eigenart zeigt sich übrigens auch da, wo P. die von kaiser Leo, desgleichen vom sogen. Maurikios so hoch gerühmte slavische gastfreundschaft nur der herrschenden zupanenschicht zusprechen will, als ob nur der nomade gastfreundlich, nur er in der fremde *elend* (vgl. as. *eli-lendi*, ahd. *eli-lenti* eigentlich 'ausländisch, fremd') wärel solche den Slaven, als ganzes genommen, günstige nachrichten sind dann gleich blofse 'phantasiegebilde' (s. 130) oder 'können sich doch nur auf die župane beziehen', wie zb. desselben Maurikios oder Ibrāhīm ibn Jakūbs worte über die freiheitshebe, unverzagtheit und kriegstüchtigkeit der Slaven (s. 129 ff). und doch vertragen sich diese nachrichten recht gut mit der sonst den Slaven als ackerbauern eigenen gröfseren friedensliebe und abneigung gegen raub- oder eroberungszüge.

Mit dem versagen der historischen quellen¹ ist P.'s grundthese tatsächlich gefallen, und nicht nur sie, auch alle ihre consequenzen. dies gilt namentlich von der tiefern, geschichtlichen erklärang der späteren daleminzischen und südsteierischen social-wirtschaftlichen verhältnisse, für die ein neuer, vielleicht nicht einmal urzeitlicher ausgangspunct gesucht werden muss. der name (*supani* = župane) mag ja alt sein, aber die damit verbundene function kann gewechselt haben. so verhält es sich wenigstens mit den *Witasii*, *Witsezzen* in Meifsen; ich zweifle sehr, ob die damit gemeinten 'milites agrarii' würrklich nachkommen der sonst unternehmungslustigen *Wikinger* sind, die also nach P. die Elbe bis nach Meifsen befahren hätten; *vitežb* ist im slav.-balt. längst zum appellativum ('eques') geworden und als solches gerade von einheimischen berittenen und edlen gebraucht. in Untersteiermark hingegen, wo die große zahl der župane auffällt, entnimmt P. sein statistisches material grösten- theils gegendn, die durch zwei ereignisse gleichsam in einen aus-

¹ zu ihnen rechne ich im negativen sinne auch Tacitus: seine *servi* waren eher als Slaven entweder Kelten oder europäische ureinwohner, eventuell stammfremde Germanen.

nahmszustand geraten sind: einmal nämlich schon längst durch die deutsche landnahme, das andermal vor kurzem und wol auch früher durch verheerende wolkenbrüche, welche die alten dorforganisationen zweifelsohne gestört, beinahe $\frac{3}{4}$ der ausgetanen huben zugrunde gerichtet, häuser und vorräte und sicher auch vieh (1) vollends weggeschwemmt, bezw. vernichtet hatten (vgl. s. 149 u. 167). verschiebung und zusammenschumpfung der ehemaligen verhältnisse und neuordnung der wüsteneien war die unausbleibliche folge; so erkläre ich mir zum teil die geringe zahl der bauern und die verhältnismäfsig grofse der župane, welche vom wütenden element gewis nicht verschont, jedoch als bevorzugte insassen von der obrigkeit in schutz genommen und an nachbardörfer angegliedert wurden. dass die župane stärkere viehzucht trieben als die bauern, ist möglich, geht aber aus den urkundlichen angaben keineswegs mit sicherheit hervor; man vgl. gegenüber s. 168 auf s. 188 a. 1: *'supanus dat . . . i modium tritici, agnum vel vi denarios, porcum vel xx denarios. Item magistro coquine solvit panem i et pullum et i gorz avene'*. also anbau von getreide und flachs (s. 171 u. 174), schweine- und geflügelzucht — ist hier nur die spur eines vormaligen nomadischen lebens? man darf offenbar die schlussfolgerungen P.s und des zu früh dahingegangenen Levec bei aller hochachtung vor ihrer soliden kleinarbeit nicht immer genau nehmen; es fehlen zu einer felsenfesten induction auch hier die zahlreichen einzelfälle und die unumgänglichen eindeutigen prämissen (vgl. die % auf s. 177).

Was schliesslich die spuren einer bauernrevolution (s. oben) in der böhmischen und kärntnerischen tradition aubelangt, so ist ihr zusammenhang mit urzeitlichen einrichtungen gemäfs P.s darstellung kaum gut denkbar; jene revolutionen dürften doch am ehesten (nach P.) avarischen županen gegolten haben. ganz klar scheint dies dem vf. doch nicht vorgeschwebt zu haben, denn s. 209 a. 1 billigt er Levecs annahme, dass die ceremonie am Zollfelder fürstensteine bereits um die mitte des 8 jh.s, noch zur zeit der Avareneinfälle, in ihrer 'ursprünglichen' fassung bestanden habe. freilich in dem ceremoniell selbst ist symbolisch nichts enthalten, was die frei gewordene bauernschaft nach schlimmen erfahrungen mit jedem beliebigen (einheimischen oder deutschen) gewaltherrscher sich nicht hätte gewährleisten lassen wollen. denn stier und zuchtstute genügen als symbol für viehzucht und höheren ackerbau, ohne auf erstere besonderen nachdruck zu legen (vgl. s. 212). die endgültige lösung dieser frage bleibt vorläufig ebenso offen, wie die interpretation der böhmischen sagen bei Kosmas, von denen zumindest die Amazonensage (s. 26) eines aufputzes mit classischem flitter dringend verdächtig ist.

Alles in allem verdient P. lob, dass er sich der slavischen urzeit auf seine eigene originelle weise genaht; den künftigen arbeiten des vf.s kann ich aber nur dann ein völlig günstiges

horoskop stellen, wenn er von seinen voreiligen generalisationen und — sit venia verbo — romantischen constructionen im grofsen stile ablässt, dass so manches bei ihm auf lockerer erde gebaut ward und einstürzen muste, vermutete er übrigens selbst, als er (s. 96) die zutreffenden worte schrieb: 'überdies ist auch die provocation einer der wege, die zur erschließung der wahrheit führen'.

Prag-Smichow am 17 november 1908. JOSEPH JANKO.

Schwäbisches wörterbuch auf grund der von Adelbert v. Keller begonnenen sammlungen und mit unterstützung des württembergischen staates bearbeitet von HERMANN FISCHER. bd. 1 u. 2. Tübingen, H. Laupp, 1901—1908. xxiv u. 1576 sp., vii u. 1904 sp. grofs 4^o. — 22 lieferungen zu je 3 m.

Vor mehr als 7 jahren begann in Tübingen ein werk zu erscheinen, das in seiner art in Deutschland bisher seinesgleichen nicht hat. Hermann Fischer gab die erste lieferung des Schwäbischen wörterbuches heraus. es ist nicht die schuld des recen-senten, dass die besprechung dieses wichtigen buches an dieser stelle so lange hat auf sich warten lassen. erst in allerletzter zeit wurde mir die aufgabe des referates übertragen, nachdem die redaction von anderer seite hartnäckig im stiche gelassen worden war. wenn ich überhaupt als junger anfänger für mich eine berechtigung zum urteilen über ein solches unternehmen finden kann, so lässt sie sich wol nur aus meiner tätigkeit an einem ähnlichen, durch jenes angeregten werke, am Rheinischen wörterbuche, entnehmen. indessen wenn auch bisher besprechungen weder in angemessener zahl noch in genügender ausführlichkeit vor die wissenschaftliche leserwelt getreten sind, so ligt es doch klar vor augen, dass es besonderer empfehlungen gar nicht bedurfte. die wirkungen die das werk gezeitigt hat und noch hervorbringen wird, sprechen laut für seine vorzüge. die notwendigkeit, geschlossene mundartencomplexe lexicalisch zu behandeln, drängte sich seitdem männern mit begeisterung und tatkraft unwiderstehlich auf. das Siebenbürgische wb. verdankt die letzte grofse förderung, die das erscheinen der ersten lieferung brachte, nicht zum mindesten dem schwäbischen beispiele; das vorbild Schwabens hat mitgewürkt, als sich die Rheinprovinz entschloss, ansehnliche mittel für das Rheinische wörterbuch zu bewilligen, das die preufsische akademie, alte anregungen Weinholds ausführend, begonnen hatte.

Ein unternehmen allerdings wird einstweilen den ersten, unbestrittenen preis davonzugewinnen: das Schweizerische idiotikon. es braucht hier nicht wiederholt zu werden, was über dieses werk gesagt worden ist. seit 1881 vergrößert es langsam, aber stetig seinen umfang und erweitert die zahl seiner dankbaren benutzer, und einer der eifrigsten ist gewifs F. aber trotzdem

bleibt F. der ruh.m., das erste reichsdeutsche dialektwörterbuch geschaffen zu haben, nicht das erste der zahl nach, aber das erste an bedeutung und inhalt. Schmeller ist noch immer mit riesennutzen zu verwerten, das Elsässische wb. erschien in 1 lieferung bereits 1897, aber beide treten doch hinter dem nachbarn zurück.

1895 kündigte das Schwäb. wb. bereits sein erscheinen an. in diesem jahre veröffentlichte F. eine 'Geographie der schwäbischen mundart', atlas und lautlehre zugleich (s. die ausführliche besprechung Wredes im Anz. xxiv). damit war etwas neues geboten, etwas was sich jedes neue mundartenwörterbuch großen stils zum muster nehmen wird. es war hiermit erst der boden bereitet, auf dem ein wb. wurzeln konnte; erst so war das verständnis für die bunte lautliche seite des darzustellenden stoffes gewährleistet, erst so konnte auch der mundartenforscher reicheren gewinn für laut- und wortgeographie erwarten, erst so bot sich dem grammatiker die möglichkeit, die deutsche grammatik zu bereichern sowol nach der lexikalischen seite, als besonders mit rücksicht auf die wortbildung.

1882 machte F. seine beziehungen zu der aufgabe, deren lösung jetzt in seinen händen ligt, durch einen vortrag vor der Karlsruher philologenversammlung bekannt. vorher hatte sie ein mann als lebenszweck betrachtet, dessen erbe F. in mehr als einer beziehung geworden ist: Adelbert Keller. 1854 hat K. einen gedruckten aufruf und 1855 eine 'Anleitung zur sammlung des schwäbischen sprachschatzes' erscheinen lassen. er verlangt die mitteilung und aufzeichnung 'aller in Schwaben gebrauchten wörter, welche in der schriftsprache nicht oder nur in anderer bedeutung vorkommen, sowie aller in der volkssprache mehr als durch die regelmässigen lautwechsel abweichenden, in flexionen, genus oder ableitung verschiedenen wörter'. ferner richtet er die aufmerksamkeit auf urkunden und litterarische quellen und weist hin auf altes gut in eigen- und flurnamen. auch an eine genaue sprachkarte denkt er bereits. selbstverständlich vergisst er das culturgeschichtliche moment nicht. etwa 400 aufsätze von volksschullehrern, die die lautliche gestalt von einzelmundarten darstellten, und 400000 alphabetisch geordnete zettel waren das erbe, das der fleisige gelehrte seinem nachfolger hinterliess. F. erweiterte diesen bestand, indem er 7 fragebogen, von denen der letzte 189 einzelne wörter und formen gab, an 3000 pfarrämter versante. auf diese weise erhielt er auskunft über etwa 1500 orte. dies ist in der hauptsache der stoff, der die moderne schwäb. mda. darstellt. darauf gieng F. an das geschichtliche material. er hat den gesamten überlieferten schwäb. sprachschatz von 1300 an in den kreis seines wb.s gezogen. es ist für den rahmen dieser besprechung unmöglich, alle schriftsteller aufzuzählen, die bearbeitet worden sind. das

der 10 und 22 lieferung beigegebene verzeichnis der abkürzungen gibt über sie auskunft, den mhd. sprachschatz, insoweit er schwäbisches enthält, überlässt vf. mit recht den mhd. wbb. größte wichtigkeit legt er den geschichtlichen und rechtlichen quellen bei; die besondere bedeutung der chroniken als fundgrube mundartlichen sprachstoffes betont er ausdrücklich. von neueren schwäbischen dichtern, die hochdeutsch geschrieben haben, benutzt er Wieland, Schubart, den jungen Schiller, Hölderlin, Uhland, Mörike, Hermann Kurz, Auerbach und Melchior Meyr. dagegen übt er gegen dialektdichter vorsicht, mit gutem grund.

Natürlich konnte die arbeitskraft eines mannes nicht ausreichen, um diesen grofsen stoff auszuschöpfen. als mitarbeiter halfen ihm Bohnenberger, Eugen Mann, Bihlmeyer, Hartmann, Rudolf Kapff, Wilh. Pfeleiderer und Theod. Bracher, von denen M., K. u. Pf. einzelne artikel, die angegeben werden, selbständig bearbeitet haben. auferdem hat F. sich der beihülfe von Srietschel und FrVeit zu erfreuen gehabt.

Benutzt worden sind natürlich die vorhergegangenen sammlungen von idiotismen, vornehmlich die arbeiten Joh. Christoph Schmidts und Ant. Birlingers, oft, dank schärferer kritik oder unter der witrkung des zahnes der zeit, mit negativem ergebnis. sehr häufig findet sich der name Buck als quelle; es sind wertvolle beiträge, die Michael B. in sein durchschossenes exemplar von Schmellers wb. eingetragen hat und die hier verwertet werden.

Solcher gestalt war das material, das F. zu seinem wb. verarbeitet hat, das er zu sichten, zu ordnen und zu erklären hatte. vergegenwärtigen wir uns einmal die tätigkeit des verfassers eines modernen dialektwörterbuchs! von dem geschichtlich überlieferten stoff wollen wir absehen, da hier die besondere eigenart dieser arbeit nicht so deutlich zur geltung kommt wie bei der lebenden mda. wie gestaltet sich die bearbeitung dieser schillernden, in einander verschwimmenden masse von wörtern und formen? ich greife aufs geratewol einige beispiele heraus. da gelangen in das arbeitszimmer des wbs. für 'grannen, holziger abfall des flachses, splitter' folgende formen: *āg, ēgāmā, āglā, āgālā, āgatlā, ēglā, axl, ōxl, āngā, ānlā, ēnlā, ēnlādā, negāmā, nāglā, nēgālā*; für 'elster': *agelstūr, aylaster, alster, aegerst, kägerst, hetz, nagelhetz (-hex), adelhetz*; für 'alter': *elde und öltr, āltr, altr*; für 'zusammenschrumpfen': *einstrupfen und einstrupflen*; für 'einen baum beschneiden' *aus-schnaiten, aus-schnaitzen und aus-schnäuen*. wie hat F. zu der aufgabe der anordnung all dieser formen stellung genommen? bei dem ersten beispiel werden sich folgende grundformen unterscheiden lassen: *āgen, āgem, āgel, āgelein, āgetlein, axl* und die formen mit vorgeschlagenem *n*. F. bietet alle unter dem stichwort *Agen* und gibt verweise unter *Achel, Agel* und *Agem*; ob unter *n-* gleichfalls verwiesen wird, ist noch

nicht zu sagen. es fehlen *āgelein* und *āgetlein*. bei der ersten form steht in klammern 'wol demin.'; dies ist der grund des fehlens. warum aber fehlt ein verweis für *āget-lein*? vielleicht lässt sich erwidern, das seine derartig wenig von dem typus abweichende form, deren veränderung zudem mit einem nicht recht erkennbaren bildungselemente erfolgt sei, füglich unter dem normalwort gefunden werden könne. wie steht es aber mit *einstrupfen* und *einstrupfen*, *aus-schnaiten* und *aus-schnaiten*? die verbalen diminuirenden bildungen sind zugleich auch iterierend — im schwäb. bedeuten sie zb. auch 'schmecken, riechen nach etwas', vgl. *brünstelen*, *menschelen* — und verlangen darum einen besondern platz, zum mindesten aber, wenn wirklich keine bedeutungsnuance zu erkennen ist, eine verweisung. jedenfalls wäre in allen fällen anführung dieser erweiterten formen gleich hinter dem simplex, wie es bei *aus-schnaiten* geschehen ist, zu verlangen. wenn man sich aber begnügt, eine flectierte form, hier *einstrupflet*, gelegentlich eines beleges zu bringen, so überlässt man das auffinden dieser wesentlichen bildungen dem zufall. außerdem möchte ich die fettgedruckten buchstaben innerhalb eines artikels aufser für einteilungszwecke missen, weil sie stören und verwirren. es dürfte sich für fast alle diese fälle besondere verweisung ermöglichen lassen. der behandlung von *aus-schnäuen* unter *aus-schnaiten* kann man zustimmen. denn *aus-schnäuen* hebt sich als unterrubrik deutlich von dem übrigen ab, und die etymologische erklärung vermutet vermischung zweier verbalstämme, die übrigens sicher vorliegt; zudem findet sich der verweis 'ausschnäuen s. ausschnaiten'. auch bei *Agelster* ist genügend verwiesen: unter *Elster*, *Aegerst*, *Kaegerst* (besonderer artikel verspr ochen), *Adelhetze* und *Nagelhetze*; auch für *Hetze* wird sich zweifellos ein verweis finden; doch vermisste ich *alster*. dass *elde* für sich unter *Aelte* behandelt wird, begreift sich aus der wortgeschichte; aber *öltr* steht unter *Alter*, — mit recht. wo käme man hin, wollte man alle umgelauteten formen besonders aufführen, zumal wo sie nach dem anordnungsprincip doch gleich hintereinander zu stehn kämen? aber eine besondere anführung der form *Aelter* gleich hinter dem stichwort wäre zu wünschen, so wie *brutig* und *brütig*, *bruten* und *brüten* als stichwörter gelten.

Mag auch die frage, ob umlaut besonders oder nicht als stichwort anzugeben sei, praktisch nicht von erheblicher bedeutung sein, so ist doch der grundsatz aufzustellen, dass alle im stamme verschiedenen wörter eine besondere rubrik erhalten. so bin ich nicht damit einverstanden, dass *aufgäuen* (I 377) als stichwort auftritt, wenn die beispiele nur für *aufgüen* gelten. dass sich aber bei *aufgüen* der verweis 's. aufgäuen' findet, ist zu loben. übrigens seh ich in der mir soeben zugeschiedten 23 lfg. die mhd. formen *güen*, *gēnen*, *güenen*, *güenen* unter *gänen*

(III 40) vereinigt, und dahinter folgen, zum stichwort gehörig, *ginen, geinen* und *geien*. diese zusammenstellung ist berechtigt und allein aus praktischen gründen geboten, nur hat, wie es hier geschieht, eine grammatische notiz den verschiedenen ursprung darzulegen, und spätere verweisungen müssen die gewähr bieten, dass alles verschiedene an dem ihm seiner natur nach gebührenden platze zu finden ist. wenn dagegen I 1141 unter *Biste* 'klette, eberwurz' gesagt wird 'gewis nichts anderes als *Bürste*, s. d.', so erübrigt sich die rubrik *Biste*, und es genügte, wenn man selbst weitgehenden ansprüchen genügen wollte, eine blofse verweisung auf *Bürste*.

Berechtigt ist das unterbleiben einer verweisung in jedem falle blofser flexion, motion oder sonstiger abgeleiteten bildungen; indessen kann sie auch dann eintreten, wenn irgend welche gründe es zweckmäfsig erscheinen lassen. denn es ist besser, eine verweisung mehr zu geben, als dem durchschnittsbenutzer die möglichkeit des auffindens zu entziehen. das diminutiv als blofse grammatische form findet diesen erwägungen entsprechend aufer der reinen anführung zu lautlichen zwecken keine besondere statt bei den artikeln *Blut* (I 1228) und *Boden* (I 1255); dagegen erhalten *Blümlein* (I 1223) und *Böglein* (I 1266) sogar eine besondere rubrik, weil sie in einer vom simplex abweichenden bedeutung auftreten. vielleicht hätte auch hier blofse verweisung und unterbringung als unterabteilung der simplicia genügt. übrigens verfährt F, auch so bei *Dote* (II 290).

Soviel ich sehe, wird nie eine feminine form für sich aufgeführt, desgleichen kein comparativ. dagegen werden verweisungen in ausigibigem mafse bei den kurz- und koseformen der personennamen angewendet, mit gutem recht. denn nichts wechselt von landschaft zu landschaft so erheblich als die gestalt der kurzformen. so findet man *Dolf Dolfer Dolfes* und die verweisung auf *Adolf*, ebenso *Alber* und *Brecht* zu *Albrecht*. *Deis* als kurzform zu *Matthäus* und *Matthias* hat sogar einen besonderen artikel (II 139). ferner ist zb. *Bäll* (I 592) als kurzform zu *Barbara* angeführt, und *Polle* (I 1276) zu *Apollonius*. für *Agnes* wird die kürzung *Nes* für sich behandelt werden.

Zu loben ist ferner, dass F. nicht an formen mit consonanten-vorsetzung vorübergeht. so wird unter *Ast* (I 344) auf die alte nebenform *Nast*, die sicher später auch eine verweisung erhalten wird, hingewiesen. anderseits fehlt bei *Achen* (I 89), bei *Espel* (II 877) und bei *Est* (II 886) nicht der verweis auf *Nachen*, *Nespel* und *Nest*. selbstverständlich sind auch verweise von *ange* auf *eng*, von *Espe* auf *Aspe*. für berechtigt und praktisch halt ich auch die anführung mundartlicher lautwandlungen, soweit sie den anlaut betreffen und dem benutzer nicht ohne weiteres geläufig sind; so findet man zb. I 448 'aum- s. am-, om-'; 'aun- s. an-, on-, un-'; 'Aunsang s. Asang'; 'aunzgen, aunsgen, aunksen

s. *achzen*'; 'aurach, aure s. *aus*'. indessen kann auch hierbei noch gelegentlich mehr verwiesen werden, zb. hätte es sich empfohlen, die formen *bōængə* und *bānkə*, deren zugehörigkeit zu *bunken* F. selbst zweifelhaft lässt, besonders anzuführen.

Wenn lautformen nicht für sich platz finden, die weiteren kreisen bereits bekannt sind, wie *ausnirglen* neben *ausmerglen* (I 491), sondern bloße verweisung für ausreichend angesehen wird, selbst wenn wie hier eine besondere bedeutung vorliegt, so ist dagegen nichts zu erinnern. dass aber eine form wie *aussergen* ohne weitere verweisung nur unter *aus-serflen* (I 518) vorkommt, halt ich für einen nachteil. nützlich ist der hinweis von *Deube* (II 165) auf *Diebe* (II 193) 'diebstahl', ferner von *Drichte* (II 378) = *d'Richte* auf *R-*, von *Delbentrüsch* (II 140) auf *Elbentrüsch* (II 686).

Überhaupt möcht ich ein wort für weitergehende teilung der artikel einlegen. wenn *Ausmärkigkeit* (I 491) unter *ausmärkig* abgehandelt wird, so berechtigt dazu die grammatische zusammengehörigkeit der heiden wörter. indessen kann ich die vereinigung einer großen anzahl von wörtern unter einem stichwort mit dem sie weder sachlich noch grammatisch etwas zu tun haben, nicht für praktisch halten. die übersichtlichkeit leidet darunter. das ist der mangel der alphabetischen anordnung, dass sie zusammengehöriges auseinanderreißt. aber lieber ist mir völlige trennung in einzelne artikel, als so verschiedenartiges wie es unter *Dickfüdle* (II 190) beisammen zu finden ist, unter einem stichwort zu sehen. von dickfufsig an hätte wol wider fetter druck eintreten sollen, wenn man durchaus raum gewinnen wollte; und die neue teilung durch 1, 2a, b, 3, 4 unter *Dickkopf* bringt noch gesteigerte unübersichtlichkeit. die völlige unterordnung aller zusammensetzungen mit *dick* unter *Dickfüdle* konnte übrigens doch nicht durchgeführt werden: schon *dicklecht* erscheint wider als artikel für sich.

Natürlich aber empfehl ich vereinigung von zusammengehörigem. so könnte der pflanzenname *Teufels-bere* gut unter *Teufels-abbifs* (II 178) stehn, doch schiebt sich *Teufels-banner* dazwischen. wie man sieht, ligt die schuld an der alphabetischen anordnung. auf sie muss man verzichten, wenn man zusammengehöriges beisammen haben will; und dann kann man auch gleich weiter gehn und die composita unter ihrem simplex vereinigen, und zwar auf sehr einfache weise, indem man lediglich einrückt. so verfahren fast alle vorgänger F.s, und zwar entscheiden sie sich für die anordnung nach dem zweiten compositionsgliede: so findet man zb. bei Martin-Lienhart *doben* unter *oben*. ein nnd. *būten* würde nach diesem verfahren unter *ūten* zu finden sein, *barm-herzig* wol unter *arm* usw. entsprechend bringen die Schweizer *Füdle* unter *Loch*, weil sie composition annehmen, aber *Arfel* bleibt bei ihnen unter *A*, trotzdem es noch

deutlich als *Armvoll* zu erkennen ist. man vergleiche was F. darüber in der fußnote zu s. XIII des 1 bandes zusammenstellt. wenn er behauptet, es könne ebenso viel interesse bieten, die composita mit *be-* zusammen zu haben, wie die zusammensetzungen des verbums *sprechen*, so stimm ich ihm darin völlig bei. und dass er die Schmellersche anordnung, nach der alle vocale und diphthonge als gleich gelten und nur unter sich alphabetisch rangieren, abweist, halt ich für sehr berechtigt. 'ein wörterbuch ist nicht bloß für den geübten benutzer, sondern auch für den gelegentlichen', sagt F. mit gutem grund. ja, ein wb. wie das schwäbische, wie jedes dialektwörterbuch, soll ein volksbuch sein, und es kann es sein, wenn es auf künsteleien verzichtet, deren wert nicht erheblich ist, ohne die strenge wissenschaftlichkeit zu schädigen. es bedarf dazu noch nicht einmal vermehrter verweisungen.

Aber ganz ohne abweichung von der gewöhnlichen alphabetischen anordnung kann kein wb. auskommen, nicht einmal ein nnd.; auch dieses wird *f* und *v* zusammennehmen. die oberdeutschen sind wegen der stimmlosigkeit ihrer medien genötigt, *b* und *p* und *d* und *t* zu vereinigen. F. stellt auch *f* und *v*, *k* und *q* zusammen, lässt aber *g* und *k* getrennt, nicht ohne einige unzuträglichkeiten, vgl. das wort *kacken* in lfg. 23.

Auch die orthographie verändert F. gegenüber dem schriftsprachlichen gebrauch, insbesondere verzichtet er auf dehnungszeichen und strebt im allgemeinen nach etymologischer schreibung. doch will er hier selber keine consequenz, um nicht zu fremd zu wirken. so gibt er *Begeine* (I 760), *Traud* (II 329), *Freithof* 'friedhof' (II 1735), *Treine* (II 361). einverstanden sein kann man mit den schreibungen *Arfel*, *Hampfel*, *Mumpfel*, *verhampflen*, *Pfersig* 'pfirsich', *Pfulbe* 'pühl', *Bir* 'birne', *Blater* 'blatter', *Bögelbritt* 'bügelbrett' (doch *Brett* und nur verweis *Britt*); *ferken* (II 1187) ist kühn, doch findet sich *fertigen* als verweis, ebenso bei *Fricht* (II 1763) für *Vergicht* (II 1145) 'gicht'; doch fehlt bei diesem der verweis auf *Fr.* — *Dämmer* (II 45) verweist auf artikel *Demer* (II 142). für *verlöschen* (II 1227) könnte besser *verleschen* gesetzt werden und der verweis unter der *ö*-form gebracht werden. gut ist die schreibung *Dacht* 'docht' (II 10), *Tahen* 'tohn' (II 32); doch würde ich dann auch *entanen* statt *entonen* 'sich einer sache entäufsern' schreiben (II 734). enger anschluss an die mda. findet bei den wörtern mit *j*-anlaut statt: 'jäten' steht unter *äten* (I 347), 'jener' unter *ener* (II 714). *Borst* (I 1298) wird mit recht geschrieben statt *Borste*, weil das wort im schwäbischen m. ist. seltsam muten die fremdwörter an. it. *avanti* erscheint als *awante*, frz. *pot de chambre* als *Potschamber*, logieren wird mit *-sch-* geschrieben; *Eforus* list man statt *-ph-* ua. dieser anschluss an die aussprache scheint mir übertrieben.

Dass es unmöglich ist, rein mundartliche formen als stichwort zu verwenden, leuchtet ohne weiteres ein. aber es ist eine

andere frage, wie man sich zur schreibung der belege zu stellen habe. phonetisch oder in einer der schriftsprachlichen angenäherten lautgestalt? diese frage erfährt sofort ihre beantwortung, wenn das material aus der modernen mda. nur in unphonetischer schreibung vorhanden ist, und dies ist bei dem für das schwäb. wb. benutzten fast durchgehends der fall. es ist in einer zeit gesammelt worden, die für die bedeutung rein phonetischer wiedergabe der mda. noch wenig verständnis hatte. somit blieb F. nichts anderes übrig, als seine modernen belege einigermaßen dem wahren lautbestande anzupassen. dadurch ist der lesbarkeit des ganzen buches ein großer dienst geleistet worden, und der recensent der das Schwäb. wb. ein 'volksbuch' genannt hat, hat nicht so unrecht. rein phonetische schreibung bietet F. nur hinter dem stichwort, wo die lautformen aufgezählt werden, oder zu anfang einer unterabteilung, die neben besonderer bedeutung auch eine besondere form behandelt. im übrigen wird wie bei den stichwörtern auf die aussprache nur insoweit rücksicht genommen, dafs nicht mehr gesprochene laute, vocale wie consonanten, hoch gerückt werden, zb. *au^{ch}* auch, *Bratwürstleⁱⁿ* bratwürstlein. aber consequenz ist bei einer derartigen, nur gering angenäherten schreibung nicht durchführbar, mit recht fragt PhLenz, warum dann *heireⁿ* und nicht vielmehr *heir^{ste}ⁿ* oder *heir^{ete}ⁿ* geschrieben werde. er verlangt fortlassung der nicht mehr hörbaren lau'e, ich auch. aber ich verlange noch mehr, nämlich phonetische schreibung der modernen belege mit ortsangabe für jeden beleg. der benutzer hat, wird dieser forderung genügt, schwerere und, greift man nicht zu einer auskunft mit der man ihm zu hülfe kommt, bisweilen unmögliche arbeit zu leisten. selbst der mdaa.-forscher wird oft mühe haben die belege zu verstehn. dann sind eben gelegentlich übersetzungen notwendig. aber welcher gewinn für die wissenschaft entspränge aus einem derartigen genauen verfahren! ein wb. hat die phonetische schreibung eingeführt: das siebenbürgische.

Allerdings soll nicht verkannt werden, dafs F. viel getan hat, um diesem mangel auf andere weise abzuhelfen, indem er vor dem wb. einen sprachatlas und eine grammatik als erläuterung dazu herausgegeben hat. welche mittel und wieviel zeit hätte sodann noch aufgewant werden müssen, um für alles material die mundartliche lautform festzustellen! die gestalt, in der jetzt das Schwäb. wb. vorliegt, ist verständlich — aber die theoretische forderung phonetischer schreibung der belege bleibe für zukünftige wbb. festgehalten.

Nach dem plane Kellers achtet F. bei der auswahl der wörter und belege auf das volksleben im weitesten umfange. was findet sich nicht alles bei ihm! von den spielen der kinder angefangen bis zu den gebräuchen am grabe, abzählreime und anklopferse, rätsel und vor allem das große reich des witzes

und des humors ist bei ihm vertreten. culturgeschichtliches und modernes gibt er in reicher fülle. bei den namen der heiligen bietet sich gelegenheit, wetterregeln anzubringen. man schlage die artikel *absägen* (I 56), *anklopfen* (II 225), *Braut* (I 1370) nach. wieviel belehrung über ethnographisches (s. *Alemanne* I 129 und *Baier* I 578), über altes und neues recht (s. *Ammann* I 166, *Amtmann* I 170, *Bürgermeister* I 1537), über moderne verwaltungstechnik (s. *Amt* I 169 und *Forst* II 1675) erhalten wird

Besonders reichhaltig finden wir volkstümliche redensarten und sprichwörter verzeichnet, und dabei wird in geschickter weise so gruppiert, dass zugleich die bedeutungsentwicklung des behandelten wortes klar vor augen tritt. hier zeigen sich die alten belege wertvoll zur ausfüllung von lücken im sprichwörtlichen und übertragenen gebrauch, s. *Fuchs* (II 1805). es kann keinen volkskenner wundern, dass sich hierbei die derbe seite des volkscharakters zeigt, und wir wollen es dem sammler nicht verargen, wenn er zugreift, was sich ihm auch biete. und trotzdem F. auch vor kräftigen dosen aus dem volksmunde nicht zurückscheut, will es mich doch bedünken, als ob das derbste was geboten wird, schon gedruckt vorgelegen habe (s. *Zimmerische Chronik*). es wäre falsche zurückhaltung und gäbe ein schiefes bild, wenn wörter und ausdrücke, die nun mal in der volksprache eine große rolle spielen, mit spitzen fingern angefasst würden.

Bei der bedeutungsentwicklung hat sich F. mit recht von zuweitgehendem einteilen ferngehalten. doch hätte er mehr auf historische bedeutungsentwicklung achten und das abgeleitete dem ursprünglichen folgen lassen können.

Alte und neue belege gehn bei ihm neben- und durcheinander, meist mit nutzen für das verständnis. naturgemäfs aber werden viele bedeutungen nur noch geschichtlich zu belegen sein. es ist hier mit nachdruck die reichhaltigkeit der alten belege anzuerkennen. welch riesenfleifs ist hier aufgewandt worden! aber anderseits darf nicht verhehlt werden, dass die modernen oft der fülle der geschichtlichen nicht entsprechen. es ligt hier eine schwierigkeit vor, die nicht übersehen werden soll. das alte material bietet sich meist in litterarischer form, auch die urkunden kann man gewöhnlich ohne weiteres als beleg citieren; ganz anders in der lebenden mda. die wenigen dialektdichter sind meist hd. einflusses verdächtig, im übrigen nimmt man seine zuflucht zum munde des bauern, den man auf der strafse trifft, des mitarbeiters: und wie viele können in jedem falle mit einem sprichwort, einer graziösen redensart, die doch rein mundartlich sein soll, dienen! da hilft man sich wol, indem man auftrag gibt, jedes wort in einem satze anzuführen: aber wie wenige dieser gebilde lohnen den druck oder auch nur die tinte des verzettelnden! so erklärt sich die ungleichheit bei F. wenn man

sein wb. durchblättert, wird man verhältnismäßig wenig cursive schrift, in der er das modern-mundartliche anführt, finden. man vgl. zb. den artikel Friede (II 1764ff): 38 zeilen modernes zu 147 mit alten belegen. was dem Elsässischen wb. zum vorwurf gemacht worden ist, ist des schwäbischen größtes lob. jedoch hat dieses dadurch seinen charakter als wb. der lebenden mda. zu gunsten eines historischen schwäb. wbs verändert. der deutsche philologe kommt bei F. mehr auf seine kosten als der mundartenforscher. im einzelnen finden sich bisweilen vermutungsweise hindeutungen auf mögliches vorkommen in der jetzigen sprache. m. e. soll der vf. eines wbs hierbei nicht stehn bleiben. nach möglichkeit soll jede lücke durch nachfragen beseitigt werden; es soll festgestellt werden, ob ein bestimmtes wort noch irgendwo im gebrauche lebt. dazu gehört freilich viel zeit und geld, aber ein mdaa.-wb. ist nun einmal eine kostspielige und langwierige sache. ich vermisse zb. den nachweis, ob das wort jetzt noch vorkommt oder nicht — ich betone: auch dabei ist man vom zufall abhängig; es soll sich auch nur um bestmögliche feststellung handeln — bei *Brachzelge* (I 1338), wo sich die notiz findet 'wol noch gebraucht'. II 680 bemerkt F. zu *Eisperbere* 'johannisbeere' 'nicht einmal über die aussprache genauere angaben' und scheint damit anzudeuten, dass er sie hat feststellen wollen. auch II 681 unter *Eisse* drückt er sich so aus, dass man bemühungen annehmen kann. schließlic wäre es ja auch eine titanenarbeit, allen fragen nach dem vorkommen oder wie hier nach der geographischen verbreitung dieses oder jenes wortes nachzugehen. nur scheint mir systematische tätigkeit nach dieser richtung erwünscht. indessen fehlt es daran bei F. auch nicht völlig. zu *bliegen* 'auf die seite sehen' findet sich die notiz: 'neuerdings geleugnet'. gut, trotz dieser leugnung mag das wort in dem orte für den es früher angegeben war, oder wenn sicher dort nicht, so doch vielleicht noch anderswo vorkommen, und so erscheint seine aufnahme berechtigt, zumal da es einmal sicher bezeugt gewesen ist. aber es dürfte kaum zu den aufgaben eines mdaa.-wbs gehören, über wörter auskunft zu geben, die sicher in der mda. nicht vorkommen. so sollten die artikel † *Aerge* (I 311, 'nur in den Augsb. glossen des x.: *araki* tenacia 'später nie mehr'), *auslugen* (I 488, weil es sich in einem wb. nicht um potentielle, sondern um reelle mundartliche wörter handelt, F. bemerkt: 'kann da, wo *lugen* überh. üblich, gebraucht sein, zb. *sich die Augen a.*, doch nirgends bezeugt') und *Fill* (II 1497) fehlen. in dem letzten falle ist das wort von Schmeller I 709 als schwäb. angegeben worden; F. findet es nirgends bezeugt und weist an dieser stelle S.'s angabe zurück. mir scheint es nicht fraglich, wohin eine derartige mitteilung gehört, im wb. scheint sie mir nicht nötig, ja störend und gefährlich. sollte es nicht vorkommen können, dass ein eiliger benutzer, wenn er ja

doch auch wider das böse wort *Fill* findet, es als schwäbisch hinnimmt? m. e. hat ein wb. wörter zu bieten die vorhanden sind, und aus seinem schweigen ist schlechterdings auf fehlen zu schliessen.

Demgegenüber kann man sich immerhin zu den neuerdings sogenannten negativen idiotismen anders verhalten. diesem begriffe ist das Siebenbürgische wb., entsprechend den anforderungen einer allgemeinen wortgeographie, in weitgehendem mafe gerecht geworden. es bringt in der alphabetischen reihenfolge, durch den druck erkennbar, solche wörter und ausdrücke der nhd. schriftsprache, die in der mda. nicht vorkommen, und gibt als verweis die mundartliche übersetzung. wenn ich auch einer solchen praxis nicht zustimmen kann, da sie aus einem mundartenwörterbuch ein lexikon der schriftsprache und mda. macht, so begrüße ich es doch, wenn als anmerkung zu einzelnen artikeln gelegentlich mitgeteilt wird, dafs dies oder jenes wort nicht mundartlich ist. doch möchte ich solchen wörtern keine rubrik einräumen. negative idiotismen können auch hier durch das schweigen des buches angedeutet werden. der artikel *beben* (I 736) bringt ein in der mda. und überhaupt im ohd. nicht vorkommendes wort; sollte also fehlen, und könnte es, wenn F. nicht so grofsen wert auf die ausnützung der quellen legte, die ja auch nicht mundartliches bieten (*beben* bei S Franck und Weckherlin).

Wenn gelegentliche angabe eines nicht mundartlichen wortes empfohlen werden kann, so ist die soweit möglich genaue mitteilung des verbreitungsgebietes innerhalb der mda. zu fordern, und hier hat F. natürlich, gestützt auf seine vorarbeiten, des guten in reichem mafe geboten. sowol gleich hinter dem stichwort als gelegentlich nach dem ganzen artikel finden sich hierüber angaben, meist sind sie mit der mitteilung der lautlichen gestaltung des wortes verbunden.

Lobenswert ist ferner, dass die synonymen ausdrücke in der regel angegeben werden. überhaupt ist das interesse F.s für alle seiten seiner aufgabe ausgebildet. aufser der lexikalischen behandlung des wortmaterials, die sich bei ihm naturgemäfs gern auf den alten bestand zurückwendet — so wird *vermuren* 'ver-gessen' (II 1246) als relict hervorgehoben —, lässt er auch für die grammatik (*Abwich* I 84, während Grimm nur *Abweich* hat) und wortbildung interessante formen (bildungen, die persönlichen stempel tragen, wie die zusammensetzungen Weckherlins mit *all-* werden nicht übergangen: I 134) nicht aufser acht. auch syntaktisches wird gestreift — übrigens gibt ja die auswahl der belege für die syntax das meiste dar. im besonderen gefällt mir, dass präfixe und suffixe eigens angeführt werden (s. *be-* I 736, *ent-* II 723, *ver-* II 1056; *-ach* I 89, *-ang* I 201, *-asche* I 337, *-ter* II 158). auch physiologische bemerkungen finden sich hin und wider,

s. zb. *aha* († 119). auch dass eine wichtige flexionsform wie *bist* einen eigenen artikel bekommt († 1141), ist zu loben.

Sehr sorgfältig werden die flurnamen behandelt; viele artikel bieten als anhang eine aufzählung der flurnamen, die mit diesem worte zusammengesetzt sind. die bestandteile dieser namen, die oft altes, sonst verschwundenes gut enthalten, werden soweit möglich gedeutet. das wort *Ackt* wasserleitung († 102) wird als schwäbisch nur aus flurnamen erschlossen. auch namen von städten und bekannten örtlichkeiten erhalten eine eigene rubrik und erfahren etymologische deutung (vgl. Blaubeuren, Tübingen). ferner achtet F. auf vornamen. er sagt darüber s. xi und im 1 bde.: 'wir werden ja gewis nicht zu untersuchen haben, was *Friedrich* oder *Paul* etymologisch bedeute; aber ob solche namen etwa appellativ verwendet worden, ob sie als vornamen bei uns alt oder neu, häufig oder selten, populär oder vornehm, katholisch, evangelisch oder jüdisch, im süden oder norden, westen oder osten mehr üblich, ob sie aus personennamen auch zu familiennamen geworden sind: das interessiert nicht minder und kann mitunter für culturgeschichtliche fragen von grösserem wert sein, als dass man im Neckarland *Wingerter*, am bodensee *Reb-leute* sagt'. das sind worte, die für jedes große mdaa.-wb. eine richtschnur bilden werden. auch familiennamen werden angeführt, s. die fusnote zu s. xii. natürlich achtet F., wie er oben ausspricht, besonders auf appellative verwendung, und dass selbst familiennamen appellativa werden, kann uns sein wb. lehren, s. *Balfe* († 587) und *Pantalon* († 622). der wichtigkeit der doppelnamen als vornamen trägt er durch reichliche anführung rechnung.

Ein interessantes gebiet sind die verstärkenden zusammensetzungen der adj. hier erhalten wir ein reiches material. das seltsame compositions-*e*, dem einmal in den mdaa. nachgegangen werden müste, findet sich auch im schwäb., und F. täte gut, es auch im verhochdeutschen stichwort zu belassen. so ist besser *bolzgerade* zu schreiben als *bolzgerade* († 1283). dass die zahlwörter in so ausgiebigem mafe eigene artikel bilden, auch die flectierten formen, ist berechtigt; vornehmlich verdienen dies die zusammensetzungen, so dementsprechend *vier-*. recht erfreulich ist die hingabe an die gauner-, kunden- und händlersprache; bilden diese doch einen nicht unerheblichen bestandteil des schwäbischen wortschatzes.

F. nimmt mit offenen augen — so stammt ein beleg zu *anbringen* († 180) aus der zeitung — und birgt und erhält was er bemerkt für die zukunft, nur seltsam, dass das in seinem wb. gebotene material verhältnismässig gering an umfang ist. man ist von vornherein geneigt, in diesem grossen von F. bearbeiteten gebiete — Württemberg und Hohenzollern, ganz Baiern sw. der Würnitz und w. des Lechs, von Tirol das Tannheimer tal und das Lechtal bei Rauthe, von Baden der teil ö. der linie Neu-

hausen o. E. — Stockach-Ludwigshafen — mehr sprachstoff zu vermuten. ein vergleich mit dem nah verwanten Schweizer. idiot. etwa oder die mir bekannte fülle in der sprache der fränk. mundarten der Rheinprovinz führen leicht auf diese beobachtung. vornehmlich scheint mir Schwaben arm an wörtern des engeren verkehrs mit seinen kosenden und neckenden, tändelnden und scheltenden ausdrücken. der grund dieser erscheinung ligt offensichtlich in der verschiedenheit des volkscharakters. es wäre eine lohnende aufgabe, diesem puncte näher zu treten. aber auch ein vergleich der anzahl der synonyma etwa bei 'eidechse' und 'frosch' mit den bedeutend zahlreicheren im rheinischen lässt das schwäbische im nachteil erscheinen.

Mit der art in der F. die wörter, meist nur die simplicia in einem petit gedruckten anhang zum artikel etymologisch behandelt, kann man sich einverstanden erklären. es kann nicht aufgabe eines mda.-wbs. sein, der lockenden etymologie zu weit nachzugehen, es genügt, wenn mit kurzen, ganz präzisen worten die stellung des wortes innerhalb seiner verwantschaft angegeben wird. trotzdem möchte ich gelegentlich doch noch mehr deutung, zb. bei flacken (II 1536). hierbei ist schärfste genauigkeit nötig; man darf nicht schweigen, um nicht die phantasie vieler mundartenforscher und -liebhaber, die ja so oft den tatsächlichen, nicht nur etymologischen — das schadet schliefslich nicht gar so viel —, sondern besonders grammatischen verhältnissen in einem unbefangenen dilettantismus gegenüberstehn, zu kühnen evolutionen zu ermutigen. vor allem möchte ich peinliche beachtung der wortbildung empfehlen. bei F. ist sorgfalt im grammatischen und zurückhaltende vorsicht in etymologischen dingen selbstverständlich. nur selten hätte ich letztere noch gröfser gewünscht, doch darüber später. dass gelegentlich auf ganz dumme ältere etymologieen eingegangen wird, versteht jeder, der weifs, wie zäh in den kreisen der mundartliebhaber gerade solche versuche zu haften pflegen, vgl. zu bachen (I 175). auch dass F. zu lehnwörtern manchmal keine deutung bringt, sondern sich mit einer kurzen angabe wie 'nhd. lehnwort' bei Buchse (I 1495) begnügt, erklärt sich aus dem plane eines schwäbischen wbs verhältnismäfsig oft fehlt noch jeglicher deutungsversuch. wer möchte aber auch jedes wort eines wbs dem benutzer erklärt übergeben? ein reiches feld zu versuchen für die forscher! manches gibt F. in gänsefüfschen und deutet damit an, dass er dafür nicht volle verantwortung übernehmen wolle, so bei Anbig's (I 117) ua. sehr wertvoll ist die angabe der stellen, in denen das betreffende wort in andern wbb. vorkommt. das genus der wörter wird sorgfältig angegeben, s. zb. Armut (I 324) und Bach (I 551).

Sachliche erklärungen gibt F. hin und wider als citat, so bei Amtsschreiber (II 171), und wahrt ihnen dadurch ihren urkundlichen charakter; zugleich regt er zu eigenem nachforschen

an. im allgemeinen möchte ich bemerken, dass die vff. von wbb. geneigt sind, wörter und redensarten auch aufserhalb ihrer mda. als bekannt vorauszusetzen. idiotismen werden bisweilen durch idiotismen erklärt. wie viele ausdrücke des obd. sind dem ndd. nicht geläufig! und man wünscht doch einem grosfen und guten wb. eine ausgedehnte verbreitung auch aufserhalb seiner heimat. F. ist dieser gefahr fast immer aus dem wege gegangen. mir sind wenige fälle der beschriebenen art vorgekommen; ich nenne nur etwa abtrielen (179) 'durch trielen etwas zerstören', und hier wird zudem noch auf trielen verwiesen.

F.s material ist zt. bereits veraltet. das ist kein vorwurf. die ältere sprache enthält ja mehr mundartliches als die moderne. wenn auf grund neuerer forschungen auseinandersetzung mit den früheren ergebnissen notwendig wird, so bedeutet das nicht, dass diese nicht genau gewesen sind — jedenfalls braucht es nicht diese bedeutung zu haben —, vielmehr kann inzwischen die entwicklung weiter gegangen sein. so sind die bemerkungen über die lautgrenze der einzelnen gestaltungen der wortes 'vieh' (II 1488) aufzufassen. es ist ein zeichen fortschreitender arbeit, wenn an neuen resultaten nicht vorübergegangen wird.

Für die schwierigkeit, dieses grosfe werk in die öffentlichkeit zu bringen, hab ich volles verständnis, und wir sind dem wagemut der verlagsbuchhandlung, die das wb. auf eigenes risico herausgibt, zu grossem danke verpflichtet. um die kosten nicht so hoch anwachsen zu lassen, dass der kauf des buches nur den reichen möglich gewesen wäre, musste auf möglichste ausnutzung des verfügbaren raumes gesehen werden. daher die vorher bemängelte zusammendrängung unter ein stichwort, daher die vielen abkürzungen. ich muss gestehn, dass ich mitunter die bedeutung mancher abkürzungen nicht habe feststellen können. es finden sich nicht nur abkürzungen für orts- und stellenangabe — letzteres bei alten belegen —, sondern es werden auch wörter in dem texte von erklärungen und deutungen über das sonst übliche mafs hinaus verkürzt. sollte hier ein sparsamerer gebrauch eintreten können, so wäre das zu begrüfsen. F. localisiert die alten belege, soweit nötig und gängig. angaben aus urkunden werden zb. mit dem fundorte, dem jahre, oder wenigstens dem jh. ihrer entstehung, und mit der stelle von der sie citiert sind angeführt.

Im einzelnen hab ich folgendes zu bemerken 117: die verwechslung von 'aber' und 'oder' findet sich auch im frk. der Rheinprovinz. — 133: für *abich* setzt Gebhardt in seiner Gramm. der Nürn. mda. mhd. **abēchēht* an. — 145: falls man für *abluchsen* nicht ableitung von luchs — so F. — gelten lassen will, sollte man dann nicht an mhd. *lucken* denken können? — 147: F. nennt *abmorexlen* 'töten' eine komische bildung. dem widerspricht das im gesamten ndd. sprachgebiet häufige *afmurksn*

töten, das zu neumärk. 'murks wicht, kleiner kerl', hamb. *murk* 'unfreundlicher, mürrischer mensch' gehört. ich stelle diese wörter zu as. *mirki*, ne. *murky* 'finster'. hierzu würde auch II 1235 *vermarixlen* umbringen passen. den *i*-einschub kann man als svarabhakti fassen. — I 80: die bemerkung zu *abtubaken* schlagen 'komische bildung, wol mit anklang an *abdusten* (*d* und *t* nicht unterschieden)' versteh ich nicht. *astubakr̥* verprügeln ist im neumärk. sehr üblich und jedenfalls zu *tubak* 'tabak' zu stellen. *abdusten* findet sich übrigens bei F. nicht. — I 106: für *afelstange* über dem ofen zum trocknen ist *aselstange* zu lesen, s. I 341 *Ase* und 344 *Assel* 'lattengestell am ofen oder herd'. — I 114: *Agat* 'kinderspielkugel' findet sich in gleicher bedeutung und form auch im mfrk. — I 116: dass *axel* 'achel, granue' 'modern deutsch' nur in mdaa, vorkomme, die *g* als *ch* sprechen, trifft nicht zu. das neumärk. und andere ndd. mdaa. haben *ch* (s. mein neumärk. wörterverzeichnis im jan.-heft der Zs. f. d. mdaa. 1909). — I 144: das frz. *allez* als aufforderung, das übrigens von *allo* hätte getrennt werden und eine besondere rubrik erhalten sollen, kommt in der form *alē* in der Neumark als scheuchruf für gänse vor, eine höchst merkwürdige übereinstimmung, die sich aber noch bei audern lock- und scheuchrufen, allerdings mehr durch den gleichklang der naturlaute begünstigt, findet. — I 197: für die construction 'Anno 1410 ward . . . der new Chor . . . gewelbt anzevachen' vgl. Gebhardt aao. § 408: 'trag mir den korb helfen' und 'ich hab ihm helfen holz gesägt'. — I 273 und II 61. 64: neben *Tape* — mhd. *tāpe* pfote existieren zwei verben: **tapen* (s. schwäb. *an-tapen*) und *tappen*; *tappen* ist intensiv zu *tapen*; das verbum *tōp̄* ist im mfrk. häufig. — I 330: die ra. 'sparst du mir eine art, so spar ich dir eine fahrt' ist wertvoll: die ursprüngliche bedeutung von *art* = pflügung hat sich hier noch erhalten. — I 570: es scheint mir fraglich, ob *Pädergras* n. 'triticum repens' 'zweifellos falsch' sei; im neumärk. heist die quecke *pēda*. allerdings kann ich über das vorkommen dieses wortes in zwei räumlich so getrennten landschaften Deutschlands keine auskunft geben. auch Frischbier bietet in seinem Preufs. wb. *pēd*; in der Altmark kommt *pējn* pl. vor, und die Uckermark hat *pēdn* pl. übertragen auf das kartoffelkraut. — I 578 u. 854: der angabe, dass Baiern < *bēr* eber, hier meist schwein, im schwäb. nicht nachzuweisen ist, kann ich nicht widersprechen; jedoch möchte ich nicht die Vermutung unterdrücken, dass es einmal auch schwäb. gewesen ist, möchte sogar annehmen, dass das schwäb. *bōj̄er* *bō̄er* anstatt auf den volksnamen auf das alte germ. wort zurückgehe. die form mit *ai* statt *ä*, die zb. auch in der Neu- und Mittelmark vorkommt, kann man, wie ESeelmann gezeigt hat, gut aus contraction (langob. *pahir*) herleiten. — I 601 *Bampes* pl. und I 1519 *Bumpes* pl. 'schläge' sind nicht zu trennen, und

demnach ist die annahme, das *-es* < lat. *-us* entstanden sei, auszuschneiden. die entstehung aus dem genitiv des infinitivs ist wahrscheinlicher. — 1 791: dass *beide* wie *zwei* geschlechtlich flectiert wird, ist interessant, aber an alte bildungen ist wol kaum zu denken. — 1 836: *billen* neben *bellen* braucht nicht aus der 3. sg. präs. entstanden zu sein, sondern kann auch durch mhd. *bilen* *bellen* beeinflusst sein. — 1 850: *Benne* kommt aufser in Baiern, der Schweiz, im Elsass und in Lothringen auch in der Neumark vor, und zwar in der bedeutung 'viehraufe'. — 1 855 *rdm* bezieht sich im neumärk. wie schwäb. *beramen* nur auf den rufs. wider eine dieser seltsamen übereinstimmungen! — wörter die im schwäb. bei sonst gleicher oder ähnlicher gestalt im anlaut zwischen *pf-* und *f-* schwanken, in allen fällen in beziehung zu einander zu bringen, kann ich mich nicht entschliessen. freilich ist offensichtlich, dass altes *f-* im schwäb., besonders bei folgender liquida, als *pf-* auftreten kann (s. *Flegel: Pfliegel* < *flagellum*), indessen sonder ich alle stämme von einander, die im ndd. mit *p-* und *f-* auftreten. so halt ich für verschieden *pfladeren* (1 1054) und *flatteren* (11 1545; übrigens fehlt *fladeren*, worauf unter *flattern* verwiesen wird), weil das ndd. (neumärk.) *padörn* 'im wasser umherpatschen, klatschend herabfallen' und daneben *fladörn* 'flattern' vorkommt. noch weniger lass ich beziehung zwischen *Pflader* 'kot, bes. nach tauwetter' (1 1053), daneben *Pflatter* (1059), und *Fladen* 'weicher kuhkot' zu (vgl. neumk. *pladər: flōdn*). ob jedoch *pfuschen* und *fuschen* anzusetzen seien, lass ich dahingestellt, obwol mnd. *vusken* 'mit der hand in etwas wühlen' sehr für einen stamm mit *f-* anlaut spricht. das neumärk. *fušörn* 'stümperhaft arbeiten' bestärkt diese vermutung, da bei lehnwörtern aus dem hd. *pf-* in meiner heimatmda. sonst erhalten bleibt. die tatsache, dass im alemannischen bisweilen wgerm. *p-* bis zu *f-* verschoben worden ist, soll doch nicht dazu verführen, *pf-* und *f-* in allen fällen für identisch zu halten. — 1 1082: *Pfudel* 'kanal, dohle, pfütze' hängt mit *pfuhl* nicht zusammen; das mfrk. unterscheidet deutlich *pōl* und *pudəl*. das letzte ist identisch mit *pudel* 'art hund.' ich trage kein bedenken, sowol *pfuhl* wie *pudel* für echtgerm. wörter zu halten. — 1 1087: *pfupferen* 2 von dem lebhaften verlangen etwas zu tun kommt in gleicher verwendung und construction im neumärk. als *pupörn* vor. der anders gestalteten bildung *popperen pupperen* entspricht neumärk. *bubörn* 'stark beben'. — 1 1292: *Popel* m. 'verhärteter nasenschleim' ist trotz *Butze* nicht mit *Popel* 'teufel, gespenst, vermummter mensch' identisch. altmärk. *pōpəl*, neumärk. *pūpəl* 'harter nasenschleim' hätten dann keinen anlass im vocalismus auseinanderzugehn. denn das mit *Popel* 'teufel' verwante schriftd. *popanz* erscheint auch im neumärk. mit *ō*. — 1 1541: die zusammenstellung von **Protz* 'kröte' mit dem gleichlautenden worte für einen ungebildeten aufgeblasenen menschen ist ein feiner griff. beide ge-

hören zur germ. wz. *breut* —, die in mhd. *broz*, schwäb. *Bross* ‘knospe’ und schwäb. *brossen* ‘sprossen’ und mhd. *briezen* ‘spriefsen’ auftritt. — II 39: dass *Dalk* ‘täpischer mensch’ mit nhd. *talg* identisch ist, halt ich für möglich, dann wäre auch mekl. *talkro talksn* ‘im schmutz wühlen’ von *talg* abzuleiten. wie man aber dazu kommen kann, bei *Talpe* m. ‘ungeschickter, plumper mensch’ für das als erste, veraltete bedeutung ohne genusbezeichnung ‘pfote, plumpe hand’ angegeben wird, zusammenhang mit *dalk-* zu vermuten, ist schwer verständlich. die stelle für *Talpe* 1 führt irre; *Talpe* ist ursprünglich nur ‘pfote, plumper fufs’, nicht ‘plumpe hand’. im nmk. entspricht dem schwäb. *dalbe talps* ‘plumper mensch’. daneben besteht das verbum *talpsn* ‘plump auftreten’. das subst. lebt in Köln als *talp* f. ‘breite fufssohle’. die bedeutung ‘plumpe hand’ entwickelt sich daraus wie bei *pfote* selbst, vergl. Oderbruch *talpə* und *talpš* ‘plumpe hand.’ — II 427: *Druse* m. ‘mensch aus dem man kein wort herausbringt’ und 428 *Druseler* ‘dummer, einfältiger mensch’ stell ich zu neumärk. *druzln* ‘leicht schlafen’; dies aber gehört zu as. *driosan* fallen; den übergang zu der im schwäb. und im neumärk. worte entwickelten bedeutung gibt ags. *drúsan* ‘hinfällig sein, langsam sein’ und das dazu im grammatischen wechsel stehnde ahd. *trúrén* eigentlich ‘schämig die augen niederschlagen’. — II 763: *erbrau(ch)sten* ‘niesen’ ist trotz des *-ch-*, das sicher unursprünglich ist, mit md. *prústen* niesen, das im modernen ndd. fortlebt, zusammenzunehmen. — II 970 ff: die bevorzugung einer rein sachlichen erklärang des wortes *Fastnacht* erscheint wenig glücklich. bei F. tritt keine einzige, soviel ich sehe, keine einzige form mit *t* auf und das udd. *fastelabend* erklärt sein *t* doch leicht aus lautphysiologischen gründen, vgl. nur zb. neumärk. *šústal* ‘altes, hässliches weib’ neben uckermärk. *šūsəl* ‘vogelscheuche’ (< md. *schüsel* *schüsel*). ich bleibe bei der ableitung von ahd. *fasón* ‘aufspüren’ und nhd. *faseln*. hierzu stimmt auch das schwäbische *ā* vorzüglich. — II 984: die zweite bedeutung von *Faude* als ‘riedgras, binse; sumptige, schilfbewachsene stelle’ ist mir für die aufhellung des neumärk. wortes *fūdā* ‘grasbüschel, grasstaude’ recht erwünscht. es ligt doch wol dasselbe wort vor. das wort ist mir aufser bei Frischbier als *faudā* ‘wiepe, warnungszeichen aus stroh’ sonst noch nicht begegnet. welche schlüsse aus diesem widerholten zusammengehen des östl. ndd. mit dem schwäb. zu ziehen sind, werden weitere forschungen zeigen müssen. hier sei es als überraschende, neue tatsache registriert. — II 988: nach der reichhaltigen stoffsammlung Kluges über den worttypus *faulenz* Zs. f. d. wortf. 6, 40—46 halt ich an der alten auffassung: *faul-enzen* ‘faul riechen’ fest. — II 990: auf die ansetzung zweier verschiedener wörter für ‘schaum’ 1. ggerm. *feim* zur wz. *pi* und 2. schwäb. **vām* zu lat *spūma* möcht ich die aufmerksamkei lenken. danach ist *vām* bei Lexer zu streichen. mit blofsen formen eines stammes

kommt man nicht aus. — II 1069: *verbaumen* 'brüchig werden, vermodern; krumm verwachsen; abstehn, verderben' gehört sicher zu *baum*; vgl. mnd. *vorbômen* 'hart und steif wie ein baum werden, sich verhärten; verwildern' und neumärk *bēmīχ* < **bōmīχ* 'stumpf, von den zähnen nach dem genusse saurer speisen' (vgl. Ndd. korr. bl. 28, 28). — II 1173: die bemerkung zu *verhelligen* 'das etym. verh. zu dem gleich gebrauchten *verhergen* kann unerörtet bleiben', hätte wol fehlen können, da kein verhältnis besteht. — II 1900: *futsch* 'hin, kaput' ist m. e. ein interjectional gebrauchter imperativ vom md. *futschen* 'schnell davon gehn' < **fukezzen*, das im kärnt. als *fucken* 'von der hand gehu' vorhanden ist. an entstellung aus frz. *foutu* ist nicht zu denken, da dies ja im schwäb als *futü*, genauer *füdi* (II 1904) auftritt. —

Der zweite band schließt mit dem buchstaben *f* ab. druckfehler sind mir sehr selten begegnet. papier und ausstattung machen dem verlage und der druckerei ehre. so möge denn dies werk das wolwollen und die achtung, die es bereits genießt, in immer weitere kreise tragen und seinem heimatlande ein ansporn zum fortschreiten auf dem so hervorragend glücklich betretenen wege der erforschung seines volkstums sein, in den andern deutschen ländern aber männer erwecken, die gewillt sind, ihr lebenswerk in der sammlung des heimischen sprachschatzes zu sehen. schon sind gute anzeichen für das erwachen eines solchen geistes erkennbar; an mancherlei orten regt es sich bereits. schon ist Mitteldeutschland mit einem bescheidenen werke auf den plan getreten (K. Müller-Fraureuth, Wb. d. obersächs. u. erzgeb. mdaa.). nun bleibt noch Niederdeutschland; ehemals ist es vorangegangen, hat aber noch nicht genug getan. dass hier bei zeiten gerettet werde, was noch vorhanden ist, das ist nicht nur der wunsch deutscher mundartenforscher, sondern ligt auch im interesse der deutschen philologie.

Berlin.

H. TEUCHERT.

Hymnologische Studien zu Venantius Fortunatus und Rabanus Maurus von G. M. DREVES dr. theol. [Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen seminar München. III reihe nr 3.] München, Lentner (Stahl) 1908. 136 ss. 8°. — 3 m.

Im anhang zu den dichtungen des Fortunat und Hrabanus Maurus (beide sind vereinigt von Brower, Moguntiae 1617) findet man eine reihe von gedichten abgedruckt, die meistens den betreffenden dichtern abgesprochen werden, ohne dass doch die modernen herausgeber sich hätten entschliessen können, sie ganz fortzulassen. Drevés, der verdiente herausgeber der *Analecta hymnica*, ist von diesem verfahren abgewichen und hat in seinen *Hymnographi latini II* (Anal. hymn. L s. 70 ff. 180 ff) beiden dichtern eine reihe der zweifelhaften hymnen als ihr eigentum:

zugewiesen. vorliegende schrift ist bestimmt sein vorgehen zu begründen, was um so nötiger sei, da eine wirkliche untersuchung der frage noch nie angestellt sei. die von ihm ange-wante methode ist die der stilkritik, diese verbindet die beiden sonst selbständigen abhandlungen.

Ich wende mich zunächst zu Fortunat. man muss Drevs darin recht geben, dass die art, nach der die dichtungen s. 371—86 (Leo) für spuria erklärt werden, etwas summarisch zu nennen ist. es gilt da zu unterscheiden. einige stücke (nrr 3. 9. 10. 5. 6) sind sofort als unecht zu streichen, zwei sind sogar nur auf grund eines versehens Fortunat zugeschrieben worden (nrr 9 u. 10); dagegen nimmt D. nrr 4. 7. 8. 1 für Fortunat in anspruch, und in dieser untersuchung will er die echtheit von nrr 7. 8. 1 er-weisen. seine beweisführung hat mich nicht überall überzeugt; ich schliesse meine besprechung seinem gedankengange an, die citate gebe ich nach Leo.

1. Der weihnachtshymnus '*Agnoscat omne saeculum*' (ich bezeichne ihn mit vii) wird zum ersten mal von Trithemius(1) dem Fortunat beigelegt, und D. gibt selbst zu, dass auch die weitere überlieferung nicht ausreicht, um eine feste überzeugung von der autorschaft des F. zu vermitteln. diese sucht er durch vergleichung zu gewinnen und schließt folgendermaßen: der weihnachtshymnus (vii) stammt offenbar vom vf. des Marienhymnus '*Quem terra pontus aelhera*' (viii), dieser vom dichter des Marienlobes (i), und dieser wird als identisch mit Fortunat nachgewiesen. dieser nachweis ist m. e. nicht gelungen.

Zunächst bin ich garnicht überzeugt, dass vii und viii von demselben vf. sind. D. sagt: 'man vergleiche den ganzen ideenkreis, in dem beide gedichte sich bewegen'. der ist allerdings frappant ähnlich, so sehr, dass es mir wirklich zweifelhaft ist, ob wir einem manne wie F. eine so kindische selbstopie zu-trauen dürfen. dazu kommt, dass der dichter sich vor wörtlichen entlehnungen nicht scheut. v. 1 *Agnoscat omne saeculum* = Fort. i 16, 1 (hierher stammt natürlich die weisheit des Trithemius!); vii 8, 3 *venite gentes credite* vgl. Fort. i 16, 77 *venite cives plaudite*; vii 3, 4 = viii 2, 4; vii 3, 3 *quem totus orbis non capit* vgl. Prud. Apoth. 705 *totus quae non capit orbis*. und was das schlimmste ist, der gedankengang ist nichts weniger als original, sondern abgesehen davon, dass es teilweise doch recht nahe-liegende gedanken sind die da verarbeitet werden, blickt ganz deutlich ein Vorbild durch, der so außerordentlich beliebte hymnus des Sedulius. der kürze halber beweise ich das für viii sofort mit. der gedanke, dass der schöpfer und erhalter der welt nun in der jungfrau leib geht usw. vii 3, 3—4. 5, 1—4. 6, 1—4; viii str. 1. 2 und 4 findet sich bei Sedul. 2, 1—3 *beatus auctor saeculi servile corpus induit*; 3, 1—2 *clausae parentis viscera caelestis intrat gratia, venter puellae baiulat secreta quae non no-*

verat. (ich mache von anderm abgesehen auf die doch nicht allzuhäufige vocabel *baiulat* hier und viii 1, 4 aufmerksam.) Maria wird schwanger durch das wort des engels: vii 3, 1—2; viii 3, 1—4, vgl. Sed. 4, 3—4 *intacta nesciens virum verbo creavit filium*. vii 2, 3 *annuntiavit angelus*, vgl. Sed. 5, 2 *quem Gabriel praedixerat*. das kind ligt auf hen und stroh: vii 5, 1—2 *praesepe poni pertulit qui lucis auctor extitit*, vgl. Sed. 6, 1—2 *faeno iacere pertulit, praesepe non abhorruit*. alles was die beiden hymnen so ähnlich erscheinen lässt, erklärt sich aus der benutzung des Sedulius. ich bin der ansicht, dass der vf. von vii ein sehr unselbständiger mensch war, der aber die früchte seiner lectüre (Fortunat, Prudenz, Sedulius und wol auch viii) zu einem gedichte zusammenzufassen vermochte, sodass es doch einigermaßen nach etwas aussah. dass Fortunat sich seine gedanken so kümmerlich zusammengeborgt hätte, glaub ich nicht, und dass er bei sich selbst diese anleihen gemacht hätte, ebensowenig. d. vf. hat weder bewiesen, dass vii von Fortunat ist, noch dass der dichter von vii auch der von viii ist. für sehr wol möglich halt ich es, dass er den hymnus viii kannte (*gestant puellae viscera!*), vermutlich wurde er auch durch viii 7, 1 *quod Eva tristis abstulit* zu seinem (7, 1) *Adam vetus quod polluit* begeistert, das würde zu seiner unselbständigkeit stimmen.

2. Für den Marienhymnus '*Quem terra pontus aethera*' (viii) nimmt D. (in ermangelung äußerer glaubwürdiger zeugnisse) die beobachtung von Ebert wider auf, dass zwischen viii und i eine solche übereinstimmung herrsche, dass beide als das werk desselben vfs angesehen werden müsten. auch hier sind für mich die von D. beigebrachten gründe nicht überzeugend. viii 1, 3 findet sich der ausdruck *trina rerum machina*; auch in i steht v. 141 und 201 das wort *machina* für das weltall gebraucht, und in einem unbestrittenen gedicht in 6, 52 steht sogar dieselbe wendung *trina r. m.* was beweist das aber, wo es sich um eine bekannte phrase handelt, die soviel ich weiß Prudenz aufgebracht hat? und was vor allem wichtig ist: der dichter von viii hat nicht nur diese wendung, sondern die ganze stelle im sinne gehabt, vgl. Cath. ix, 14 *terra caelum fossa ponti trina rerum machina*. damit ist nun aber auch zugleich D.s erster beweis abgetan, dass 'die hier beliebte dreiteilung Fortunats ganze liebe besitze'. diese liebe teilt er eben mit Prudenz, und an unserer stelle stammt offenbar die dreiteilung aus diesem. vgl. übrigens Prudenz Cath. iii 5. 38, andre stellen dürften leicht zu finden sein. und warum fügt der dichter viii 2, 1—2 zu der dreiteilung des weltalls noch hinzu *cui luna sol et omnia deserviunt*? bei Prudenz folgt auf *machina* der vers *quaeque in his vigent sub alto solis et lunae globo*. zu viii 2, 4 *puellae viscera* bemerkt D.: das wort *puella* statt des den kirchlichen schriftstellern geläufigeren *virgo* ist wider ein ganz bevorzugter aus-

druck sowol des Marienlobes wie Fortunats im allgemeinen'. mag es geläufiger sein, nachweisen lässt es sich auch sonst, an unserer stelle ist es aus Sedulius genommen *venter puellae baiulat*. zu VIII 3, 3 *aure virgo concipit* vergleicht D. I 122. 247. 340. unser dichter hat es aus Sedul. 4, 4. — zu VIII 4, 3 *mundum pugillo continens ventris sub arca clausus est* vergleicht D. I 174 *cuncta tegens palma* und 141 *cuius mundi uno est haec machina tecta pugillo* und Fortunat III 9, 69f. das beweist weniger als es auf den ersten blick scheint, denn auch hier handelt es sich um ein sehr gewöhnliches citat: Is. 40, 12 *quis mensus est pugillo aquas et caelos palmo ponderavit?* grade in diesem zusammenhange ist es beliebt, so in dem für Hraban in anspruch genommenen hymnus '*Lumen clarum rite fulget*' (Poet. II 245) 8, 1—4; vgl. Hrotsvits Maria 873. wissen möchte ich, nebenbei bemerkt, woher die vocabel *claudere concludere* an dieser stelle kommt, die bei Jesaias fehlt. sie findet sich auch bei Dhuoda I 11, 4 *concludis palmo* (Traube Carol. dichtgen 142) und bei Agobard (ebda. s. 152) 1, 3 *pugillo concludis*; Fort. aao. *cuius clauduntur cuncta pugillo*. — dass Maria mit Eva in parallele gestellt wird VIII 7, 1—2 und I 125. 341, findet sich so häufig, dass Salzer nicht weniger als 10 seiten voller belege bringt, darunter viele die älter sind als Fortunat. nicht viel anders beurteil ich es, wenn Maria in beiden gedichten als 'fenster', 'tür' u. dgl. bezeichnet wird, Salzers index gibt darüber hinreichend auskunft. schliesslich legt D. gewicht darauf, dass es VIII 4, 4 heisst *ventris sub arca clausus est*, während das wort *arca* auch I 154 u. 211 vorkommt. aber ist die vocabel so selten? kurz, ich kann nicht zugeben, dass D. einen zusammenhang zwischen VIII und I nachgewiesen hat. beide gedichte haben das lob Marias zum thema, da ist es ganz natürlich, dass in beiden gewisse allgemeine wendungen und gedanken widerkehren, die in dem zusammenhange gebräuchlich waren; die übrigen übereinstimmungen erklären sich aus der benutzung derselben quellen, und zwar solcher quellen, die nicht ganz fern liegen. mir fällt nur eins auf, dass bei Fortunat III 6, 52 (*machina trina*), ferner in unserm hymnus 1, 3 und in I 341 *quos merserat Eva profundo* (vgl. Prud. Cath. IX 18 *mererat quem lex profundo*) bekanntschaft mit demselben gedicht des Prudenz hervorzutreten scheint, während man sonst m. w. bei Fortunat eine benutzung dieses dichters bisher nicht nachgewiesen hat — wenigstens ergeben die indices von Leo und Manilius nichts. immerhin ist es nicht unbedingt sicher, dass Fortunat diese wendung direct aus Prudenz hat, und auch die berührung von I 341 mit diesem dichter aao. könnte nur scheinbar sein. aber auch wenn Prudenz an allen 3 stellen direct citiert wird, so kann die bekanntschaft mit diesem gedicht noch kein beweis für die identität der drei dichter sein; und dann will es mir fast scheinen, als ob grade Cathem. IX des

Prudenz besonders beliebt war, wenigstens fand ich nicht ohne verwunderung kenntnis desselben, wo ich sie wirklich nicht erwartet hätte, in einem sehr alten rhythmus Du Méril (1854) s. 282 str. 15: *laticem vertit in vinum et falernum nobilem*, vgl. Prud. v. 28 *cantharis infusa lympha fit falernum nobile*. wenn ich mit meiner Vermutung recht habe, so wäre auch ein Grund für diese Erscheinung denkbar: wie ich oben schon bemerkte, war der Sedulius-Hymnus bei den Dichtern der Merovingerzeit sehr beliebt, und dies Gedicht des Prudenz berührt sich inhaltlich vielfach mit ihm.

Die beiden besprochenen Hymnen stehen nicht in den Hss. des Fortunat. D. setzt s. 6 sehr einleuchtend auseinander, dass dies bei liturgischen Hymnen nichts beweist. da nun aber, wie der Vf. selbst gesteht, die 'tradition' nicht allzu hoch einzuschätzen und der Versuch aus inneren Gründen die Echtheit zu erweisen meiner Ansicht nach gescheitert ist, werden wir bei der alten Ansicht bleiben müssen und sie unter den dubia lassen. VII hält ich auf keinen Fall für fortunatisch, bei VIII glaub ich auch nicht dran, möchte aber die Möglichkeit nicht völlig abstreiten. nach meinem Gefühl lässt es sich nicht mit dem vereinigen was wir sonst von dem Manne kennen.

D.s Aufgabe war es, wenn der Zusammenhang von VIII und I nachgewiesen war, für I die Herkunft von Fortunat darzulegen. da ich den Zusammenhang nicht anerkennen kann, ist durch diesen Nachweis für mich auch nichts zu retten, und ich könnte dies Stück übergehen. aber die Frage nach dem Vf. des Marienlobes interessiert auch abgetrennt von der Frage nach den Hymnen, darum folge ich auch hier D.s Spuren.

Fast gleichzeitig hat HELFS (Untersuchungen über den Stil und die Sprache des Venantius Fortunatus. diss. Heidelberg 1907) s. 1 ff die Unechtheit, Dreves 15 ff die Echtheit behauptet. wer hat denn nun recht? mir sind bis jetzt zwei Besprechungen oder Erwähnungen der Schrift zu Gesicht gekommen, die auf D.s Seite traten. ich kann das nicht. — der Vf. stellt als Ziel auf zu untersuchen, 'ob Browerus durch die Ähnlichkeit des Marienlobes mit den Werken Fortunats sich ungerechtfertigter Weise zu Gunsten, oder ob sich vielleicht Leo durch die Unähnlichkeit zu Ungunsten desselben beeinflussen ließ'¹, und da hat er nun in dankenswerter Weise eine eindringende Untersuchung angestellt und bringt ein überwältigendes Material zusammen, um die Verwandtschaft des Marienlobes mit Fortunats echten Werken zu beweisen. freilich wäre die Zusammenstellung wol noch eindrucksvoller gewesen, wenn die Menge der Beweise etwas durchgesehen worden wäre. es hat doch wenig Beweiskraft, wenn z. B. s. 36 gesagt wird 'statt des Wortes *penna* ge-

¹ eine dritte Möglichkeit, dass man auch durch zu große Ähnlichkeit zu Ungunsten beeinflusst werden könnte, wird nicht in Betracht gezogen

braucht F. fast constant die form *pinna*, solche orthographica können garnichts entscheiden; zudem schwanken die hss. — ich habe die meisten stellen nachgeschlagen — zwischen den beiden formen. ein ähnliches nachswanken zeigt sich bei *alvus* (s. 37). wenn je einmal im Marienlobe das wort *susurrus*, *apex*, *cacumen*, zweimal *opimus* usw. vorkommt, so beweist das bei so gebräuchlichen wörtern doch wirklich garnichts. ich schlug wahllos das gedicht 'Carolus magnus et Leo papa' (Poetae I 366) auf und fand in den ersten 100 versen 3 mal *opimus* und *apex*, 11 mal *pius* (*pie*, *pietas* u. dgl.), ferner *cacumen*, *meritum*, *famen*, *culmen*, *arduis* usw. doch im allgemeinen machen die zusammenstellungen einen höchst überzeugenden eindruck, eine ganze reihe von stellen ist beigebracht, die es nicht zweifelhaft lassen, dass D. 'die abhängigkeit zwischen dem Marienlob und Fortunat' (s. 19) erwiesen hat. aber ich möchte doch fragen, was damit erreicht ist, die abhängigkeit ist meines wissens nie bestritten worden, am wenigsten von Leo, der von einer 'fraus scriptoris Fortunati nomen mentiti' spricht, also einen fälscher annimmt, der mit fortunatischem material gewirtschaftet hat. auf die weise kann man den F. als dichter des Marienlobes nicht nachweisen. freilich wenn Leo seinem fälscher auf metrischem wege beikommen will, so ist das bei Fortunat ein schwieriges ding, ich glaube, D. hat mit seinen ausführungen insofern recht, einem dichter, der selbst so gewagte metrische und prosodische experimente macht, darf man auf grund metrischer fehler ein gedicht nicht absprechen; auch die ausführungen von Elfs s. 1f. verlaufen ziemlich im sande. und doch gesteh ich, bei der lectüre des gedichtes hab ich trotz Dreves auch auf grund des versbaues die empfindung, das kann Fortunat nicht gedichtet haben, 44 u. 46 sind ja überhaupt keine verse mehr. doch würd ich nicht wagen, auf grund dessen das gedicht zu verwerfen. wie mir scheint, muss die entscheidung davon abhängen, wie man über die ohne frage vorhandenen zahlreichen ähnlichkeiten urteilt: rühren sie daher, dass der dichter dieselben wendungen und gedanken mehrfach gebrauchte, oder dass ein nachahmer sie sich aneignete? D. hat recht, es ist nicht ganz leicht an einen 'fälscher' zu glauben¹, der sich aus dem ganzen Fortunat sein material zusammensucht und sogar mit vorliebe die ἀπαξ λεγόμενα seines Vorbildes herausklaubt, ja sich selbst dessen metrische freiheiten aneignet. aber wenn man genauer zusieht, so erscheint die sache doch in einer ganz anderen beleuchtung. gerade die bemerkung über die ἀπαξ λεγόμενα ist fruchtbar, aber in entgegengesetztem sinne; sie führte mich auf den rechten weg, und dann sah ich, dass Elfs s. 3 dasselbe der sache nach gefunden hat.

¹ ich würde es vorziehen, von einem 'nachdichter' zu sprechen, ein 'dolus' braucht ja garnicht vorzuliegen.

Ein großer teil dieser ἀπαξ λεγόμενα, usw. mit die wichtigsten, findet sich auf einem beschränkten raum

ML 284 *quos Patras Ephesus Naddaver arce tenet*

viii 3, 148 *Matthæum eximium Naddaver alta virum*

also an beiden stellen die weithergeholte gelehrsamkeit, dass Matthäus in der äthiopischen stadt Naddaver geweilt hat.

ML 286 *quosque sepultat humus, cingit et oceanus*

viii 3, 167 *Vitalem ac reliquos quos cara Ravenna sepultat.*

ML 160 *vipera seu dipsas seps draco cenchris*

viii 3, 195 *vipera serps (v. l. seps) iaculus basiliscus emor-
rois aspis*

ML 312 *quando pavimentis alba topazus inest*

viii 3, 264 *ordinibus variis alba zmaragdus inest.*

(das wort *alba* in der bedeutung 'perle' kann schlechterdings als selten bezeichnet werden' D.). wie kommt es, dass der dichter des Marienlobes sich gerade mit diesem einen gedicht viii 3 so sehr berührt? die auffallende tatsache findet eine ganz lustige lösung, die mir erst jetzt bekannt geworden ist: die betreffenden stellen des Marienlobes sind ja geradezu ein plagiat von viii 3! ich setze den inhalt im allgemeinen als bekannt voraus (übersichtliche angabe für viii 3 bei WMeyer Der gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus s. 110f, für ML bei Elfs s. 2f) und hebe nur die in betracht kommenden partien nach WMeyer hervor: — die himmelsbräute müssen auf erden keusch sein, dann werden sie von Christus geschützt (v. 105—24), und wenn eine stirbt, erlangt sie durch ihn unbeschreibliche glückseligkeit (v. 125—278). — stirbt eine solche jungfrau, so versammeln sich all die himmlischen scharen — hier wird eine lange reihe der danials beliebtesten heiligen genannt, welche Agnes alle im himmel treffen kann — v. 125—186; dann hält Christus eine rede (v. 187—258).

Der in viii 3 geschilderte hergang ist offenbar das officiële ceremoniële im himmel, denn der Maria werden nach ML 259ff ganz dieselben ehrungen zu teil, und dieselben heiligen kommen ihr entgegen; natürlich ist die übereinstimmung nicht etwa wörtlich, aber dass dieselbe gelehrte notiz über den apostel Matthäus v. 284 (*Naddaver* vgl. viii 3, 148) und eine ganz ähnliche wendung *quosque sepultat humus* resp. *quos cara Ravenna sepultat* (unter anderen umständen würde ich auf dies ἀπαξ λεγόμενον *sepultat* keinen besonderen wert legen) widerkehrt, war etwas unvorsichtig, wenigstens wenn der nachdichter sein incognito bewahren wollte.

In viii 3 hält dann, wie gesagt, Christus eine rede auf die keusche jungfrau und schildert, wie sie auf erden allen anfechtungen widerstand, dabei findet auch der oben angeführte vers *vipera serps* usw. anwendung. im ML wird diese zusammenstellung von giftschlangen in anwendung auf Christus in anderm zusammenhang gebraucht. nach Elfs wäre dann vii 3, 189, die

lobrede Christi auf die *sponsa* mit dem lobgesang der engel auf Maria ML 317 ff zu vergleichen. das ist inhaltlich richtig, nur fehlt hier der nachweis durch wörtliche anklänge. viii 3, 257 ff geht es dann folgendermassen weiter: der name der jungfrau wird in das buch des lebens eingeschrieben, und die neue himmelsbewohnerin wird aufs herlichste geschmückt; nicht minder herlich ist aber der schmuck, der der mutter Christi zu teil wird ML 301 ff. ich verzichte darauf die klar zu tage liegende verwantschaft im einzelnen nachzuweisen, und bitte nur zu beachten, dass als leitfossil sich wider das ἀπαξ λεγόμενον einstellt:

(vari)is alba (smaragdus) inest
(paviment)is alba (topazus) inest.

Ergebnis: der mann, der der Maria einen lobgesang singen wollte, nahm das gedicht viii 3 und übertrug das was dort von der belohnung der keuschen himmelsbraut gesagt wird, auf die inventrix virginittatis. auf keinen fall kann es sich hier darum handeln, dass einem fruchtbaren dichter unwillkürlich bestimmte gedanken oder wendungen häufiger in die feder kommen, hier hat sich ein dichter mit vollem bewusstsein den gedankengang eines anderen gedichtes zu eigen gemacht, hat das begangen, was wir als plagiat zu bezeichnen pflegen. ich will nicht untersuchen, wie weit andre dichter etwa an ihren eignen werken einen raub begehnen mögen: dass ein mann wie Fortunat, den WMeyer in dem erwähnten buche uns kennen gelehrt hat, derartiges fertig bringt, mag ein anderer glauben, ich nicht. für mich ist die sache erledigt, darum verzichte ich darauf, weitere einzelheiten zu bringen.

Das gedicht steht mit recht da wohin Leo es gesetzt hat, unter den spuria, und dahin hat es schon die überlieferung gesetzt, die D. sogut wie garnicht beachtet; über die auseinandersetzen Leos und WMeyers in der erwähnten schrift, wozu jetzt der aufsatz Über handschriften der gedichte Fortunats GGN. 1908, 82 kommt, geht er mit stillschweigen hinweg. ich glaube, wo er die echtheit behauptet, hätte er stellung dazu nehmen müssen.

Das gedicht hat schon vor 800 als fortunatisch gegolten, die Leidener hs., von der bei Hraban zu sprechen ist, enthält ein stück davon unter Fortunats namen, aber in der sammlung seiner werke steht es nicht. das ist nach WMeyers darlegung nicht als nebensache zu behandeln. wenn unter der ausgabe von Fortunats werken stand: *explicit in quantum auctor habuit scriptum*, so muss das auch nach meiner ansicht etwa heissen: 'hier endet das was der dichter schriftlich hinterlassen hat'. diese notiz hat nur sinn, wenn sie am schluss der ursprünglich vollständigen sammlung gestanden hat; diese vollständige sammlung wurde nach seinem tode von freunden oder verwanten gemacht, darum ist diese bemerkung am schluss sehr wichtig, sie haben eben

alles was sie voranden zusammen ediert. wäre, wie D. s. 54 annimmt, das ML von Fortunat bei seinem tode unvollendet hinterlassen worden, so würden die ordner des nachlasses es der sammlung zugefügt oder vielleicht vernichtet, jedenfalls aber nicht als separatausgabe der öffentlichkeit übergeben haben. gegen diese annahme spricht natürlich nicht die überlieferung von xxxiv des appendix. dies haben sicherlich die herausgeber in seinem nachlass nicht vorgefunden, es wird von dem adressaten publiciert worden sein; für ein werk das der dichter unvollendet im pult liegen hatte, kann man das aber nicht annehmen. —

Es folgen s. 55 die studien über Hraban. diesem wird eine anzahl hymnen zugeschrieben, doch herrscht schon seit Browsers ausgabe 1617 unsicherheit darüber, ob sie wirklich echt sind; das ziel dieser studien ist diese zweifel aus der welt zu schaffen. die sache ist nun bei Hraban dadurch noch compliciert, dass Brower mit seiner hs. sehr geheimnisvoll tut und absichtlich nichts näheres über sie mitteilt, während die tücke des schicksals es gewollt hat, dass sie verloren gegangen ist. allerdings ist ein stück davon in Einsiedeln wider aufgetaucht; wie sie von Fulda — denn dort war sie höchstwahrscheinlich doch zu Browsers zeit — dorthin verschlagen worden ist, ahnt wol niemand. das alter der hs. können wir ja nun bestimmen (10 jh.), aber der hauptteil ist dahin und gerade das uns hier interessierende stück, die hymnen, verloren, wir sind lediglich auf Browsers abdruck und einige dürftige bemerkungen von ihm angewiesen. der inhalt der hs. war 1. gedichte 'de diversis' von Hraban, 2. 'tituli et inscriptiones' von ihm, 3. 'hymni', 4. 'epitaphia' von ihm. also die hymnen stehn mitten zwischen den andern dichtungen, deren echtheit unangefochten ist, da sollte man meinen, für die gelte dasselbe. trotzdem hat man sie angezweifelt, und zum teil ohne frage mit recht. vor allem gilt dies von sechs hymnen, von denen Brower in etwas orakelhafter weise mitteilt, er habe sie mit einem asteriscus versehen: 'quia vetustae membranae manu non antiquissima nonnullos insertos observavimus'; an der echtheit der übrigen zweifle er nicht.

Wie soll man diese äufserung verstehn? die 6 hymnen, die Brower durch den asteriscus hervorhebt, stehn mitten zwischen den anderen: war da platz gelassen, den eine spätere hand durch diese nachträglichen eintragungen ausfüllte? standen sie am rande? kurz, litterarhistoriker und herausgeber verzweifelten daran, hier eine entscheidung zu treffen. D. macht Dümmler einen schweren vorwurf daraus, dass er keinen versuch gewagt habe, seine zweifel zu lösen, zumal 'die lösung derselben sehr an der oberfläche lag'; er will nun das versäumte nachholen und in ähnlicher weise wie bei Fortunat 'durch einen vergleich der sprachlichen eigentümlichkeiten der hymnen mit den anerkannt echten gedichten jeden zweifel an der authenticität jener zerstreuen'.

Bevor D. nun daran geht, diese viel versprechende verheißung zu erfüllen, muss er eine interessante operation vornehmen: die zahl der überlieferten hymnen — Brower hat 26, in würllichkeit sind es noch mehr gedichte, D. unterscheidet 24 a—f — wird decimiert. zunächst werden die 6 von Brower mit dem stern versehenen als sehr verdächtig zurückgestellt, 3 werden als entschieden unecht ganz athetiert, 3 als möglicherweise von Hraban herrührend doch noch zweifelnd wider zu guaden angenommen. aber auch von den übrigbleibenden werden noch weitere 6 aus inneren gründen (übrigens mit vollem recht) als zweifellos unecht herausgeworfen. der rest wird, 'da sie in einer die werke Hrabans enthaltenden hs. sich fanden und als *versus Hrabani* bezeichnet werden, soweit nicht, wie vorgesehen, gegen einzelne der beweis des gegenteils geführt ist, aufgenommen, denn für sie besteht die praesumptio der echtheit'. hier stock ich schon, diesen schluss kann ich nicht mitmachen. die 6 resp. 9 athetierten sind auch als '*versus Hrabani*' bezeichnet, und wir sind zufällig aus äußeren gründen — vgl. unten. die von D. ins feld geführten inneren gründe kann ich nicht in jeder beziehung anerkennen, denn den umstand, dass es keine hymnen sind, halte ich nicht für durchschlagend; wer sagt uns denn, dass die 26 nummern lauter hymnen sein sollten? die überschrift bei Brower s. 66 'hymni Hrabani' ist ja doch deutlich von diesem herausgeber — in der lage ihre unechtheit nachzuweisen. bei den andern können wir das nicht, vielleicht ist das auch nur zufall; jedenfalls behaupt ich, dass auf jedem dieser hymnen solange ebenso der verdacht der unechtheit lastet wie auf den mitten zwischen den auderen stehenden ausgemerzten, bis die echtheit nachgewiesen wird. praktisch stimm ich übrigens mit dem vf. überein, denn auch er geht jetzt an die aufgabe, die echtheit zu erweisen.

Dieser beweis erfolgt in drei etappen. 1. durch sorgfältige betrachtung des sprachschatzes und sprachgebrauchs sollen die hymnen als das werk eines dichters nachgewiesen werden. 'sind sie aber das product eines dichters, dann ist dieser dichter eben Hraban, denn unter seinen gedichten stehn sie mitten drin. dieser beweis würde allein genügen'. aber die unechten stehn doch auch mitten dazwischen! 2. die eigentümlichkeiten der poetischen diction Hrabans werden erforscht. 3. nachweis, dass die stilistischen eigentümlichkeiten sich in den hymnen widerfinden.

Das ist im princip ein unanfechtbares verfahren, vorausgesetzt dass es gelingt durchschlagende kriterien aufzufinden. ich hege aber doch recht erheblichen zweifel, ob dies überall gelungen ist, und werde die berechtigung dieses zweifels an einigen puncten beweisen. D. hat gefunden, dass Hraban das wort *arbiter* für Christus liebt, 7 mal weist er es in den un-

bestrittenen gedichten nach, also spricht es nach ihm sehr für die echtheit der hymnen, dass dasselbe wort 4 mal darin gebraucht ist. da ist nun freilich einmal ein scherzhaftes versehen vorgekommen, der *dux bonus arbiter egregius* (auch *bonus* spricht, nebenbei bemerkt, nach D. für Hrabanus autorschaft) in hymn. 6, 6, 1¹ ist nichts weniger als der göttliche weltenrichter, es ist vielmehr sein verfolger Herodes. das würde also schon dem sprachgebrauch des dichters widersprechen. aber auch abgesehen davon war es methodisch falsch, diese stelle anzuführen, denn es ist ein citat. ich fürchte nicht, dass D. einwenden wird, grade um des wortes *arbiter* willen sei das citat gewählt, doch würd ich auch dann um eine antwort nicht verlegen sein, denn der ganze hymnus ist, was freilich noch nirgends ausgesprochen zu sein scheint, ein citat, ein ganz erbärmliches machwerk aus Prudenz Steph. III, dem berühmten Eulalienhymnus, und Sedulius C. p. II. am liebsten würd ich beide ganz nebeneinander drucken, um das augenfällig zu machen. der kürze halber nehm ich nur das wichtigste².

str. 2 *ast ubi se furiata lues
excitat inque necem domini
provocat invida corda ducis*

Steph. III 26 f *ast ubi se furiata lues
excitat in famulos domini.*

man beachte das *ast*, das bei Prudenz so wol begründet ist.

Str. 3, 4 und 5 sind in z. t. wörtlicher anlehnung an Sedul. Carm. pasch. II 110—116, 127—129 gedichtet, wie schon Dümmler anmerkt.

str. 6. *dux bone, arbiter egregius,
sanguine pascaris innocuo,
corporibus minimis inhians
viscera sobria dilaceras,
gaudia mors aliena dabit.*

Steph. 86. *dux bonus arbiter egregius
sanguine pascitur innocuo,
corporibusque piis inhians
viscera sobria dilacerat,
gaudet et excruciare fidem.*

es ist hier nicht ohne reiz zu verfolgen, wie der plagiator die worte den veränderten umständen anzupassen versucht.

str. 7 *ergo age, tortor, adure, seca,
divide membra coacta luto!
solvere rem fragilem facile est.*

¹ ich citiere wie Dreves.

² d. vf. kommt seinen lesern mehr entgegen, meiner ansicht nach zu weit, denn was hat es für einen zweck, ganze seiten mit versen zu bedrucken, in denen das wort *rite*, *almus*, *pius*, *bonus* usw. vorkommt? ich denke, einige proben mit zahlangabe hätten genügt.

*non penetrat dolor interius,
mentis in arce manet dominus.*

Steph. 91 f *ergo age, tortor, adure, seca,
divide membra coacta luto!
solvere rem fragilem facile est.
non penetrabitur interior
exagitante dolore animus.*

str. 8 scheint selbständige leistung zu sein¹.

str. 9 *cedat amor lacrimantum hominum,
qui celebrare suprema solent,
flebile cedat et officium.*

Steph. 181 f *cedat amor lacrimantum hominum.
qui celebrare suprema solent,
flebile cedit et officium.*

Also allzuviel eigne arbeit hat dieser dichter nicht gerade geleistet, und wenn man ihm etwas genauer auf die finger sieht, so erscheint er in noch traurigerem lichte. 5, 3 hat er sich aus seinem vorbilde die wendung *dabas gemitus* geholt; diese gefällt ihm so, dass er sie 8, 5 schon wider vorbringt, und überhaupt bestreitet er seine geistigen bedürfnisse zumeist mit dem verbum: *dare* 4, 3 *strage dedit* (aus Sedul), 5, 3 *gemitus dabas*, 5, 5 *lugere dabas*, 6, 5 *dabit*, 8, 2 *dabit*, 8, 5 *dabis*, 10, 3 *dedit* (fast immer am versende!). und man beachte den geisteszustand dieses herren: Sedulius sagt aao. 128 von Herodes, um seine grausamkeit zu charakterisieren: *quosve dabas fremitus cum vulnera fervere prospiceres?* er macht daraus *pectore quosve dabas gemitus*; das soll doch wol heißen: 'du warst so mitleidslos, dass kein seufzer sich deiner brust entrang'? 6, 5 ist das *aliena* wundervoll, 7, 4—5 sind treffliche verbesserungen des originals, 8, 3 *mortis amator* ein merkwürdiger ausdruck.

Dies alles ist natürlich zunächst gar kein beweis dafür, dass der hymnus nicht von Hraban ist, ja D. wird vielleicht mit vergnügen eine neue 'litterarische freibeuterei' (s. 130) constatieren. über die freibeuterei wird noch zu reden sein; meine absicht war auch garnicht diesen beweis zu führen², sondern einen anderen: D. wollte in dem ersten abschnitte nachweisen, dass die von ihm als echt angesprochenen hymnen denselben litterarischen charakter tragen und sich dadurch als werk eines dichters, der dann Hraban wäre, documentieren. ich leugne, dass dieses traurige excerpt aus Prudenz und Sedulius mit den andern hymnen auf einer stufe steht. welches sind die beweise dafür, die für die identität des verf.s sprechen? wenn ich nichts übersehen habe, bleibt nach der ausscheidung des *bonus arbiter* noch übrig 7,5 *mentis in arce* (vgl. Beichte des Erzpoeten 17,3 *in arce cerebri*), 10,3 *rite*, 10,5

¹ muss es 8, 4 nicht heißen *in extrema iura?*

² wer das gedicht dem Hraban zuschreiben will, muss nachweisen, dass er mit den gedichten des Prudenz vertraut war. ich kenne keinen beweis dafür.

optimus, 10,2 *carmen*, 8,2 *super astra*, 9,5 *manent*, 4,4 *horridus*. ich gesteh offen, ich kann mit diesen beweisen nicht viel anfangen, es sind ausnahmslos so nichtssagende und in dieser art von dichtung so verbreitete wörter, dass man ihnen überall begegnet. höchstens könnte das auffallend häufige auftreten solcher wörter etwas beweisen, aber das vermiss ich. schwerer wigt schon das wort *chaos* 6,4,1 und 10,7,1, das sonst nach D.s angaben in den hymnen selten ist, vor allem in der bedeutung 'unterwelt'. immerhin ist diese bedeutung doch ganz gewöhnlich und in keiner weise auffallend. ja, genau genommen sind die stellen sogar recht verschieden: wenn es 10,7,1 heisst *Christus chaos penetrat*, so ist das eine normale ausdrucksweise; in unserm gedicht lesen wir *Herodes stimulantem chaos — dedit*, das ist eine recht interessante personification der hölle, für die mir momentan keine schlagende parallele zur verfügung steht. wäre das wort in beiden gedichten in diesem sinne gebraucht, so würde ich das ebenfalls für beweisend ansehen. — am meisten fällt auf, dass am schluss 10,1 ebenso wie am anfang von 17 und 22 die *socii* aufgerufen werden: *o socii — resonemus, socii psallite, pangamus socii*, aber angesichts der obigen tatsachen kann das nicht in betracht kommen. und außerdem fällt diese traurige schlusstrophe selbst bei diesem mäfsigen machwerke auf. ein vernünftiger mensch sagt zu anfang eines liedes, nicht am schlusse, dass er es singen wolle, und so geschieht es auch zu anfang von 17 und 22, ja, auch am eingange unseres gedichtes: *carmina psallere — iuvat* wird das thema angegeben, das ist ganz in der ordnung. die 10 strophe steht mit dem vorhergehenden in gar keinem zusammenhange, von den unschuldigen kindlein ist nicht mehr die rede, sondern Gott soll gepriesen werden, *qui sua munera rite dedit nostra libenter et ipse capit* (so vermutet Wattenbach, Brower hat *canit*, was man bei D. vergeblich im apparat sucht.) das ist nicht der schluss unseres 'Hymnus de natali innocentum', sondern meiner meinung nach der anfang eines andern, verlorenen. ich bemerke allerdings, dass das versmafs nicht sehr häufig und anderseits in kreisen die mit Hraban in berührung gekommen sind, angewandt worden ist, vgl. Traube zu den 'Versus Gothascalci' Poet. III 728.

Ich habe mich bei dem einen gedicht vielleicht ungebührlich lange aufgehalten, doch geschah es mit absicht, es galt das von D. aufgestellte princip zu durchbrechen: die von ihm als echt angesehenen hymnen sind nicht alle gleichen charakters, und die von ihm gesuchten kriterien reichen für einen solchen beweis nicht aus. es ist ja dankenswert, dass er constatiert, wie dem Hraban gewisse worte sich immer wider in die feder drängen, man ist erstaunt zu sehen, wie manche wörter immer wider vorkommen, aber man darf doch auch nicht übersehen, dass dies, wie schon oben bemerkt, zumeist ganz nichtssagende, in der geistlichen dichtung allgemein verbreitete wendungen sind. was be-

weist es denn, wenn in den hymnen 6mal das wort *astra* in der bedeutung 'himmel' antritt! wie oft mag dies bei Prudenz, bei Fortunat, bei den karoling. dichtern vorkommen! 6,8,2 steht *super astra*, dasselbe Prudenz Steph. III 60 etwas geschickter verwertet. wo finden wir in solchen gedichten nicht vocabeln wie *almus*, *meritum*, *pius* usw. immer wider? es ist hier gradeso wie ich es bei Fortunat ausgeführt habe. unter den zahlreichen wörtern die D. bringt, hat nach meinem gefühl kaum eins die fähigkeit, in dieser hinsicht etwas zu erweisen. ich führe dies hier nicht weiter aus. aber eins ist mir aufgefallen: unter den lieblingswörtern Hrabans die D. aufführt, findet sich in der tat manche recht charakteristische wendung, wie *scriptor evangelii* für *evangelista* (s. 101), *poscere lucis opem* (s. 103), *mystica dicta dei* (s. 103), aber von diesen charakteristischen merkmalen findet man in den hymnen recht wenig, ja ich behaupte vielleicht nicht zu viel, wenn ich sage garnichts. natürlich hab ich nicht alles genau nachprüfen können, aber vielfach ist es so, dass, wenn etwas charakteristisches vorzuliegen scheint, sich dies anders erklärt. zb. ist *praeco* für den täufer Johannes bei Hraban stehend, aber ich glaube dieselbe wendung zb. im Marienlobe 2mal auf einer seite gesehen zu haben; *flammivoma cum nube* kommt bei Hraban und in hymn. 12 vor, aber es ist ein citat, wie D. selbst angibt.

Ich leugne ja nicht, dass viele oder die meisten dieser hymnen von Hraban sein mögen, aber bewiesen ist es von D. nicht und lässt sich so auch nicht beweisen; ja er hebt selbst s. 131 die kraft seiner ausführungen auf, wenn er bemerkt, dass 'die eigentümlichkeiten Rabans sich zu einem guten teile, wenn auch nicht in demselben mafe, bei seinem lehrer Alcuin widerfinden und auch auf seine zahlreichen schüler zb. Walahfrid übergegangen sind. dadurch ist die gefahr eines irrturns näher gerückt usw.'

Wie leicht man bei dieser art des beweises der selbsttäuschung ('subjectiver autosuggestion' s. 10) verfällt, will ich noch an einem beispiel zeigen. hymnus 14, von Brower mit asteriscus versehen, ist doch von D. wenn auch als dubius in seine ausgabe aufgenommen worden, da er manche züge aufweise, die positiv an Hraban gemahnten, wenn sie auch nicht sehr zahlreich seien s. 127. 3,1 *valde* erinnert an den einigermafsen auffallenden gebrauch dieses wortes in anderen gedichten Hrabans; 4,3 *complacui* echt hrabanische synizese; 9,1 *chelydrus* findet sich auch 3mal in echten gedichten. auch *nobilis* 11,6 sei ein fingerzeig, und schliesslich führe 14,6 *spiramine* auf denselben autor. der vf. schränkt freilich den wert dieser parallelen selbst etwas ein, aber es ist zu sagen, dass sie gar keinen wert haben, denn das werk ist entstanden, ehe Hraban überhaupt geboren war. ich habe das in einem demnächst erscheinenden aufsatz des N. arch. f. lät. d. g. näher entwickelt, hier beschränk ich mich auf die haupt-

tatsachen. das gedicht '*Gratuletur omnis caro*' steht in der Leidener hs. Voss. lat. 69, die ohne frage in SGallen geschrieben ist, usw. nach Traube um 800; Steinmeyer setzt sie in d. anf. des 9 jh.s, Götz 8/9 jahrh., also wir werden mit der datierung nicht irre gehn. um 800 wird schwerlich schon ein gedicht des jungen Mainzers in SGallen aufgeschrieben worden sein. allein wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, möglich wär es ja. aber aus einem andern grunde ist es unmöglich. ich muss da etwas aus-holen.

In SGallen wurden damals die rhythmten gesammelt, die dann in verschiedenen hss., 2 resp. 3 in Verona, V₁ V₂ V₃, 2 aus Limoges (jetzt Paris) P₁ P₂, 1 in Brüssel B, 1 in Bern Be und schliesslich der erwähnten Leidener L erhalten sind. unser gedicht steht in LB, gehört also ganz offenbar zu dieser SGaller sammlung. das ist wichtig, denn die gedichte, die D., wie zu anfang bemerkt wurde, mit richtigem blick als unecht erkannt hat, gehören ebenfalls zu dieser sammlung, dh. dem schreiber oder sammler der von Brower benutzten hs. lag auch eine solche rythmenhs. vor, aus der er oder sein vorgänger die in frage stehenden gedichte entnommen hat. man wüste gern, welche principien ihn dabei geleitet haben. an der tatsache ist nicht zu zweifeln. der hymnus nr 25 *A solis ortu*, der freilich mit dem hl. Columba nichts weiter zu tun hat, als dass er nach Dümmlers einleuchtender vermutung in der stiftung Columbas, in Bobbio, entstanden ist, steht in BV₁ P. — nr 24a '*Ante secula*' von Theodefrid, den Dümmler m. e. mit ziemlicher wahrscheinlichkeit mit Theodefrid von Luxeuil-Corbie identifiziert, in L und Sangallensis nr 2. — nr 24b '*Angelus domini*' steht freilich nur hier, gehört aber fraglos zu einer gruppe von rhythmten, für die Dümmler Rhythm. ecclesiast. nr 2 charakteristisch ist. — nr 24d '*Surrexit Christus*', von D. ebenfalls eliminiert, steht nicht wie er angibt in P₁, wol aber in B, nebenbei bemerkt ohne die 3 strophe, was man aus Dümmlers ausgabe nicht ersehen kann. — nr 24e '*Tertio in flore mundus*', ed. Dümmler Zs. 40, 375f, ist sehr verbreitet, ua. in B und Be. — nr 26 '*Alma vera ac praeclara*' in BL. es ist bei dieser sachlage doch wol nicht zweifelhaft, dass hier ein bruchstück einer rhythmtenhs. erhalten ist¹. wenn nun zwischen diesen Hraban fremden und in den rhythmtenhss. erhaltenen gedichten eines steht, das sich aufser bei Brower ebenfalls in einer dieser rhythmtenhss. findet, so ist doch wol der schluss unabweislich, dass auch dies dem Hraban abgesprochen und zu jener sammlung gerechnet werden

¹ die Leidener hs. beginnt mit v. 1ff des oben besprochenen Marienlobes; in Browsers hs. stand der schluss desselben gedichtes, und es ist anzunehmen, dass er aus der dem schreiber dieser hs. vorliegenden rhythmtenhs. übernommen wurde. darf man aus diesem zusammentreffen schliessen, dass das Marienlob schon in SGallen mit der überlieferung der rhythmten verknüpft war?

muss. das ist der fall bei nr 24 c '*Deus orbis reparator*', denn dies gedicht steht auch in V₁. zwar hat D. es als dubium aufgenommen, es ist aber ganz zu streichen. so zeigt sich auch hier wider die hinfalligkeit der von ihm aufgestellten kriterien (s. 130): zweimal *pius*, *tenere* in der bedeutung 'haben', drei 'betonungsfehler' und die 'echt rabanische litterarische freibeuterei', wonach er in diesem gedicht den anfang von '*Ad caeli clara non sum dignus sidera*' des Paulinus von Aquileja sich zu eigen gemacht haben soll¹; die paulinische herkunft des gedichts ist übrigens durchaus nicht über jeden zweifel erhaben.

Zwischen diesen rhythmten steht nun noch das seltsame stück '*Sophia patris*' Dümmler s. 257. wie es dahin kommt und wem es gehört — Hraban jedenfalls nicht —, darüber wag ich keine ansicht zu äufsern, oder richtiger, ich habe keine.

Höchst sonderbar ist es nun aber mit nr 14 '*Gratuletur omnis caro*', worauf ich hiermit zurückkomme. es gehört seiner ganzen überlieferung nach in BL und anderen hss. zu diesen rhythmten, und man muss somit annehmen, dass es in der hs. stand, aus der die andern in Browsers vorlage übergiengen. aber warum steht es denn von ihnen getrennt? und warum vor ihnen, usw. von jüngerer hand? dass es zu der rhythmengruppe gehört, duldet ja keinen zweifel, ich möchte doch aber ausdrücklich die möglichkeit ausschliessen, dass es etwa ein nach SG. verschlagenes jugendgedicht von Hraban ist. in dem angekündigten aufsatze weise ich nach, dass die in L überlieferten gedichte wenigstens in der mehrzahl nach Frankreich (Luxeuil?) gehören. eins von diesen ist nun '*Gratuletur*'. zunächst hat es 15,3 die für diese gedichte charakteristische wortstellung *cum sancto spiritu* (so in B und dem Escorialensis), dh. *espíritu*, woraus man allgemein, weil man es nicht verstand, *spiramine* machte, wie die zahllosen von D. Anal. L 196 angeführten späteren hss. ergeben. durchschlagender ist eine andre übereinstimmung: diese dichter liebten es, sich an der hand des 'Evangelium Nicodemi' in die darstellung der höllenfahrt zu vertiefen, und so findet sich in drei der in L überlieferten rhythmten die nette auffassung, dass Christus die hölle 'totgebissen' habe. in dem einen gedicht (aus B von Duméril gedruckt 1854, s. 282 str. 21) heisst es nach B *Christus mordet ex inferno (morsuque mirifico)*, richtiger wol in L *Christus momordit infernum (morsique deifico)*. damit steht in zusammenhang eine stelle des höllenfahrtsrhythmus Zs. 47, 90 str. 4,4

mordit inferno morsuque deifico.

¹ geht wirklich diese 'freibeuterei' soweit über das gewohnte mafs hinaus? in einigen seiner dichtungen treibt er freilich die plünderung seiner vorgänger etwas toll, im allgemeinen aber folgt er doch den gepflogenheiten der zeit, sodass eine solche entlehnung nicht als für ihn ohne weiteres charakteristisch bezeichnet werden kann.

natürlich ist diese auffassung ausgegangen von Osee 13, 14 (vWinterfeld zu der stelle) *'ero mors tua, o mors, morsus tuus ero, inferne'*, aber unmöglich können zwei dichter unabhängig von einander auf diese ausdrucksweise gekommen sein, und dazu gehört nun auch unser rhythmus *'Gratuletur'*, wenn es dort 10,1 heisst *virus pepulit chelidri et momordit inferos*. rechnet man dazu, dass die drei gedichte zusammen überliefert sind, so ist es um die hrabanische herkunft endgültig geschehen: aber warum, so frage ich wider, wurde dies gedicht von jüngerer hand eingeschoben?

Natürlich muss man nun auch nach den andern von Brower mit asteriscus versehenen stücken fragen. D. streicht *'Fit porta Christi pervia'*, hat aber den unmittelbar davor stehenden hymnus *'Quod chorus vatum venerandus olim'* wenn auch als *'dubius'* aufgenommen. auf s. 128 wird als begründung ausgeführt: *'dennoch weist einiges in demselben deutlich genug auf Raban'*. zunächst ist es 4,1 das wort *vo-tis*, dann das eingeschaltete *petimus*, da in seinen liedern sonst *oro, posco, peto* fort und fort als lückenbüfser verwant werden. ferner 4,2 die form *faveto*, für die Hraban eine deutliche vorliebe habe (*iuvato, ito* usw; *faveto* selbst freilich scheint nicht einmal vorzukommen); schliesslich noch 5,2 *perpes* und 5,3 *poli in arce*. *'wir können also auch rücksichtlich dieses hymnus zu keinem andern resultate kommen als bei nr 14 Gratuletur.'* ich finde, diese gründe reichen nicht sehr weit. aber auch hier lässt sich wol uoch ein etwas sichereres ergebnis gewinnen. von den drei hintereinander stehenden von Brower mit asteriscus bezeichneten hymnen ist *'Gratuletur'* unecht, *'Fit porta Christi'* lässt D. selbst fallen: zwischen diesen beiden unechten steht nun der hymnus, um den es sich handelt. nach dem oben vom vf. befolgten verfahren müssen wir also auch dies stück dazu rechnen, und ferner: die zwei gedichte *'Quod chorus'* und *'Fit porta'* stehn ebenso wie bei Brower in der Berner rhythmehss. hintereinander; freilich herrscht in der letzteren schon ein ziemliches durcheinander, die ursprüngliche form ist nicht mehr wider zu erkennen, immerhin ist dies zusammenstehn in den beiden hss. doch höchst wunderbar, und wo nun noch *'Gratuletur'* vorangeht, ist es mir keineswegs zweifelhaft, dass die drei gedichte zusammengehören und mit Hraban nichts zu tun haben. wenn wir nun noch dazu nehmen, dass auch von den drei letzten von Brower stigmatisierten hymnen zwei ebenfalls von Drevs aufgegeben werden und auch in verbindung mit der rhythmenerlieferung auftreten, — *'Aurea luce et decore roseo'* steht auch in Be, freilich einige blätter hinter *'Fit porta'*, und der bei Cassander dem Paulinus von Aquileja zugeschriebene, ihm aber wol nicht gehörende weihnachtshymnus *'Gloriam deo'* aufser bei Brower in vier rhythmehss. — müssen wir diese beiden notwendig mit den drei obenbehandelten zusammenstellen, und

dann bleibt auch für den letzten der sechs angeblich von späterer hand nachgetragenen '*Tibi Christe splendor patris*' nichts übrig als ihn dazuzurechnen, steht er doch gerade zwischen den beiden zuletzt erwähnten. und auch was D. selbst zweifelnd für die echtheit anführt (*votis, zabulum, rex piissimus*, wogegen *paraclitus* gegen Hrabans gebrauch ist), dürfte schwerlich ausreichen sie zu erweisen.

So glaub ich mit recht Browsers nrr 11—13, 15—17, 14 a b c d e f, 25, 26 Hraban abgesprochen zu haben. über die dazwischen stehnden nrr 14, 18—24 weifs ich nichts bestimmtes anzugeben, doch scheint mir der platz den sie in der hs. gefunden haben, nicht durchaus für ihre echtheit zu sprechen.

Auch über die an erster stelle stehnden zehn hymnen hab ich keine bestimmte meinung; es mag sein, dass sie sämtlich dem Hraban gehören, obwo! ein gedicht wie das oben besprochene '*Carmina psallere*' erhebliche bedenken macht. mir fehlt die zeit die frage überall genau zu prüfen, doch hab ich stark den eindruck, dass D.s beweisführung auch hier nicht ausreicht zu einem positiven ergebnis zu kommen. auf keinen fall ligt aber die lösung der frage so an der oberfläche der dinge, wie s. 59 behauptet wird.

Noch zu einem hymnus der bei Brower fehlt ein paar worte. '*Sanctorum meritis*' (Anal. hymn. L s. 204) hat, wie der herausgeber selbst mitteilt, eine grofse rolle gespielt. Hincmar von Rheims in seinem werke '*De non trina deitate*' beruft sich mehrfach auf ihn und sagt, der dichter sei nicht aufzutreiben. und das soll Hraban sein? Drevés sagt, er habe 1885 den hymnus Hraban zugeschrieben, und es wolle ihm jetzt nicht gelingen, sich der gründe zu entsinnen, die ihn damals geleitet hätten. doch findet er die diction so ausgesprochen hrabanisch, dass eigentlich garnicht daran zu zweifeln sei. auch hier bin ich der ansicht, dass die übereinstimmungen in der diction längst nicht ausreichen, um Hincmars bestimmtes zeugnis zu entkräften. wenn zb. dargelegt wird, dass 4,3 *bene conscius* echt hrabanisch sei, wie 5,4 *bene fulgidus*, an andrer stelle *male trux*, so erinnerte mich dies lebhaft daran, wie sich Hrotsvit den versbau durch massenhafte verwendung von *bene, male* und ähnlichen wörtern erleichtert; so etwas beweist nicht für einen bestimmten dichter. da ich grade von Hrotsvit spreche, möcht ich bemerken, dass 1,3 unseres hymnus *nam gliscit animus promere cantibus* an ihre *Primordia* 1ff erinnert. solange nicht durchschlagende gründe beigebracht werden, bin ich der meinung, dass auch dieser hymnus zu unrecht unter Hrabans werken steht.

Berlin.

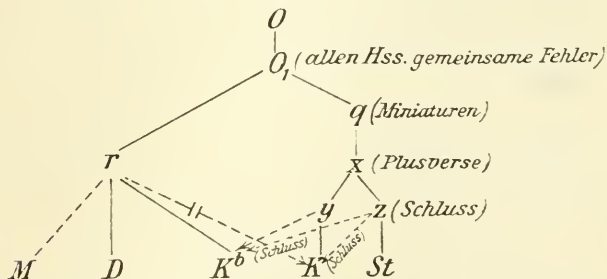
K. STRECKER.

Dichtungen des Deutschen Ordens I. Die Apokalypse Heinrichs von Hesler aus der Danziger handschrift herausgegeben von KARL HELM. mit zwei tafeln in lichtdruck. [Deutsche texte des mittelalters hrsg. von der Kgl. preussischen akademie der wissenschaften VIII.] Berlin, Weidmann, 1907. xx u. 416 ss. und ein nachtragsblatt 8°. — 12 m.

Die normen, nach denen die texte dieser sammlung herausgegeben werden, sind bekannt, und wir brauchen keine weiteren betrachtungen daran zu knüpfen. was sie fordern hat der herausgeber der Apokalypse mit sorgfalt und treue geleistet. auch seine texterklärungen sind gröstenteils plausibel und doppelt willkommen bei einem dichter, den, auch in seiner schweren rüstung kräftig und geschickt, die kunst oft recht verschlungene und schwierige pfade führen muss, wenn er den verfolgten gedanken nicht im dickicht verlieren soll.

Die filiation der hss. eröffnet, wie so oft, auch hier den blick auf neue merkwürdigkeiten schriftlicher überlieferung.

Nach Helm (s. xiff) zwei handschriftengruppen, r und x, x mit miniaturen und einer reihe von plusversen; eine hs. K^b, zur gruppe r gehörig, aber, ohne dass das alte immer ganz beseitigt wäre, nach x corrigiert und um jene plusverse bereichert; eine hs. K zur gruppe x gehörig, die aber eine hs. der gruppe r zu rate zieht. dieses ist das stemma des herausgebers:



Aber ich glaube doch nicht, dass diese anordnung richtig ist, und H. selbst desavouiert sie durch anmerkungen wie die zu v. 15144: 'ich glaube, dass in der lesart von M (gegen DK^bSt) das echte steckt'. vgl. auch die anmerkung zu 4199. 15675. 16567 ua.

Der schluss des gedichtes, v. 22901—23254, ist nur in KK^bSt überliefert, und in allen beginnt gerade mit v. 22901 eine andre hand. die gemeinsame quelle dieses schlusses kann also nicht mit z, der vorlage von St, identisch sein, wenn wir nicht annehmen wollen, dass zufällig in St an derselben stelle wie in KK^b (und MD) ein anderer schreiber beginnt, damit entfielen die nötigung ein z anzusetzen, und dann wird natürlich auch y hinfällig.

Wie sich KK^bSt zu jenem schlusse verhalten, ist allerdings für die Apokalypse ziemlich gleichgültig unter Helms voraus-

setzung, dass er unecht ist. aber ist er denn das? ich habe keine stilistische untersuchung angestellt, indessen sollte ein beliebiger fortsetzer zu den letzten vorgefundenen versen

22896 *Swer sich warnen welle,
Der warne sich bizite,
Wen ich niemandes bite
Mit minen gerichte.*

22900 *Swer sich wizze an ichte*

die ergänzung

*Sundec, der trage buze
Di wile her habe die muze,
Wande ich kume in kurzer vrist*

mit dem ganz heslerschen enjambement haben finden können? ein solches plötzliches abbrechen mitten im satze, ein solches wideraufnehmen ohne überarbeitung, ohne eine miene zu verziehen, weist doch auf gewaltsame verstümmelung einer vollständigen handschrift hin, lässt also den schluss echt erscheinen.

Dann wären KK^bSt 22901ff die einzigen vertreter einer überlieferung, die das ganze gedicht enthielt, also aus einer handschrift herzuleiten, die vielleicht mit O₁ auf einer stufe stünde, vielleicht sogar = O wäre.

Innerhalb des schlusses gehu K^bSt auf eine besondre zwischenstufe zurück; K könnte direct aus O stammen. vgl. die lesarten zu 23002 *vergiftik* (adj.) K richtig gegen *vergiftet* K^bSt; 23050 *als* K richtig gegen *al* K^bSt; 23070 *ubergingen* K richtig gegen *ubunge* K^bSt. es war also nicht wolgetan, den schluss nach K^b statt nach K abzudrucken und nach K nur zu corrigieren, denn für v. 22901ff ist es völlig gleichgültig, welche stellung K und K^b in den versen 1—22900 zu den gruppen x und r einnehmen.

Ich glaube aber auch nicht an Helms gruppen x und r, die durch die plusverse von x textlich geschieden wären.

Weder in K^b noch in K sind die plusverse in den text eingereiht. es ergibt sich also eine vorstufe, die noch keine plusverse hatte, mit andern worten: zur gruppe r gehörte. dann bliebe auf seiten von x nur die eine hs. St: sie hat jene plusverse innerhalb der textcolumnne, könnte also directer nachkomme von x sein. aber sind nicht vielleicht auch hier wie in K^b, etwa auf einer vorstufe *St, jene plusverse erst von aufsen her übernommen und erst von St ganz eingereiht? das ist sogar sehr wahrscheinlich. KK^bSt allein haben miniaturen, sie haben auch allein die plusverse. die plusverse stehn aufserhalb des textes, wo die miniaturen innerhalb stehn: KK^b, sie stehn innerhalb des textes, wo die miniaturen aufserhalb stehn: St. es ist also doch wol die gleichmäfsige anordnung der miniaturen, die jene plusverse nicht eindringen lässt; und erst indem St sich entschließt, die miniaturen auf besonderen blättern beizugeben, wird in den columnen platz für die plusverse. wir nehmen einstweilen diese wahrschein-

lichkeit für gewisheit. so ist eine bilderhandschrift mit plusversen am rande erschlossen, die aber nicht etwa vorstufe von KK^bSt , sondern nur, wie KK^b noch zeigen, zur überarbeitung herangezogen ist. und zwar nicht der bilder wegen. denn sonst müsten wir annehmen, dass die schreiber von $*K$, K^b und $*St$ für ihren text eine andere vorlage brauchten als x , dass sie aber nach x platz für die bilder und doch widerum keinen platz für die plusverse von x aussparten: das setzte zwei gleichzeitige ständige vorlagen voraus. dass das hier nicht nur unwahrscheinlich, sondern ziemlich absurd ist, zeigt die hs. K^b mit ihren correcturen: nennt man K^{b_1} den ursprünglichen text, K^{b_2} die correcturen nach x , so wäre nach jener annahme K^{b_1} zwar nach der vorlage $*K^b$ geschrieben, x lag daneben und zeigte an, wo platz zu lassen war für die bilder; (die plusverse blieben zunächst unbeachtet!), und dann erst wurde mit großer mühe und vielem radieren x in das eben fertige manuscript hineingearbeitet! da folgt doch wol, dass auch die textvorlagen von KK^bSt schon bilder hatten, und zwar in derselben anordnung wie x , und x wurde nicht seiner bilder, sondern seines textes wegen herangezogen. wenn also KK^bSt zur gruppe r gehören, so hatte auch r miniaturen. also $r=q=O_1$, die miniaturen waren schon in O_1 .

Dh. weder aus den plusversen noch aus den miniaturen ist eine einteilung der hss. abzunehmen: DM haben die miniaturen aufgegeben oder verloren — dass St sie auf besondere blätter setzt, ist der letzte schritt dazu — und die plusverse nicht nachträglich (wie $*KK^bSt$) angenommen.

Aber die ermittlung des hss.-verhältnisses ist sehr schwierig. KK^b und nach meiner annahme auch St sind contaminirt, rein nur DM und, soweit erkennbar, K^{b_1} . und dann ist Helms apparat natürlich unvollständig und obendrein unter dem gesichtspuncte seines falschen stemmas gemacht.

Da versuch ichs, wie Amersbach (Über die identität des verfassers des gereimten Evangeliums Nicodemi mit Heinrich Hesler, programm, Konstanz 1883 s. 8 ff) mit den versumstellungen. ich glaube, er war auf dem richtigen wege, und H. hätte in seiner gar zu kurzen und beleglosen darstellung des hss.-verhältnisses nicht ohne weitere widerlegung sagen sollen, dass er 'seine auffassung in mehreren puncten nicht teile' oder: 'auf grund dieser partie (1100 f) und einiger weniger anderer übereinstimmungen einen durchgehenden engeren zusammenhang zwischen K und D anzunehmen, wie Amersbach tut, ist nicht zulässig'; denn K stimme in weitaus den meisten fällen zu St und dem corrigierten text von K^b (s. XI anm. * und **). die zahl der fälle tuts doch gewis nicht!

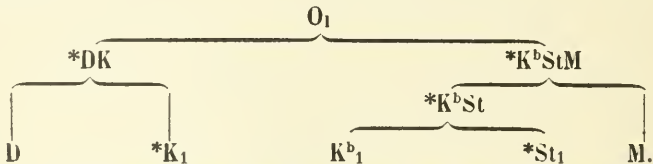
V. 1100—1115 stellen K_1^bStM gegen D fälschlich so: 1100. 1114. 1113. (1101—4.) 1105/6. 1108. 1107. 1109—12. 1115; in K war ursprünglich eine lücke gelassen; dann ist die stelle von derselben hand in der fassung D nachgetragen.

V. 3745—3750 stellen K^b_1StM gegen KD fälschlich so um: 3747/48. 3745/46. 3749/50.

Ich wüßte nicht, wie man diese fälle anders erklären könnte, als durch eine K^b_1StM gemeinsame quelle, die die umstellungen vorgenommen hätte. vgl. auch die lesarten 4199 *honic sowes: touwes* K^b_1StM richtig gegen *honic seimes zar: towes gar* KD ; 4769 *hulwen: besulwen* KD richtig gegen *horwen: morwen* K^b_1StM .

Aus den lesarten zu der oben angeführten stelle v. 1100 ff ergibt sich ferner, dass K^b_1St gegen M zusammengehören: 1103 *werrecht* K^b_1St *warheit slecht* M ; 1107 *die werrechten sinne* K^b_1St *Die warhait besinnen* M ; 1110 *Nye mochte vor gegliten* K^b_1St *Nie mocht chommen beseiten* M .

Dann erhalten wir für die nicht contaminierten texte dieses stemma:



$*K_1$ und $*St_1$ können wir aber, abgesehen von den plusversen, nur da erschließen, wo K und St gegen K^b_2 zu K^b_1 stimmen.

Wohin aber gehört die hs. x, nach der $*K_1$ $*St_1$ und K^b_1 umgearbeitet wurden? wir kennen von ihr nur K^b_2 und die plusverse, können das übrige nur unter umständen erschließen. vgl. die lesarten:

4406 *truwet* $K^b_1M^1$ richtig gegen *truwe gicht* KK^b_2St *truwe icht* D . wenn K^b_2 mit KSt übereinstimmt, so ist natürlich $KSt = K_2St_2$, und K^b_2 stellt sich hier zur hs. D . die conjecturen *gicht* und *icht* gehn aber doch wol auf eine quelle zurück: wir erhielten also eine hs. $*DKx^2$.

15675 *nuwet: getruwet* K^b_1M richtig gegen *getruwet ir: nicht an mir* DK^b_2St dh. $DK^b_2St_2$: wiederum steckt die conjectur in $*DKx$.

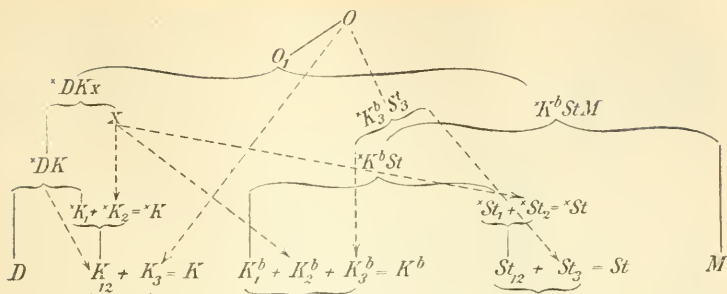
22900 *wizze* K^b_1M richtig (vgl. *welle* 22896) gegen *weiz* DK^b_2St dh. $DK^b_2St_2$: der fehler ist erst durch x aus $*DKx$ in K^bSt eingeführt. — vgl. auch die lesarten zu 15145—48 und 16482.

Aus diesen lesarten ergibt sich zugleich die richtigkeit der annahme (s. 62), dass auch in St die plusverse erst übernommen sind, dass St nicht von x abstammt. beweisend dafür ist auch die lesart 7087 *sune: brune* D richtig gegen *gesichte: pflichte* K^b_2 *sene: brene* St : *sune* kann nicht durch eine zwischenstufe *gesichte* zu *sene* werden.

Wir haben also nun als gesamtstemma (wobei aber die fragmente nicht berücksichtigt sind):

¹ vgl. Amersbach aao.

² die hs. x kann nicht mit $*DK$ identisch sein, weil die erste vorlage von $*K$ sich von der zweiten unterschieden haben muss.



O das original, das den schluss noch hat. O₁ mit miniaturen (doch wol aus O) und feblern; der schluss ist verloren. x, mit plusversen, eine bearbeitung des textes *DKx, die, als *K₂, K^b₂, *St₂ den texten *K₁, K^b₁ und *St₁ einverleibt wird, in K^b und teilweise in K noch sichtbar. K₁₂, St₁₂ (die abschriften von *K₁ + *K₂ und *St₁ + *St₂) und K^b₁ + K^b₂ erhalten den schluss K₃St₃K^b₃ aus vollständigerer überlieferung hinzugefügt, die beiden ersteren sicher durch vermittlung einer zwischenhandschrift *K^b₃St₃. K benutzt auch *D gelegentlich (s. o. über v. 1100 ff). DM die einzigen hss. ohne miniaturen, plusverse und bearbeitung, aber auch ohne alten schluss.

Damit ligt doch eine fast alexandrinische tätigkeit vor uns entfaltet: K und K^b stellen ihren text aus wenigstens drei, *K, *St und St aus wenigstens zwei vorlagen zusammen; ganz zu schweigen von der überlieferung der miniaturen. wie würden wir uns winden, um nur der annahme doppelter vorlagen oder secundärer textbenutzungen zu entgehn: aber hier liefern rasur, wechsel von hand und tinte, zusammendrängen der zeilen bei plusversen ua. schlechterdings den beweis für ihre richtigkeit. welch anreizende aufgabe, mit einem vollständigen kritischen apparat die gesichtspuncte festzustellen, nach denen diese mittelalterlichen philologen ihre texte constituirten! und wo sonst bietet unsre doch wahrlich mannigfaltig gestaltete überlieferung so die hand dazu? jedenfalls ist eine solche tätigkeit nur an einer centrale oder doch in einem geschlossenen kreise möglich, der zur combination neuer texte eine grössere anzahl alter besitzt und sich zu ihrer vervollständigung untereinander aushilft, eben in einem solchen kreise, wie ihn ordensritter und ordensdichtung bilden. ich glaube auch, dass ein vergleich der hände innerhalb mehrerer handschriften da noch weiter führen würde: ist zb. keine verwantschaft zwischen den händen, die den schluss zugesetzt haben? schon so aber wird man sagen dürfen, dass dies durcheinanderarbeiten und abschreiben der texte, combinirt mit dem Preussentum der drei haupthandschriften jene philologische centrale und die entstehung unsrer texte nach Preussen verlegt, wo auch die dichtung entstand.

Metrisches. Hesler schreibt v. 1440 ff, seine verse sollten wenigstens 6, am liebsten 7—8, auch 9 (1465, vgl. 1454 und 1456), höchstens, wenn der sinn es forderte, 10 silben haben; er ist aber selbst der ansicht, dass er diese gesetze wol einmal übertreten habe:

1466 *Swelch meister scharf gesune
Sinnes habe, der spreche nu,
Siet her daz ich unrechte tu,
Daz her mich des begruze,*

1470 *Weder ich zu vil der vuze
Setze dar oder zu cleine,*

und er dingt sich aus, dass er zwei kurze für einen langen 'fufs' zählen dürfe (mehrsilbigkeit der senkung), und dass *ich uz zwen worten muz ein kurt Machen oder ein halb under zien, Daz andere teil da lasen sien* (also zb. *deist* < *daz ist*, *siz* < *sie ez*), wenn *sin*, *rim* (= vers) oder *materie* es verlangen. der 'fufs' ist natürlich ein einschleppsel aus der antiken theorie und bedeutet nichts andres als 'silbe': jedenfalls soviel ist klar, dass die silbenzählung secundär, dass sie nicht das princip dieser metrik ist¹, denn durch jene zahlengrenzen ist ja mindestens mehrsilbigkeit, unter umständen auch synkope der senkung, dazu klingender ausgang (××) erlaubt. so auch Helm, Buch der Makkabäer s. xiv. aus 1466 ff insbesondere aber folgt, dass es falsch ist, alle fünfsilbigen verse den schreibern zur last zu legen (so Helm s. xviii).

Gewis ergibt sich vervollständigung solcher verse zuweilen schon aus den übrigen hss.:

2533 *Vor Gote man und wip,*
4416 *Diz ist dekein lougen* (vgl. 4913, 21862)
13161 *In der heidenen sin,*
16495 *Eine riche kronen,*
18803 *Nicht im wil gevolgen.*

Aber wie ist es mit versen wie

6099 *Menschlicher rache,*
7049 *Menschlicher sunden,*
11967 *Menschliches heiles?*

nirgends innerhalb der von Helm (auch im lexikon) verzeichneten überlieferung eine spur, nach der wir etwa zu *mennischliche* ausweichen dürften. aber auch dergleichen wäre kaum möglich in v. 2811: *Gotliches swertes*.

In andern fällen weisen die hss. durch ihre besserungsvorschläge und deren verschiedenartigkeit darauf hin, dass ein vers der vorlage zu kurz schien. vgl. 14896 *drumme D, dar umme K^bSt, dorumb M*; 17216 *werlt zunge DK^b₁, werltlich zunge*

¹ vielleicht sind die verse

1446 — *ich habe sie [die rede] gar durchmezzen
Unde ebengliche gewegen*

sogar von nachträglichem durcharbeiten des ganzen zu verstehn.

K^b₂St (dh. also St₂), *der werlt zung* M : hier lässt sich also die fünfsilbigkeit bis O₁ verfolgen! (v. 19546 *Uzer den verlornen* gehört nicht zu den fünfsilblern : K^b₁M und ursprünglich auch D lesen *uzer*, K^b₂St₍₂₎ *uzen*, *uz* ist also nur nach einer modernisierung des schreibers D von Helm in den text gesetzt!)

Einzelne anmerkungen. S. XIX a.***) v. 1245^{ab} sind schon in x zugefügt. — v. 1246 ist zu sperren, vgl. Apoc. 1, 7 *vai*, ἀνάγν. — nach 1323 ist kolon zu setzen. — 1438/39. lis *Unde han dar nach getrachtet Dicke mit unsuze*. — 3425. ist nicht *bat* statt *hat* zu lesen? — 4106. in *Ave du genaden vollen* ist *vollen* keineswegs accusativ. vielmehr ist das die bekannte übertragung accusativischer formen auf den nominativ (*kuniginne, geba*) und insbesondere ist im md. diese übertragung beim adj. geläufig : vgl. zb. Lübben, *Mnd. gr.* § 74 und bei Hesler die nominative *selben* v. 13341 und 20101, *den* 14623 (durch attraction hervorgerufen), *die erden* 20478 (ἀπό κοινοῦ nom. und acc.). überhaupt wird dem dichter, wie er so zwischen hd. und nd. steht, die flexion unsicher : *der* = *den* 13584 (vgl. 13573), 14787, *die* = *den* 12156, *den* = *die* 22220, *voller* acc. fem. 11374, *ninet* 3 plur. 11747, *suochen* 3 sing. D 7206; s. u. zu 4901. 13883. 16852. bei *voller* trägt obendrein die bekannte verselbständigung des flectierten nom. sing. zur verwirrung bei. — 4185 anm. *sie* ist vielmehr subject. — 4188 anm. lis: ergänze *die*. — 4901. *Sin swert* statt *ir* (scil. *der sele*) *swert* ist vielleicht durch *Die* 4900 veranlasst, das im md. (und nd.) auch masculinisch ist. — 5314 übersetz ich: 'dass man sie ins joch joche' und streiche die anmerkung. — 6879. *under jungeren* fass ich als compositum und streiche die anmerkung. — 7347. lis *darin* nach DK^bSt. — 7487. *daz* = angesicht! — 8528. lis *um in*, *im* D stammt aus 8527. — nach 10139 setz ich punct, streiche die klammern in v. 10140 und 43 und die anmerkung zu 10146. — die klammern in v. 10430 und 36 sind zu streichen; *daz* 10437 bezieht sich auf *daz* 10436. — 10484. *die* ist nicht überliefert; *wort* halte ich für nom. sing.; *horen* St wird aus einer glosse herrühren, die den parallelismus zu *ouge* herstellen wollte. — 11507—10 versteh ich nicht und halte H.s erklärung für unrichtig. — 12972. *der*, nämlich *genaden*. — 13193. *mich durstet* versteh ich als *mich turstet* 'ich habe mut'. — 13883. das masculinum *her*, obwol v. 13881 *Die scorpe* als femininum gebraucht ist : vgl. die anmerkung zu 4900. — 13969. *we* ist abhängig von *rede*; nach 13973 ist kolon zu setzen : 13974 ist der inhalt der *rede*. die anmerkung ist zu streichen. — 14787 lis *den* mit K^bStM u. s. oben zu 4106. — 15336. lis *sprecheden*; vgl. die laa. zu 610. 15303 15418. — 16852. das subject *diet* hat die prädicatē *pinen, schinen* (plur.), *get* (bei Hesler sing. und plur.) *wirt* (sing.) : das doppeldeutige *get* erklärt den wandel der construction, wie *die* 4901 und 13881. — 16875. *der* wird sich auf

schrift beziehen. — 17372. ich versteh *der unser bröder* oder *bruoder ruochte* : vgl. Evang. Nicod. ed. Helm s. XLVf und *hogen* : *synagogen* 5633. — 17923 ff. keine conjecturen! 'dieses ding, gegen das nichts ein nichts ist (dh. zur bezeichnung nicht ausreicht), ward ein groses icht, von diesem nichtesnicht schuf Gott das grosse icht'. v. 17924 enthält also eine etymologische erklärung von *nichtesnicht*; wir sehen zugleich, dass *nichtesnicht* dem dichter sehr viel stärker scheint als *nicht*. zu der wortspielerei vgl. 5314 und 16640. — 18051. *genommen* O₁ durch anschluss an *wart* 18050. — nach 18065 setz ich fragezeichen. — 18281. *sin* ist heizubehalten, bezieht sich auf *unser herre Got* 18282. — die klammern in v. 18435 und 44 müssen fallen. — 19492. dh. um so viel hatte er sich gedacht ihn zu übertreffen. — 20359. *lis unvorwandelt*. — 22054. die lesart von D (*Fiole dutet 'otmutiger lu'*) ist nach den grundsätzen der ausgabe heizubehalten, zumal auch K^bSt mit D den singular haben; vgl. 18302. ob im original masc. oder neutr. stand, bleibt fraglich.

Im wörterverzeichnis ergänz ich *beschetieren* D 13558, *tursten* 13193, *underjunger* 6879, *vorhoft* 4109, *vorkeren* = übertreffen 19493. die lücken sind aber nicht durch nachlässigkeit, sondern durch Helms auffassung der betreffenden stellen entstanden. s. 385 *lis ótmuot* stf. 19657.

Helms sorgfältiger abdruck gerade der hs. D ist eine gute grundlage für eine kritische ausgabe der Apokalypse. es wäre nun nicht mehr schwer, eine solche, wenigstens nach dem wortbestande, herzustellen : sie müste den jugendlichen palimpsest K^b, nach dem wir erst KSt, zt. auch M beurteilen können, in die mitte ihres interesses rücken, brauchte aber — so sehr ist D die beste hs. — nur die form von lesarten zu Helms abdruck zu haben. zuvor allerdings würd ich insbesondere widerraten, aus einem reimlexikon dieses abdrucks schlüsse zu ziehen.

Charlottenburg, 22 juli 1908.

GEORG BAESECKE.

Märchen-dichtung der romantiker. mit einer vorgeschichte. von RICHARD BENZ. Gotha, F. A. Perthes, 1908. 262 ss. 8^o. — 5 m.

Ein junger mann von lebhaftem poetischem gefühl und von glücklicher anlage, sich in die dichtung anderer einzufühlen, betritt das feld der litteraturgeschichte. beim ersten umblick glaubt er zu entdecken, dass auf diesem gebiet von männern gearbeitet werde, die gleiches verständnis für die poesie nicht besäßen; vor allem scheinen ihm romantik und märchenwelt unter der unzulänglichkeit künstlerischen empfindens ihrer kritiker zu leiden. sein vermeintlich tiefer eindringendes verständnis will er der welt darlegen; er will sie zur märchenstimmung zurückführen und meint darin etwas noch nie dagewesenes zu leisten. dabei bedient er sich der formen und der technik der wissenschaft; er

scheut nicht emsige sammelarbeit und ist nun überzeugt, ebenso gründlich wie feinfühlig zu sein. bald fühlt er sich akademischen ruten entwachsen, aus leben möchte er neues leben schaffen, aller schranken philisterhaft einklammernder gedanken will er die wissenschaft entbinden, und frei, wie's ihm im geiste spricht, verfolgt er froh sein innerliches licht und wandelt rasch, im eigenen entzücken, das helle vor ihm, finsternis im rücken. in solcher bacca-laureusstimmung huldigt natürlich auch er dem worte: 'im deutschen lügt man, wenn man höflich ist'. rechts und links sausen die hiebe; und eindringlich wird so einzelnen wie der gesamtheit erklärt, dass die welt der litteraturforschung nicht war, ehe unser kühner neuerer sie geschaffen hatte. neue gesichtspuncte, neue mafsstäbe, eine neue methode will uns Richard Benz schenken.

Leider sind die gegner, mit denen er zumeist seine waffen kreuzt, alles andere als Mephistos. B. hat über Brentanos märchen wirklich etwas zu sagen, im bewusstsein, seinen leser als erster in ein ungekanntes heiligtum eingeführt zu haben, druckt er zum schluss (s. 261f) ein urteil ab, 'in dem der leser concentrirt findet, was unsere zeit (1906) über diesen dichter denkt'. das urteil ist wirklich von verblüffendem stumpfsinn getragen. da fallen wendungen wie 'mischung von gewollter kindlichkeit und geheimnisvoll tuender abgeschmacktheit', da wird von Brentanos 'unsicherm geschmack' geredet, 'dem echte lyrik, künstelei, ja platte albernheit gleich wertvoll waren'; 'widrige Mischung aus dichtersinn und ungeschmack' wird festgestellt. wer aber ist der treffliche, der deutsche dichtung durch solches geschimpfe zu schildern glaubt? Eduard Engell ausgerechnet Eduard Engell ich schätze Engel, wo immer er mit verkehrs- und eisenbahnfragen sich beschäftigt; er hat auf schlechte verbindungen, auf falsche tarifberechnungen, auf die nachteile engherzig fiscalischen eisenbahnbetriebs oft mit vollem rechte hingewiesen. diese un-leugbaren verdienste begründen jedoch wol kaum den anspruch Engels, eine französische, eine englische und nun auch eine deutsche litteraturgeschichte schreiben zu können. wer den litterarhistoriker Engel ernst nimmt, erweckt selber den anschein des komischen; und in einer wissenschaftlichen arbeit Engel bekämpfen, ist schlimmer als offene türen einrennen. Benz aber citiert und bekämpft Engel noch an anderer stelle (s. 252).

Nicht wesentlich schwerer hat Benz sich seine polemik gemacht, wenn er (s. 261) Max Kochs urteil über Brentanos märchen zu einer 'abgrundtiefen banalität' stempelt: 'man kann weder lob noch tadel dieser märchen aussprechen, ohne in beiden fällen gleich ein beschränkendes 'aber' beizufügen'. die art und weise in der der treffliche stoffsammler HCardauns diese worte Kochs citiert, möchte ich nicht mit Benz zum widerkäuen eines orakalspruchs herabdrücken. jugendliche übertreibung und unnötige verallgemeinerung aber ist und bleibt es, wenn Cardanus

sofort zum inbegriff derer 'die über Brentano arbeiten' erhoben wird. sollte von denen, die über Brentano arbeiten und gearbeitet haben, würrklich keiner auf feingefühl und poetisches empfinden anspruch erheben dürfen?

Solche jugendliche übertreibung und unnötige verallgemeinerung meldet sich in B.s buche von anfang an. gleich im vorworte werden die folkloristen mit einem strich unter den tisch geschoben: 'ja, hunderte von märchenvarianten zusammentragen und die angebliche entstehung der märchen bis Indien zurückverfolgen, das können unsere folkloristen. aber das einzelne märchen als dichtung erleben, das bringen sie nicht mehr fertig. sie wissen nicht, was sie unter den händen haben — —', (die drei entrüsteten gedankenstriche stammen von B.). im gleichen baccalaureuston heift es am schlusse des vorworts: 'ich will versuchen, das bild der romantischen märchendichtung zu zeichnen. nicht um durch ein orientierendes geschwätz andere der persönlichen beschäftigung mit ihr zu entheben, sondern um ihr durch einen ernsthaften hinweis endlich wider zu lebendiger wirkung zu helfen'. 'orientierendes geschwätz!' wen B. da wol meinen mag?

Ungehörige verallgemeinerung wird auch vorgenommen, wenn der braven aber etwas schwachen Münchener dissertation von Hermann Todsén 'Über die entwicklung des romantischen kunstmärchens' (Berlin 1906) fehler vorgehalten werden. ohne bedenken ist B. mit dem gesamturteil fertig: 'das ist leider für 'litterarhistorische untersuchungen' typisch. es gibt nur eine erklärung solcher unnötigen motiv- und vorbildhascherei: man weiß eigentlich nichts zu sagen und steht innerlich der sache über die man schreibt fremd gegenüber, so füllt man die seiten aufser mit unendlichen inhaltsangaben mit solchen spitzfindigkeiten' (s. 251 f).

Doch nicht nur litterarhistoriker fahren schlecht bei B. das jahrhundert ist überhaupt seinem ideal nicht reif. bemüht, dem märchen allgemein besseres verständnis zu eröffnen, lässt er (s. 162 f) eine kapuzinade los, die oft gesagtes wie eine offenbarung vorträgt, die natürlich auch trotz einzelnen einschränkungen viel zu allgemein aburteilt und die ohne scheu falsches vertritt: 'es wird niemandem einfallen, einen Shakespeare zu tadeln, dass er den stoff zu irgend einem drama nicht selbst erfand, sondern etwa aus einer italienischen novelle nahm. aber es wird manchen geben, in dessen augen die märchen Brentanos sehr tief sinken, wenn er hört, dass sie zum grofsen teil nicht 'frei erfunden' sind, sondern ihren stoff aus dem Pentamerone des Basile und anderen älteren märchensammlungen entlehnt haben'. ich zweifle nicht, dass es manche menschen gibt, die gegen Brentano aus den erwähnten gründen vorwürfe erheben. noch sind die erkenntnisse der litteraturforschung zu wenig gemeingut geworden, als dass naive gemüter, die von künstlerischem schaffen keine ahnung haben, nicht durch quellennachweise enttäuscht

würden. wer aber in solche kreise hinabsteigt, der wird beim nachweis von Shakespeares quellen nichts anderes erleben. seine behauptung zu begründen, bemerkt B.: 'man hält zum teil jetzt noch in prosa keine eigentliche kunstform für denkbar: woher wäre sonst die traurige tatsache zu erklären, dass so viele legenden und volks-sagen nur durch versificierung eingang gefunden haben in die 'poesie'? 'prosa' ist dann berechtigt und erträglich, meint man, wenn die erzählte handlung erfunden ist, und also bereits ein dichterischer process vorliegt. so ist die prosa die form des romans, der novelle, wo es auf neuheit des stoffes vornehmlich ankommt'. ich weiss nicht, ob B. da noch immer die oben erwähnten naiven und ahnungslosen gemüter im auge hat. sollte es der fall sein, so frag ich mich, wozu er so viel worte um ihretwillen verliert; denn diese guten leute werden seine arbeit doch nicht lesen, der wissenschaftliche leser aber wird zwecklos durch solche gemeinplätze — für ihn sind es gemeinplätze — aufgehalten. denn wol nur auf der hintertreppe hat man von der neuheit eines stoffes so hohe anschauungen. dass auch in prosa künstlerisches formen möglich ist, weifs man im allgemeinen schon ziemlich lange; und dass legenden nicht die versform benötigen, um als kunstwerke zu gelten, dürfte spätestens durch Gottfried Keller auch dem besseren lesepublicum klar geworden sein.

B. indes glaubt behaupten zu dürfen, dass der classischen deutschen dichtung die erzählung 'als eigne kunstform' fremd gewesen sei. 'von prosaischer erzählung selbsterfundener geschichten abgesehen, legte man den wert einer blofsen widererzählung in prosa auf psychologisches motivieren, feine charakterdarstellung und entwicklung, was man aus der praxis des dramas oder romans übertrug. erst mit dem erneuten bekanntwerden der volksdichtung lernte man allmählich wider die macht der einfachen erzählung, die musikalische macht des wortes kennen'. da ist so gut wie jedes wort falsch und verkehrt. die classische dichtung soll in der erzählung keine eigene kunstform gesehen haben! B. hat wol nie etwas von den erörterungen gehört, die zwischen Goethe und Schiller beim abschluss von 'Wilhelm Meisters Lehrjahren' stattfanden? vom 'Meister' ausgehend hat dann die frühromantik, haben vor allem FrSchlegel und Novalis die künstlerischen qualitäten des romans erwogen; und Goethes Märchen von der grünen Schlange — also ein kunstmärchen — leitete beide weiter. all das fällt vor das erscheinen des 'Wunderhorns'. oder denkt B. bei dem 'erneuten bekanntwerden der volksdichtung' vielleicht an die siebziger jahre des 18 jahrhunderts? dann aber stimmt die behauptung, dass der classischen dichtung die erzählung als eigene kunstform unbekannt war, noch weit weniger.

Leider ist in diese verworrene, von fehlgriffen strotzende auseinandersetzung das feinste und beachtenswerteste eingewickelt, das B. überhaupt vorzubringen hat: seine betonung des 'musi-

kalischen' der prosadichtung. an die wendung 'die musikalische macht des wortes' knüpft er sofort die sätze: 'die notwendigkeit, den ausdruck 'musikalisch' für eine ursprünglich rein dichterische eigenschaft zu gebrauchen, zeigt, wie auch noch heute der sinn von 'dichterisch', 'poetisch' verstanden wird: man denkt an die metrische form, oder, wenn eine 'poetische prosa' gemeint ist, gar an eine ausschmückung mit vielen und prunkenden worten: unbekannt ist die klangliche fülle, die gefühlswirkende wirkung, die dem einfachen gesprochenen wort, steht es in rechter verbindung, ebenso zukommt wie dem ton in der musik. das volk hatte sich die concentrirte tönende sprache in seiner dichtung bewahrt; männer wie Tieck, Runge, Grimm hatten das erkannt, und wie schon dargestellt ward, sich zum vorbild genommen. Tieck besonders, so fern er sonst dem volkmärchen stand, hatte doch einen neuen stil zur freien wiedergabe alter märchen ahnen lassen. Brentano schuf diesen stil des kunstmärchens wirklich . . . : immer ist es volkmärchen und volkslied, worauf seine dichtung als letzte kunstideale zurückgeht' (s. 162 f).

Eines sei zuerst festgestellt: B. wartet nicht bis zu der citierten, am ende seines buches auftretenden stelle, um das 'musikalische' des märchens hervorzuheben. schon bei der besprechung der 'Volkmärchen von Peter Leberecht' (s. 63 ff) bahnt sich der gedanke raum, stärker leuchtet er durch, wenn von Runge (s. 69 ff) die rede ist. hier heift es, dass mit Runges 'Machandelboom' und 'Fischer und syner Fru' das märchen 'als höchste kunst mit einem male vor der welt stand' (s. 71). für die Grimm sei in diesem märchen Runges ein 'unerreichtes muster' aufgestellt worden, für Brentano sei Runge 'das ideal des märchenerzählers schlechthin' (s. 72). zur verdeutlichung wird (s. 78 f) nicht einwandfrei die 'seele des eigentlichen menschen' und die 'gefühl- oder verstandesanschauung' erörtert, die 'später' die primitive anschauung verdrängt habe (ich geh auf diese dinge nicht weiter ein). dann heift es, ähnlich aber kürzer als an unserer oben citierten stelle: 'man hat oft das märchen für blofsen stoff erklärt, weil es keine 'form' habe, nur in 'prosa' erzählt werde. dem ligt die ungemein tiefe auffassung der 'poesie' als 'versmacherei' zugrunde, auf die es sich nicht lohnt weiter einzugehn' (warum geschieht es s. 162 doch?). und nun erscheint zum erstenmal der gedanke von dem 'musikalischen' des märchens: 'die form des märchens ligt in dem einfachen und völlig angemessenen ausdruck, den das wort seinem tonwert nach für den gefühlshalt besitzt. nur die sprache des volkes, des Kindes, des der natur nahestehenden menschen kennt aber diesen vollkommenen ausdruck des gefühls im tönenden, klingenden wort. in der modernen prosa, die aus der umgangssprache auch in der litteratur sich bildete, ersetzt der schwall von worten das einfache musikalische wort, weil das einzelne wort im verkehr abgegriffen ist und nicht

mehr das ist, was es ursprünglch bedeutet. das märchen hat diese innere macht des schlichten wortes. für aufbau, steigerung und gliederung ist das besondere epische mittel der formelhaften wiederholung gebraucht; der wiederholung mit den gleichen worten, die dieselbe gefühlsseite berührt, so oft sie wiederkehrt' (s. 78f). es schließt sich ein längeres citat aus Wilhelm Grimms vorrede zu den KHM an. in der zugehörigen anmerkung (s. 249) heißt es: 'besser ist das wesen des volkmärchens kaum zu charakterisieren'¹.

Abermals verzicht ich darauf, die ur halbahren bemerkungen über die moderne prosa besonders zu beleuchten. ich geh auf das entscheidende los: hier wie an der oben citierten stelle erkennt B. in dem 'musikalischen' das charakteristische der künstlerischen formung des märchens. ich glaube B. richtig zu verstehen, wenn ich interpretiere: das märchen hat einen besonderen stil; das wesentliche dieses stils ruht auf wortwahl, auf melodie und rhythmus der sprache. ganz sicher ist es ein verdienst, auf diese tatsache aufmerksam zu machen; und mit spannung lesen wir weiter, um zu erfahren, wie B. an Brentanos märchen dieses 'musikalische' darlegt. volle befriedigung wird uns nicht zu teil; denn B. ist es nicht gegeben, den glücklich erhaschten methodischen gedanken auch zu praktischer anwendung gelangen zu lassen. im wesentlichen bietet B. andeutungen des inhalts oder — besser gesagt — hinweise auf einzelne episoden, die nur einem guten kenner von Brentanos märchen geläufig sind; und er verbindet diese hinweise mit subjectiv-impressionistischen kritischen bemerkungen.

Beim märchen von dem Dilldapp (s. 168f), um ein beispiel herauszugreifen, wird an die italienische quelle erinnert und betont, dass die dummheit Dilldapps auch bei Brentano im mittelpunct stehe. sie 'wird aufs ergötzlichste geschildert. besonders volkstümlich ist sie in dem reimdialog mit der mutter dargestellt'. ungewöhnlich bei Brentano sei die dem märchen widerstrebende deutschnationale tendenz. aber das sei 'schließlich mehr als bloße zeitsatire', das sei 'übermut und laune von solcher stärke, dass das rein zeitliche daran sich leicht vergisst'. den höhepunct erreiche der grotesk-märchenhafte humor in der eigentlichen geschichte Dilldapps. 'die tölpelscenen zwischen ihm und dem wirt, zwischen ihm und dem ungeheuer verursachen beim leser geradezu lachkrämpfe.' ein citat von 21 zeilen soll diese lachkrämpfe auch bei dem leser von B.s buche wachrufen. über die freude am lachen, die in dem märchen herrsche, und über das in ihr liegende 'gesunde, volksmäfsige' sprechen sich weitere 6 zeilen aus.

¹ über die bedeutung, die dem wort als 'klanggebilde', als 'musikalischem gefühlsausdruck' zukomme, äußert sich B. noch einmal s. 111, ohne neues vorzutragen.

Die wirkung des märchens von dem Witzenspitzel führt unser kritiker (s. 169f) auf die namengebung zurück: 'die gestalten sind fast durch nichts charakterisiert als durch die namen; aber das wirkt stärker als feinste psychologische analyse oder äußere abschilderung'. B. ruft bewundernd aus: 'wie da der nüchterne trockenere stoff klang geworden ist, ist ganz erstaunlich'. der name 'Mollakopp' dünkt ihm so eindrucksvoll, dass er das breitmäulige kleine ungeheuer mit dem riesenschädel genau vor sich sieht, das wie ein rind brüllt und die zähne bleckt.

B. verspürt selber, dass er den gedanken der musikalischen kraft Brentanos durch solche überbescheidene versuche einer charakteristik nicht genügend verdeutlicht und begründet. darum greift er bei dem märchen von dem Myrtenfräulein (s. 173 ff) zu breiteren citaten. 'ich habe', sagt er, 'den dichter selbst zu worte kommen lassen, weil dies das einzige mittel war, eine vorstellung von dem zu erwecken, was ich den musikalischen stil Brentanos genannt habe'. doch auch so fühlt er sich nicht befriedigt und verweist den leser auf den vollständigen text: 'man muss die erzählenden prosastellen dieser dichtung, vor allem am eingang und in den liebeszenen auskosten, wort für wort, um die macht dieser töne zu fühlen. die zeilen dürfen nicht heruntergelesen werden wie eine beliebige 'spannende' geschichte, wo uns in gleichgültiger sprache ein stoffliches interesse ein par minuten in atem hält. sie müssen im sprechen ausgetönt werden, wie ein lied, das man singt, oder eine musik, die man spielt' usw.

Soll bisher die hervorhebung des 'musikalischen' dem nachweis dienen, dass Brentano übernommenen stoffen eine neue, ihm allein eigene künstlerische form geliehen hat, so versäumt B. natürlich auch nicht, bei den märchen, die Brentano selber erfunden hat, das musikalische formelement zu erörtern. im märchen von dem hause Staarenberg und den ahnen des müllers Radlauf erscheinen ihm (s. 185) die gesänge, dialoge, wechselgesänge um die erzählungen der ahnfrauen plan- und kunstvoll gruppiert. hier wetteifere Brentano geradezu mit den äußeren mitteln der musik; 'die tonmalerei wird das überwiegende stilprincip und ist nun mit einer solch unerschöpflichen erfindung angewant, dass dieses ertönenlassen aller naturregungen, aller grundelemente im wort wider zu den dingen gehört, die allein Brentano in unsrer dichtung leisten konnte.' in ähnlichen tautologieen geht es weiter, bis B. mit den worten abbricht: 'es ist sehr reizvoll des näheren auf diese einzigartige übertragung musikalischer principien auf die dichtung einzugehn, hier muss ein bloßer hinweis genügen'.

Er genügt nicht! wer mit solchem aplomb auftritt, sollte seine thesen besser begründen können. ich finde in allen detailausführungen über das 'musikalische' in Brentanos märchen nur bei-läufiges, impressionistisches herumgerede. die architektonischen,

rhythmischen und melodischen factoren sind nicht geschieden. eine vielleicht von B. stark gefühlte eigenheit von Brentanos märchenstil findet keinerlei begriffliche verdeutlichung. sie kann sie auch nicht auf der bahn finden die B. begehrt. er scheint nicht zu ahnen, dass formale und stilistische eigenheiten überhaupt nicht als anhängsel zu inhaltsangaben versinnbildlicht werden können. oder, wenn er es ahnt, so war er zu bequem, eine systematische charakteristik des märchenstils, so Brentanos wie seiner vorläufer, vor allem Runges, auszuarbeiten. alles ist nur gefühlt. und wo der leser nähere auskunft erwartet, erhält er lediglich den bescheid, hinzugehn und zu versuchen, ob er wol gleiche gefühle aus der gleichen quelle schöpfen kann.

Nur eine planvoll aufgebaute charakteristik des stiles der romantischen märchen hätte den nachweis erbringen können, den B. nicht erbringt. eine solche charakteristik nach stofflichen und formalen motiven hatte ich im auge, als ich einen meiner Berner hörer vor jahren auf das romantische märchen hinwies. die arbeit ist jetzt unter Maynes leitung zu ende geführt worden, hat mir aber als ganzes noch nicht vorgelegen. ich hoffe, dass sie eine reihe der von B. aufgeworfenen, aber nicht beantworteten fragen erledigt.

Ganz sicher zeugt es von feinsinn, wenn die eigentlich künstlerischen, formalen qualitäten einer dichtungsgruppe so stark empfunden werden, wie dies bei B. der fall zu sein scheint. aber B. glaube ja nicht, dass nicht längst schon die prosa auf ihre künstlerischen eigenheiten hin geprüft worden ist. ich verweise ihn nur auf ein buch, das etwa zwei jahre vor seiner arbeit erschienen ist. auf RMMeyers 'Deutsche stilistik' (München 1906); da kann B. s. 56 ff ausführlich nachlesen, was alles über die kunstform der prosa lange vor ihm von andern gedacht und gesagt worden ist. im selben buche s. 172 ff findet er auch manche belehrung über das märchen. mindestens kann er von Meyer lernen, dass all sein entrüstetes eifern über das geringe verständnis, das bisher in der prosa wie im märchen die künstlerischen elemente gefunden haben sollen, nur auf seiner unkenntnis der forschung beruht. hätte er sich an so nahe- liegender stelle nähere auskunft geholt, er wäre davor bewahrt geblieben, ohne grund und ohne vernünftigen zweck gegen eine wissenschaft zu eifern, deren leistungen er nicht kennt.

Leider aber zeigt sich in B.s arbeit auch an anderen stellen, dass er unzulänglich vorbereitet an seine aufgabe herangetreten ist. das buch erweckt auf den ersten blick den anschein, bibliographisch sehr gewissenhaft gearbeitet zu sein. die anmerkungen die eine fülle von büchertiteln enthalten, umfassen über 50 enggedruckte octavseiten. nun mach ich gewis keinem einen vorwurf, wenn auf einem relativ umfangreichen gebiet diese oder jene detailuntersuchung nicht berücksichtigt ist. so verweil ich

nicht bei dem umstand, dass B. von der 'Zauberflöte', von Schikaneder und von Goethe ziemlich viel spricht, ohne sich um Junk und Komorzynski zu kümmern¹. doch mehr als sonderbar bleibt es, dass er die ausführlichste darstellung, die sein arbeitsgebiet in jüngster zeit gefunden hat, garnicht erwähnt, RFürsts buch 'Die vorläufer der modernen novelle im achtzehnten jahrhundert' (Halle a. S. 1897).

B.s untersuchung zerfällt nämlich in zwei teile: 'Vorgeschichte, märchen und aufklärung im 18 jahrhundert' ist der erste, 'Märchendichtung der romantiker' der zweite betitelt. der erste verfolgt das märchen bis ins 17 jahrhundert zurück und setzt herkunft und entwicklung des französischen und orientalischen feenmärchens ebenso wie seine aufnahme in Deutschland auseinander. gerade diese frage ist von Fürst sehr ausführlich behandelt worden. und zwar hätte B. in Fürsts buche nicht nur neue anlässe zu polemischen einwänden, auch wirkliche belehrung gefunden. er legt nämlich grossen wert auf eine bibliographie des ganzen gebietes und liefert in den anmerkungen u. a. ein verzeichnis der 'haupt-nachfolger' Perraults (s. 211), eine aufzählung der französischen märchen in orientalischem stil (s. 213), endlich eine umfängliche 'Chronologie des kunstmärchens im 18 jahrhundert' (s. 224—31). diese chronologie gibt bei seltenen drucken an, auf welcher bibliothek sie zu finden sind, bemerkt auch, welche werke selbst durch vermittlung des auskunftsbureaus der deutschen bibliotheken zu Berlin nicht zu ermitteln waren. wenn B. die sache so gründlich anpackte, musste er die zahlreichen bibliographischen angaben Fürsts inindestens kritisch beherzigen. denn vielfach ist bei Fürst bequem zu finden was B. verschweigt; da aber Fürst seine angaben nicht weiter belegt, war es selbstverständliche aufgabe seines nachfolgers, diese angaben zu prüfen.

Bei B. erscheint s. 211 mlle l'Héritier, ohne dass, wie es bei ihren nachbarn geschieht, titel ihrer schriften angeführt würden; solche titel bietet Fürst s. 43. s. 212 fehlt bei den 'Féeries nouvelles' von Graf Caylus die jahreszahl 1741, die bei Fürst s. 59 erscheint. ebenso liefert Fürst s. 61 weit ausführlichere angaben über die schriften der mme le Prince de Beaumont. ich begnüge mich mit diesen bemerkungen, die leicht zu vermehren wären², und verrate B. gleich noch eine quelle, die er nicht benutzt hat: die bibliographischen notizen zum artikel 'Erzählung' in JGSulzers 'Allgemeiner Theorie der schönen Künste'

¹ auch das sei ihm nicht vorgeworfen, dass er (s. 102) ohne bedenken von Tiecks märchen 'Das Reh' (1790) spricht, während EARegener (vgl. JBL 1904 s. 489) nachzuweisen versucht hat, dass diese dichtung in ihrem ganzen umfange von Tiecks jugendfreund Schmolhl herrühre.

² die titel französischer märchen, die Fürst s. 225 in den anmerkungen zu s. 53 und 64 anführt, fehlen mit geringen ausnahmen bei B.

(Leipzig 1792 bd. 2, s. 144 ff). merkwürdigerweise citiert nämlich B. s. 210 unter der litteratur des 18 jhs über das märchen wol 'GG[sic!]Sulzers Theorie der Dichtkunst, bearb. von AKirchmayer 1789', das hauptwerk Sulzers selbst hat er aber offenbar nicht aufgeschlagen. und doch sind die fast unabsehbaren bibliographischen notizen der anmerkungen zu Sulzers 'Theorie' im allgemeinen recht zuverlässig; mindestens verdienen sie eine sorgsame berücksichtigung. ich notiere rasch, was bei Sulzer erscheint und, soweit ich sehe, in B.s 'Chronologie' fehlt; um deutsche übersetzungen handelt es sich durchaus: Galland, Leipzig 1750 ff; Petis de la Croix, Leipzig 1777 und 1788—89; Gueulette ('Contes Tartares'), Leipzig 1753; Hamilton ('Drey hübsche kurzweilige Märlein . . . durch Görg Bider') 1777; Caylus ('Contes orientaux'), Leipzig 1780. von diesen schriften begegnet bestenfalls die übertragung Hamiltons als nr 8 der dritten abteilung von B.s 'Chronologie': 'Hamilton. Märchen. aus dem französ. Halle, Hendel 1777'.

Allerdings gesteht B. (s. 214), dass bei dem mangel aller vorarbeiten er nur den 'versuch einer chronologie (bibliographie klänge zu anmassend)' bietet. und er ist sich bewusst, vieles noch nicht verzeichnet zu haben, was in der entwicklung seinen platz beansprucht. warum also liefs er sich eine so naheliegende quelle entgehn? dann aber ist auch das verzeichnis wenig sorgfältig gearbeitet. B. verspricht, von den übersetzungen auf die originale zu verweisen, die er in seinen anmerkungen an anderer stelle angeführt hat. doch gleich die erste nummer ('Begebenheiten des Mandarin Fum Hoam' 1727) entbehrt den verweis auf das original: Gueullettes 'Aventures merveilleuses du Mandarin Fum Hoam, contes chinois' 1723 (vgl. s. 212 anmerk. 40). im text s. 22 ist der zusammenhang festgestellt.

In den anmerkungen zu Sulzer ist (s. 147) auch die erste schrift citiert die gegen die feenmärchen in Frankreich auftrat: des abbé Villiers 'Entretiens sur les contes des fées' (Paris 1699). Fürst (s. 49) erwähnt sie, bei B. kann ich sie so wenig finden wie den 'Discours sur l'origine des contes de fées', der bei Sulzer s. 144 angeführt ist¹.

B. nennt Sulzer (s. 13. 210) nur, wenn er von den theoretikern spricht, die von dem märchen nichts zu sagen wissen. in Sulzers 'Theorie' ist allerdings nichts zu finden. dagegen hätte B. in JEschenburgs 'Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften' (neue, umgearbeitete ausgabe, Berlin

¹ nicht verschwiegen bleibe, dass B.s bibliographische bemühungen manchen nebegewinn abwerfen. so kann er s. 215 (anmerkung 55) das märchen nachweisen, das dem 'Derwisch' Klingers zugrunde ligt; Pajons 'Histoire des trois fils d'Hali Bassa' (1746), in deutscher übersetzung von 1749, 'Die bezauberten Kinder' betitelt. Rieger hatte die quelle nicht finden können.

und Stettin 1789, s. 336) entdeckt, was er (s. 13) vermisst. 'man kennt', sagt B. selbst noch von den theoretikern der achtziger jahre des 18 jh.s, 'gar keinen begriff 'Märchen'; man braucht die bezeichnung 'Mährchen, Mährlein' höchstens für 'Fabel.' Eschenburg aber interpretiert: *'Erdichtete Erzählungen sind in Ansehung ihres Inhalts, ihrer Form, und ihrer Ausführlichkeit, von verschiedner Art. Die kürzern nennt man vorzugsweise Erzählungen, oder, wenn ihr Inhalt auf Volkssage und übernatürlichen Voraussetzungen beruht, Mährchen. Und diese erhalten gemeinlich durch ihren Vortrag das größte Verdienst, in welchem besonders ein leichter natürlicher Ton und eine gewisse Naivetät von der besten Wirkung sind'*. ist da nicht schon manches, freilich wenig geschickt, vorweggenommen, was in B.s anschauung von märchen und märchenstil eine rolle spielt?

Wenig geschickt ist ja für unser gefühl meist die ausdrucksweise der vorclassischen kritik. zu ihr zählt Eschenburg ebenso wie die Schweizer Bodmer und Breitinger. man muss zwischen den zeilen den tieferen sinn zu erspüren wissen. bei den Schweizern ist obendrein die anwendung ihrer grosgedachten principien meist etwas kleinlich ausgefallen. B. hat gewis recht, wenn er (s. 7 und 209) ihrer theorie des wunderbaren, die ja dem märchen besonders hätte entgegenkommen sollen, mit Goethe vorwirft, dass die fabel ihr endresultat sei. dennoch hätte er tiefer graben und den grosen gedanken der Schweizer nicht unterschätzen sollen, dass der poet, wie einst Gott, die möglichen welten vor sich sieht und schöpferisch neben die wirkliche welt eine andere aus dem umkreis der möglichen welten setzt. ideen von Leibniz und Shaftesbury sind da in einer form verknüpft, die schliesslich doch der phantasie und nicht zuletzt der phantasie des märchenerzählers eine gewaltige und machtvolle stellung zuwies. der dichter ein kleiner gott! konnte der macht der phantasie ein besseres zeugnis ausgestellt werden? wer in der geschichte der ästhetik des 18 jahrhunderts bescheid weifs, der würdigt auch den hohen gedankenflug der Bodmer und Breitinger.

B. jedoch kümmert sich überhaupt nicht viel um die welt- und kunstanschauung der dichter von denen er zu berichten hat. wer über romantisches arbeiten will, sollte sich wirklich um die künstlerische theorie mehr umtun!

Ganz sonderbare anschauungen von romantik trägt B. vor! er scheidet (s. 83) zwei formen des romantischen: 'etwas was an keine zeit gebunden ist, was immer in der kunst da sein kann; und etwas, was besonders einer reihe von dichtern eigen ist, die um die wende des 18 und zu anfang des 19 jh.s hervortreten'. das zweite element findet er wider in der bekämpfung der aufklärung und in der überstarken betonung des gefühls.

da haften der romantik etwas tendenziöses, zeitliches an; sie sei dann oft mehr apologie der kunst in ihren werken als kunst selbst. im ersten sinne aber sei schliesslich alle wesentliche kunst, alle kunst die mehr ist als spiel zur unterhaltung, romantisch, 'besonders alle deutsche kunst, die sich überall auf das tönend bewegte gefühl, auf musik, zurückführen lässt, und den gezeugten zu dem plastischen princip der südlichen und classischen völker darstellt'.

B. möge mir das wort verzeihen: das ist leichtfertiges gefasell lässt sich spanische oder italienische dichtung nicht auch 'auf das tönend bewegte gefühl, auf musik, zurückführen'? halb oder gar nicht verstandene schlagworte der frühromantik sind hier zu einem ganzen verschweift, das weder sinn noch verstand hat. meint B. wirklich, dass antike kunst nicht mehr sei als spiel zur unterhaltung?

B. aber hat den mut, auch von einem so unsicheren boden aus den kampf gegen bestehende anschauungen der wissenschaft zu eröffnen: man habe den negativen begriff der romantik allein festgehalten und den begriff des romantischen, den er selber aufstellt, darüber vergessen. er fährt (s. 84) fort: 'es war ja allerdings ein merkwürdiger zufall, dass in einem kurzen zeitraum so viele wirkliche dichter erstanden, dass gleichzeitig, ja oft gemeinsam werke von ihnen geschaffen wurden, die sonst über weite zeiten verstreut einsam emporzuwachsen pflegen. die folge war, dass man diese dichter für angehörige einer clique ansah, für künstler von einem schlage hielt. tatsächlich war jeder dieser sogenannten 'romantiker' eine welt für sich, und ihre ähnlichkeit untereinander war keine andere als die familienähnlichkeit alles grossen und genialen. freilich war vor ihnen in neuerer zeit der reine typus des dichters so selten und unerhört, dass man z. b. ihr oft sehr ähnliches verhalten im 'leben' als etwas ganz besonderes, zeitlich-romantisches ansehen musste. der vergleich mit Goethe, dessen 'harmonische lebensgestaltung' gewiss nichts wesentlich dichterisches war, musste solchen irrthum befördern'.

Wie dies gemeint ist, bezeugt B. s. 261 mit der wendung: 'was hat Brentano mit Tieck zu tun? nichts, rein gar nichts, als dass sie zugleich lebten und von leuten, die gern etikettieren, romantiker genannt wurden'.

Ruhig könnte über solche paradoxe weggegangen werden, äufserte sich in ihnen nicht eine anschauung, die heutzutage mehrfach hervortritt. im einzelnen kann sie hier nicht widerlegt werden. soweit die romantik in betracht kommt, versuche ich sie in meiner skizze der geschichte deutscher Romantik (Aus Natur- und Geisteswelt n. 232, Leipzig 1908) durch den nachweis der zusammenhänge unschädlich zu machen. auf romantischem gebiete erstand sie meiner überzeugung nach nur durch

übertreibung wichtiger und notwendiger trennungen, die von besonnenen forschern in letzter zeit vorgenommen worden sind. je tiefer man in das wesen der frühromantik eindrang, desto mehr offenbarten sich die gegensätze, die zwischen ihr und der jüngeren romantik bestehen. während nun aber früher die jüngere romantik vor allem den landläufigen begriff des romantischen hat bilden helfen, verschob sich jetzt die neue anschauung von romantik stark nach der seite der älteren schule. in diese neue anschauung schienen die jüngeren genossen nicht weiter hinein-zupassen. und so möchte man jetzt, wichtige erkenntnisse auf den kopf stellend, die ganze sogenannte romantik zu einem aggregat zusammenhangsloser elemente stempeln, einem aggregat, das nur in den köpfen äußerlich ordnender und mechanisch sichtender buchstabengelehrten besteht. gegen diese sinnlose übertreibung und verzerrung des richtigen hilft nur ein mittel: die forschung muß zunächst wider auf die zusammenhänge der romantik achten, die trotz aller unterschiede bestehn. solchem ziele streb ich in dem citierten büchlein zu ¹.

Doch auch auferhalb der romantik möchte man heute gern den begriff der litteraturgeschichte umändern oder vielmehr aufheben. kleine und kleinste poeten sind da an der arbeit. das litterarhistorisch geschulte auge erkennt leicht auch innerhalb zeitgenössischer dichtung, wer als führer vorangeht, und wer nur — mag er hundertmal von seiner originalität überzeugt sein — im gefolge wacker mitmarschirt, wer eine entwicklung weitertreibt und wer sich von ihr tragen läßt. gegen solche erkenntnis wehren sich die kleinen, wehren sich vor allem die halbpoeten, die schließlich doch das kritische geschäft treiben, weil ihre begabung zu weitausgreifendem dichterischem schaffen nicht reicht. sie sind heute die schlimmsten und schädlichsten feinde unserer wissenschaft: sie sind nicht bescheiden genug, um von der wissenschaft zu lernen, und nicht genügend künstlerisch begabt, um zu wissen, wie ein grofser poet schafft. wir andern lauschen aufmerksam den worten der würlklich grofsen, der Lessing, Goethe, Schiller, der Hebbel, Otto Ludwig und Keller. sie alle haben gewust, welche tiefen zusammenhänge zwischen dem künstlerischen schaffen zeitlich oder geistig verbundener dichter bestehn. vor allem hat Goethe den begriff einer künstlerischen 'schule' stets im auge gehabt, eben den begriff, den Winckelmann meisterhaft für die geschichte der antiken

¹ [zu meinem lebhaften bedauern hat ein von mir geschätzter erforscher der romantik sich soeben (DLZ. 1908 sp. 3207f) gegen meinen versuch ausgesprochen, die einheit der romantik stärker zn betonen. auch misversteht er mich völlig, wenn er meint, ich wolle die fülle des persönlichen und einzelcharakteristischen zwischen einige wenige speculative ideenlinien pressen. vielmehr möcht ich den grundzug der seele erfassen, die im sinne der zeit um 1800 romantik fühlt und in diesem gefühl sich zur romantik bekennt. 27. 1. 09. W.]

kunst verwertet und der von FrSchlegel auf die geschichte der litteratur übertragen worden ist. dem begriffe ligt der entwicklungs-gedanke zu grunde. und widerum Goethe ist es gewesen, der eigne und fremde kunst im grofsen wie im kleinen evolutionistisch zu sehen verstanden hat. er war sich vollkommen bewusst, welche entwicklungs-linien er selber durch sein schaffen weitergezogen hat; und in diesem bewusstsein hat er stets zugestanden, wo er von anderen gelernt, was er von anderen übernommen hat. als kunst- und litterarhistoriker hat er auch andere in die zusammenhänge gestellt in denen er sie sah; und er wie Schiller, wie die romantiker, sie alle wehrten sich gegen eine betrachtung des künstlers, die nur das einzelne individuum, nicht das starke band kennen will, durch das kunstgenossen zusammen gehalten werden. sie scheuten nicht den vorwurf, für leute gehalten zu werden, 'die gern etikettieren'.

Doch auch den begriff der entwicklung möchte man ja heute zum alten eisen werfen. darum darf die litterarhistorik froh sein, in Karl Lamprechts und Kurt Breysigs methodologischen bestrebungen eine stütze zu finden. was den litterarhistoriker von Lamprecht und Breysig im ersten augenblick abschreckt, ist das streben beider, die massenentwicklung der kunst und der litteratur stärker zu betonen, als die entwicklung des grofsen individuum. da meint schliesslich auch der wissenschaftliche litteraturforscher, dass dem rechte der grofsen künstlerischen individualität zu wenig anerkennung zuteil werde. und doch erblickt ich in dem versuche, den grofsen strom der entwicklung bis in seine tiefen zu erforschen, das beste mittel, den entwicklungs-gedanken für unsere disciplin zu retten. auch der bau der erdrinde lässt sich nicht ermitteln, wenn nur die höchsten spitzen in betracht gezogen werden. unsere disciplin aber neigt im augenblick sehr dazu, lediglich die isolierten gipfel und nicht die ganze erdrinde zu betrachten. die Goetheforschung, die Hebbelforschung, die Novalisforschung sind im schwange; der blick des beschauers ruht festgebannt auf dem grofsen einzelnen. diesen einzelnen sehen nur wenige im strom der gesamtentwicklung der er angehört. kein wunder, dass schliesslich das bewusstsein von der engen zusammengehörigkeit des einzelnen und der gesamtheit verschwindet. die arbeiter welche Goetheforschung treiben und dabei den gang der zeit nicht aus dem auge verlieren, sind an den fingern herzuzählen. ich denke da etwa an Minors jüngste gaben, an seine interpretation des 'Ewigen Juden' und des 'Mahomet'; hier sind die zusammenhänge mit der zeit und mit ihrem geistigen leben klargelegt, hier kann man wirklich erkennen, wie die entwicklung geistiger und künstlerischer arbeit sich vollzieht. nur wer die grofsen zusammenhänge gleich klar überschaut, kommt über die bedenklichen folgen ängstlicher und scheinbar zweckloser ergründung der einflüsse hinaus.

dass wir, wenn von dem einflusse eines künftlers auf den andern, eines denkers auf den andern die rede ist, nur an einer bestimmten stelle das weiterschreiten einer evolution erfassen wollen, sollte häufiger gesagt und besser in erinnerung behalten werden. sonst meint die grofse menge stets nur, dass wir plagiatrieher seien.

Wie ganz äufserlich der nachweis eines einflusses aufgefasst werden kann, bezeugt auch B. mehrfach. er selber kommt ja trotz allem ohne die kritische kategorie des einflusses nicht aus. denn selbstverständlich muss eine arbeit, die schon durch ihr thema zu entwicklungsgeschichtlicher betrachtung hingedrängt wird, mehr als einmal einen entwicklungsfaden weiterspinnen, wenn auch B. (s. 251 f) gegen 'motiv- und vorbildhascherei' sich schärfstens äufsert. ein beispiel seiner polemik sei noch gegeben:

In meiner einleitung zu Chamissos Schriften (Deutsche Nationallitteratur bd. 148 s. xxv) hatte ich geschrieben: 'Goethe und Novalis haben auf 'Adelberts fabel' am stärkten gewirkt'. B. wendet (s. 254) gegen diese behauptung ein, dass 'Adelberts fabel' am 25 april 1806 fertig war, Chamisso aber nur am 12 august desselben jahres brieflich berichtete, er habe Goethes 'Märchen' gelesen, und hinzusetzte, es sei 'ein gar wunderbares ding'. dass ich dieses briefliche zeugnis nicht übersehen habe, ist leicht zu erkennen; auch macht B. mir nur den vorwurf, dass ich aus diesem zeugnisse nicht geschlossen habe, Chamissos dichtung sei von Goethes märchen ganz unabhängig. 'die willkür derartigen hineinconstruierens von 'abhängigkeiten' wird hier besonders deutlich', setzt er strafend hinzu.

Ich staune, dass ein schriftsteller, der allenthalben auf lebendige erfassung der dichterischen schöpfung aus ist, in solchem grade aus papier sich klammern kann. durch und durch papieren ist — wie mir scheint — die art und weise, wie er dichterische anregung sich denkt.

Wir alle wissen, welche grofse bedeutung dem 'Märchen' Goethes im rahmen der frühromantik zukommt. neben den 'Lehrjahren' ist keine dichtung Goethes von den genossen gleich hoch geschätzt, gleich eindringlich studiert worden, auch nicht der 'Faust'. ich nehme an und gebe B. die möglichkeit zu, dass Chamisso wirklich nicht vor dem august des jahres 1806 das 'Märchen' selbst gelesen hat, obwol der wortlaut seines briefes die möglichkeit zuliefse. doch ganz ohne allen zweifel hat Chamisso im kreise seiner jugendgenossen von dem 'Märchen' eine ziemlich deutliche vorstellung bekommen können. wer dies bezweifelt, hat wol nie in das leben und treiben, in die gespräche und erwägungen eines jugendlichen dichterkreises einblick gewonnen. ich frage: welchen inhalt sollen wol die discussionen der litterarisch stark interessierten mitglieder des Nordstern-

bundes, dieser getreuen anhängers WSchlegels, nach Bs ansicht gehabt haben? hält er es für möglich, dass junge verehrer Goethes, von denen mehr als einer zum märchen sich hingelockt fühlte, von Goethes 'Märchen' nicht gesprochen haben? und welche wirkungen auf künstlerische naturen durch die gespräche ihres kreises ausgeübt werden können, auch wenn sie selber den gegenstand des gesprächs aus eigener anschauung nicht kennen, das weiß jeder der einmal in ähnlicher umgebung sich bewegt hat. man unterschätze solche wirkungen ja nicht! der dichter ist kein gelehrter forschers und studiert nicht oder mindestens sehr selten das werk eines anderen emsig durch, eh er an eigne arbeit geht; im flug erhascht der künstler seine anregungen; ein rascher blick in ein buch, die urteile, die über dieses buch in der luft herumschwirren, all das kann ebenso stark oder auch noch stärker auf den künstler wirken, als die sorgsame lectüre des ganzen werkes. möcht ich doch fast behaupten, dass ein forschers, der mit etwas phantasie begabt ist, an sich selbst oft verwantes erlebt.

Dabei geb ich B. gern zu, dass 'Adelberts fabel' dem märchen Klingsohrs weit näher steht als dem 'Märchen' Goethes; ich selber habe dieses verhältnis seinerzeit ausführlich entwickelt. für die romantik war in Goethes 'Märchen' der typus des naturphilosophischen märchens gegeben. Novalis hat diesen typus mit bewustsein nachgebildet, er hat aber auch das naturphilosophische element in ganz anderem sinn und in ganz anderer form seiner dichtung einverleibt. Chamisso's brief vom 12 august 1806 kennzeichnet den unterschied äußerst treffend mit den worten, dass Novalis product 'mit cirkel und winkelmass, in die prosa flachgedrückt, construiert' werden könnte, während gleiches bei Goethe nicht möglich sei. 'Adelberts fabel' nähert sich in dieser rücksicht ohne zweifel dem märchen Klingsohrs. trotzdem bleibt genug gemeinsames übrig, das 'Adelberts fabel' und Goethes dichtung verknüpft. und ich glaube auch heute noch, dass die fäden, die von Goethe zu Chamisso sich weiterspinnen, nicht restlos durch Klingsohrs märchen hindurchgehn. die art und weise, wie Goethe und Chamisso mit elementen spielen, die den romantikern als naturphilosophische symbole galten, hat etwas überraschend verwantes¹.

Wie wenig B. berechtigt ist, über die romantik mitzusprechen, beweist sein völliges versagen in allen fragen die mit romantischer naturphilosophie zusammenhängen. es bleibt ein kühnes wagnis, über das romantische märchen ein buch zu schreiben und dabei die tatsache zu verschweigen, dass die mehrzahl der romantischen märchen in den naturphilosophischen überzeugungen der romantik

¹ nebenbei bemerk ich, dass meine deutung des philosophischen problems von 'Adelberts fabel' und mein hinweis auf Epiktets ethik B. unbekannt geblieben sind (vgl. Euphorion 4, 140).

wurzeln. B. berührt das problem ganz flüchtig, wenn er von Novalis märchen (s. 92f) zu sprechen hat, glaubt indes die ganze frage mit der wendung erledigen zu können, dass Novalis anschauung vom märchen 'gegen alle formale auffassung der kunst als bloßer darstellung, sei es von leben, wirklichkeit oder historie, classische oder naturalistische' sich wende. er zweifelt nicht, dass Novalis märchen mit ihrem gefolge in dem augenblick aus der poesie ausgeschieden sind, da man sie zu allegorien stempelt. eine traurige poetik! natürlich verabsäumt er darüber, auf die künstlerischen qualitäten der dichtungen Hardenbergs einzugehn. dem märchen von Hyazinth und Rosenblüthen billigt er noch zu, dass es in seiner einkleidung lebendiger, weniger verwickelt und traumhaft sei als Klingsohrs märchen; aber er spottet über alle, die 'dieses anmutig, ja schalkhaft erzählte geschichtchen' ein märchen oder wol gar 'das schönste romantische märchen' nennen. wo, frage ich, bleibt diesmal B.s feines gehör für das musikalische? war hier von der specifisch künstlerischen gestaltung, von dem märchenstil gar nichts zu sagen?

Loeben, der schüler Hardenbergs, muss sich — trotz Pissin, den B. wol nicht kennt — natürlich noch viel schroffer abfertigen lassen. dass Tiecks märchenpoesie mit der dichtung Hardenbergs berührungspuncte hat, wird nicht erwähnt. B. ahnt nicht oder ignoriert es mit absicht, dass auch andere romantische märchen 'allegorisch-philosophisch' sind, wie er das nennt; ich möchte sagen: symbolisch. darum wird er auch dem märchen Hoffmanns nicht gerecht. allem deuten ist er gänzlich abhold, ja er möchte auch nicht Chamisso's 'Schlemihl' gedeutet sehen (s. 257f), während der dichter selber ihn doch gedeutet hat. er erklärt, 'dass in dem augenblick jede dichtung überflüssig würde, wenn sich so etwas mit drei worten fürs gefühl ebenso eindringlich hinstellen liefse, wie mit einem ganzen märchen; eben darin beruht das eigentümliche wesen der kunst, dass sie dinge darstellt, die sich mit worten und begriffen dem verstande in keiner weise 'klar' machen lassen'. hier sind abermals rechte einsicht und falsche folgerung miteinander verquickt. wenn wir gar keine mittel hätten, die anschauungswelt der kunst begrifflich zu zergliedern, dann brauchten wir überhaupt keine schriften über kunst; dann hätte auch B. sein buch ungeschrieben lassen können.

Um endlich zum schlusse zu kommen, fass ich zusammen: B. entpuppt sich als engherziger ästhetischer formalist; ihm erscheint jede erforschung des gehaltes, der in der form eingeschlossen ist, als verderblich. er hat ein feines gefühl für form, und sein buch könnte darum als medicament jedem empfohlen werden, dem solches formgefühl abgeht und der darum ängstlich an die nichtästhetischen qualitäten eines kunstwerkes sich klammert. leider aber versagt dieses ästhetische formgefühl mehr als einmal; und mehr als einmal verlockt es den vf. zu urteilen, die den tag

zu überleben nicht geeignet sind. er übertreibt ebenso, wenn er für Hauff (s. 259) wie wenn er gegen Platen (s. 260) sich ausspricht. an diesen stellen wie auch sonst mehrfach in seinem buche äufsert er anschauungen, über die er wol selber bald lächeln wird. ich hoffe überhaupt, dass er in kurzem für umfangliche teile seiner arbeit nur noch ein mitleidiges lächeln übrig haben wird. er scheint ja begabt und feinfühlig genug zu sein, um sich rasch über die entwicklungsphase zu erheben, in der er diese expectoration niederschrieb. er braucht lediglich zu lernen was zu lernen er bisher verabsäumt hat; vor allem aber eins: gröfsere bescheidenheit! dann wird der most sich nicht länger absurd gebärden und doch noch einen erträglichen wein abgeben.

Dann wird er auch einsehen, dass der nachweis, den er führen wollte, ihm nicht geglückt ist. ihm bedeutet der stil der KHM den märchenstil; an ihm misst er die vorläufer der KHM und er verwirft sie, wenn sie einem andern stil huldigen, spendet ihnen lob, wenn sie sich dem stil Grimms nähern. soweit wird er vielfach anklang finden, nur nicht bei strengen historikern, die überhaupt nicht zugeben wollen, dass für eine dichtungsart nur ein stil denkbar sei. dann aber geht er weiter: in Brentanos märchenstil offenbart sich ihm der stil des kunstmärchens. diesen nachweis hat er — wie wir sahen — nicht erbracht, wenn anders er überhaupt zu erbringen ist. nicht blofs strenge historiker, die nur eine stete entwicklung, kein immanentes kunstgesetz kennen, werden ihm da widersprechen.

Es bleibt ihm das verdienst, manchen beherzigenswerten fingerzeig zu besserer würdigung des märchens sowol der romantik überhaupt wie Brentanos gegeben zu haben. selbsttäuschung aber ist es, wenn B. meint, seiner epoche den weg zum märchen widerzueröffnen. in unseren tagen ist der sinu für märchenpoesie offener als seit langem. und *πρωτον ψεύδος* in den ausführungen von B. ist sein wahn, dass man heutzutage in gebildeten kreisen keine märchen mehr lese, 'keine volksmärchen, denn man kennt sie ja noch aus der kinderstube; keine märchendichtungen, denn man weifs ja gar nicht, dass es welche gibt.' wie falsch B. die welt sieht, bezeugt dieser satz, der am eingang seines buches steht. nun aber meint er, über kunstwerke solle man nur dann schreiben, wenn sie aus irgend welchen gründen von unmittelbarer wirkung abgeschlossen sind; dann sei es geboten, diese kunstwerke durch das geschriebene wort dem menschen wider nahezubringen. da das märchen meines erachtens heute diese unterstützung nicht bedarf, wäre nach B. sein buch ein völlig unnötiges unternehmen. so schlimm denk ich indes von der arbeit nicht, wenn ich auch zugebe, dass ein kurzer aufsatz genügt hätte, um mitzuteilen, was B. der welt an neuem zu sagen hat.

OSKAR WALZEL.

Wilhelm von Humboldt und die humanitätsidee von EDUARD SPRANGER.
Berlin, Reuther und Reichard 1909, x u. 506 ss. 8° — M. 8,50.

Es ist keine Kleinigkeit, wenn 500 seiten eines stattlichen formats über ein immerhin ziemlich abstractes thema sich trotz einer streng schematisch durchgeführten anordnung geradezu angenehm lesen lassen; und noch weniger, wenn sie so überzeugend wirken, dass wenigstens ich nur an einer stelle zu energischem widerspruch aufgereizt wurde. das ist natürlich eine stelle, wo der sonst im vortrag sehr ruhige und vorsichtige verf. mit 'unbestritten' und 'unbedingt' kommt: Humboldt sei 'der classiker des brieses' und einige seiner brieue 'die schönsten unserer classischen literatur'. aber nein! solche ausdehnung der epistel ist an sich schon ein misbrauch der form. man hat mir mehrfach vorgeworfen, ich hätte Humboldts brautbrieue überschätzt; aber dass man diese inhaltlich unschätzbaren documente oder gar die stunden der andacht mit frau Diede formell den brieuen Lessings, Goethes, Schillers überordnen könnte (um von neueren virtuosen zu schweigen), das wäre mir nie beige kommen. ich habe jetzt eben Goethes brieuewechsel systematisch durchgearbeitet; der herr verf. nehme es mir nicht übel, wenn rein als schriftsteller betrachtet Wilhelm vHumboldt mir so ziemlich der langweiligste correspondent Goethes schien. wer wird den reichthum an stoff und gedanken verkennen! aber wie kann man angesichts eines brieses von Knebel, Zelter, Reinhardt diesen abhandlungen mit über- und unterschift epistolarischen reiz nachsagen!

Aber Spranger selbst tut es ja in ausgezeichnete weise dar, weshalb dieser schreiber unserer grösten brieue kein grofser brieueschreiber sein konnte (grofs auf dem niveau einer epoche, die Goethe und Jacobi, Caroline und Marianne, Schiller und Körner besafs; die postkartenzeit hat ihren eigenen mafsstab). und hier sei einem bewunderer unseres perikleischen staatsmannes eine ketzerei gestattet (das urtheil über seine brieue halte ich für keine, da Sprangers meinung schwerlich die herrschende ist). der cultusminister Falk hat in traurigster stunde einmal von einem 'musterknaben der Stiehlschen regulative' gesprochen. heifst es Humboldt herabsetzen, wenn man ihn den musterknaben des humanistischen idealismus nennt? hat sich diese seele, von guten und bösen umständen gleich sicher geleitet, nicht mit so erstaunlicher folgerichtigkeit 'zu einem alten kunstwerk rein und fein ausgearbeitet' (Dalbergs worte, vgl. s. 80), dass eigentlich nur die erfüllung von idealen forderungen übrig blieb und der mensch verschwand? hätte man nicht einige spuren seiner menschlichkeit (die sinnlichkeit, so stark entwickelt sie war, rechne ich nicht dabin, denn die gehörte zur Griechenzeit!): seine ergreifende liebe zu Schiller, seine bescheidene freude an den eigenen dichtungen — man könnte angesichts Wilhelms vHumboldt fragen, wie der berühmte französische kunstkritiker Burger vor Velasquez'

‘Meninas’ fragte: ‘Où est donc le tableau?’ so hier: wo ist Wilhelm vHumboldt?

Es mag sein, dass die strenge mit der Spr. das schema ‘individualität — universalität — totalität’ durchführt, den eindruck dieses unwahrscheinlich vollkommenen lebens noch erhöht. Spr. hebt sehr fein (s. 46) hervor, dass der abschied aus dem amt sein erstes entschiedenes persönliches bekenntnis zur humanität ist, gerade wie die rückkehr ins amt das bekenntnis zu der ethisch-politischen totalität des nationalen staates. er gibt über Humboldts ideenlehre (s. 199), seine psychologie (s. 206), seine charakterologie (s. 231) und geschichtsphilosophie (s. 251f), seinen begriff der form (s. 331) und seine ethik (s. 395) klare, aus voller erkenntnis geschöpfte auskunft. aber das letzte wort über die ‘eigentümlichkeit’ (vgl. s. 449) gerade dieser natur, über den grundtrieb gerade dieser individualität (s. 227) bleibt auch er uns schuldig. was trieb Humboldt zu diesem ‘ethischen fanatismus’ (s. 422) der selbstvollendung? und wiederum: woran ligt es, dass bei einem so bedeutenden, so vielseitigen, so gelehrten, klaren und klugen manne die lectüre der schriften, worin ich dem verf. durchaus beistimme, ‘kein genuffs’ ist? (man denke an VHehns ausführungen in seiner schrift über ‘Herrmann und Dorothea’, — die ich freilich bekennen mufs, jetzt auch nicht mehr mit dem gleichen genuss zu lesen wie einst!)

‘Das individuelle meiner individualität’, sagte der grofse charakteristiker selbst (vgl. s. 81), ‘ist, dass sie so am tage ligt’. eine individualität die am tage ligt, entbehrt des besten und höchsten: des geheimnisses. eine individualität die am tage ligt, ist im wesentlichen nur form, unbedingt zugänglich der physiognomik (vgl. s. 171) wie der charakterologie. der ausdruck ‘leere’ würde gewis irre führen: Humboldt war ein mensch voll warmer liebe, voll hingebender treue, voll eines seine eigenen speculationen instinctiv überwindenden pflichtgeföhls. aber es ist eine fortwährend nach ausfüllung verlangende natur. er ist kein künstler: er kennt nicht das bedürfnis, sich ohne hass vor allem fremden abzuschliessen, nur um zu formen, um zu schaffen. künstler wurde er nur einmal, als ihn die weltgeschichte dazu zwang: als er das neue bildungsideal in greifbare formen umsetzte; der minister Humboldt war künstler, nicht der dichter oder übersetzer. er ist auch kein denker im eminenten sinne des wortes; alles was er philosophisch treibt, ist (wie nach Spr. treffendem worte seine geschichtsphilosophie) nur betrachtung der wärklichkeit unter dem gesichtspunct der humanitätsidee. er bearbeitet sie nicht wie es der denker tut. seine forderungen dürsten immer nach erfüllung. Schiller wird ihm der dichter (wie Spr. s. 348 glänzend dartut), FAWolf der philolog, die Griechen das menschheitsvolk (s. 469), obwol eine innere verwantschaft mit dem eigentlichen volk der dichter und der denker bei ihm

schwerlich (wie bei Winckelmann oder Goethe oder auch seinem freunde Welcker) vorhanden war. seine individualität bereitet der erfüllung seiner forderungen nirgends widerstand, nicht weil sie ihnen entspräche, sondern, wie man sagen kann, weil sie nur in ihnen besteht! wie das wesen eines Franciscus von Assisi, eines Buddha eigentlich nur in der leidenschaftlichen sehnsucht nach einem bestimmten ideal der existenz besteht, so ist Wilhelm vHumboldt die menschgewordene sehnsucht nach der — man verzeihe auch dies wort, und der verf. wird es (vgl. ss. 471 f bis 492 f) gewis verzeihen — philologischen humanität.

Denn hier ist doch die äußerste schranke dieses grofsartigen geistes. auch für ihn ist das erlernen erleben genug, wo für einen Hölderlin nur das erleben erlernen heifsen durfte. die leidenschaftliche begier des geistigen aneignens, die Lessing, Winckelmann, Goethe zu den alten führte; die nervenerschütternde wollust des kampfes mit fremden, aber bewunderten geistern, in der Schiller sich zerrieb, dieser heros der inneren harmonie hat sie nie gekannt. das 'sehnen nach angemessener lebensfülle' (s. 445) ist doch nur eine sehnsucht nach dem lernen, nach dem appercipieren, wie bei AWSchlegel; die künstlerische humanitäts-idee Goethes, Friedrich Schlegels, Hölderlins, die philosophische Hegels oder Schellings geht doch tiefer.

Und von diesem bedürfnis, ausgefüllt zu werden, ist das am tage liegende rätsel seiner individualität vielleicht 'am ersten zu verstehn.

Dem jüngling schon ist unklar zweierlei bewust: seine formbarkeit (bestimmbarkeit möcht ich nicht sagen: im einzelnen war er fest — nur im ganzen zu modeln) und diese leere, die ihn peinigt. wir suchen ihn unter einer modernen analogie zu fassen. auch CFMeyer war durch lange jahre von einer gier des Midas erfüllt, die nicht sättigte, weil alles gold wurde; auch ihn machte erst politische not zum grofsen künstler; auch er geht fast zu sehr in der arbeit an sich und seinem werke auf. und so stürzen sie sich auf das was ihnen fehlt. in der charakte- rologie sucht Humboldt, in der lectüre und dichtung Meyer originelle, bestimmte individualitäten zu erfassen. ebenso fühlen beide, dass die formlosigkeit ihrer überreichen begabung ein festes gefäfs fordert, und eben aus ihrer nationalen unbestimmt- heit heraus bildet sich Humboldt sein hellenisch-germanisches, CFMeyer sein romanisch-deutsches ideal. 'universalität' und 'totalität' sind ihnen beiden ethische rechtfertigungen für den mangel eines persönlich vorbestimmten ideals. die humanitäts- idee, die grofsen gelehrten, künstlern, denkern aus der fülle ihrer inneren widersprüche erwuchs, nimmt Humboldt fertig auf, bearbeitet sie, wie er (s. 318 f, 395 f) Kants ästhetik und ethik bearbeitet: wissenschaftlich, nicht, wie Schiller Kants lehren bearbeitete, aus dem bedürfnis künstlerischer notwendigkeit. Wilhelm vHumboldt wird der classische theoretiker der humanitätsidee,

weil sie ihn zu dem am wenigsten zwang, was ihm das schwerste war: auszuwählen. und weil ihm das so schwer war, wird er ein so ermüdender schriftsteller.

Zweimal aber erfuhr er doch eindrücke, die der 'kugelförmigen rundung' seiner abstracten begabung eindrücke aufzwingen: durch Schiller — und durch die ehe. kein wunder, dass diese receptive natur zu der einzigen individuellen problemstellung gedrängt wurde durch das rätsel des geschlechtsunterschiedes! (s. 272f; mit recht fordert Spr. eine allgemeine darstellung der psychologie des weibes in der deutschen litteratur s. 292 anm.). die ersten jahre mit Li in Rom bringen in die farblose linienschönheit seiner gedanken die einzige lebhaft farbe: jene sehnsucht nach Rom, die nie verlosch. und doch — ob nicht selbst an ihr Winckelmann, Goethe, Wolf kolorieren halfen?

Berlin, 29 1 09.

RICHARD M. MEYER.

LITTERATURNOTIZEN.

AXEL KOCK. Om språkets förändring. andra upplagan. Göteborg, Wettergren u. Kerber, 1908. 197 ss. 8°. 2.50 kr. — Das treffliche buch hat den verdienten erfolg gehabt. der neuen auflage ist ein wortregister und eine inhaltsanalyse beigegeben, im text ist im ganzen wenig geändert. es genügt daher, auf die besprechung der ersten auflage Anz. xxiv 96 zu verweisen. **M. H. JELLINEK.**

Einführung in das gotische. von dr **FRIEDRICH VON DER LEYEN.** [Handbuch des deutschen unterrichts an höheren schulen herausgegeben von dr Adolf Matthias. II bd, 1 teil, 1 abt.] München, CHBecksche verlagsbuchhandlung, 1908. x und 181 ss. 8°. 4,20 m. — Mein urteil über das buch kann ich in einen kurzen satz zusammenfassen: es ist unnötig. ein 'Handbuch des deutschen unterrichts' zu schaffen, mag nützlich gewesen sein; müssen denn aber nun die lehrer des deutschen an höheren schulen durchaus ihr wissen aus lauter büchern gleichen formats schöpfen? wir besitzen gute gotische grammatiken; wozu noch diese 'Einführung'? ist es nicht schade, dass der vf. von seinem eigentlichen arbeitsgebiet abgezogen wurde und zwecklos mühe und zeit aufwendete? ihm selbst scheinen solche gedanken gekommen zu sein; er schreibt im vorwort: 'Gerade diese notwendigkeit, dass ich wenig neues bieten konnte und meinen dank für die arbeit anderer in so seltsamer art zu bezeugen hatte, dadurch nämlich, dass ich aus ihren zusammenstellungen das für mich brauchbare entnahm, hat mich oft bedrückt und mir die teilnahme am eigenen werk geschwächt'.

Doch ist es pflicht des recensenten, das buch kurz zu charakterisieren. es verzichtet auf strenge systematik, schiebt teile der — historisch und vergleichend behandelten — lautlehre in die formenlehre ein und gibt von anfang an texte, zuerst mit übersetzung und bemerkungen, die allmählich knapper werden und schliesslich — wie auch die übersetzung — ganz wegfallen.

Dass die gewählte anordnung des grammatischen stoffes didaktischen wert habe, stell ich in abrede. der anfänger soll sich vor allem eine kenntnis der überlieferten sprache erwerben, dann studiere er historische und vergleichende grammatik, aber systematisch.

Die grammatische unterweisung durch übungsstücke zu unterstützen, ist bei einer so einfachen sprache wie das gotische nicht notwendig. will man es aber tun, so muss man es so machen, wie alle praktischen grammatiken: die texte müssen so eingerichtet sein, dass sie zur einübung des gerade gelernten dienen. das ist in unserem buche nicht geschehen. es werden einfach zusammenhängende stücke aus den got. sprachdenkmälern gegeben, die ebenso gut an dieser wie an einer andern stelle des buches stehn könnten. und die anfangs beigegebene grammatische analyse stützt sich nicht immer auf die vorhergegangene theoretische belehrung. so gleich im ersten stück. der lernende hat über das verbum nur gehört, dass es zwei genera, mehrere modi usw. habe, dass man starke und schwache verba unterscheide, die schwachen verba meist abgeleitete seien, kurzum nur allgemeines. es ist ihm kein paradigma vorgeführt worden, nur einzelne formen sind beispielsweise erwähnt worden. und nun kommt ein text, Matth. 5, 17—26, und die 'Bemerkungen' analysieren alle verbalformen. was hat da der anfänger davon, wenn er list, dass *qemjau* 1 pers. sing. opt. prät. von *qiman* 'kommen' st. v. 4 ist? er versteht doch das 'st. v. 4' gar nicht, denn er hat wol im allgemeinen gelernt, dass die st. vv. ihr präteritum durch ablaut bilden, von den ablautclassen weiß er aber noch nichts, die kommen erst im nächsten paragraph.

Die sprache der Goten ist von allen germanischen, die wir kennen, die schönste. sie trägt eine fülle merkwürdiger und melodischer flexionsendungen als leuchtenden und biegsamen schmuck. ihre reinen vocale und sanften consonanten geben ihr einen vollen und milden und doch festen und edlen klang. sie schuf sich eine seltene harmonie, eine abgeglichene ruhe und eine durchsichtige klarheit und bewahrte uns dazu eine reihe bedeutsamer altertümlichkeiten'. 'das uns überlieferte gotisch . . . ist eine veredelte schriftsprache, bruchstücke aus der übersetzung des erhabensten christlichen buches, der Bibel, von dem edelsten und gütigsten bischof, den die Goten besaßen, Wulfila' (s. 1). man wird dies vielleicht 'woltuende wärme' nennen. ich aber frage, ob denn die intellectuelle freude am erkennen so gering geworden ist bei der jungen generation, dass der angehende germanist rhetorischer reizmittel bedarf? 'Die Untersuchung der Wahrheit fordert eine Stille des Gemüthes, welche bey Affecten nicht stattfindet . . . Pythagoras und Archimedes, so sehr sie ihre Entdeckungen in der Mefskunst freueten, haben sie dessen uneracht in ihrer einfachen Gestalt nicht als etwas Erfreuliches, sondern als Wahrheit vorgetragen'. das klingt altväterisch, nicht

wahr? stammt auch aus dem zeitalter der platten aufklärung und des seichten rationalismus. aber hübsch ist es doch.

Wien, 6 märz 1909.

M. H. JELLINEK.

Phonetics of the new high german language. by ARWID JOHANNSON, m. a. professor of german language and literature in the Victoria university of Manchester. Manchester, Palmer, Howe u. Co. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1906. x und 91 ss. 8^o. — Die absicht des verfassers ist, die lautlichen tatsachen des nhd., die nhd. 'aussprache' darzustellen. die ausführlichen phonetischen erörterungen sind nur mittel zum zweck. das büchlein ist als leitfaden gedacht, der der erläuterung durch das lebendige wort des lehrers bedarf. natürlich sollen nicht die deutschen dialekte dargestellt werden, auch nicht die localen verschiedenheiten in der aussprache des schriftdeutschen, sondern ein 'standard new high german'. es ist nicht die meinung des verfassers, dass die von ihm bevorzugte aussprache immer die einzig richtige sei, aber seine ansichten zu begründen, verbot die rücksicht auf den umfang des buches. so muss sich auch der recensent damit begnügen, einige angaben hervorzuheben, die ihm, sei es befremdlich, sei es sonst interessant vorkommen.

Allgemeineres. in- und auslautendes *g* in deutschen wörtern soll (mit ein paar ausnahmen) spirantisch gesprochen werden. das buch von Siebs verlangt bekanntlich den verschlusslaut. — *p* und *m* in wörtern wie *Apfel*, *Dampf* sind labiodental. — *k* und *g* sind auch vor [betonten] *e*- und *i*-lauten nicht präpalatal, wenn sie auch weiter vorne (an der grenze des harten gaumens) artikuliert werden. ebenso *ʒ* nach vorderen vocalen. von *k* nach *e*, *i* spricht der verfasser an der betreffenden stelle, § 22, note 3, nicht. — *r* uvular, doch im drama hohen stils alveolar. — *p*, *t*, *k* vor consonanten nicht gehaucht, zb. nicht in *prasseln*. — sehr auffällig waren mir die angaben über silbengrenzen. im nicht-zusammengesetzten wort, das im innern einen verschlusslaut enthält, soll die silbengrenze in diesen fallen, auch in wörtern wie *habe*. in *Wormser* soll die grenze im *s* liegen.

Einzelnes. *-ail* in *Detail* lautet *-alch* (vorderes *ch*). — *h* wie *ch* in *Brahma*, *Schah*. — in *schafft* wird ein stärkeres *f* gesprochen als in *Schaft* (subst.); in *schallt* ist *ll* fortis, in *schallt* lenis, s. 33. (es ist hier nicht etwa von einer verschiedenheit des silbenaccents die rede.) — kurzer vocal in *nach*, *Zug*, *Lob*, *Grab*, *Rad*, *Glas* uä. Siebs verlangt länge. — aus der lehre vom accent möchte ich einen punct herausgreifen. § 106 n 2 heifst es, dass in [unflektierten] passiven participien, die mit *un-* zusammengesetzt sind, *un-* blofs den nebenton habe; wenn aber das particip zum reinen adjectiv werde, so erhalte *un-* den hauptton. es werden dann einander gegenübergestellt ua. *ungehalten* (not held) und *ingehalten* (indignant), *üngeräten* (unguessed) und *üngeräten* (degenerated), *üngeréimt* (unrhymed) und *üngerèimt* (absurd). ich

möchte mir da doch die frage erlauben, ob der verfasser sich nicht täuscht, ob er wirklich jemals *ungehalten* in der bedeutung 'not held', *ungeraten* in der bedeutung 'unguessed' gehört hat. und für *ungereimt* 'unrhymed' sagt man doch gewis viel lieber *reimlos*, *ohne Reim*, um die zweideutigkeit zu vermeiden.

Die erkenntnisquelle für das standarddeutsch ist nach s. 4 die im conversationsstück übliche aussprache, und diese hält der verf. für im wesentlichen identisch mit der aussprache der gebildeten classen Berlins. diese identificierung muss ich bestreiten. mir und nicht nur mir allein würde auf der bühne ein *Lob, Rad* mit kurzem vocal unerträglich sein. — die behauptung, dass es 'to a certain extent' den Berliner theatern zu verdanken sei, wenn alle bedeutenden bühnen-Deutschlands und Österreichs das princip angenommen haben, das nhd. mit niederdeutscher lautgebung zu sprechen, wird der verf. hoffentlich einmal beweisen.

Das verhältnis der schrift zur sprache hätte wol in manchen puncten übersichtlicher dargestellt werden können. bekanntlich gibt es ganz wenige wörter mit langem vocal vor *sch*, es genügt also diese aufzuzählen. der verf. betrachtet aber seltsamerweise § 72, 2 die länge als das normale und zählt § 70, 6 c die wörter mit kurzem vocal auf. aber keineswegs vollständig. ebensowenig alle wörter mit kürze vor *ch* (§ 70, 6 d). ergänzungen geben die reimwörterbücher an die hand.

Nach s. x sind alle deutschen wörter in der amtlichen schreibung gegeben. aber warum wird *sz* statt *ß* gebraucht, warum § 72, 2 von 'long vowels before *ş* (written *sz*, *ss*)' gesprochen? die amtliche schreibung ist *Scheck*, nicht *Check* (s. 12), damit wird auch die aussprache *ş̣*, nicht *tş̣* gefordert. man schreibt nicht mehr *Charfreitag*, *Charwoche* (s. 21)¹ und auch nicht *Gratz* (s. 48).

Wien, 6 märz 1909.

M. H. JELLINEK.

Kleine beiträge zur gotischen syntax von dr ANT. BEER [S. Ber. der Kgl. Böhm. Gesellsch. der wissenschaften in Prag 1905 nr. xii] xx ss. 8⁰. — Der I beitrage, der hier vorliegt, enthält eine erörterung des got. dativus absolutus, der mit dem gleichen casus in der ältesten slavischen bibelübersetzung verglichen wird. das ergebnis der untersuchung, die vielfach gegen Wincklers auffassung desselben problems (Germ. casussyntax I Berlin 1896) polemisiert, wird s. 12 durch folgende worte ausgedrückt: 'beide sprachen (got. und kirchensl.) haben den wirklich absoluten dativ ausgebildet, aber von diesem momente an gehn ihre wege auseinander: der Slave verfährt folgerichtiger, wenn er von der neuschöpfung auch recht häufigen gebrauch macht, während dem Goten die neue construction immer fremd bleibt; der Slave geht den einmal eingeschlagenen rücksichtslos weiter, der Gote bricht die entwicklung ab'. das verdienst der arbeit ligt in der vergleichung beider sprachen.

¹ s. 67. 91 die richtige schreibung mit *K*.

verf. erweist eine glückliche hand, und man darf mit recht auf die weiteren resultate seiner studien gespannt sein. die nächste soll eine eingehende vergleichung der actionsarten des germ. und slav. verbums bringen. dr Beer ist überhaupt ein fleißiger arbeiter, der zu schönen hoffnungen berechtigt. seine anzeigen und recensionen finden in böhm. zeitschriften (Anzeiger der böhm. akademie, Listy filologické u. and.) immer bereitwillige aufnahme. wir nennen von solchen seine gotica (Streitbergs Got. elementarbuch; Ist die Skeireins Wulfilas werk? Háipno-haipno; Wulfila als übersetzer; vdLeyens Einführung in das gotische; Zur frage des got. verbums ohne pronominalsobject). in den SB. der Kgl. Böhm. Ges. d. wissensch. 1906 erschien auch seine abhandlung 'Über die spuren deutschen einflusses im altböhmischem'. in den Listy filol. 1907 bespricht er Peiskers übereilte folgerungen aus nicht recht verstandenen und sicher nicht feststehenden prämissen über die ältesten beziehungen der Slaven zu Turkotartaren und Germanen und ihre socialgeschichtliche bedeutung. außer den Kleinen beitragen zur got. syntax sind sämtliche weiteren arbeiten Beers in böhm. sprache geschrieben.

Prag, 22. sept. 1908.

V. E. MOUREK.

Untersuchungen über die wortfolge in der umgangssprache von dr H. REIS [Jahresber. des Großherzogl. Ostergymn. zu Mainz f. d. schuljahr 1905—6] Mainz 1906. 4^o. — Der titel dieser interessanten sprachpsychologischen untersuchung ist nicht ganz richtig gewählt. denn nicht so sehr um die wortfolge handelt es sich dabei, als vielmehr in erster reihe um diejenigen pleonastischen hin- und rückweisenden ausdrücke, die die freiere umgangssprache in des 'menschen überschäumendem mitteilungsbedürfnis' (vgl. s. 16 unt.) zum unterschied von der genaueren schriftsprache einer aussage entweder voranzuschicken oder nachzustellen, eventuell auch einzuschalten liebt. die stellung selbst ist zwar dabei auch wichtig, aber erst in zweiter reihe. verf. behandelt — nach vorausgeschickter einleitung über den unterschied der umgangssprache und der schriftsprache in dieser beziehung — pleonastische interjectionen am satzaufange (wie zb. *ei, der briefträger ist da; no, was ist denn los?*), dann hinweisende ausdrücke in derselben stellung (wie zb. *da, jetzt schlägt es acht uhr; so, da ist es*) und gleich placierte vocative, pronomina und dgl.; ferner hinweisende ausdrücke am satzschlusse (wie zb. *das ist schön, das da*); hinweisende ausdrücke und unvermittelte aufügung im zusammenhange der rede, (wie zb. *ich sag gleich, sag ich . . .*); endlich auch nachträgliche ergänzungen des satzes (wie zb. *wie es mein vater nicht zugeben wollte, aus triftigen gründen*), wobei dann allerdings die störung der regelmäfsigen wortfolge die hauptsache ist. das ergebnis der mit scharfer beobachtungsgabe durchgeführten untersuchung ist sehr instructiv.

V. E. MOUREK.

Man, frouwe, juncfrouwe. drei capitel aus der mittelhochdeutschen wortgeschichte von WALTHER KOTZENBERG [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie 33. germanische abteilung nr 20]. Berlin, Ebering 1907. XII u. 151 ss. 8°. — Unsere mittelalterliche sprache ist ungemein ausdrucksfähig in der bezeichnung von standesverhältnissen; erst spät, nachdem die pflege der litteratur in die hände der bürgerlichen gelangt ist, verliert sie einen teil ihrer feinen unterscheidungen. K. verfolgt diese entwicklung an der hand von drei ergiebigen beispielen von symptomatischer geltung und erweist den satz, dass die erforschung unserer rechtssprache gut tue, an den literarischen denkmälern nicht vorüberzugehn. als bezeichnung für den vasallen gilt *man* in der geistlichen dichtung des 12 jh.s durchaus, daneben lässt die höfische dichtung, die es zuerst auch wesentlich mit dem vasallen zu tun hat, erst in der ersten hälfte des 13 jh.s dem ritterbürtigen ministerialen, dem *dienestman*, breiteren raum. spiellente und bürgerliche dichter aus der zweiten hälfte des jahrhunderts legen in ihrer dichtung immer weniger wert auf die grenze zwischen freiherrn und ministerialen; neben *dienestman* wird seit beginn des 14 jh.s, ohne ein gefühl für den unterschied der bedeutung *dienære* gebraucht, und nachmals verschwinden die standesunterscheidungen feinerer art überhaupt aus der poesie: im 15 jh. gibt es neben den herren nur noch *knechte*. damit ist aber ein stand der dinge erreicht, wie er sich im ganzen bis in nhd. zeit erhalten hat. — neben der alten sexualbezeichnung *wip* gilt *frouwe* ursprünglich für die dame von stande. im zeitalter ständischer denkwaise und höfischer dichtung gehört der *frouwe* das feld, der name *wip* muss sinken, schon weil er völlig aufserhalb der höfischen empfindung ligt. diese entwicklung beginnt schon im letzten viertel des 12 jh.s, doch hält der einspruch unserer besten dichter zugunsten des wortes *wip* im anfang des 13 jh.s dessen schicksal eine weile auf. inzwischen bemächtigen sich bürgerliche dichter der poesie, und in ihrer hand beginnt der höfische ausdruck *frouwe* nachzusinken, sodass zu ende des 13 jh.s beide wörter zur neutralen sexualbezeichnung geworden sind. so ist *frouwe* da angelangt, wo *wip* von vornherein stand, der rest der alten standesbedeutung muss schwinden, da sich niedere kreise in ihrem drängen nach oben der edleren anrede *frouwe* bemächtigen. so wird *wip* in jedem sinne frei und sinkt damit in noch niedrigere sphären, *frouwe* in litteratur- und umgangssprache vor diesem schicksal bewahrend. — das ende des 13 jh.s ist endlich auch für *juncfrouwe* die zeit des entscheidenden bedeutungswandels, der zugleich auf *frouwe* zurückwürken mußte. solange *frouwe* die herrin bezeichnet, ist *juncfrouwe* die junge herrin, die tochter neben der mutter, die junge frau neben der schwiegermutter. aus fällen der ersten art wird es zum namen der unverheirateten, geistliche

autoren übersetzen schon um 1200 lat. *virgo* damit, und noch vor 1300 ist es die gangbare bezeichnung für Maria und die geistlichen *virgines* geworden. damit wird *maget* frei und sinkt im 14 jh. zur bezeichnung der dienstmagd, 'di umme lon dinet und umme kost'. im 15 jh. sind *maget* und *magetiom* endgiltig von *jungfrawe* und *jungfrawschaft* verdrängt, zugleich tritt für *frouwe* der seit ende des 14 jh.s entwickelte nebensinn der verheirateten in den vordergrund.

Kotzenberg weifs diese ergebnisse, die ja nicht den anspruch machen, in allen stücken neu zu sein, in eingehender beweisführung aus breitem belegmaterial zu begründen, die fülle der redenden belege wird sorgsam gewertet, die gefahr isolierender wortbehandlung gemieden. vor allem ist dem bearbeiter der wörter *Weib*, *weiblich*, *Witwe* im Deutschen wörterbuch in einer weise vorgearbeitet, die des dankes sicher und der nachahmung wert ist.

Freiburg i. Br.

ALFRED GÖTZE.

Petrus Mosellanus Paedologia herausgegeben von HERMANN MICHEL. [Lateinische litteraturdenkmäler des xv und xvi jahrhunderts. herausgegeben von MAX HERRMANN 18.] Berlin, Weidmann 1906. LIV u. 54 ss. 8^o 2 m. — Lateinische schülergespräche? ein völlig überwundener standpunct! die moderne pädagogik versteht es viel besser, den jungen latein beizubringen. heute wird *Bellum Gallicum* 1 1 aus dem lateinischen ins deutsche übersetzt, morgen muss derselbe stoff, in der bekannten weise frisiert, ins lateinische zurückübersetzt werden. was wunder, wenn immer wider die klage laut wird, dass auf unserm lateinischen unterrichte eine bleierne langeweile lagere? und an den resultaten dieser methode hat man nachher auch noch allerlei auszusetzen! ich habe den eindruck, als ob die pädagogen, die nicht müde werden uns immer neue lateinische übungsbücher oder immer neue bearbeitungen der alten zu beschern, von den alten herren, es braucht ja nicht grade Peter von der Mosel zu sein, noch allerlei lernen könnten. wer sich nicht tiefer in diese literatur versenken will, dem ist jetzt gelegenheit geboten, die einst so beliebte und verbreitete Pädologie zu lesen, die Michel in einer hübschen ausgabe zugänglich macht. der herausg. meint s. 1 freilich, 'wenn es jetzt widerum dargebracht wird, so geschieht es aus rein historischen gründen': ohne der einföhrung solcher gespräche das wort reden zu wollen, möcht ich doch behaupten, dass die lectüre auch den praktiker auf allerlei fruchtbare gedanken bringt.

Der herausgeber hat dem büchlein eine hingebende sorgfalt gewidmet. die reichhaltige einleitung schöpft selbstverständlich aus den quellen, und an vielen stellen erkennt auch der ferner stehende, dass die forschung über dies thema gefördert ist. ein erster abschnitt bringt genaue kunde über den lebensgang des

P. M., der zweite beschäftigt sich mit dem werke selbst und bringt 'gehalt und gestalt', 'benutzung und wirkung' in flotter darstellung zur anschauung. in der angehängten bibliographie ist Bömers verzeichnis der Pädologiadrucke nicht unbedeutend vermehrt. den beschluss macht ein sorgfältiger druck des werkes.

Die treffliche ausgabe ist dem gedächtnis EVoigts geweiht.
Berlin. K. STRECKER.

Eine bisher unbekannte lateinische version des Alexanderromans aus einem codex der Petro-paulinischen kirchenbibliothek zu Liegnitz von A. HILKA [sa. a. d. Jahresbericht der Schles. Gesellsch. f. vaterländ. cultur 1907] 9 ss. 8^o. — Die genannte hs. zu Liegnitz (15 jh.) enthält auf 7 folioblättern eine 'Historia alexandri magni compendiose', es handelt sich um die Epitome des Julius Valerius. nun ist ja an hss. dieser epitome kein mangel, aber hier taucht eine neue version auf, die von den texten bei Zacher und Cillié nicht unerheblich abweicht. vielfach beruhen die discrepanzen freilich auf barer unkenntnis, zb. wenn die olympischen spiele auf den Olymp verlegt werden, daneben aber finden sich ganz eigenartige notizen, deren herkunft man kennen möchte. so hat nach diesem bericht das wunderpferd schenkel und schienbeine eines hirsches. man darf also, wie es scheint, immer noch hoffen, dass sich eines tages auch die quellen für die wunderbaren nachrichten des rhythmus 'Alexander puer magnus' (ed. Zarucke, Ber. d. k. sächs. gesellsch. d. w. 1877, 57) finden werden. von besonderm interesse ist es, dass offenbar diese version der epitome im 'Seelentrost Alexanders' verwertet ist. man kann also dem in aussicht gestellten abdruck mit spannung entgegensehen.

Berlin. K. STRECKER.

Vondels bekeering door GERARD BROM. Amsterdam, E. van der Veelt 1907. 5 ss. unpaginiert, 148 n. LXXXI ss. 4^o. — Um vom äußeren auszugehen, ref. hat eine so schön ausgestattete dissertation noch nicht gesehen: quartformat, feines papier, scharfe lettern, grofse für den text, kleine für die reichhaltigen anmerkungen, einband in modernem geschmack mit symbolischen bunten zeichnungen, das bild des dichters in gutem lichtbilddruck vor dem titel; das alles macht einen wirklich vornehmen eindruck. dem entspricht die darstellung: klar in der disposition, jedes wort überlegt. der verf. beherrscht offenbar völlig die bereits stark angeschwollene litteratur über Hollands sprachgewaltigen dichter und darf sich auf die hilfe trefflicher lehrer berufen. er versenkt sich in den begeisterten dichter mit begeisterung und teilt offenbar seine religiösen ansichten, um deren entwicklung und um deren einfluss es sich für ihn hauptsächlich handelt. wunderbar und doch aus Vondels charakter und erlebnissen erklärlich ist der ausgang vom mennoniten, der durchgang durch den remonstranten, das ende im jesuitenzögling. die politische auffassung des Amster-

damer kleinkaufmanns ist dafür verantwortlich zu machen. da er die gewissensfreiheit durch Moritz von Oranien beschränkt sah, glaubte er die ruhe inmitten des sectenstreites durch die römische kirche am besten gewahrt zu finden. als dichter wird Vondel von den rederykern zunächst bestimmt, um dann mehr und mehr sich an die neulateiner anzuschließen, von denen Hugo Grotius ihm auch religiös am nächsten steht. das beweist der verf. mit zahlreichen vergleichungen. aber wenn er meint, dass Grotius nur durch einen verfrühten tod und durch den einfluss seiner frau verhindert worden sei, die conversion Vondels mitzumachen, so erscheint das denn doch sehr fraglich. zu viel gesagt ist gewis auch s. 119: 'zyn (Vondels) boek over de H. Drievuldigheid betekent een keerpunt in de vaderlandsche geschiedenis. met zyn veranderd slagveld (nach den Calvinisten bekämpft er die Socinianer) vliegt Vondel een eeuw vooruit'. und nun weiter. um Vondels ruhm so hell als möglich erstrahlen zu lassen, werden die übrigen classiker der holländischen blütezeit doch gar zu sehr herab gesetzt, werden Hooft und Huygens als kleinlich, ja lächerlich dargestellt. Hooft, dem geschichtschreiber des niederländischen freiheitskampfes, durfte Vondels verherrlichung der katholischen gegner, sein dringen auf den frieden mit Spanien als grundverkehrt erscheinen; und es war gewis nicht rücksicht auf den hof allein, die ihn bewog, Vondel von seiner geusentafel auszuschließen. der verf. hilft sich aus den schwierigkeiten, die ihm der widerspruch zwischen den verschiedenen politisch-religiösen anforderungen des dichters bereitet, mit den worten s. 133: 'dat is geen politiek, neen, maar dat is meer, dat is karakter'.

MARTIN.

Die Goldene Bulle kaiser Karls iv. von KARL ZEUMER. erster teil: Entstehung und bedeutung der Goldenen Bulle. zweiter teil: Text der Goldenen Bulle und urkunden zu ihrer geschichte und erläuterung. [Quellen und studien zur verfassungsgeschichte des deutschen reiches in mittelalter und neuzeit, herausgegeben von K. Zeumer, band II, heft 1 und 2.] Weimar, H. Boehlaus nachf. 1908. 8^o. xvi u. 256. viii u. 136 ss. 8^o. 13 m. — *Ich war um ihn, als er eben seine Erläuterung der güldenen Bulle schrieb; da er mir den Werth und die Würde dieses Documents sehr deutlich herauszusetzen wußte,* — für Johann Daniel von Olenschlager und den jungen Goethe war die Goldene Bulle noch ein gültiges reichsgesetz von überragender bedeutung. auch die begründer der historischen rechtsschule nahmen noch ein lebendiges interesse an den jüngeren documenten, und erst das einsetzen umfassender quellenkritischer arbeit und die revision aller texte verschob das schwergewicht der verfassungsgeschichtlichen forschung ganz in die früheren jahrhunderte. die reichsverfassung des späteren mittelalters und der neuzeit trat lange zeit unverhältnismäßig zurück. um so lebhafter darf man die starken anregungen und

impulse begrüßen die KZeumer neuerdings für die erforschung der verfassungsgeschichte dieser zeiten gegeben hat. edition und quellenkritik gehn hand in hand. die ausgabe der Constitutiones der Monumenta Germaniae schreitet rüstig fort. die Quellen und studien ziehen mit dem reichstag und kurfürstencolleg, reichsgut und reichskammergericht wider die vornehmsten institutionen des alten reiches in die untersuchung. es war fast gegeben, dass über diesen arbeiten auch das wissen von der Goldenen Bulle aufs neue nachgeprüft wurde. die ergebnisse liegen in den oben angegebenen, sehr gehaltvollen zwei bänden vor: ein ausführlicher commentar mit verfassungsgeschichtlicher würdigung und ein neuer text mit beilagen.

Es fehlte nicht an guten ausgaben noch an eindringenden untersuchungen; gleichwol war mit neuen hilfsmitteln und in erneuter unbefangener würdigung auch für das historische verständnis der Goldenen Bulle noch mancherlei zu gewinnen. Z. betont mit recht, dass die ignorierung der päpstlichen ansprüche etwa auf approbation des römischen königs weder nach der entstehung des gesetzbuches noch nach Karls ganzer auffassung eine geflissentliche gewesen sein kann. sonst veranschlagt er die stimmung und absicht des gesetzgebers recht hoch, obwol die geschichte einzelner capitel und ihrer zusammenfassenden redaction nicht nur einige kaum lösbare schwierigkeiten lässt, sondern auch den einfluss von zahlreichen sonderwünschen und zufällen kennen lehrt. scharfsinnig bewiesen ist, dass die ersten 19 capitel den ursprünglich schon für den 6 januar 1356 zur publication bestimmten grundtext des gesetzbuches enthalten, dem dann bis zum 10 januar noch cap. 20—23 angehängt worden sind. unsere älteste handschriftliche überlieferung, das böhmische exemplar, in dem zwar die späteren Metzer beschlüsse vom 25 december nachgetragen sind, gibt bereits den text vom 10 januar in einem zuge; die andern kurfürstlichen und städtischen exemplare sind sogar noch jünger als der Metzer abschluss des ganzen gesetzgebungswerkes.

Nun ist schon jener grundtext (cap. 1—19), obwol nachträglich 'wolüberlegt und völlig geschlossen' angeordnet, doch auch erst aus älteren elementen zusammengesetzt. vielleicht ist cap. 7 (mit eigener arenga) der älteste teil, dem nach vorwärts die kurfürstlichen reichsrechte und davor die eigentlichen artikel der königswahl (cap. 1 ff), nach rückwärts die kurfürstlichen landesrechte, insonderheit die böhmischen, und weiter die allgemeineren landfriedensartikel angeschlossen sind. den ursprünglichen schluss bilden die formulare (cap. 18 und 19) auf die an früherer stelle hingewiesen wird.

Z. arbeitet ganz wesentlich mit dem vergleich der um dieselbe zeit (december 1355 und januar 1356) ausgestellten kaiserurkunden nach ihrem rechtsinhalt. das diplomatische, also etwa die stiluntersuchung,

tritt dahinter zurück. führt man diese durch, so wird die sonderstellung von cap. 7 noch auffallender; nur hier (und hier im ersten absatz nicht weniger als 5 mal) die an sich auch für andere capitel naheliegende wendung *jus vox et potestas [electionis]*; nur hier (soviel ich sehe) und in dem nächsten, auch wol älteren, böhmischen privileg das pronomem *quispiam*; auch die arenga *Inter sollicitudines illas innumeras* [ähnlich in cap. 12 wiederholt] ist (aus papsturkunden, noch Clemens vi) entlehnt, also älter. später gehören wider 16 und 17 (in beiden *quia patrocinari non debent alicui fraus et dolus*), wie auch Z. schon aus inneren gründen betont, unmittelbar zusammen; s. 128 rechnet er für beide sogar mit bischöflich strabsburgischem dictat, wie s. 124 für die beiden ersten capitel mit einem entwurf aus der Mainzer canzlei. danach wäre die charakteristik s. 143: 'dass die vorlagen — vom kaiser eingebracht werden und formell wenigstens nicht von irgend welcher anderen seite, versteht sich fast von selbst' etc. wol etwas weicher zu fassen gewesen. im übrigen ist s. 179 die auch für die allgemeine cultur- und litterargeschichte wichtige frage nach dem verfasser der Goldenen Bulle mit aller vorsicht behandelt. die etwas vorschnellen aufstellungen von Hahn und Burdach werden abgelehnt, wonach es freilich noch immer eine lohnende aufgabe bleibt, aus umfassenderer kenntnis der canzlei Karls iv und der litterarischen production Johannis von Neumarkt die frage seines anteils aufs neue zu erwägen.

Was das verhältnis der Goldenen Bulle zu Karls dynastischen präditionen betrifft, so betont Z. in berechtigtem widerspruch, doch vielleicht zu sehr, das vorwiegende interesse des eben gekrönten kaisers an der reichsordnung überhaupt, während doch der anschluss an Balduins wahlpraxis von 1346 (s. 236), die sicherung der rechte von Trier, die auffallenden vorrechte des königs von Böhmen immer einen deutlichen fingerzeig geben für Karls herzensneigungen.

Im anschluss daran heb ich aus den zahlreichen anregungen nur die eine hervor, dass man längst näheres wissen möchte über das spätere höchst merkwürdige ausscheiden Böhmens aus dem kurfürstenrat, das s. 234 berührt wird. in der tat, die ganze reformationsgeschichte hätte einen anderen verlauf nehmen können, wenn Habsburg seine böhmische kurstimme auf den reichstagen geführt hätte.

BRANDI.

Die geschichte des litterarischen porträts in Deutschland von FRIEDRICH M. KIRCHEISEN. band I. Von den ältesten zeiten bis zur mitte des zwölften jahrhunderts. Leipzig, KARL W. HIERSEMANN 1904. viii 170 ss. 8^o. 5 m. — Da ist ein hochinteressantes thema wider einmal in falsche hände geraten! augenscheinlich ohne auch nur entfernt die schwierigkeiten der aufgabe zu ahnen, ist Kircheisen wolgemut an ihre lösung gegangen. 'bei tieferer durchdringung des stoffes' hat sich ihm das gebiet, das er leichten herzens be-

treten hatte, 'als außerordentlich umfangreich erwiesen'. wirklich kommt der erste band über die ersten ansätze nicht hinaus, er 'umfasst die anfänge der menschlichen charakteristik in dem volkstümlichen epos und in den werken der historiker bis zum anfang des 12 jahrhunderts'. der vf. hofft trotzdem in drei weiteren bänden zum abschluss zu gelangen, und zwar soll der zweite das höfische epos und seine vorläufer, die spielmannsdichtungen, die geschichtsschreiber und die andern litterarischen erzeugnisse bis zum beginn des 16 jh.s behandeln, im dritten soll die gesamte litteratur vom anfang des 16 bis zur wende des 18 jh.s untersucht werden, der vierte soll die moderne zeit umfassen. mindestens müste, um dieses programm einzuhalten, K. für die künftigen bände eine ganz andere methode wählen, der vorliegende erste band enthält zum weitaus überwiegenden teile excerpte aus den 'Geschichtsschreibern der deutschen vorzeit'. wegen der 'überfülle des vorhandenen stoffes' hat K. 'die in diesen übersetzungen der Monumenta Germaniae und den andern quellen-sammlungen des deutschen altertums nicht aufgenommenen werke nicht berücksichtigen können'. die 'ergebnisse', die einmal aus dem vorgelegten material gezogen werden, sind sehr dünn ausgefallen und treten nur dann etwas reichlicher auf, wenn wie bei Einhards Vita Karoli Magni andere dem verf. vorgearbeitet haben. nur einmal gibt er aus eigenem eine gröfsere auseinandersetzung, und auch da bezeugt er die beneidenswerte kühne sorglosigkeit, die das ganze product auszeichnet: bei der untersuchung über das litterarische porträt im volkstümlichen epos hat er allerdings nur Nibelungenlied und Kudrun herangezogen; er weifs auch, dass die ansichten über die art und zeit der entstehung dieser epen weit auseinandergehn und dass man besonders für das Nibelungenlied die verschiedensten entwicklungstheorien aufgestellt hat, ohne dass man zu einem bestimmten, allseits anerkannten resultate gekommen wäre. aber er ist auch sofort mit dem urteil zur hand, dass man bei diesen forschungen zu sehr ins detail gegangen sei, 'wodurch der blick für das grofse und ganze getrübt worden ist'. überzeugt, dass eine derartige frage nicht nur durch rein philologische forschungen, sondern auch durch culturgeschichtliche untersuchungen gelöst werden könne, habe er diesen gegenstand einer besonderen betrachtung für wert gehalten und sei er bei seinen forschungen zu der erkenntnis gekommen, dass Nibelungenlied und Kudrun 'als weit frühere erzeugnisse anzusehen sind, als von den bisherigen forschern meist angenommen wird'. der einzige grund indes, den K. für seine behauptung aus eigener erkenntnis vorzubringen hat, lautet: 'um die mitte des 11 jh.s (Rother) und ganz besonders um die wende des 12 jh.s (Parzival, Tristan, Erek, Eneide) hatte selbst bei laien von nicht classischer bildung die fähigkeit, personen zu zeichnen, schon einen so hohen grad erreicht, dass es bei dem

gänzlichen mangel an litterarischen porträts im Nibelungenliede und in der Kudrun als ausgeschlossen betrachtet werden muss, dass beide epen erst um 1200 in einer der handschrift A nahestehenden gestalt abgefasst worden sind' (s. 23). — es ist nicht zu leugnen, dass K. sich die sache sehr leicht macht.

Dass sein elaborat bei germanisten keinen anklang fand, ist selbstverständlich (vgl. RMMeyer Zs. f. d. ph. 37, 540). historiker scheinen es merkwürdigerweise ernster zu nehmen. Bernheim (Hist. zs. 3f. bd 1, 576—80) hat sich der mühe unterzogen, einzelne versehen aufzudecken, während doch das ganze nur ein großes versehen ist. Bernheim meint K.s verunglückten versuch auf Lamprechts anregungen zurückführen zu müssen und zieht Kleinpauls und Kühnes arbeiten über das typische in der personenschilderung der deutschen historiker des 10 jahrhunderts und über das herscherideal des mittelalters zum vergleich heran. weder Lamprecht noch die verfasser der genannten arbeiten können sich da geehrt fühlen. vielmehr scheint K. selber den wert seiner leistung am richtigsten einzuschätzen, wenn er bemerkt, seine auszüge aus den Geschichtsschreibern der deutschen vorzeit seien von interesse für den gebildeten laien, der hier zum ersten male einblick in die werke der kirchenhistoriker der frühesten zeiten tut. 'denn wol nirgends sind diese schriftsteller so der allgemeinheit zugänglich gemacht worden'. gewis eine verdienstliche tat — aber mit wissenschaft hat sie nichts zu tun.

OSKAR WALZEL.

Johann Benjamin Michaelis. sein leben und seine werke. von ERNST RECLAM [= Probefahrten bd 3]. Leipzig, R. Voigtländer. 1904. viii und 160 ss. 8^o. 4 m. — Das hier verarbeitete material ist so reichhaltig, und der verf. lässt es so wenig an sorgfalt und gründlichkeit fehlen, dass seine darstellung wol auf längere zeit hinaus nur durch den einen oder anderen zug bereichert, nicht aber als ganzes überholt werden wird. allerdings sind von den werken zunächst nur die fabeln eingehender behandelt, die übrigen dichtungen werden einer späteren publication vorbehalten, die dann hoffentlich auch ein register bringen wird. zwischen die schilderung des lebens und die untersuchung der fabeln ist eine ausgezeichnete bibliographie eingeschoben, worin besonders die übersicht über den in der Gleimschen familienstiftung erhaltenen briefwechsel sehr dankenswert ist. an stelle der verschiedenen chronologischen tabellen für die einzelnen dichtungsarten wäre eine große chronologische zusammenstellung der ganzen production des dichters vorzuziehen gewesen. störend wirkt die überfülle der fufsnoten. manche hätten ganz wegbleiben, einzelne in den text aufgenommen werden können. die medicinischen citate zu Jähns krankheit (s. 78) nehmen sich in dieser umgebung etwas seltsam aus. — im übrigen gibt mir der inhalt der arbeit nur zu folgenden bemerkungen anlass:

Meusels angabe, dass Michaelis an der vorrede zu Schmid's ausgabe der Rostschen gedichte mitgearbeitet habe, ist m. e. nur in dem sinne eines vorhergehenden gedankenaustausches zu verstehn. niedergeschrieben scheint mir die ganze vorrede von Schmid, die verteidigung Rosts, die Reclam am ehsten noch Michaelis zuschreiben möchte, muss aus stilistischen gründen demselben verfasser angehören wie die bemerkungen über die ausgabe, die doch zweifellos von Schmid stammen. die tatsache, dass Michaelis in den 'Gedanken eines Kunstrichters' einen hieb gegen Clodius führt, und dass Schmid in seiner biographie dazu ausdrücklich bemerkt, Clodius sei der einzige der Leipziger schönen geister gewesen, mit dem Michaelis nicht sympathisiert habe, genügt R. nicht, um den angriff auf Clodius am schlusse der Schmid'schen vorrede auf Michaelis zurückzuführen. ein beweis ist es sicher nicht, aber wenn Meusels angabe nicht einfach als irrig verworfen werden soll, könnte am ehsten gerade in diesem puncte eine anregung von Michaelis seite zu finden sein.

Bei besprechung der tätigkeit des dichters am 'Hamburgischen Correspondenten' wird nur eine auswahl der recensionen angeführt, nämlich nur solche, die erwiesenermaßen von M. stammen. warum die übrigen nicht wenigstens auf die autorfrage hin geprüft wurden, ist nicht einzusehen. mehrere sind von interesse; ich nenne nur die anzeige von Wielands 'Beyträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens' in nr 106 und 107. — das sinngedicht in nr 100 geht nach R. auf Klotz, doch wird diese interpretation nicht begründet. in dem exemplar der Kgl. bibliothek in Berlin bezeichnet eine etwa gleichzeitige randnotiz Wittenberg als den 'deutschen Fréron'. die zweite zeile des epigramms könnte sich dann auf die in nr 96 zugelassene recension aus der feder Wittenbergs beziehen.

Zu dem sogenannten Pastor-Amor-streit bringt der verf. nur nachträge, indem er im übrigen auf Witkowskis darstellung in der Vierteljahrsschr. f. littgesch. 3 verweist. R. kann nicht umhin zu erklären, dass Michaelis 'fast ganz im unrecht' gewesen sei. selbst wenn man diese auffassung teilt — was recensent nicht von sich sagen kann — wird man den 'parteistandpunct' als milderungsgrund ablehnen müssen. obgleich nun aber R. das verhalten des dichters in dieser angelegenheit nicht billigt, wundert er sich doch, dass der 'Pastor-Amor' 'noch fast ein jahr nach dem erscheinen' seinem verfasser bei der bewerbung um die Giefsener professur schaden konnte. so raschlebig war die damalige zeit denn doch nicht, und nicht jeder änderte seinen standpunct so schnell und oft wie Wieland.

Göttingen.

JULIUS STEINBERGER.

Das mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) romanen. ein beiträg zur kenntnis der beginnenden widerbelebung des deutschen ma.s

im 18 jh. [= Probefahrten bd 4]. von WALTHER PANTENIUS. Leipzig, Voigtländer, 1904. VIII und 132 ss. 8^o. — Eine umsichtige und fleißige untersuchung über die entdeckung des mittelalters wird für Wächters 'Sagen der Vorzeit' hier geliefert, die eine wenn auch verspätete empfehlung erhalten soll. nur wenig mag dazu bemerkt werden. wie fremd die mittelalterliche gefühls- und gedankenwelt W. war, hätte schon nach den beiden nebengeordneten abschnitten 'was bietet W. von echter litteratur des mas?' und 'was bietet W. als echte litteratur des mas?' mit gröfserem nachdruck ausgesprochen werden können; wie lüderlich aber auch das leben der vergangenheit von W. nur als culturhistorische coulisse des zeitromans verwendet wird, hätte P., der mit so großem eifer die Wächtersche requisitenkammer vor den augen des lesers auskrant, durch eine stärkere berücksichtigung des von W. benutzten J. Möser mit tieferen schatten hervorheben können. wenn zuletzt P. solche fragen wie die auf s. 28 ff nach art und herkunft der Wächterschen quellennachweisungen aufwirft, so ist ihm gröfsere philologische energie zu wünschen; er bleibt ohne rechten grund auf halbem wege stehn.

B. CROME.

Trescho und Herder von J. SEMBRITZKI. ein beitrag zu Herders jugendgeschichte und zugleich ein gedenkblatt zu Treschos hundertjährigem todestage (29 oct. 1906). [sa. aus d. Altpreufs. monatschrift xli] 36 ss. 8^o. — Eine 'rettung' des Mohrunger diaconus. es wird gewis zugegeben werden müssen, dass wir leicht gegen die umgebung berühmt gewordener kinder und jüngerlinge ungerrecht werden; der kirchspielsvogt Mohr konnte wirklich in seinem schreiber den zukünftigen dichter des 'Gyges' nicht ahnen. auch weist S. mit Recht auf Herders heftigkeit im tadeln, auf seine nachtragende art, auf die ungenauigkeit mancher berichte hin. aber die hauptsache bleibt: Herders empfindung, die so schwer wiegt, wie nur irgend die nachwirkung eines jugendeindrucks wiegen kann.

Übrigens macht S. sich die sache leicht. er operiert fast nur mit Treschos eigenen aussagen und mit seiner 'feinheit'. dass aber jemand, der 'in feinen, adligen, hochstehenden familien der provincialhauptstadt' verkehrt, gegen seinen schreibgehilfen brutal auftritt, das kommt doch nicht nur im 18 jh. und nicht nur im alten Preußen vor! — ebenso ist es gegen Treschos angeblichen wunsch, dass kein Mohrunger studieren sollte, kein einwand, wenn S. fragt, 'nicht auch kein Liebstädter, kein Preufsisch Holländer usw.?' gemeint ist doch: Trescho wollte keine weiteren 'gebildeten' in der stadt, deren berühmtheit er war.

Interessant ist der nachweis einiger unzweifelhafter reminiscenzen an dichtungen Treschos bei Herder. auch für diese hatte er keine ursache dem diaconus dankbar zu sein! R. M. MEYER.

Goethe, Spinoza und Jacobi von FRIEDRICH WARNECKE. Weimar H. Böhlans nachfolger 1908. 60 ss. 8^o. 1,20 m. — Warnecke

hatte in seinem schriftchen 'Goethes Mahomet-problem' (Halle 1907) sehr scharfsinnig Goethes erlebnisse mit Jacobi als fermente der Mahomedichtung nachgewiesen. nun wird dieser glückliche gedanke totgeritten und die schlussteile aus 'Dichtung und Wahrheit' sollen eigentlich ganz aus diesen erfahrungen stammen. Jacobi ist ferner (s. 11) auch der Christus im Ewigen Juden, und gleichzeitig ist Goethe, da er ja der goldschmied des gedichts vom Epheser ist (s. 8), Ahasver. weitere sonderbare identifikationen sind die der drei ehrfurchten im Wilhelm Meister (s. 15) mit pantheismus, polytheismus, monotheismus, oder gar die, auf grund derer behauptet wird, dass das 'dämonische' Spinozas naturnotwendigkeit gleiche (s. 30), dass Goethes dissertation (nach seiner beschreibung) den theologisch-politischen tractat voraussetze (s. 93) usw. — einer Lieblingsidee nachjagend hat der verf. leider kritik und orientation verloren.

R. M. MEYER.

Wackenroders 'Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders' in ihrem verhältnis zu Vasari. eine litterarhistorische untersuchung von dr. ERNST DESSAUER. Berlin, A. Duncker 1907. 60 ss. [aus Studien zur vgl. litt. gesch., Bd. VI u. VII.] — Dessauer behandelt dasselbe thema, das im ersten teile meiner Göttinger dissertation 'Wackenroder und sein einfluss auf Ludwig Tieck' (Leipzig 1904) den hauptgegenstand bildete. meine arbeit erschien früher, ist aber ebenso wie Helene Stöckers untersuchung Zur kunstanschauung des xviii jahrhunderts. von Winkelmann bis Wackenroder, Berlin 1904 [Palästra xxvi], später als die vorliegende studie verfasst, wie D. in einer anmerkung erwähnt, sie ist also ohne einfluss auf diese geblieben.

Während in meiner dissertation auf die herausarbeitung des Wackenroderschen ethos das hauptgewicht fiel, tritt hier naturgemäß die charakteristik Vasaris mehr in den vordergrund, und der verf. zeigt eine tiefere, auf gründlicher durcharbeitung beruhende kenntnis des italienischen biographen.

D. versucht nun festzustellen, welche ausgabe des Vasari Wackenroder benutzt hat. er spricht sich für die florentinische von 1767—72 aus oder, 'was noch möglicher ist, die ausgabe von 1797' (s. 8). die zahl 1797 berührt etwas merkwürdig: die Herzensergiefsungen erschienen schon weihnachten 1796, die ausgabe von Siena erschien von 1791 bis 1798. es wäre also festzustellen, ob die bände, welche für die Herzensergiefsungen in frage kommen, vor 1797 erschienen sind.

Dass Wack. im leben des Spinello eine bemerkung macht, die sich als anmerkung im Vasari vor der florentinischen ausgabe nirgends findet, hält auch D. für wenig beweiskräftig. als einziger anhaltspunct sagt sie nichts; es ist sehr wol denkbar, dass Wack. bei benutzung der auch von Fiorillo benutzten und in Tiecks privatbibliothek befindlichen Bottarischen ausgabe jene bemerkung von Fiorillo, der ja die florentinische ausgabe kannte,

gehört oder auch bei ihm gelesen hat. da sich sonst keine abweichungen finden, ist die frage im übrigen belanglos.

D. bespricht dann der reihe nach die von Vasari beeinflussten stücke der Herzensergießungen. die grundverschiedene anschauungs- und arbeitsweise Vasaris und Wackenroders ist mit großem fleiß und verständnis herausgearbeitet. ich hebe einige beobachtungen heraus, die mir bei meiner arbeit entgangen waren. mit recht weist D. dem aufsatz über Michelangelo große bedeutung zu und stellt die kurze, aber tiefgehende würdigung der eigenart jenes gewaltigen durch Wack. der breiten, viele einzelheiten referierenden art Vasaris gegenüber, die nicht nach individuellen gründen forscht (S 41 ff.). — eine feine beobachtung macht D. ferner bei Piero di Cosimo. Wack., so liebevoll er auf die seltsame natur dieses malers eingeht, hält Cosimo für unfähig, sich zu ruhiger schönheit aufzuschwingen. D. zeigt, wie Cosimo nicht nur bacchanale gemalt habe, und führt ein madonnengemälde 'seeligen friedens' aus Vasari III 1, 82 an. zu diesem gemälde contrastiert aber die bemalung des rahmens, auf dem die ausschweifende einbildungskraft des malers besonders stark hervortritt. dieser 'sprechendste beweis für seine absonderliche gemütsart' findet sich bei Wack. nicht (s. 32 f.). — viel wahrscheinlichkeit hat auch für sich, dass Wack. für die erzählung 'Der Schüler und Raphael' eine anregung von Vasaris schilderung der freundlichkeit Raphaels seinen schülern gegenüber erhalten hat (s. 51). — bei einigen stellen bin ich anderer meinung als D. dass Wack. bei Pieros carnevalsfestzug nicht wie Vasari von schwarzer kleidung und ihrer weissen bemalung, sondern bloß von 'weissen gerippen' spricht, ist durchaus keine 'abschwächung gegenüber Vasaris darstellung', sondern im gegenteil begründet in der spannenderen, von Vasari grundverschiedenen composition. es ist dem verf. scheinbar entgangen, dass Wack. absichtlich dieses nächtliche schreckbild dem volke nicht als vermummungsscherz vorführen, sondern wie den leibhaftigen zug des todes erscheinen lässt; das volk sieht gerippe, nicht die bemalten kleider (s. 37 f.). wenn Wack. keinen anstofs am absingen des psalmes bei diesem carnevalsscherz nimmt, so ist das nicht so wunderbar. ich glaube, man tut Wack. unrecht, wenn man ihn als gar so weich und fromm hinstellt. bei aller zartheit des empfindens ist er doch in erster linie künstler und steht hier im banne künstlerischer wirkung (s. 37). auch dass Wack. gar keinen wert auf technik legt und ihm der intime reiz im kunstwerke entgeht (s. 11), klingt wie das urteil eines der von Wack. wie von Goethe abgefertigten kunstkenner. D. spricht wol nur das anspruchslose, beiläufig geäußerte urteil Wöllflins nach, das schon Helene Stöcker richtig gestellt hat. — an die berührungspuncte mit Goethes 'Künstlers Apotheose', die Minor darlegt, glaube ich nicht wie D. (s. 51). — die von D. vermisste quelle

für Callots leben ist Félibien. als dürrtig und farblos (s. 54) hat sich dieser quellenbericht freilich nicht herausgestellt. er zeigt keine wesentliche verschiedenheit von Wackenroders darstellung. für Lippo Dalmasio ist Malvasias Felsina Pittrice quelle gewesen.

Seltsam ist es, dass D. in dem emsigen bestreben, einen historischen kern für 'Raphaels Erscheinung' zu finden, endlich an dem briefe des grafen Castiglione haften bleibt, ohne zu sagen, wo Wack. diesen gelesen hat. D. führt nur Passavant an, den Wack. nicht benutzt haben kann, und verschweigt Bellori, den Wack. für Domenichino in der Mahlerchronik benutzt hat.

PAUL KOLDEWEY.

Christoph Kuffner, ein vergessener poet des vormärz. ein beitrage zur österreichischen literaturgeschichte von dr HUBERT BADSTÜBER. Leipzig, Gustav Fock 1907. iv u. 76 ss. 8°. — Unter den österreichischen dichtern zu beginn des 19 jh.s, die ebenso stark unter dem einflusse der romantik wie des classicismus standen, ragt Kuffner durch ein bedeutendes talent und gründliches wissen hervor. seine beschäftigung mit der classischen literatur hat eine beachtenswerte Plautus-übersetzung und vor allem seinen geschichtsroman 'Artemidor im reiche der Römer', eine nachahmung von Barthélemys 'Anacharsis', gezeitigt. seine erzählungen zeigen ihn als schüler der romantiker, so wenig er seine philiströse art unter all dem schauer und grauen verbergen kann. seine lyrik ist der ausdrück eines tiefen, aber einseitigen gefühllebens, voll nachdenklicher naturbilder, in weicher, mitunter zerfließender, melodischer form. für Haydn und Beethoven hat er oratorien bestimmt, lyrische dramen voll anmutiger scenen für die composition geschrieben. seine wordramen sind interessante versuche, in der art Zacharias Werners schillerischen stil mit romantischen mitteln zu durchsetzen. er wählt grofse, viel bearbeitete stoffe: Catilina, Belisar, die Pazzi, Heinrich von Ofterdingen und der sängerkrieg (mit Richard Wagners Tannhäuser zu vergleichen!), und versteht es — auf gute kenntnisse gestützt —, einen weiten historischen hintergrund zu entwerfen. seine sprache ist edel, oft von schöner anschaulichkeit, besonders sind seine naturschilderungen hervorzuheben. eine charakterisierende darstellung seines lebens und seiner dichtung wäre sehr willkommen. B.s büchlein gibt nur die präliminarien in einer reihe von inhaltsangaben und proben.

STEFAN HOCK.

Vermischte aufsätze aus den jahren 1848—1894 von GUSTAV FREYTAG. herausgegeben von ERNST ELSTER. bd. II. Leipzig, S. Hirzel 1903. xiii u. 456 ss. 8°. 6 m. — Elsters nachlese zu Freytags aufsätzen ligt nun fertig vor und bringt auch, an dieser stelle doch etwas unerwartet, die schrift Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone.

Wer das 23 seiten einnehmende verzeichnis der sämtlichen

aufsätze unseres trefflichsten neueren 'journalisten' (s. 422 ff) durchsieht, wird natürlich einen oder den andern vermissen; jeder andere; einige wie 'Die Nibelungen in England', 'Elegante Ausgaben von Volksliedern', 'Grimms Wörterbuch' und 'Laurenz Hannibal Fischer' werden wol auch von vielen mit bedauern vergeblich aufgesucht werden. zu viel ist aber gewis keine nummer; nicht 'Nicolaus von der Flüe' und 'Die Tragödie von Thorn', die den kritiker Freytag in voller kampfstellung zeigen, den überzeugten rationalisten, dem der 'culturkampf' nur eine notwendige fortsetzung eines von Friedrich dem Großen und Lessing, ja von Luther und Hutten eröffneten krieges war; nicht 'Römische Geschichte von ThMommsen' oder 'Heinrich vSybel' mit dem offenen bekenntnis zu den 'politischen historikern', das in der schärfe der abneigung gegen Ranke noch weit über Treitschkes standpunct hinausgeht; nicht die culturhistorischen bilder des meisters deutscher volksbiographie; nicht die theoretischen auseinandersetzungen über das wesen der biographie, die ihre eigentlichste gefahr (s. 179) im heroencultus sehen. Fr. selbst bleibt gemäßigt, auch wo sein liebbling Treitschke noch von der 'edlen poesie' besonders beglänzt ist, die 'an jedem ersten größern werke eines frischen talentes hängt' (s. 212), und er bleibt in politischen fragen (s. 311 f.) auch ihm gegenüber unabhängig, wie er bei aller abneigung Varnhagen (s. 192 f.) mehr als typus auffasst denn als hösartige singularität, wie Haym und Treitschke es tun.

Gern trägt er in die besprechungen eigene Lieblingsideen, etwa (s. 241) über die historisch-ethnologische grundlage der deutschen sehnsucht nach Italien. vor allem aber bringt er seinen gut preufsischen liberalismus in die anzeige von Mommsens Römischen Staatsrecht so gut wie in die von Baumgartens Spanischer Geschichte.

Diese und andere grundzüge des essayisten Freytag weiß Elsters knappe und klare einleitung wider erschöpfend zusammenzufassen, wobei er besonders von seinem verhältnis zu der ganzen reihe der politischen historiker von Dahlmann bis zu Treitschke (s. ix) ausgeht. wir haben nur ein bedenken: sollte Fr. sich wirklich (s. xii) mit dem namen des gleichzeitigen Robert Giseke unterschrieben haben? ligt da nicht vielleicht blofs eine überarbeitung vor? — überhaupt wäre die angabe der unterschritten zu den einzelnen aufsätzen nicht ohne interesse gewesen.

RICHARD M. MEYER.

Gustav Freytag und das junge Deutschland von OTTO MAYRHOFFER. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft herg. von ERNST ELSTER, heft 1.] Marburg, Elwert 1906. vi u. 56 ss. 8°.

Gustav Freytags romanteknik von PAUL ULRICH. [dieselbe sammlung heft 3.] Marburg, Elwert 1907, iv u. 134 ss. 8°.

Es wäre gar nicht übel, Freytag mit Mayrhofer 'den großen dichter des deutschen bürgertums' zu nennen. aber selbst mit diesem stark beschränkenden zweck scheint er uns denn doch kein 'großer

dichter! gegen diese kleinere arbeit sind überhaupt manche bedenken zu erheben. vor allem: M. stellt sich viel zu einseitig auf Freytags standpunct dem jungen Deutschland gegenüber und verkennet nicht nur dessen verdienste, sondern auch seinen einfluss auf Freytags romantik; die art etwa wie Fr. verschiedene classen der gesellschaft in berührung bringt, ist so jungdeutsch wie die von M. richtig erkannten 'dämonischen' figuren der dramen. so müht sich der verf. denn auch vergeblich ab, die tendenz im 'Kunz von der Rosen' abzustreiten; man denke nur an Heines berühmte worte über kaiser Maximilians hofnarren! — die einleitung enthält wenig neues.

Ulrichs arbeit ist dagegen durchaus fördernd. auch er zwar scheint mir ein allzu eifriger bewunderer des dichters, wenn er diesen Goethes technik übertreffen lässt, aber der vergleich insbesondere mit Scott ist gründlich durchgeführt und Freytags eigenart in dem allezeit gradlinig historischen bericht gut herausgehoben. zu Freytags arbeitsweise erhalten wir, zt. aus ungedruckten briefen, dankenswerte mitteilungen: wie sich der dichter für ein romanschloss eine kartenskizze anfertigt. wie er (selbstironie mit rücksicht auf Schmock!) brillanten einsetzt oder herausnimmt, wie er an dem titel, der exposition, der (ziemlich schematischen) 'liebeshandlung' arbeitet. die rationalistische verwendung von träumen und ahnungen, die auffassung des helden, die strenge einheitlichkeit werden betont und erläutert, und selbst der stil mit den kunstlosen satzverknüpfungen bleibt nicht ungewürdigt.

Berlin.

RICHARD M. MEYER.

Aus Deutschlands urgeschichte von G. Schwantes. mit zeichnungen von C. Schwantes und zahlreichen andern abbildungen. Leipzig, Quelle u. Meyer 1906. 183 ss. geb. 1,80 m. — Das hübsch ausgestattete bändchen eröffnet eine 'Naturwissenschaftliche bibliothek für jugend und volk' und will danach beurteilt sein. er führt uns in drei capiteln mit verständiger auswahl des stoffs und der illustrationen von der eiszeit bis zur völkerwanderung. die abhängigkeit von den vorlagen, wie sie viele abbildungen ankündigen, tritt allerdings auch im text zuweilen deutlich zu tage; für die erfassung historischer und gar sprachgeschichtlicher fragen fehlt es dem autor an der vorbildung, und so geht es ohne misverständnisse um so weniger ab, als auch die gewährsmänner in diesem puncte nicht immer capitelfest sind. völlig unausrottbar scheint in derartiger litteratur die confusion von Freyja und Frigg (s. 163) zu sein. aber im ganzen ist das büchlein doch sauber gearbeitet und dabei ohne verdrießliche präntension. bei der illustration ist das misgeschick passiert, dass das erste stück, 'das einen 'stein mit gletscherschliffen' vorstellen soll, von der photographie nur als ein geheimnisvoller tiefschwarzer klofs widergegeben wurde.

E. S.

BRIEFE KARL MÜLLENHOFFS AN ADOLF KIRCHHOFF¹.
MITGETEILT VON OTTO SCHROEDER.

1.

Kiel den 12 Febr. 1852.

Verehrtester Herr,

Die Verzögerung meiner Antwort weifs ich nicht zu entschuldigen, mufs es also von Ihrer Güte erwarten. Dafs Sie so sehr bereitwillig auf meine Bitte² eingegangen, hat uns sehr gefreut. Wegen der Anknüpfung machen Sie sich keine Sorge. Es mufs uns allerdings eine Regel heifsen 'dafs die Aufsätze unsrer Zeitschrift an hervorragende literarische Erscheinungen anknüpfen', aber die Hauptsache ist für uns dafs die wissenschaftlichen Fragen und Probleme dargelegt und besprochen werden je nach dem Standpunkt ihres allgemeinen Verhältnisses zur Wissenschaft überhaupt. Wollen Sie an unsers Mommsens Buch anknüpfen, so soll uns das recht lieb sein. Das Buch ist bedeutend genug, so dafs ein Paar Jahre es noch nicht alt machen. Vergessen Sie nur nicht Ihre eignen Arbeiten, das Umbrische neben dem Oskischen. Dafs Aufrecht ein paarmal in seiner Zeitschrift gegen Mommsen herausgefahren, hat mir leid gethan. Aufrecht hat gewis recht; obgleich ich mich nie eigentlich mit ähnlichen Untersuchungen abgegeben, so hab ich doch recht wohl gemerkt dafs mein Freund trotz alles Talents den Mangel nicht mehr hat ersetzen können, zu dessen Ausfüllung er anfangs 1842—44, als er zuerst die Bantina vornahm, seinen Bruder Tycho, jetzt Prof. in Eisenach, benutzte; dieser hatte sich etwas mit Sprachvergleichung und allgemeinem grammatischen Studien, namentlich mit Humboldt beschäftigt, aber Jens oder wie er in der Literatur heifst, Theodor hatte neben dem Corpus juris und allerlei schöner Literatur nur über römischen Inschriften gesessen. Seine sprachlich grammatische Bildung ist bei ihm pure sein Talent; eine Schule und Anleitung hat er darin nicht gehabt, ja selbst seines Bruders Verkehr hat er damals nur unterbrochen genossen, als seine ersten Studien fürs Oskische angingen. So mag Aufrecht ihm mit Grund in grammatischen Dingen vielerlei vorzuwerfen haben, Mommsen selbst wird sich gern belehren lassen; aber Aufrecht wird oder sollte wissen und anerkennen, dafs Mommsen wiederum so manches hat dafs jeder, wer es auch ist, und namentlich der Linguist ihm nur Dank wissen sollte.

Doch ich will damit nicht etwa Ihrem Urtheil vorgreifen. Wenn seine grammatischen Aufstellungen mangelhaft, u. s. w. so

¹ aus dem nachlass des am 27. febr. v. j. in Berlin verstorbnen empfängers aufbewahrt in der handschriftenabteilung der königl. bibliothek zu Berlin. format teils quart, teils octav. schrift in nrr 2, 5 und 6 antiqua, sonst fractur.

² [um einen beitrage für die Allgemeine monatschrift für wissenschaft und litteratur herausg. von professoren der Kieler universität.]

bitte ich Sie, sagen Sies nur grade heraus. Nur hatten Aufrechts Äußerungen für mich etwas verletzendes, das doch wo man einen Menschen nicht gerade aus der Thür weisen, sondern belehren will, vermieden werden kann.

Liliencrons Aufsatz über die Runen wird gedruckt; mein Aufsatz folgt im Aprillheft. Wir werden nicht über den Ursprung des Alphabets, sondern vielmehr nur über die ursprüngliche älteste Anwendung der Runen handeln. Auch ich bin von dem Zusammenhang der Runen mit einem ältern italischen Alphabet überzeugt und es sollte mich freuen, wenn unsre Abhandlungen Ihnen Veranlassung geben diese Frage weiter zu verfolgen und es Ihnen gelänge den Zusammenhang gewisser Mafsen geographisch und chronologisch zu bestimmen. Sobald die Abhandlungen gedruckt, werden wir uns erlauben Ihnen sie zu zuschicken.

Mit vollkommner Hochachtung

KMüllenhoff.

Ihr Aufsatz über die Italischen Dialecte wird uns zu jeder Zeit willkommen sein und bitten wir uns nicht zu lange warten zu lassen.

D. Ob.

2.

Kiel d. 17 Merz 1852.

Hochgeehrter Herr,

Die Redaktion der allg. Monatschrift ist ersucht das so eben erschienene Buch: Die Geschichte der latein. Sprache während ihrer Lebensdauer von Dr. M. W. Heffter (Prorector in Brandenburg.) Brandenburg 1852 zur Anzeige zu bringen oder vielmehr es zu empfehlen. Da dies nicht wohl möglich sein wird oder doch von der Redaction nicht versprochen werden kann, so erlaube ich mir die Anfrage ob Sie nicht vielleicht geneigt sind Ihren gütigst zugesagten Aufsatz über italische Dialecte an das Buch anzuknüpfen und etwa durch einige Bemerkungen darüber einzuleiten oder zu schliessen. Wir gewöhnen auf diese Weise einen Grund das an uns gestellte Ansinnen abzuweisen, wie es in diesem Fall ganz besonders, wegen gewisser persönlicher Beziehungen eines Redactionsmitgliedes zum Verfasser, wünschenswerth zu sein scheint.

Sie würden mich durch baldige Mittheilung Ihrer Entscheidung sehr erfreuen. — Liliencrons Aufsatz zur Runenlehre werden Sie wohl schon im Merzhefte bemerkt haben?

Der ich verbleibe mit der größten Hochachtung

Der Ihre

Karl Müllenhoff.

3.

Kiel den 24 Merz 1852.

Verehrtester Herr Dr.

Über den Hefter bedarf es weiter keines Worts zwischen uns beiden, wohl aber muß ich eilen Ihnen meinen Dank zu

sagen für Ihr Geschenk, das mir heute zu Händen kam.¹ Meine Freude ist doppelt. Je weniger ich von Ihnen eine solche Gabe erwarten durfte, je freudiger mußte sie mich überraschen. Und dann das Buch selbst. Sowie ich eben die Prolegomena durchblätterte, mußte es mir wohl zur Gewisheit werden, was ich bei den Umbrischen Sprachdenkmälern nur vermuthen durfte. Auch Sie sind ein Schüler Lachmanns und haben von ihm gelernt was Methode, Klarheit und Strenge der Untersuchung ist und was ein Philologe sein und leisten soll. Dafs mir mein Ziel und Weg auch von ihm gewiesen, darf ich wohl sagen; ob mirs je gelingen wird das rein auszuführen, was ich will, muß ich freilich dahingestellt sein lassen; aber als einer der mit Ihnen Gleiches will, darf ich Sie herzlich begrüßen.

Sie haben aber auch durch Ihr Geschenk, ja durch seine bloße Ankündigung mir manchen schmerzlichen Gedanken rege gemacht. Vor 10 Jahren, besonders im Herbst 41 safs ich beinahe Tag und Nacht über dem Euripides; denn ich hatte mir vorgenommen ihn für meinen damaligen Zweck erst ganz durch zu arbeiten, wie ich das schon bei den andern Dichtern und Historikern des Jahrhunderts gethan hatte, ehe ich an die Ausarbeitung meiner Doctordissertation (Theologumena Sophoclea), die zu Ostern 43 eingereicht sein sollte, mich begab. Ich hatte bei Haupt in Leipzig, dann bei Lachmann in Berlin während 2 $\frac{1}{2}$ Jahren wohl alles Altdeutsche gehört und in der Literatur mich fleifsig umgesehen; aber nach eigenem Vorsatz und nach Lachmanns Rath habe ich doch als Student mich eingehender nur mit den Alten, besonders den Tragikern, Pindar, Herodot und Thucydides beschäftigt und mein Gedanke war ein Buch zu schreiben über die sittlich-religiöse Weltansicht der attischen Epoche; ich hatte dabei den Unterschied der Kunst- und Volkspoese, des alten Volksglaubens und der entwickelten, gebildeten Weltansicht ganz hauptsächlich im Auge. Nach meiner Promotion dachte ich schon an die theilweise Ausführung; da aber gerieth ich erst in die Grimmschen Bücher, die mir bis dahin so gut wie fremd oder doch unerkannte Schätze gewesen. Sie rissen mich hin und haben mich weit genug herum geführt; dasselbe Problem, das sehe ich jetzt klar ein, hat mich auch hier von Ort zu Ort und hin und her gezogen, nur dass mich jetzt die andre Seite, der Volksglaube und die Volkspoese, festhielt. Mit Sehnsucht habe ich oft nach meinen Alten hinübergeblickt, und am Sophocles mich auch oft genug getröstet, so dass ich nicht ganz ein *βούρβαρος* geworden; ich hab auch keineswegs meinen alten Vorsatz aufgegeben, meine dicken Collectaneen und Excerpte denke ich noch einmal flüssig zu machen und da muß ich sagen dass gerade Euripides von dem Augenblick an wo ich ihn kennen lernte, stets den grössten Reiz

¹ [Euripidis *Medea* ed. AK. Berlin, Hertz 1852.]

auf mich ausgeübt hat, nicht dass ich ihn liebgewonnen hätte oder als Dichter bewunderte, sondern weil er als Mensch, als Persönlichkeit so interessant und in gewisser Hinsicht historisch so merkwürdig und bedeutend ist, wie schlechterdings keiner seiner Zeitgenossen. Es soll mich freuen wenn ich einmal nach Berlin komme, darüber mit Ihnen meine Gedanken auszutauschen, so sehr auch das Einzelne mir aus dem Gedächtnis gewichen ist. Denn mit meinen barbarischphilologischen Studien bin ich jetzt wenigstens soweit gekommen, dass ich wenigstens klar sehe was ich hier ausführen soll. Ich stehe eben im Begriff, an die Ausarbeitung einer — erschrecken Sie nicht vor dem Titel, — einer „deutschen Alterthumskunde“ zu gehen, d. h. ich will in den Hauptmomenten nachweisen wie das was wir durch die Alten und was wir durch spätere Überlieferung über unser Alterthum wissen, sich zu einander und überhaupt historisch verhält: das Epos, die Völkerwanderung macht die letzte Grenze. Ich hoffe den wahren Gehalt unserer ältesten Geschichte, die bei unsern Historikern so leer steht, aufzuweisen und der regel- und ziel- und zeitlosen Betrachtungsweise mancher unsrer Philologen wenigstens eine andre entgegen zu setzen; ich hoffe aber auch für die Alterthumskunde überhaupt ein nicht unbedeutendes zu gewinnen; denn so sehr wir in mancher Hinsicht, in Bezug auf Reichhaltigkeit und Einfachheit des Materials gegen andre zurückstehen, so haben wir auf deutschem Gebiet doch auch unsre besonderen Vortheile, die anderswo fehlen. — Gelingt mir die Ausführung, so werde ich auch wieder die Ruhe gewinnen, die dazu nöthig ist um Pläne von neuem aufzunehmen, die Jahre lang geruht. Ihr Geschenk ist mir eine lebhaftere Mahnung gewesen und eben darum, bitte ich Sie, entschuldigen Sie die Redseligkeit mit der ich von meinem Thun und Treiben gehandelt. Sie haben es mir so nahe gelegt und nach dem freundlichen Entgegenkommen von Ihrer Seite wage ich zu hoffen dass Sie dies auch mit dem Vertrauen und der Nachsicht eines Freundes aufnehmen werden.

Nochmals also mit dem herzlichsten Dank und der freundschaftlichsten Gesinnung

der Ihre

KMüllenhoff.

(Würde Ihr Verleger (W. Hertz) wohl ein Buch in Verlag nehmen, wie das wovon oben die Rede?) Ich fürchte, ich komme nicht mit 3 Bänden aus.

4.

Kiel den 3 Mai 1852.

Verehrtester Herr,

Ihren Aufsatz¹ hab ich mit vielem Vergnügen gelesen und muß Sie bitten uns seine Fortsetzung nicht vorzuenthalten.

[¹ Die neusten forschungen auf dem gebiet der italischen Sprachen; erschienen in der Allg. monatsschr. 1852, 577—98.]

Wenn sie uns diese spätestens bis zu Ende Juli schicken könnten, würden Sie uns sehr verbinden. Da das Maiheft fertig, für das Juniheft schon disponiert ist, so wird Ihr erster Artikel zum Juli gedruckt werden; käme Ihr zweiter Artikel zu Ende Juli an uns, würde er dem Septemberheft zu fallen; könnten Sie ihn uns aber schon vor Ablauf des Juni geben, würde ihm das Augustheft noch offen stehen.

Auch ich bin einmal auf meinen Wegen etwas in die Ethnographie Italiens hineingekommen. Ich habe mir einmal die ligurischen Namen und Vokabeln, soviel deren übrig sind, gesammelt, um wo möglich ins Klare darüber zu kommen ob die Ligurer Indogermanen oder wie ihre Ost- und Westnachbarn, die Räter und Iberer, der vorindogermanischen Urbevölkerung Europas angehörten. Wenn einer der mit den altitalischen Dialecten wie Sie vertraut und zugleich mit den übrigen nötigen Vorkenntnissen ausgerüstet, sich einmal darüber machte, (— meine Sammlg. steht Ihnen immer zu Gebot —), ich glaube es ließen sich noch einige sichere Punkte gewinnen. Denn offenbar ist die Frage, wegen der geographischen Stellg. der Ligurer, von großer Wichtigkeit und bisher nicht genug ins Auge gefaßt. Was ich darüber zu sagen habe, werde ich im zweiten Capitel meiner deutschen Alterthumskunde vorbringen.

Unsre Abhandlg. über die Runen werden Sie jetzt wohl schon erhalten haben. Die Frage, welches Alfabet, ob ein italisches oder griechisches, die Runen voraussetzen, läßt sie sich noch beantworten? Ich möchte dafs Sie sich einmal wieder darauf ließen; Ihnen wirds doch am leichtesten werden zu sagen, was hier noch zu erreichen.

Ihrem freundschaftlichen Andenken mich bestens empfehend

Ihr ergebenster

Karl Müllenhoff.

5.

Kiel den 15 Juli 1852.

Verehrtester freund,

Den abdruck Ihres aufsatzes¹, für den ich Ihnen nochmals danke, werden Sie, wenn nicht früher durch zusendung der correctur, so jetzt nach ausgegebenem heft bemerkt haben. damit Ihrerseits aber kein misverständnis daraus entstehe, halte ich für nötig Sie zu benachrichtigen dafs wir uns nur einen kleinen betrug damit erlaubt haben, indem wir den 'Ersten Artikel' in der überschrift strichen. es war nemlich gar nicht anders einzu richten als dafs drei erste artikel ins juliheft kamen; um aber den anschein zu vermeiden, so haben wir uns erlaubt bei Ihnen diesmal die betreffende überschrift auszulassen. jetzt habe ich Sie zu bitten, dafs wenn Sie Ihren zweiten artikel (und ich bitte,

¹ [s. vorige anm.]

ihn ja so zu bezeichnen!) zu ende dieses, oder spätestens in der zweiten woche des nächsten monats fertig haben, Sie ihn so fort nach Halle an die verlagsbuchhandlung schicken mögen; er würde dann noch, — die disposition ist eventuell darnach gemacht — ins Septemberheft kommen können, vorausgesetzt dafs er an umfang den ersten, gedruckten artikel nicht übersteigt. wenn Sie es ohne grofse unbequemlichkeit so einrichten können, bitte so thun es; der artikel, der eventuell Ihnen seine stelle räumen wird, kann noch unbeschadet liegen bleiben; Ihre arbeit würde aber dem Septemberheft ein grofser gewinn sein. Wenn Sie Iustus Olshausen kennen, seis auch nur par renommée durch Mommsen oder Jahn, so werden Sie wissen was ein lob aus seinem munde bedeutet. er hat mir gestern seine sehr grofse freude über Ihren aufsatz ausgedrückt und stimmt natürlich in den wunsch ein, dafs wir schon im September die zweite hälfte zu lesen bekommen.

Werden Sie nicht und Hertz und andre in diesem herbst zur philologenversammlg. nach Göttingen reisen? ich hoffe auf diese weise noch Ihre persönliche bekanntschaft zu machen.

Mit der aufrichtigsten ergebenheit

der Ihre

Karl Müllenhoff.

6.

Kiel den 10 Sept. 1852.

Verehrtester freund,

Sie haben ein aufrichtiges urteil über Ihre neuste arbeit ¹ für unsre monatsschrift verlangt? gestern hatten wir redaktionssitzung und es ist mir der auftrag geworden Sie zu verpflichten dafs Sie uns den dritten noch rückständigen, ethnographischen theil nicht vorenthalten, und Sie zu bitten, wo möglich noch vor Ihrer reise, sonst im laufe des nächsten jahres uns damit zu versehen. Als ich äufserte, dafs der aufsatz bei allen philologen gewifs beifall und dank ernten werde, meinte unser physiker, prof. Karsten, dafs dies doch nicht bei philologen allein der fall sein werde; er habe wenigstens den aufsatz mit grofsem interesse durchgesehen und sich einmal darüber gefreut hier die bekanntschaft der beiden alten schwestern des Lateins, deren existenz er nie geahnt, machen zu können, dann aber habe ihn zu allermeist die art der behandlung und darstellung überrascht; er hätte bisher geglaubt dafs allein sie physiker und naturforscher in ihrer wissenschaft den vorzug des exacten und thatsächlich evidenten hätten; nun aber müfste er sehen dafs das auch in der sprache möglich sei, ja gerade auf dem verrufenen felde der etymologie. Olshausens erste frage an mich war: nu, was sagen Sie zu Kirchhoffs aufsatz? er war ganz fest darin und mühte sich schon mit den formen profatted etc. ab; das persische, meinte er, bilde sein perf. act.

¹ [Zur italischen sprachkunde. *Allg. monatsschr.* 1852, 801—24.]

mit em und einem partic. pass., etwas ähnliches könne doch in jenem profatted stecken. wir alle sagen Ihnen unsern aufrichtigen dank für Ihre arbeit. die praecision, einfachheit und klarheit Ihrer darstellung wird auch für jeden, der die sache kennt, (deren sind freilich sehr wenige,) Ihren aufsatz belehrend machen. Eins ist mir dabei eingefallen, das Sie vielleicht übersehen haben, eine kleinigkeit; denn wenn ich nicht irre, ist der gen. sing. masc. II. declin. auf *is* im altlatein. aus inschriften belegbar und von Otto Jahn (und Hensen) im ersten bande von Höfers zeitschrift für sprachw. nachgewiesen. ich habe das buch nicht zur hand, aber ich müste mich sehr irren, wenn Sie es nicht dort fänden. — Wegen des zischenden *k* im latein. hat Rud. v. Raumer (über aspiration etc.) gute bemerkungen. darnach war ich zur überzeugung gekommen, dafs lat. *cice* noch nicht zu unserm zischlaut entwickelt worden ist, sondern die aussprache gewissermassen eine mitte hielt, etwa *kjikjero*. doch dies nur beiläufig.

Wenn Sie Ihre reise machen, verehrtester freund, so bitte ich Sie mich noch zuvor davon zu benachrichtigen. würden Sie wohl die güte haben, wenn Sie nach Florenz kämen, für mich einmal die Annalenhs. des Tacitus wegen der Tanfana oder Tafana nachzusehen? und wenn Sie Modena berührten und sich dort etwa einen tag aufhalten könnten, für mich auch den kleinen prolog des edictum Rotharis abzuschreiben? das nähre würde ich Ihnen, falls Sie wie ich hoffe die reise antreten, noch schreiben.

Seien Sie meiner aufrichtigsten gesinnung und wertschätzung allezeit versichert.

Mit besten grüßen

der Ihre

KMüllenhoff.

PS. Ich erlaube mir ein brieflein einzulegen und um dessen besorgung pr. stadtpost oder sonst zu bitten.

7.

Kiel d. 6 December 1852.

Für Ihre Troades¹, verehrtester Freund, hätte ich schon längst Ihnen meinen Dank abstaten sollen; ich habe mich ihrer gefrent, zumal auch weil ich hoffte, sie würden Ihnen die Reise nach Italien beschleunigen und die Ausführung Ihres großmütigen Vorsatzes zum Besten des ganzen Euripides in der wünschenswertesten Weise sichern. Das hat nun leider nicht sein sollen. Da müssen Sie in Berlin sitzen und Primanern die Aufsätze corrigieren! O, ich kenne das auch, wenn auch nicht an Primanern, so doch an Quintanern Quartanern und Tertianern! Die kleinen Burschen, denen ich weiland mensa und amo zuerst einpaukte,

¹ [Euripidis Troades ed. AK. Berlin, Hertz]

kommen nach und nach jetzt auf die Universität und ein und der andere ist grofser, erwachsener Mensch wieder mein Schüler. Mein Schweigen kann ich freilich nicht wie Sie entschuldigen. Aber in Arbeit bin ich gewesen und bin es unaufhörlich. Das ist jetzt gewis dafs im nächsten Jahr der erste Band meiner Alterthumskunde fertig wird; er wird freilich nur Voruntersuchungen enthalten, aber doch wie hoffe seinen Mann stehen. Dabei fällt mir ein, dafs wenn Sie vielleicht Meineke näher kennen, Sie mir wohl sagen könnten oder erfahren, ob die in den *Vindiciis* Strabon. vorkommenden Bemerkungen über *Aviens Ora maritima* auf eine bevorstehende Textrecension von Meinekes Hand hindeuten? Ob er eine neue Collation der Handschrift hat? Wäre Meineke leicht zugänglich und würde er es mir nicht als Zudringlichkeit und Unbescheidenheit anrechnen, so könnte ich ihm vielleicht einige Winke geben, die ihm nicht wenig von Nutzen sein würden und ihn vor vorschnellen Emenbewahrten. Es ist ganz verkehrt die *Ora maritima* für ein dationen, wofür seine Bemerkungen schon Belege enthalten, Sammelsurium zu halten: zu Grunde liegt ein *Periplus* von Brest bis Marseille, so genau dafs wir ihn nicht besser wünschen können, und so alt wie überhaupt kein andres historisches oder geographisches Werk aus dem classischen Alterthum. Den Beweis werd ich nicht schuldig bleiben, ich könnte ihn leicht führen wenn ich Meineke meine Karte schickte mit ein paar Bemerkungen. Dafs wir von Ihnen bald einen Aufsatz erwarten können, freut mich sehr. Für die Zusendung des Ihnen fehlenden Hefts werde ich Sorge tragen. Die in die classische Philologie einschlagenden Aufsätze sind selten zu bekommen, oder auch nicht viel werth, so der früher von Hoffmann in Lüneburg über die Homerische Frage und der im Decemberheft erscheinende Aufsatz von Ch. Petersen über Aristophanes. Alle tüchtigen Philologen sind mit textkritischen Arbeiten beschäftigt und sonderbar genug, keiner will (und wenige können es auch) sich einmal zusammenhängend über das Geschäft und die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet aussprechen. Ich habe Jahn den Vorschlag gemacht, der auch Lust hatte, aber doch die Sache wollte hinaus geschoben haben. Kommt er aber nicht bald zu einer bestimmten Zusage, so kündige ich ihm den Kauf und suche mir einen andern Mann. Ich bin auch, offen gestanden, nicht recht damit zufrieden dafs ich an ihn gerathen. Recht bedacht, ist er bei seiner jetzigen Stimmung zur Ausführung des Themas wenig geeignet, und die Textgeschichte z. B. des Persius und selbst die des Florus hat er mir wenigstens nicht zu genügender Klarheit und Sicherheit gebracht. Das aber meine ich mufs gezeigt werden, nicht nur wie nach I. Bekkers und Lachmanns Vorgang die alten Texte behandelt werden müssen und was von einzelnen dafür bisher gutes geleistet ist, sondern nun auch, was sich überhaupt aus den bisherigen Arbeiten auf

diesem Gebiete für die Geschichte der Fortpflanzung der alten Litteratur und des Alterthums ins Mittelalter ergibt. Überlegen Sie sich einmal das Thema, vielleicht könnte es doch an Sie kommen, Zeit hat es damit freilich noch. Auf Ihre *tabula Bantina*¹ freue ich mich im Voraus. Wir haben von Mommsen erschrecklich lange nichts gehört. Wie gehts mit seiner römischen Geschichte? Sehen Sie Kuhn und Schwartz, bitte so grüßen Sie von mir; Kuhn soll bald einmal von mir hören; aber entschuldigen Sie mich mit meiner Arbeit. — Ist es abgemacht dafs Ritschl nach Berlin kommt? Es wird Zeit dafs Sie da wieder einen an Lachmanns Stelle bekommen; aber das Deutsche? Soll das Mafsmann gut machen? Doch ich verplaudre die Zeit.

Mit herzlichem Grufs und Dank

Ihr

K. Müllenhoff.

8.

Kiel den 15 Februar 1853.

Sie werden es mir glauben, werthester Freund, dafs mein Dank für Ihr neues schönes Geschenk aufrichtig und ehrlich gemeint ist, wenn ich heute auch nur für wenig Worte Zeit gewinne. Sie haben da wieder ein vortreffliches Stück Arbeit geliefert und wie mir scheint ist es um Mommsens Aufstellungen vollständig geschehn und keine andere Auslegung als die Ihre möglich². Dem Schicksal hab ich gezürnt dafs es uns nicht ein Bruchstück eines alten, reinoskischen Stadtrechts gegönnt, als ich Ihre letzte Ausführung las. Was mich an Ihrer Arbeit so sehr erbaut, und worum ich Sie beneiden möchte, das ist die Sicherheit und Klarheit der Methode. Wahrhaftig, wenn z. B. etwas aus der Malberg. Glosse zu machen wäre, so könnten Sies oder einer ders wie Sie anfangen. Eine Arbeit aber wüfste ich noch für Sie und wünschte dafs Sie sie einmal machten, wenn Sie nur erst den Euripides überwunden. Der Gabelenz-Löwische Ulfilas ist theuer und eine ganz absurde Arbeit mit der lateinischen Übersetzung und der Menge der Druckfehler, unbequem auch im Gebrauch. Sie müssen uns einmal eine handliche Ausgabe, mit vernünftiger Orthographie d. h. nicht grimmscher und nicht gabelenzlöwischer, und was das wichtigste ist, mit einem griechischen Text, constituirt wie ihn Ulfilas gelesen, nach Wackernagels Vorgang eingerichtet; womöglich dann noch einen Index verborum locupletissimus, der das Schulzesche Glossar überflüssig machte. Bedenken Sie sich doch die Sache.

Ich bin für voll in der Arbeit und hoffe dafs zu Anfang des Herbstes noch die erste Abtheilung des ersten Bandes³ meiner

¹ [erschiene 1853 u. d. T. *Das stadtrecht von Bantin. ein send-schreiben an hrn. Theod. Mommsen. Berlin, Hertz.*]

² [s. vorige ann.]

³ [erschien bekanntlich erst 1870, Berlin, Weidmann.]

Alterthumskunde ausgegeben werden kann. Plan und Übersicht für alle drei Bände kann ich Ihnen wohl schon früher, und vielleicht bald, gedruckt senden. Ihr versprochener Aufsatz würde der Monatsschrift sehr willkommen sein; wir sind etwas auf den Sand gerathen, da wir in der Auswahl seit Jahreszeit strenger verfahren, ja so verfahren müssen, wenn die Zeitschrift das werden und sein soll, was wir wollen.

Doch, noch einmal, meinen herzlichsten Dank.

Ganz der Ihre

K. Müllenhoff.

Das Leipziger Centralblatt ist ja sehr klug. Was es wohl zu Ihrer Bantina sagen wird?

9.

Kiel den 8 Juni 1853.

Langes Tabula Bantina, die mir eben zugeht und die Ihnen nicht zuwider sein wird, erinnert mich daran dafs ich Ihnen, lieber Freund, noch Antwort auf Ihren Brief schuldig bin. Dafs für uns die Aussicht auf Ihren dritten Aufsatz soweit hinaus geschoben ist, tut mir leid, aber herzlich hat es mich doch gefreut dafs endlich etwas aus Ihrer Reise wird. Ihr freundliches Anerbieten für mich in Venedig etwas zu thun, wenn ich von dort etwas zu wünschen hätte, verpflichtet mich Ihnen zu Dank. Ja wenn ich wüßte ob das Ms. der oram aritima des Avien sich in Venedig befindet, wo die erste Ausgabe erschien, so hätte ich wohl einen Auftrag. Aber: *manuscriptum illud exemplar orae maritimae antiquum, quocum collatio Osteliana facta est, au hodiernum et quo loco exstet, qua aetate illud exaratum, et num idem sit Ambrosianum, quod Heinsius et Schraderus in periegesi Avieni saepius contulerunt, de eo nihil certi compertum habeo,* muß ich mit Wernsdorf sagen.

Sie sehen, ich ecke noch immer den Avien. Eben stehe ich im Begriff die erste Abtheilung meiner Alterthumskunde ins Reine zu arbeiten, was noch viel Mühe kosten wird, da die Untersuchungen zwar soweit abgeschlossen, aber doch sehr verwickelt und schwierig sind, und es schwerhalten wird das ganze in Flufs zu bringen. Dazu kommt dafs ich ein neues Colleg lese, über Strabo, das mir viel Zeit raubt. Die erste Abtheilung, die Entdeckung Germaniens durch die Alten, wird sich mehr mit der alten Geographie und Handelsgeschichte beschäftigen, als mit dem deutschen Alterthum. Ich hoffe aber die Sache endlich ins Klare gebracht zu haben. Die Resultate werden überraschen, aber irre ich mich nicht, leicht überzeugen. Sie aber thun Unrecht wenn Sie sich als Abnehmer betrachten: es wird nur darauf ankommen ob Sie mein opus dereinst von mir annehmen wollen.

Wie Mommsen sich hat verletzt fühlen können, begreife ich nicht. Wir bringen nächstens einen sehr muntern Aufsatz von ihm über Transalpinisches Inschriftenwesen.

Für Ihre Reise wünsche ich Ihnen natürlich den besten Erfolg. Lassen Sie gelegentlich einmal wieder etwas von sich hören.

Ihr

ganz ergebener

Müllenhoff.

10.

Kiel den 8 Sept. 1853.

Nur ein paar Worte, verehrtester Freund, zunächst des Dankes für Ihre wenn auch erfolglosen Bemühungen um den Avien. Über den Aufsatz für die Monatschrift bin ich ganz einverstanden, wenn ich auch bedaure dafs wir so um Ihre Arbeit kommen. Aber es wird sich vielleicht wieder ein Thema für Sie finden. Wenn nicht alles schief geht, so habe ich die Aussicht Sie nach einigen Wochen in Berlin besuchen und persönlich kennen zu lernen, worauf ich mich sehr freue. Sehen Sie Kuhn, so grüfsen Sie ihn herzlich und benachrichtigen ihn von meinem Besuch. Ich werde Sie noch genauer von dem Datum meiner Ankunft von Braunschweig oder Göttingen aus unterrichten. Ich hab so mancherlei mit Ihnen dort zu besprechen, dafs ich ganz ungeduldig werde, wenn ich nur daran denke. Zu dem glücklichen Fund der Didaskalie gratuliere ich und danke für die Mittheilung. Was ist das für ein wunderliches Ding! Man sollte doch denken: Oenomaus, Chrysippus, Phoenssen, und nicht das dritte Stück als erstes¹, was wie mir scheint gar keinen Zusammenhang gibt und ganz unnatürlich ist. Doch darüber mündlich mehr.

Ganz

der Ihre

KMüllenhoff.

*Ein 11 und letzter brief 'Menzenberg am Siebengebirg Donnerstag den 21 Sept. 1853', aus Simrocks gastlichem landsitz datiert, wo M. über Nürnberg eingetroffen war, erörtert ausschliesslich die von 'geldbeutel und befinden' abhängige möglichkeit einer persönlichen be-
gegnung in Berlin.*

KLEINE MITTHEILUNGEN.

FALKE 'falbes pferd'. In den GGN. phil.-hist. cl. 1905 s. 92f. hab ich auf grund einer neuen abschrift, die AKöster für mich von dem sog. Sesenheimer liederbuch HKruses genommen hatte, die erstaunliche mittheilung gemacht, dass in Goethes gedichtchen 'Nun sitzt der Ritter an dem Ort' v. 10 zu lesen stehe: *Mein Falcke stolperte wie blind*, und ich habe daran den hinweis auf einige oberdeutsche idiotiken geknüpft, welche das wort *falke* für 'falbes pferd' bezeugen — ein beleg aus der neuern litteratur fehlte mir so gut wie JGrimm DWB III 1270 s. v. *Falke* 4).

¹ vgl. jedoch Kirchhoffs kleinere ausgabe³ s. 246 und Scholia Euripidis ed. Schwartz I s. 244.

inzwischen hab ich einen gefunden: in Maler Müllers idylle 'Ulrich von Cofsheim', die freilich erst 1811 im 1 band der 'Werke' publiciert wurde. der müde ritter übergibt sein pferd einem alten hirten, der es am abhang grasen lässt (s. 185); darauf bezieht sich gleich darauf '... will mir einen Augenblick meinen Falck dort verschnaufen lassen': der Falck ist eben 'das Pferd', 'der Hengst', von dem allein die rede war, ein jagdfalke ist durch die situation ganz ausgeschlossen. — verschwiegen darf freilich nicht werden, dass 1) dieses jugendwerk Müllers erst von dem herausgeber aus fragmenten zusammenredigiert und ergänzt worden ist (s. Werke I s. xxxv; Seuffert Maler Müller s. 131 ff); 2) dass ihm dabei zahlreiche lesefehler passiert sind, wie gleich auf dieser ersten seite (185,7) *Gang* st. *Hang* und (9) *Hockt warm, Herr Ritter.* st. *Habt warm, Herr Ritter?*; 3) dass in den beiden von Seuffert s. 492. 493 aus dem Berliner hsl. material mitgeteilten entwürfen der ausdruck nicht vorkommt. es steht also doch nicht absolut fest, dass ihn der pfälzische dichter selbst gebraucht hat.

E. S.

BALZ. Am schlusse meiner abhandlung 'Blachfeld' GGN. phil.-hist. cl. 1908, s. 29 hab ich, indem ich die priorität von *falz* vor *balz* nach den belegen für wahrscheinlich erklärte, die vermutung ausgesprochen, dass die form mit *b-* das resultat einer dissimilation im compositum sein möchte: *fogal-falz* > *fogal-balz*. darauf ist mir brieflich entgegengehalten worden: ein solches compositum sei doch an sich unwahrscheinlich, da *balz* sich eben nur auf die begattung der vögel, speciell des 'größern federwilds' (so Weigand und Heyne) beziehe. aber die wörterbücher sind hier ungenau und ihre belege ungenügend. GLandau in seinen höchst reichhaltigen Beiträgen zur geschichte der jagd und der falknerei in Deutschland (Die geschichte der jagd und falknerei in beiden Hessen), Kassel 1849, bietet s. 79** eine ganze reihe von zeugnissen dafür, dass *balz* auch von der 'brunft' oder 'brunst' der hirsche gebraucht wird. da heisst es von landgraf Ludwig II von Hessen immerzu, dass er *uf den baltz reit, uff dem baltze was, von der baltze kam*, und zwar im september (der jahre 1459—1466), wo kein vogel balzt; im j. 1469 reitet der fürst am 15 sept. nach Kebrenbach *uff den baltz* und kehrt am 18 sept. *von der brunst* zurück. dass neben *balz* die form *falz* bekannt war, möcht ich daraus schliessen, dass im j. 1473 auch die form *pfalz* vorkommt: der hessische dialect substituiert dem *pf* importierter wörter ein *f*, und 'gebildete schreibung' kann dann auch wol fremdes oder als fremd empfundenes *f* in *pf* umsetzen. in einem beleg von 1591 heissen dann die besten brunstplätze *unsere beste pältz*, und Landau fügt hinzu, dass man in waldbeschreibungen nicht selten orte unter der bezeichnung *Hirschpälz* aufgeführt finde.

Da ich es hier gerade mit zwei wörtern zu tun habe, mit

denen sich auch GBaist beschäftigt hat, so benutz ich gern die gelegenheit, um die Zs. 49, 484 vorgeschlagene ableitung von ital. *balcone* aus **bancone* gegenüber den von Baist Zs. f. d. wortforschung 10, 209 ff gebotenen nachweisen (insbesondere mlat. *balci* für hölzerne vorbauten, ital. *palco* 'stockwerk, baugerüst', *palchetto* 'theaterloge') als unnötig und bedenklich zurückzunehmen. E. S.

EIKES REIMVORREDE v. 276. Franck hat Anz. xxvi 123 in seiner inhaltreichen, mir sehr wertvollen besprechung meiner 'Reimvoreden' sich dafür ausgesprochen, dass in dem bekannten verse *dô dîcht in daz zu suère daz erz* (das lateinische rechtsbuch) *anz dûtisch wante* das wort *suère* nicht als 'difficile', sondern als 'molestum', nicht als 'schwierig', sondern als 'lästig' aufzufassen sei, dem herrschenden mhd. sprachgebrauch von *swære* gen.äfs. ich hatte besonders anlass, der stelle einmal wider näher zu treten, sie im zusammenhange mit andern vorreden zu betrachten. scharfe abgrenzung zwischen den beiden sehr verwanten begriffen ist nicht oft möglich; auch die einleitung Arnolds von Lübeck zu seinem Gregorius gebraucht einen mittleren ausdruck, wenn sie sagt: '*opus quod nobis injunxistis de teutonicis transferre in latinum, nobis satis est onerosum*'; Franck wird das *onerosum* vielleicht auf seine wage legen. aber anders ligt es doch Stricker, Karl 87 f: *disiu grôze rede wære mir tumben man ze swære*, nur das vertrauen auf Gottes hilfe ermutigt ihn; Wigal. 296, 4 (epilog): *des aventiure mir ze wilde wære, ze krump und ze swære, von só wunderlicher geschichte, daz ichz mit mînem getihte niemer trûwe errecken*; GA. 68, 9 *wan ich mit krankem sinne eine rede beginne, diu mir ist ze swære* (sie ist mir zu schwer, weil ich *quoter wîtze hol bin*); GA. 72, 15 *diu rede ist nu ze swære* (es handelt sich um das lob göttlicher wundertat, dem niemand gewachsen ist); Steinhöwels Apollonius (1461) einl.: *eigen geticht wer mir zu swer, latin zu tutschen ist min ger*; Atd. erz. 309, 20 (epilog): *keiner soll sich tüncken also gescheid, das er frauen list vermeid, wan es wurd im doch zu schber*; vgl. auch die im Mhd. wb. citierte stelle Krölewitz 116. dass Eikes *swère* also 'difficile' heißen kann, ist wol nicht zu bezweifeln, und dass der sinn des wortes mindestens stark dahin neigt, das legt die lateinische rhetorik nahe, die für mittelalterliche vorreden oft genug in betracht kommt und die in der captatio benevolentiae wol gestattet, dass der autor eine aufgabe 'schwierig' findet aus bescheidenheit, aber nichts davon weiß, dass er sie als 'lästig' meiden dürfte, was bequemlichkeit wäre. vgl. Quint. Inst. iv 1, 8: *quaedam in his quoque commendatio tacita, si nos infirmos . . dixerimus*; Cic. De invent. 16: *benevolentia comparatur, si, quae instent difficultates, proferimus*. ich verweise endlich noch auf Eikes v. 278: *zu lest er doch genante des arbeit*; man 'wagt' schwieriges, nicht lästiges.

Bei der gelegenheit gleich noch eine bemerkung über v. 8 des schreiberepilog zum Wurzgarten, den ich in meinen 'Reim-

vorreden' s. 35 nicht verstanden hatte und zu dessen erklärang mir seitdem öfters vorschläge gemacht worden sind. die eigentliche schwierigkeit lag mir in *bichten*: ich verdanke Roediger die einleuchtende auflösung dieses wortes in *bi ichten*, was aufzufassen sein wird wie das Taulersche *bei nichten*. fraglicher ist mir, ob Roediger recht hat, wenn er interpungiert: *horen* (audire) *dat, seyn* (videre) *vñ lesen*; ich zöge vor als erläuternde parenthese *horendat seyn* 'hurentat säen'. dann wäre der sinn: 'Gott gebe, dass ich nimmer möge schreiben, dichten (hurerei aussäen) und lesen über irgend etwas, was vor Gott nicht gut wäre'. R.

NOCHMALS PARZIVAL 1, 20.

*zîn anderhalp an dem glase
gelîchet und des blinden troum,
die gebent anlîtzes roum.*

In einer kleinen miscelle (Zs. 50, 148) hat HFischer kürzlich diese verse Wolframs einer betrachtung unterzogen, die wol nicht mich allein als jüngsten herausgeber des dichters, der für seine lesungen einzustehn hat, zu lebhaftem widerspruch herausfordert. er findet Lachmanns durch keine überlieferung beglaubigte conjectur *geleichet* ebensowenig passend als meine mit fast allen handschriften gesetzte lesart *gelîchet*, da das zweite verbum *gebent* 'mat' sei, will vielmehr seinerseits *gelîmet*, widerum gegen alle überlieferung, in den text einstellen. leider hat er bei seiner erörterung nicht nur meine interpunction die von der Lachmannischen abweicht (komma nach *troum* gegenüber Lachmanns punct) nicht genau beachtet, sondern auch den von mir gewollten sinn des *gelîchet* missverstanden, über den ich mich in einer textausgabe ohne anmerkungen nicht genauer zu verbreiten gelegenheit hatte, den er aber aus meiner recension von Noltes schriftchen (Zs. f. d. ph. 35, 136) bequem hätte ersehen können, wenn er nicht durch jene interpunction schon hätte stutzig werden müssen.

Da Lachmanns lesung *geleichet* die von neueren forschern nur Martin acceptiert hat, als heute wol nicht mehr diskutabel aus der betrachtung ausscheidet, so handelt es sich nur um das von allen hss. aufser D überlieferte *gelîchet*. es kann der form nach zweierlei sein, entweder 3 p. indicativi von *gelîchen* (= 'gleichet') oder particip von *lîchen* (= 'aufgestrichen, aufgeschmiert'). für den ersten fall würden Fischers einwände zu recht bestehn: die beiden präsentia nach einander würden entschieden 'mat' wirken. diese auffassung ist aber seit Bartsch, soviel ich sehe, nie wider von jemand verteidigt worden. alle forschere die sich seitdem mit dem eingang des Parzival beschäftigt haben, Bötticher, Roediger, Nolte (ich verweise besonders auf Bötticher, Das hohelied s. 17 und Nolte s. 43) stimmen mit Wackernagel und Schade darin überein, dass sie *gelîchet* als particip (der j. Tit. 51, 1 setzt dafür *vergozzen*) fassen und damit die ganze wendung *zîn anderhalp*

an dem glase gelichtet gleich 'spiegel' nehmen. dieser auffassung habe auch ich mich in meiner oben citierten recension entschieden angeschlossen und glaubte das in meinem text durch die interpolation, auf die wie in allen wichtigeren fällen auch noch eigens (1, vi) hingewiesen ist, für den kenner der betreffenden controverse genügend deutlich gemacht zu haben.

Da also die überlieferung einstimmig (denn auch *gelichent* in D kann ganz wol als particip im sinne von *gelichtet* gefasst werden, vgl. meine recension aao.) einen guten und treffenden sinn gibt und zudem auch nicht einzusehen ist, wie aus dem gewöhnlicheren *gelimet*, wenn es im archetypus gestanden hätte, das seltenere *gelichtet* hätte werden können, so dürfte Fischers lesart der großen reihe der totgeborenen conjecturen beizuzählen sein.

Jena, 3 october 1908.

ALBERT LEITZMANN.

ZU DER BESPRECHUNG VON BAESECKES MÜNCHENER OSWALD (ANZ. XXXII 174 ff). unter dem eindruck der lecture von Wilmanns besprechung 1909 GGA. nr 2 fürcht ich jetzt, dass mein gesamturteil über Baeseckes buch zu wenig zur geltung kommt, da ich den größten teil seiner interpolationstheorie gewidmet habe. ich halt es deshalb für meine pflicht, hier nochmals nachdrücklich zusammenzufassen, dass es meine ansicht war und ist, dass der verfasser mit großem fleisse (aao. s. 183), aufsergewöhnlichem scharfsinn (s. 184) und mit voller beherrschung der textkritischen methode gearbeitet hat (s. 174). das ablehnende urteil über die hypothese von der entstehung des gedichtes find ich zu meiner beruhigung durch Wilmanns bestätigt.

Heidelberg im märz 1909.

GUSTAV EHRLMANN.

PREISAUFGABEN.

1. Die Königliche gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen hat für das jahr 1911 folgende aufgabe gestellt:

'Es wird verlangt: die geschichte des buchtitels in der mittelalterlichen litteratur bis zum festwerden des titelblattes im buchdruck des 16 jahrhunderts. bei erschöpfender behandlung eines teilgebietes kann sich die ausarbeitung auf Deutschland beschränken, in jedem falle aber muss sie die mittellateinische litteratur in weitem umfange heranziehen, und in seinen vorarbeiten wird der bewerber der eingehenden rücksicht auf die litteratur der benachbarten vulgarsprachen, insbesondere die altfranzösische und mittelniederländische, nicht entraten können.'

Die bewerbungsarbeiten müssen vor dem 1 februar 1911 an die Kgl. gesellschaft der wissenschaften eingeliefert werden, mit einem spruch versehen und von einem versiegelten zettel begleitet sein, der außen den spruch trägt der die arbeit kennzeichnet, und innen den namen und wohnort des verfassers.

Der preis beträgt 1000 mark.

II. Das curatorium der dr Leopold Anton und Marie Dierlschen preisstiftung ersucht uns um bekanutmachung der nachstehenden preisaufgaben für das jahr 1910:

1. 'Die zeitgeschichtliche dichtung der Deutschen in Österreich von den revolutionskriegen bis vor dem jahre 1848.'

2. 'Entwicklungsgeschichte der englischen moral-plays.'

Zur bewerbung zugelassen sind nur personen, welche das staatsbürgerrecht in den im reichsrat vertretenen königreichen und ländern besitzen. die arbeiten sind bis zum 1 juli 1910 bei dem decanat der philosophischen facultät der k. k. universität in Wien einzureichen. — der preis beträgt je 50 k. k. ducaten. — die näheren bedingungen werden von der canzlei der n.-ö. advocaten-kammer zu Wien ausgeliefert.

PERSONALNOTIZEN.

Am 31 januar starb zu Prag der senior der im akademischen lehramt stehenden germanisten JOHANNES KELLE, der im vorausgehenden jahre in geistiger frische seinen 80. geburtstag begehn konnte. — am 11 februar folgte ihm im tode professor ALEXANDER REIFFERSCHIED in Greifswald, 61 jahre alt. — 59jährig verschied am 15 februar professor ALBRECHT WAGNER zu Halle, der die deutsche philologie mit der englischen vertauscht hatte. — prof. HERMANN OSTHOFF, der in Heidelberg länger als ein menschenalter die sprachvergleichung vertreten hat, starb am 7 mai, 62 jahr alt.

Am 5 juni verschied infolge eines schlaganfalls der director der Kgl. hof- und staatsbibliothek zu München geh. rat dr GEORG VLAUBMANN. stand er auch persönlich der deutschen philologie fern, so ist er als hüter der reichsten sammlung altdeutscher handschriften doch jederzeit ein wolwollender förderer unserer studien gewesen.

Auf den germanistischen lehrstuhl in Greifswald wurde prof. dr GUSTAV EBRISMANN von Heidelberg, auf den anglistischen in Halle prof. dr MAX FÖRSTER von Würzburg berufen.

Der ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft an der deutschen universität Prag dr ERICH BERNEKER folgte einem ruf als ord. professor der slavischen philologie nach Breslau. an seine stelle in Prag trat dr PAUL DIELS, der sich kurz zuvor an der universität Berlin für vergleichende sprachwissenschaft habilitiert hatte. — der ord. professor der vergleich. sprachwissenschaft zu Breslau dr OTTO HOFFMANN wurde an die universität Münster versetzt. — als ord. professor des gleichen faches nach Gießen wurde der ao. professor dr ALOIS WALDE von Innsbruck berufen.

Habilitiert haben sich: für deutsche philologie dr ERNST STADLER in Strafsburg udd dr JULIUS PETERSEN in München; für sprachvergleichung dr HERMANN JACOBSON in München und dr HANS REICHEL in Gießen.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIII, 2. 3 october 1909

Die handschriften der öffentlichen bibliothek der universität Basel. erste abteilung. die deutschen handschriften. beschrieben von dr GUSTAV BINZ, bibliothekar und ao. professor. erster band. die handschriften der abteilung A. Basel 1907. xi und 437 ss. — 25 m.

Die öffentliche bibliothek zu Basel hätte der 49 versammlung deutscher philologen und schulmänner, die 1907 in der altherwürdigen RheinStadt getagt hat, kaum ein willkommeneres angebinde darbringen können als mit der beschreibung ihrer handschriften, deren deutschen bestand der vorliegende erste band zu verzeichnen beginnt. Gustav Binz, der inzwischen die leitung der Mainzer stadtbibliothek übernommen hat, — möge dadurch die fortsetzung des unternehmens nicht nachteilig beeinflusst werden! — hat sich der aufgabe in liebevoller vertiefung unterzogen, und es reiht sich dieser katalog unsern besten hilfsmitteln gleicher art würdig an. ausführliche register erleichtern wesentlich die benutzung, und auch die folgenden bemerkungen setzen da wo kein besonderes citat angegeben ist, ein nachschlagen in ihnen voraus. wenn die genaue katalogisierung schon jetzt vorgenommen werden konnte, so verdanken wir dies zt. der anregung der Deutschen commission der Preufs. akademie der wissenschaften und der von ihr begonnenen inventarisierung sämtlicher deutschen hss. es ist daher die auswahl der zu besprechenden codices mit rücksicht auf das Berliner generalinventar getroffen worden. doch wurden bei sammelhänden auch die nicht deutschen stücke ebenso eingehend behandelt wie die deutschen. bd 1 umfasst zunächst die theologischen papierhss. sie sind in überwiegendem mafe sammelhss., sammlungen von excerpten (wie zb. A VIII 51 [s. 106] das andachts- und gebetbuch der Margret Zschampi, A IX 2 [s. 110] das handbuch des predigermönchs Stephan Army in Basel) und stammen in der mehrzahl aus Basler klöstern oder dem privatbesitz dortiger insassen, s. s. 369f das verzeichnis der besitzer. bei den lateinischen texten fällt die häufige einschaltung deutscher erklärungen, anmerkungen und zusätze auf (zb. s. 63. 192f 338). die kirchenväter und scholastiker des mittelalters sind neben lateinischen texten und textauszügen durch zahlreiche deutsche übertragungen kleinerer stücke vertreten. es begegnen ua. Albertus Magnus, Augustin, Bernhard, Bonaventura, David von Augsburg.

burg, Gerson, Heinrich von Langenstein, Heinricus de Vrimarya, Marquard von Lindau, Matthäus von Krakau, Joh. Nider, auch mancherlei biblisches und hymnologisches. lateinische predigtwerke und predigten überwiegen, aber es fehlt auch nicht an solchen in deutscher sprache. unter ersteren finden sich s. 229 ff nr 101 'Sermones et collationes monachi cuiusdam ordinis praedicatorum', über deren entstehungsart und verfasser sich bei näherer einsicht vielleicht genaueres wird ermitteln lassen; die niederschrift der Sermones de tempore et de sanctis in A x 133 (s. 248f) datiert aus dem jahre 1360. von predigtwerken in deutscher sprache sei die aus dem Basler frauenkloster Gnadental stammende hs. A vi 38 (s. 75) genannt: 'Legende Johannis des evangelisten, predigten über ihn und übersetzung seiner schriften' mit den predigernamen *Claus der schirmer ein hoher lesmeister von paris*, Johannes von Nördlingen, *ein lesmeister der was von peigern ein paris pfaff*, und meister Johannes vOßringen, *ein brediger von Sanct Domincus orden*. deutsche einzelpredigten s. in der hs. A x 130 nr 48. 57. 68. dieselbe hs. enthält unter nr 47 (s. 218) Sermones diversi per quadragesimam, von einer hand des 14 jhs geschrieben, die sich durch die gelegentlich eingestreuten deutschen satzteile näher bestimmen lassen, insofern diese auf Pfeiffer Mystiker II 654, 22. 650, 21f. 644, 25f. 645, 17ff (vgl. cgm. 365 bl. 193^vf: Beiträge 34, 322) weisen; die vorausgehenden lat. predigten verdienen daher besondere beachtung. auch sonst hat Spamer neuerdings in seiner abhandlung 'Zur überlieferung der Pfeifferschen Eckharttexte' (Beitr. 34, 307ff) zu einzelnen kleineren excerpten des öfteren belege aus Pfeiffers zweitem mystikerband heibringen können. was Binz s. 55 aus A v 41 als 'tractat eines mystikers' verzeichnet, verteilt sich nach Spamer aao. s. 359. 372. 392. 419 auf verschiedene in Pfeiffers Eckhart abgedruckte stücke; das erste ist ebenfalls in einer hs. zu Cheltenham erhalten und von Priebisch Deutsche hss. in England I 309 vollständig mitgeteilt worden. zu den Taulerpredigten und predigtexcerpten in hs. A x 117 nr 5. 8 (s. 154. 155), von denen Pfeiffer manches auf die autorität des Basler Taulerdrucks von 1521/2 hin in seine Eckhartausgabe aufnahm, ist nun Spamer aao. s. 330 mit der num. 338. 402. 419 heranzuziehen; zu nr 6 derselben hs. (s. 155 = Mystiker 2, 623 nr 66) vgl. Spamer s. 404f; wie stellt sich dazu hs. A xi 59 nr 23 (s. 301)? — s. 36 z. 1 v. u. ist Taulers name zu streichen, es handelt sich um ein lat. stück aus der Neunfelsenlitteratur, das ebenfalls A x 130 nr 58 (s. 220) begegnet und hier auch richtig als solches bezeichnet ist, vgl. dazu noch CSchmidt Tauler s. 77 und Zs. f. d. ph. 34, 240. — das sog. Gottesfreund-alphabet im Meisterbuch findet sich zweimal (s. 122. 220). — von Seuses Horologium sapientiae besitzt Basel in A x 133 nr 2 (c. 1360) eine der ältesten bisher nicht benutzten hss. (s. 249); auch soust waren mehrfach excerpte aus Seuses schriften zu ver-

zeichnen. — Ruysbroeks Geistliche hochzeit ist in A VIII 58 (s. 110) in oberdeutscher Übertragung von einer hand des 14 jh.s vertreten. — eingehende untersuchung verlangen die umfangreichen Quæstiones theologicae der hs. A XI 68 (s. 336 f), in deren lat. text öfter kürzere und längere deutsche stücke, auch in poetischer form, eingeflochten sind, zb. freilich der besserung stark bedürftige stellen aus einer predigt des Johann von Sterngassen (s. Beitr. 34, 323). außer der von Binz nachgewiesenen stammt auch der passus auf bl. 132^r (s. 337) aus dem gleichen stück (Wackernagel Altd. pred. 166, 76 ff, vgl. s. 545; Tauler, Basel 1522 bl. 277^d); reime zeigen gelegentlich auch die Germ. 3, 235 ff ausgehobenen Sterngassen-citate. ob ein zusammenhang zwischen diesen Quæstiones und den sonst für Sterngassen bezeugten lat. schriften besteht? mehrfach wendet sich der vf. gegen die vertreter des neuen geistes. auf jeden fall erfährt das Sterngassen-material durch diese Basler hs. bereicherung, und ich darf bei solchem anlass velleicht einfügen, dass einer meiner schüler seit längerem mit studien über das mystikerpaar Sterngassen beschäftigt ist; er wird sich auch mit dem Pratum animarum des Gerhardus de Sterregassen (Trierer hs. 589, Keuffer 5, 44) zu befassen haben. — Joh. Franco scholaster Meschedensis, der vf. der im Basler katalog zweimal (s. 57. 226 f) verzeichneten Aurea fabrica de laudibus virginis gloriosae (Blume Analecta hymnica 29, 205 ff, Germ. 36, 196), und der als mystischer prediger bekannte dominicaner-lector Joh. Frank (von Cöln?) werden vorsichtigerweise aus einander zu halten sein. — kleinere lat. tractate asketischen inhalts liegen in großer menge vor: eine abhandlung, die hs.lich als Fructus fructuum, Fructus arboris, Arbor amoris, Arbor caritatis erscheint (s. 195. 338), berührt sich mit der deutschen Minnebaum-allegorie (Anz. 9, 121, auch cod. Pal. germ. 567 [Bartsch nr 278] bl. 38^d), desgl. das stück De arbore contemplationis (s. 196) mit dem Geistlichen palmbaum (s. 294, vgl. Anz. 9, 121 und jetzt vor allem Rieder. Der sog. SGeorgener prediger s. 260 ff, dazu Nd. jahrb. 10, 27. 23, 114; über die letztgenannte allegorie gedenk ich einmal ausführlicher zu handeln. — geistliches, mystisches, didaktisches in gebundener form ist mannigfach vorhanden (s. 38 f. 44. 45. 124. 126), ua. auch stücke aus den von Bartsch und jetzt von Banz edierten gedichten über Christus und die minnende seele (s. 118. 122 f. 183. 368), verse über die sieben todsünden (s. 224), gereimte lebensregeln (s. 298) nach Seuse (Bihlmeyer s. 288, 11 ff), vgl. Beitr. 34, 383. aus der Erlösung bietet die hs. A X 137 ein kleines bruchstück (s. 264). ihrer eigenartigen fassung wegen verdienen einige Miracula de virgine Maria (s. 162. 204) sowie eine Legenda sancti Georgii martyris (s. 73) erwähnung, aus der visionenlitteratur Elisabeth von Schönau (s. 68) im zusammenhang mit mehreren excerpten, die die legende von den 11000 jungfrauen betreffen (s. 67 ff), sowie der Liber specialis gratiae

der Mechthild von Hackeborn (s. 141); der deutsche text in hs. A VIII 51 bl. 38^r (s. 107) entspricht lib. 4 cap. 56 des originals. — lat. exempla sind ziemlich reichlich vertreten, so zb. aus den Gesta Romanorum, und zwar mehrfach (s. 22. 131. 163. 167f) in hss. die von Oesterley nicht erwähnt sind; außerdem manche deren quelle noch nachzuweisen sein wird, unter ihnen eine lat. Marina in der hs. A X 139 bl. 93^r (s. 271), die, so viel sich nach dem mitgeteilten sagen lässt, kaum als ein bloßer auszug der von Herrmann, Vierteljahrschr. f. lg. 3, 1ff herausgegeben zu betrachten ist; der eingang des Basler textes erinnert an den Augsburger text 3, 25 ff.

Im folgenden mögen noch einige einzelheiten berührt werden, soweit sie die besondere aufmerksamkeit der germanisten verdienen. s. 11 verzeichnet die bis jetzt unbekannte, älteste hs. der beiden ersten bücher der Libri VIII miraculorum des Caesarius von Heisterbach, s. Schönbachs zweite abhandlung über Caesarius s. 45. — s. 25 die predigt Heinrichs von Löwen ist auch sonst oft überliefert, vgl. aufser den litterarnachweisen bei Bihlmeyer Seuse s. 123 anm. noch Berlin ms. germ. 191 4^o bl. 153^b; Trier 303 bl. 99^a; Wolfenbüttel cod. 17 12 Aug. 4^o bl. 92^v. — s. 26 über das erbauungsbuch Geistlicher leute baumgarten, das auch in mehreren Münchner hss. begegnet (cgm. 176? 210. 339. 354. 400. 6247), hat Schönbach, Wiener sitzungsber. phil.-hist. cl. bd 153 nr 4 s. 91f. 100f. eine besondre untersuchung in aussicht gestellt. — zu s. 26 nr 2 s. jetzt noch Schönbach, Zs. d. vereins f. volkskunde 18, 426. — hs. A V 14 nr. 18 (s. 31) Joh. von Hildesheim, Historia trium regum. — s. 49 Das geistliche kloster, s. jetzt Rieder Der sog. SGeorgener prediger s. 339; Nd. jahrb. 10, 24 nr 3. — s. 50. 51. 63 lat.-deutsche vocabulare. — A VIII 19 bl. 39^v (s. 93) und A XI 59 nr 25 (s. 301) Vom anfang des kartäuserordens: auch cgm. 4880 bl. 247^b. — s. 99 Heiligenleben in deutscher prosa. — A IX 2 bl. 89^v (s. 113) ein tractat Drei wahrheiten von einem meister von Paris. — s. 114 (vgl. 115f). 187 einiges zur totentanzlitteratur. — s. 120f. deutsche meisterlieder. — von Ludwig Moser, einem Basler Kartäuser (c. 1500), bietet A IX 27 nr 12 (s. 135) eine übertragung von Dionysius de Leeuwis Der guldin spiegel des sünders, nr 20 (s. 137) vom leben des h. Ludwig von Toulouse, A X 117 nr 1 (s. 153) eine übersetzung des bisher unbekanntenen Migrale, verfasst von Wilhelm Textor (alias Wilhelm von Aachen). — s. 136 Konrad von Heimburg, Sant Bernhards Rosenkränzelin, deutsch von Seb. Brant, autograph; s. 325 Ave praeclara maris stella, deutsch von Seb. Brant. — s. 139 nr 28 Pallas Spangel (ADB 35, 32), Von der begrept und volge Margreten der Pfalzgräfin. — A X 116 bl. 90^v (s. 152) utrum audire cantus amatorios vel ipsa cantare sit mortale peccatum. — s. 158 zum diabolus Schickentantz vgl. Schmeller I 612. II 367; Osborn Teuffellitteratur s. 84 f. — s.

174. 215 es hat auch einen dominicanerbruder Nicolaus von Landau gegeben. — zur ketzerliteratur bietet die hs. A x 120 aus dem ausgehenden 14 jh. (s. 176 ff, bes. 178—180) mancherlei material in excerptengestalt. ich darf bei dieser gelegenheit vielleicht beiläufig auf die Melker hs. 2,4 hinweisen, die den lange vermissten tractat des Gerhardus de Colonia (Keller Die reformation und die älteren reformparteien s. 131) zu enthalten scheint. eine deutsche abschwörungsformel für Wicelfiten und Hussiten ist s. 239 nr 36 verzeichnet. — s. 261 Hugo Spechtshart von Reutlingen (ADB 35,77), Formula discendi metrica. — s. 266 Von der gotteslästerung und vom fluchen. — auf s. 268 nr 6, wo das citat in Wackernagel AP s. 600—602 zu bessern ist, war auf die deutsche version '12 anachoreten' in A v 41 bl. 27^{rb} (s. 55) zu verweisen. — s. 278 Conradus de Mure, Liber de septem sacramentis, metrica. — A xi 53 Epistolae et evangelia per totum annum mit der frage, ob die hs. mit Geiler in beziehung steht. — s. 295 Ermahnung an eine schwester: anima mea liquefacta est, s. jetzt Rieder Der sog. SGeorgener prediger s. 36. — s. 296 Von der seligen müllerin, vgl. dazu Beitr. 34,406 anm.; Borchling Nd. hss. i 102. iii 102. — s. 297 nr 8 eine bisher unbekannte (?) deutsche übersetzung der Peregrinationes terrae sanctae; Röhricht, Bibl. geogr. Palaest. s. 100. — s. 324 Theodor. Ulsenius (ADB 39,270), Wallfahrt menschlichen elends in diesem jammerthal. — s. 334 Florilegium proverbiorum.

Halle a./S., märz 1909.

PHILIPP STRAUCH.

Werden und leben des volksepos. rede gehalten den 15 november 1907 am jahresfeste der universität Basel von JOHN MEIER. Halle, Niemeyer 1909. 54 ss. 8^o.

Der Däne Valdemar Vedel hat in seinem schönen buche Helteliv aus allem, was man im weitesten sinne heldendichtung nennen kann, ein breites, reiches gesamtgemälde componiert. am meisten kam es ihm auf den inhalt an, das porträt des heroischen menschen, wie es die völker der erde gezeichnet haben, und auf die umwelt, den dichter- und hörerkreis, worin diese schöpfungen ihr dasein führten. eine schilderung der heroischen culturstufe der menschheit. JMeier grenzt das beobachtungsfeld enger ab und stellt sich eine andere aufgabe. der betrieb der heldendichtung in gesellschaftlicher und technischer beziehung steht ihm im vordergrunde. er spricht von historie und ihrer umbildung, von stegreifkunst, art der melodie, ausbildung und lebensführung der dichter, stereotypem in den gedichten, künstlicher sprachform, archaischem und modernem in der lebensschilderung, übergang zum großen epos, gedächtnisstärke uam. als leitmotiv stellt er am anfang und schluss das verhältnis hin zwischen individuum und gesamtheit; ein gedanke der ihm als kundigem

volksliedforscher nahe lag. doch darf man bezweifeln, ob grade dieses problem durch die hier vorgeführten tatsachen sonderlich beleuchtet wird. heldenepik ist eben in geringem grade gemeinschaftsdichtung; das werk des einzelnen geht durch die hände wider von einzelnen, kunstgeübten; das 'ganze volk kommt allerhöchstens als publicum in betracht, nicht als mitschaffend; die gleichsetzung mit dem leben der sprache s. 9 ('ganz gleiche gesetze sind hier wirksam . . .') ist eine der gewagteren behauptungen. der ausdruck 'volksepos' aber ist auch für M. nur ein zugeständnis an den sprachgebrauch. aber warum ihn festhalten? tut 'heldenepos' nicht denselben dienst? im titel der schrift wäre der umfassendere name heldendichtung der sachlich zutreffende gewesen.

Seine bausteine nimmt vf. am öftesten von Kirgisen, Atjehern und Slaven, in zweiter linie von den Griechen. der gedankengang erinnert in manchem an Wundt Völkerpsychologie II 1,362 ff. doch behält M. immerhin mehr erdreich unter den füßen. der oft reichlich abstracte haupttext wird durch 113, mitunter weit ausholende anmerkungen aufs willkommenste ergänzt.

Der vf. sagt ein paarmal, dass er gegen romantische vorurteile kämpfe, und weist s. 4f die anschauungen von Herder bis Grimm ab, 'da sie meist auf constructionen und nicht auf beobachtungen beruhen'. das ist vielleicht etwas summarisch. er selbst aber hat gar nicht wenig von der constructiven art, die man nach der romantik oder nach Hegel benennen kann. 'das volksepos' — nicht das griechische oder das kirgisische, sondern das allgemein menschliche, — tritt bei M. als wirklichkeit auf; 'der epische gesang'; die 'echte epik'; 'das eigentlich epische stadium' (s. 13), 'überall sind die wesentlichen elemente und die art des vortrags die gleichen' (ebda). so wie Radloff kühnlich erklärt hatte, der homerische *ἀοιδός* sei eben vollkommen der sänger der kirgisischen gesänge, und die 'epische frage' (wie bezeichnend, wie hegelisch ist schon dieser singular!) könne von den türkischen verhältnissen aus beantwortet werden.

Nun ist ja klar, gewisse berührungen gibt es auch noch zwischen dem Tataren und dem ritterlichen Franzosen; beide sind homines sapientes. aber in dér überzeugung kann die schrift unsers vf.s nur bestärken, dass eine vergleichung der mannigfachen heldenwelten ihren großen wert namentlich dadurch gewinnt, dass sie den blick für die verschiedenheiten schärft. der unterschiede sind viel mehr als der übereinstimmungen. das ist nicht zu verwundern. heroische dichtung gehört nicht zu den primitiven hervorbringungen der menschen. bei den Indern, Iraniern, Griechen, Germanen, Romanen kennzeichnet sie eine gesittung, die auf der stufe des staatenbildenden 'barbaren' angelangt oder schon darüber hinaus ist. bei den Iren ligt das culturniveau der heldendichtung etwas tiefer, aber doch hoch über

dem stande des wilden! bei Russen und Serben mischen sich sehr vorgerückte elemente mit sehr altertümlichen. an der untern grenze dessen was man noch heldendichtung nennen muss, stehn die Kirgisen und die minussinschen Tataren, bei Schiefner 1859. (über die dichtungen der Atjeher hab ich kein urteil.) die volkstümlichen bestandteile des Kalewala sind wol unterbarbarisch, aber das ist auch keine heroische dichtung und scheidet stofflich aus der vergleichung aus. man hat es bei der heldenepik nicht mit den niederungen zu tun, wo der seelenglaube und die zauberkunst keimen und die ersten zierstreifen auf handgeformte töpfe gekritzelt werden. unsere dichtungen stehn auf staffeln, wo jede volksgruppe ihr eigenes gesicht zeigt und die bedingungen des poetischen schaffens mannigfaltig auseinander gegangen sind. haben Becker und Bédier recht mit ihren theorieen über die chanson de geste, so hat man da einen neuen, kräftigen beweis, wie anders die entwicklung bei den Franzosen war als bei ihren östlichen nachbarn. wer die erwähnten Wundtischen ausführungen an den germanischen verhältnissen misst, hat fast auf der ganzen linie ihre unvereinbarkeit festzustellen.

Nicht anwendbar auf die Germanen sind zb. folgende sätze bei M.: dass die kunst des epischen heldensanges nur im primitiven, schriftlosen zeitalter zu leben vermag (s. 10); dass sie ursprünglich im ganzen volke verbreitet ist; die ganze theorie von der stegreifkunst und von den zwei perioden, der aoidischen und der rhapsodischen (s. 13—21): diese künstliche speculation (für die man ja M. nicht verantwortlich machen darf) ruht schon für die alten Griechen auf weniger als löhnernen füßen und kann sich bei den Germanen auf keinen schatten von zeugnis berufen; den meister möchte man sehen, der ein werk wie das Hildebrandslied improvisiert; nirgends ist von stegreifdichtung eines heldenliedes die rede: M. unterscheidet nicht die kunstloseren gattungen der lyrik, des preisgedichtes, besonders im Beowulf und an der Kædmonstelle, wonach auch das verhältnis von dilettanten zu berufsdichtern anders zu beurteilen ist (sieh Brandl Altengl. litt. s. 40f). s. 17 heißt es, die entwicklung zum buchepos sei bei den Germanen 'wol meist durch die christianisierung gehindert worden'; und doch wurden Beowulf wie Waltharius und NL erst durch die mit dem christentum gebrachte cultur ermöglicht.

Aber die Germanen sind bei unserm vf. überhaupt stiefmütterlich behandelt. und zwar, wie es scheint, aus resignation. s. 26 list man: 'im germanischen haben wir ein zu geringes material, als dass wir mit sicherheit etwas folgern könnten: das nordische ist unursprünglich und eigentümlich umgebildet unter künstlichem einfluss, in Deutschland einzig und allein das Hildebrandslied, und nur das angelsächsische reicher vertreten'. es ist ja wahr, wir hätten gern mehr. aber ich möchte hier doch WGrimm und Uhland recht geben, die der meinung waren, das

germanische material sei besonders ausgiebig, um grade die entwicklung der heldendichtung zu zeigen. jedesfalls erlaubt das vorhandene sichrere und reichere schlüsse auf die eigenen germanischen dinge, als der seitenblick auf Serben und Türken. den citierten satz ergänzt die bemerkung s. 50: 'das nordische erscheint durch den starken lyrischen und gefühlsinhalt (ua. monologe!), wie durch die uneinheitlichkeit der metrischen form und das hervortreten strophischer anordnung unursprünglich . .' dies alles ist sehr aus der ferne gesehen: es fasst die 'Edda' in eins zusammen, die isländische nachblüte mit ihren elegieen und die alteu, mehr oder weniger aus dem deutschen übersetzten ereignislieder: ist deren zahl auch nicht grofs, so bilden sie doch mit Finnsburg- und Hildebrandslied, alt und jung, und Ermenrikes dot eine anzahl fester puncte, zwischen denen sich gar nicht so wenige constructive linien ziehen lassen. ich weifs nicht, ob M. die Atlakvida sehr 'lyrisch' oder das fragment des alten Sigurdsliedes sehr 'künstlich' findet; übrigens dünkte ich, wieviel das germanische heldenlied an lyrik und künstlichkeit zuliefs, wissen wir doch nicht von vornherein, wir haben das doch erst aus dem überlieferten zu lernen und dabei die fünf alten ereignislieder des nordens neben den südlichen resten unvoreingenommen zu rate zu ziehen. die frage, ob der strophische oder der stichische bau das ältere sei, ist schwerlich so endgiltig beantwortet wie M. glaubt; indessen greift diese frage in den gesamthabitus der lieder nicht allzu tief ein, Hildebr. und Akv. stehn sich jedesfalls viel näher als jenes der art des Heliand, man darf sich nur nicht durch die typographische strophentrennung täuschen lassen. im ganzen spürt man hinter M.s äufserungen die ansicht: die eigentliche agerm. heldendichtung kennen wir nicht; das uns überlieferte ist halbecht. demgegenüber glaub ich, dass das überlieferte eine leidliche vorstellung von dem heldenliede der völkerwanderungszeit vermittelt. die éine tatsache tritt bei M. garnicht hervor: dass nur bei den Germanen zwei genetische stufen, lied und epos, erhalten sind. mag man die heldengedichte der Kirgisen und Tataren 'lieder' oder 'epen' nennen oder, was am besten wäre, einen neuen terminus für sie finden, jedenfalls vertreten sie éine stilstufe, und was Radloff über ihre evolution sagt, ist schon theorie (und zwar im banne der sammeltheorie), nicht description.

Von den meinungsverschiedenheiten, die der vf. zwischen sich und meiner schrift 'Lied und epos' findet, sind einige, als auf versehen oder misverständnis beruhend, zu streichen (s. 25. 50 note 95). andre male wird nicht ganz klar, wo Meier eigentlich hinaus will. so vermag ich mir die sätze über den Beowulf s. 26 nicht zu einer logischen kette zu verbinden; was wäre damit gewonnen, wenn wir den beiden zu grunde liegenden liedern 'schon ursprünglich' einen reicheren stil zuschreiben? das gäbe doch nur eine zwischenstufe mehr. s. 26 verlangt M., dass man

den übergang vom liede zum epos nicht als sprung, sondern als allmähliche entwicklung erkläre (obwol ja unleugbar die beiden gattungen in unsrer tradition recht scharf geschieden sind); aber was er selbst in note 94 und 113 zum NL und Bw. äußert, schließt in sich, dass der übergang aller wahrscheinlichkeit nach als sprung erfolgte. dass er bei den Griechen gradatim vor sich gieng, ist möglich, — notwendig durchaus nicht. die ansicht ist nicht widerlegt, dass 'Homer' derjenige war, der den breiten epenstil als etwas neues schuf. schon die natur kennt sprünge, wieviel mehr die cultur!

In andern freilich stehn M.s und meine ansichten weit voneinander. M. hängt im grunde noch der sammeltheorie an; denn anders sind äufserungen wie die folgenden nicht zu verstehn: s. 21 f das 'gesamtepos', das 'den großen stoff vieler lieder in einer einheitlichen gestaltung zusammenfasst, neben den alten kleineren noch quasi die rhapsodisch größeren liedteile als 'vortragsteilchen' verwendend'; s. 24 'das epos ist kein liederkreis, sondern eine liederkette . . .'; note 79 bei der Ilias ein gegensatz zwischen dem 'gesamtplan' und den 'einzelliedern'. an die mechanische verbindung von liedern glaubt der vf. natürlich nicht (s. 23); im ganzen möchte sich sein standpunct vereinigen lassen mit dem von Vogt in Pauls Grundr. II 232 ff; also doch sammeltheorie. damit steht in einklang, dass M. note 48 das episodische lied postuliert. aber das Marner- und das Rennerzeugnis verfangen hier nicht: diese liedüberschriften können sehr wol auf abgerundete fabeln gehn. und wenn M. sagt, er glaube ganz entschieden, dass sich die werbungsfahrt Sigfrids als einzellied 'behandeln lässt', und das carmen celebre mit Ruedeger und Dietrich 'brauche nicht' den ganzen Burgundenuntergang enthalten zu haben, so ist nur zu antworten: auf das denkbare kommt es nicht an; der fortschritt bei Ker lag darin, dass das denkbare — das die ganze sammeltheorie beherrscht hatte — dem beglaubigten weichen musste. M. soll tatsachen gegen tatsachen stellen, und er wird die fragen fördern.

Ein ähnlicher wunsch wäre zu erheben bei einem letzten puncte, der hier noch berührt sei. der vf. tritt wider ein für eine unterscheidung von 'sage' und dichtung; er behandelt 'sage' und lied oder 'mündlich verbreitete sage' und lieder ausdrücklich als gegensätze; vgl. s. 5—7. 9. 12, note 5. 10. und zwar denkt sich M. die 'sage' und damit das 'volk' als den eigentlich schöpferischen teil. nicht nur einzelne fabeln, auch ganze cyklen entstehen in der 'sage' (s. 36). beim dichter tritt, 'wenn auch nicht allzu häufig, neben den absichtslosen wandel die bewusste änderung. . mitunter würkt diese, die dann vor dem volke im sange vorgetragen wird, wider auf die sage und wird recipiert, während im allgemeinen die im volke vorhandene auffassung des sagenstoffes das material für die dichtung bildet. aber stets bleibt vorbedingung für die verarbeitung

des sagenstoffes im lied, dass er wirklich im ganzen volk verbreitet und beliebt ist' (s. 9). es sind ungefähr die ansichten, die auf dem gebiete der französischen heldendichtung Voretzsch verfochten hat. die frage ist deshalb so schwierig zu discutieren, weil das wort 'sage' wie kein anderes in allen farben schillert¹. unter helden-'sage' versteht man seit 100 jahren ganz allgemein den inbegriff der heldenerzählungen, unabhängig von ihrer sprachlichen form. aber man denkt bei sage auch an den überkommenen bestand zum unterschied von der zutat des dichters (man sagt etwa: dieser zug des gedichtes ist nicht sagenhaft). manche betrachten ungebundene rede als eigenschaft der sage; oder aber das in kunstloser alltagsprosa überlieferte ist die sage. auch für das bei den zeitgenossen umlaufende gerücht, die ausschmückende fama gebraucht man den namen sage. und endlich haben wir die sage im technischen sinne, die 'volkssage' oder 'ortssage'. bei M. vermiss ich besonders die abgrenzung von volkssage und der kunstlosen überlieferung der heldengeschichten.

Die germanische sagenforschung der letzten jahrzehnte hat ernst gemacht mit dem gedanken: wo es heldenlieder gab, da waren sie die wesentlichen träger der heroischen sage. Ranisch hat in seiner erstlingsschrift den nachweis versucht, wie ein einzelnes gedicht, die *Hamðismál*, in seinem kreise durch lange zeiträume hin den betreffenden sagenstoff verkörperte; beschädigung des liedes war beschädigung der sage; neue sprossformen der sage wuchsen aus dem liede heraus. die methode wirkte damals befremdlich. seither mehrten sich die versuche in dieser richtung. als hauptbeispiel nenne ich Olriks verwertung der *Biarkamál* in seinem *Rolf Krake*. forscher von so ungleichem vorgehn wie Symons, Olrik, Boer, Jiriczek wurden nicht müde, vor dem trugbilde zu warnen, als stehe die heldensage irgendwo auferhalb der heldendichtung. beweisen lässt sich eine solche einsicht nicht; aber sie hat sich bei den einzeluntersuchungen als working hypothesis gebieterisch aufgedrängt und sich fruchtbar erwiesen. ein romantisches überlebsel ist sie nicht, mit der Hamannschen mystik von der poesie als der ursprache der menschheit (M. s. 6) hat sie nicht das mindeste zu tun. sie fußt vielmehr auf dem sehr realistischen gedanken: da die heldensagen unbestreitbar ihrer substanz nach dichtung sind, rühren sie von dichtern her. sätze wie die angeführten M.schen beschwören wider das dichtende volk herauf und erheben die sage, dieses unpersönliche wesen, zu einer wahrhaft mythologischen gröfse, zu der rechten poetischen producentin, die dichter aber werden zu den nachtretern, die 'mitunter' auf die sage einwirken. man erinnert sich, dass Voretzsch (*Epische studien* I 29) geradezu die frage aufgeworfen hatte: ob sich das epos von der vorangehenden

¹ man vergleiche die ausführungen von Wechssler, *Zs. f. rom. phil.* 25, 450 f.

‘sage’ nur durch die äußere form unterschieden habe. also die tätigkeit der dichter bestünde darin, die dichtervisionen der göttin sage in reime zu bringen! aber, wolbemerkt, Voretzsch hat jene frage dann doch verneint. auch M. würde sie vermutlich verneinen. Koegels vortreffliche bemerkungen gegen Voretzsch (P. Grundr. II 56) richten sich auch gegen die M.sche neuro-mantik.

Mit dem satze ‘wo heldenlieder waren, trugen sie die heldensage’ sind nicht alle einschlägigen fragen erledigt. es bleibt zu überlegen: 1) wieweit haben heldensagen — auch außerhalb Islands — einen reichen dramatischen aufbau von anfang an in prosa erreicht? (man denke etwa an Amleths vatermord), wieweit hat also prosaische kunstform mit gebundener rede concurrirt? es wäre recht verkehrt, nur der prosaischen den namen sage zu gönnen! die warnung davor, jedes lebhaftere chronikencapitel sogleich auf ein lied zurückzuführen, ist ganz nützlich; irrig ist nur der weitere schluss: folglich gab es heldensagen in prosa. denn dass jene chronistenepisoden zur heldensage gehören, wäre erst zu begründen. natürlich gelten hier für die französische sage andere maßstäbe als für die germanische. 2) wieweit sind liedstoffe in kunstlose prosa übergetreten, ohne zu verkümmern? wielange hielten sie es in dieser alltagstradition aus? 3) welche rolle hat neben der heldendichtung die sage im eigentlichen sinne, die ortsgebundene volkssage, gespielt? man denke an die Harlungenberge, den lectulus Brunihildae, die Welandes smíððe, die Hagbardshügel usw., usw. dass solche aufserkünstlerische volkssage meistens nur ein stück treibholz aus dem golfstrom der dichtung ist, leuchtet ein. aber es kann auch einmal der schöpfer einer heldendichtung aus der volkssage empfangen haben¹. endlich kann man 4) noch fragen, wieviel die aufserkünstlerische fama, das simple widererzählen und umformen der ereignisse, den dichtern vorgearbeitet hat. klare zeugnisse hierüber werden nie aufzutreiben sein. M. scheint es so aufzufassen, dass diese ‘von mund zu mund weitergegebenen prosaerzählungen’ durch die jahrhunderte hin den eigentlichen stamm der heldensage bildeten, der die ephauranke der dichtung ertrug, aber auch entbehren konnte. der ortsgebundenen volkssage könnte man solche lebensdaner zutrauen — und auf der andern seite der dichtung. aber das was als ‘sage’ durch M.s vortrag schreitet, ist eine größe mitteninne, die bis auf weiteres als unbewiesene und unnötige hilfconstruction zu gelten hat. so meint es auch Gruppe, wenn er als quelle der altgriechischen heldensagen ‘eine von der dichtung unabhängige volkssage’ ablehnt (Griech. mythol. s. 4; ‘volkssage’ ist hier nicht die ortsgebundene tradition, sondern ungefähr das was M. als ‘sage’ voraussetzt). ich komme nicht über den ein-

¹ lehrreiche bemerkungen über das verhalten der heldendichtung zur volkssage findet man bei Olrik, Dania 1,236 ff.

druck hinweg: der name heldensage ist der störenfried! er weckt die association mit dem, was man sonst sage nennt und was doch von heldensage wesensverschieden ist. die heldensage ist nun eben einmal dichtung, kunstschöpfung; mit der volkssage teilt sie den anspruch auf glaubhaftigkeit, daneben aber erhebt sie den anspruch auf kunst; sie will nicht nur belehren, sie will erfreuen, hinreissen, erschüttern. auch Wundts darlegungen, Archiv für religionswissenschaft 11, 200 ff, werden schwer dadurch geschädigt, dass er sage = volkssage und sage = dichterwerk, liedinhalt als eines behandelt. wäre von den ausdrücken heldendichtung und heldensage (dänisch heltedigtning und heltesagn) zufällig nur der erste üblich geworden, so wäre man nie darauf verfallen, dass die heldendichtung — eigentlich keine dichtung sei!

Für das germanische gebiet bedeutet M.s schrift, soviel ich sehen kann, keine unmittelbare förderung. es scheint auch nicht, dass sie sich von den neueren sagengeschichtlichen arbeiten, besonders denen von Orlík, befruchten liefs. es versteht sich, dass der vf. sein feld nach belieben abstecken konnte; aber mancher leser mag es doch bedauern, dass er das epische lied des späten mittelalters, die ballade, nicht für seine probleme befragt hat: wir hätten uns da von dem gewiegten volksliedkenner intimere auskünfte versprechen dürfen. das verdienst des heftes ligt in der zusammenordnung eigenartiger und bemerkenswerter phänomene aus fremden culturkreisen, besonders den slavischen, türkischen und malaiischen. auch wer, wie der ref., den schlüssen auf 'die' heldenepik zweifelnd gegenübersteht und mehr das ungleiche als das gemeinsame sieht, wird dem vf. für seine arbeit danken. sie regt zum nachdenken an, zum nachprüfen älterer und jüngerer hypothesen, und weist durch ihre literaturangaben den weg zu weiterm forschn.

Berlin 15 juli 1909

ANDREAS HEUSLER.

AXEL OLRİK Nordisk aandsliv i Vikingetid og tidlig middelalder. Kopenhagen und Kristiania 1907. 110 ss. gr. 8°.

Nordisches geistesleben in heidnischer und frühchristlicher zeit von AXEL OLRİK. übertragen von WILHELM RANISCH. Heidelberg, Winter. 1908. XIII u. 230 ss. 8°. — 5 m.

Vor einem menschenalter hat die Normannenzeit in Steenstrups werke eine treffliche darstellung erfahren. voll dramatischer spannung zog bei seiner lecture die grofse völkerwanderung an unsern blicken vorüber. wir konnten im zweiten bande die unruhige gärungszeit des 9 jh.s von ihren ersten schüchternen anfängen vor 800 bis zur bildung fester reiche in der Normandie und auf England verfolgen. wir lernten im dritten die geschichte der dänischen und nordischen reiche auf den britischen inseln im 10 jh. bis in die glanzzeit Knuts des Grofsen kennen. wir

erhielten endlich im vierten eine erschöpfende darstellung der rechts- und culturverhältnisse während der mächtigen Dänenherrschaft auf England bis zu ihrem ende um 1050. an die eigentlich geschichtliche psychologie der ganzen bewegung rührt doch aber wol am meisten der erste band, der die vorfragen und vorbedingungen dieses eigentümlichen nordischen nachspiels der großen germanischen völkerwanderung erörtert.

Die frage des tieferen ursprungs der Wikingerzüge, des anteils, den die einzelnen nordischen nationen an ihnen nahmen, bestimmte staatswirtschaftliche und rechtliche grundanschauungen, die die gesamte Wikingermasse beherrschen, fanden hier eingehende betrachtung. kurz, vornehmlich von der socialen seite im weiteren wortsinn ward das thema an dieser stelle behandelt und hat veranlassung zu manchen wissenschaftlichen controversen gegeben, die von den verschiedensten gesichtspuncten aus durch die gelehrten discutiert wurden und zum teil noch heute der lösung harren. das problem des geisteslebens im engeren verstande, der innersten feineren regungen der volksseele, ist in den bisherigen darstellungen des Wikingerzeitalters kaum ähnlich erschöpfend behandelt worden. weder in älteren werken, wie in dem sonst die nordische geistesart im ganzen so vortrefflich charakterisierenden buche von Rosenberg, noch in neueren publicationen, unter denen aus jüngster zeit die behandlungen des stoffes durch Alexander Bugge eine bemerkenswerte stelle einnahmen.

Es ist daher gerade auf diesem intimsten gebiete der alten Wikingerkultur mit besonderer genugtuung zu begrüßen, wenn in die empfindliche lücke ein buch einspringt, das auf kaum 100 seiten den gewaltigen stoff gemeinverständlich behandelt. um so mehr, wenn es ihn bei der fülle der aufzuwerfenden probleme in lichtvoller darstellung so künstlerisch meistert, wie dies Olrik in dem oben genannten buche getan. und gewis dürfen wir uns ebenso freuen, dass dies nach inhalt und form gleich classische werk so schnell in Ransich einen würdigen deutschen übersetzer und glücklich im einzelnen ergänzenden interpreten gefunden hat.

Olrik freilich hat in seiner eingangswidmung an Moltke Moe in Kristiania von bedenken gesprochen, die ihm bei seinem vorhaben aufgestiegen sind, 'über einen so großen gegenstand ein so kleines buch zu schreiben'. indes sein übersetzer hat mit vollem recht schon zum ausdrück gebracht, dass in diesem puncte ein für die persönlichkeit des verfassers verständnisvoller kritiker kaum einer ansicht mit ihm wird sein können. dass O., der durch seine eindringenden Saxoforschungen unserm zeitalter ganz neue bahnen der erkenntnis gewiesen hat, vor der gewis sehr schweren aufgabe die er sich stellte, nicht zurückzusehen brauchte, war und ist wol jedem kundigen klar. die grundlegende bedeutung seines bisherigen wissenschaftlichen hauptwerkes, der 'Dänischen

Heldensage' in materieller hinsicht, ist, besonders auch in dieser zeitschrift, von competenter seite so gewürdigt worden, dass ein erneuter eingehender hinweis hier erübrigt. wir alle, die aus der trefflichen untersuchung des ersten bandes über Rolf Krake so viel gelernt haben, entnehmen mit freude aus dem litteraturverzeichnis des vorliegenden buches und den dankenswerten anmerkungen seines übersetzers, dass sie noch in diesem jahre ihr gegenstück für die Wikingerzeit in einer abhandlung über Starkad nach Olriks bewährter forschungsmethode erhalten soll.

Vorläufig sehen wir in diesem populären buche mit vergnügen aus der art wie der vf. uns Starkads grofsartige Wikingergestalt menschlich nahe zu bringen weifs, dass die formellen vorzüge seiner gröfseren werke, wissenschaftliche probleme zugleich sehr tiefgründig und doch sehr künstlerisch zu erörtern, ihn auch bei der hier notwendigen gedrängteren darstellungsform nicht im stich gelassen haben. ich rate jedem leser einmal, um dies selber zu prüfen, als vorgeschmack des ganzen buches einen blick in das 5 capitel zu werfen, das im engeren sinne die bezeichnung 'Wikingerzeit' trägt. es gibt den besten begriff von der kunstvollen anordnungsfähigkeit des vfs auf engstem raume.

Zunächst das mehr äufserliche geschichtliche bild, das alle wesentlichen züge des oben kurz skizzierten Steenstrupschen gemäldes widerspiegelt! schon hierin treten die zunächst seltsam erscheinenden, für die wertung des intimeren geistigen lebens aber psychologisch so merkwürdigen gegensätze von krieg- und friedensdrang, von roheit und milde, von cultur und uncultur, von nationalität und weltbürgertum, soweit dieser moderne ausdruck heranzuziehn erlaubt ist, scharf hervor. die zerstörende wie aufbauende macht der bewegung tritt als ideelle kraftwirkung ins hellste licht, bekommt aber durch die eingehende analyse des irischen einflusses auf die Nordleute nach dieser doppelten richtung eine ungemaine wahrscheinlichkeit. und nun folgt, wie natürlich und ganz von selbst, die schilderung der gröfsten dichterischen gestalt der Wikingerzeit als gesamt epoche. nationalkräftiger und doch vielseitiger fortwirkend als die gleichfalls typischen gestalten eines Ragnar Lodbrok oder Helgi Hundingsbani tritt sie uns in dem Starkad des von O. dem Saxo so meisterhaft nachgedichteten Ingjaldliedes gegenüber. diese dichterische idealgestalt, an der alle generationen der Wikingerzeit schaffend beteiligt sind, eröffnet für rück- und vorblick in vergangenheit und zukunft die klarste und zuverlässigste perspective. sie wurzelt noch mit einigen zügen im ältesten heldenzeitalter, sie spaltet sich in späteren poetischen bearbeitungen der ausgehenden Wikingerzeit in seltsamer weise — und gibt doch schliesslich, in ihrer totalität betrachtet, am besten das sehnen und denken, das können und wollen, das ringen und vollbringen der blüte des Normannenzeitalters wider. wie es der vf. selbst am schluss des capitels (s. 63) so schön zu-

sammenfassend ausspricht: 'Starkad, diese heldengestalt, hat die hohen lebensziele der heldenzeit vor augen, steht indes doch ein wenig abseits von dem eigentlichen heldenleben, sie beruht nicht eigentlich auf dem stark persönlichen verhältnis der ergebnis oder rache, wie es die alte zeit darbietet, sondern sie wird getragen von der willensanspannung als allgemeiner idee und wandert zu grofstaten über einen weltumfassenden schauplatz. so erscheint sie uns als das eigentliche abbild der Wikingerzeit.'

Die künstlerische beherrschung des stoffes, die aus der verwirrenden fülle der erscheinungen immer das wesentliche herauszuheben, stets das für alle zeiten bedeutsame in der darstellung zu betonen weiß, charakterisiert das ganze buch. seine sachliche anordnung aber ist denkbar einfach. dem eben skizzierten hauptabschnitt 'Wikingerzeit' vorausgeschickt ist ein das verständnis dieser epoche historisch allseitig vorbereitender unterbau, der in vier capiteln eingehend nordisches volkstum, cult, mythus und heldensage von den ältesten zeiten ab erörtert. in den auf den hauptabschnitt 'Wikingerzeit' folgenden fünf capiteln wird das hier, wie wir sahen, in der Starkadgestalt formulierte charakterbild der Wikingerära auf grund der besonders reichlich fließenden isländischen quellen erweitert und vertieft. Eddadichtung, skaldenpoesie, die classische saga, aber auch noch Snorris gelehrte epoche lieferten hier das hauptmaterial.

Ein abschnitt für sich, der deutschen lesern verhältnismäßig am fernsten ligt, ist das schlusscapitel. hier konnte O. seine reichen erfahrungen auf dem gebiete der volksliederforschung, wo er bekanntlich in Grundtvigs spuren wandelt, prächtig verwerten. bewegte er sich nämlich in der schilderung Islands, selbst bei dessen litterarischem zeitalter, noch durchaus in den reinen unverfälschten nachwirkungen alter Wikingertradition, so kam es für ihn in diesem elften capitel, das ganz seiner dänischen heimat gilt, darauf an, die hier frühzeitiger als sonst im norden aus dem süden eindringende ganz entgegengesetzte cultur des christlichen mittelalters zu vergegenwärtigen. und doch fanden sich auch in diesem zeitalter, auf dem neuen hintergrund um so leuchtender hervortretend, höchst charakteristische züge, die nur als ein directes, zum teil sicher bewusstes wiederaufflackern des alten Starkadmilieus gedeutet werden konnten. besonders in den dänischen kämpfergemeinschaften während des zwanzigjährigen ruhmvollen seekrieges gegen die Wenden in der Waldemarzeit. aber auch in der ganzen vor- und entstehungsgeschichte des Saxoschen werkes. O. selbst hat diesen ganzen abschnitt für die deutsche übersetzung noch besonders umgearbeitet und erweitert.

Gerade hier hat sich nun aber auch der übersetzer besonders verdient gemacht. er hat fünf der wichtigsten dänischen volkslieder, vor allem die weisen von Hawbor und Klein-Signe und von Waldemar und Towe, in deutscher übersetzung beigeleitet.

auch sonst ist er überall bemüht gewesen, für eine zweckmäßige ausgestaltung der deutschen ausgabe sein möglichstes zu tun. zur erleichterung des verständnisses für die oben erwähnten capitel über die heldensage und die Wikingerzeit werden Ranischs verdeutschungen der Bjarkamal und des Ingjaldliedes, der lebendigsten verkörperungen des Rolf Krake- und Starkað-ideales, besonders denen willkommen sein, die Olriks geniale nachdichtungen dieser Saxolieder aus dessen früheren werken nicht kennen. Ranisch hat ferner O.s litteraturnachweise zu guten anmerkungen erweitert und ein register zugefügt. auch der im originalwerk die anschaulichkeit der darstellung so wesentlich unterstützende illustrationsschmuck nach alten runensteinen, holzschnitzereien, abbildungen und handschriften ist in der hauptsache beibehalten. dass die übertragung in einer germanischen sammelbibliothek erschien, brachte es wol leider mit sich, dass das ganze doch nicht in der trefflichen äußeren ausstattung vor uns ligt, in der das originalwerk so künstlerisch auf uns würt. wie O.s erfrischender, ganz unpedantischer stil, seine sehr glückliche art, ältere zustände gelegentlich durch unsrer zeit naheliegende zu illustrieren, vor allem aber die litterarischen parallelen aus antiker und moderner dichtung diesen eindruck des dänischen buches auch innerlich verstärken helfen, kann ich hier nur kurz andeuten.

Soll ich nun besonders wertvolle abschnitte aus dem reichen inhalt des buches bezeichnen, so möcht ich zunächst auf das 4 capitel, das die 'Heldensage' schildert, verweisen. keine dichterische regung der volkseele im altertum wurzelt so fest in der wärklichkeit wie diese. darum leitete sie in Olriks darstellung naturgemäfs zur historischen Wikingerära über und hilft durch den gegensatz das gemälde dieser epoche noch feiner retouchieren. bewundernswert, wie O. uns hier in dreifacher, stets sich steigernder anschaulichkeit der nordischen heldensage allmähliches wachstum, ihren idealen kern und ihren höhepunct vorführt: zunächst in allgemeinen umrissen, dann an ihrem typischen und classischsten beispiel, Rolf Krake, endlich in ihrer wärkung auf die entlehnten sagenstoffe.

Olrik zeigt, wie das heldenlied mit staatenbildung und königtum im norden hand in hand geht. wie die festfreude der in der halle dem sänger lauschenden fürstengefolschaft die tragik des heldensanges als eine art contrastierender folie verlangt. wie das treue- und rachegefühl als ideale äußserungen eines ungeheuren volkswillens auch die ältesten sagenformen einer so weichen liebesromantik wie bei Hagbard und Signe oder Helgi und Sigrun bestimmen. und welche rolle endlich der geschlechterverband im norden spielt, der durch unrühmliche verschuldung und rühmliche taten der vorfahren das tragische geschick des haupthelden oft bestimmt. so häufen sich in der vorgeschichte Rolf Krakes die vergehen, die zum untergang des haupthelden

führen: habgier, brudermord, blutschande. was Rolf aber zum herlichsten könige des nordischen altertums macht, das ist die treue seiner krieger, des jungen Hjalti wie des alten Bjarki. besonders dieser, der für den könig stirbt, vereinigt zwei lieblingstypen des zeitalters, den eigenwilligen wilden kämpfen und den helden mit der hohen lebensaufgabe. die prachtvolle analyse des sagenstoffes, wie sie O. uns in seinem gröfseren werke gab, zeigte uns ja aber zugleich, wie eng gerade diese begebenheiten mit dem späteren sang in der königshalle verkettet bleiben. als beispiel für die einwirkungen nordischen geistes auf entlehnte sagen hat O. die von den Wölsungen herangezogen, und hier haben ihm Heuslers einschlägige schriften viel gute dienste geleistet. in der alten strenge und härte der Rolfsage am nächsten verwant ist die Sinfjötllisage. in Sigurd dem drachentöter feiert die ungeheure willenskraft der tat ihren gröfsten triumph. und eben diese ist auch in der ältesten form der Brynhild-Sigurdsage noch wirksam, ehe in jüngeren liedern erotische motive sich einschleichen. die grundmotive von treue und rache, die zum unerbittlichen untergang führen, durchzittern auch die schlusscenen von Atli und Svanhild. in zwei episoden aber erschöpft sich doch das wesen des nordischen altertums am vollsten, und hier stehn wir an der schwelle der historischen Wikingerzeit. neben Sigurd, dem bezwinger des drachens, steht Sigurd, im keuschen beilager der sieger über sich selbst.

Der prächtigste Wikingertypus der isländischen litteratur ist Egil Skallagrímsson, und in der ausmalung und würdigung dieser persönlichkeit im 7 capitel als skalde und im 9 als sagenheld, leistet Olrik in diesem buch wol sein höchstes. der übersetzer verrät, dass eine eingehende untersuchung O.s zu grunde ligt, die nur noch nicht publiciert ist. freilich hatte er gerade hier in Rosenberg und Finnur Jónsson treffliche vorarbeiten. Rosenbergs würdigung der gröfseren gedichte Egils gehört mit zu den feinsten partien seines Nordischen geisteslebens, und die charakteristik Egils ist eine zierde des Jonssonschen litteraturwerkes. aber in seiner ganzen culturhistorischen gröfse scheint er mir von Olrik am besten gewürdigt.

Wie concentriert wird zunächst Egils gestalt in dem abschnitt, der sich mit der mutmafslichen entstehung der sage beschäftigt, herausgearbeitet! die alte überlieferung von dem geschlecht Skallagrims, im munde der bewundernden jüngeren generation lebende skaldenaneddoten, die geschäftig arbeitende volkssage und endlich romantische erzählungen im stile des ritterlichen mittelalters — also scheinbar die widersprechendsten elemente — haben sich hier zusammengetan, um éine festgeschlossene gestalt zu schaffen. ob wir nun diese einheitlichkeit der sage in der uns vorliegenden gestalt éinem genialen verfasser zuschreiben oder auf das conto einer in ihrem denken und emp-

finden, ringen und streben selten gleichmäÙig gestimmten volkgemeinschaft setzen — ihr festes historisches rüchgrat erhält sie doch erst durch die unter Egils namen überlieferten dichtungen.

Das geschlossene charakterbild das sie bieten, ist das vielseitigste gegenstück zu Starkað, nicht am wenigsten auch in der seltsamen mischung von gut und böse. Egil vereint die größten gegensätze der rasse, des standes, des temperaments. Egil ist zugleich sesshafter bauer und schweifender wiking und darin spiegelbild der so wechselvollen halb kriegerischen, halb friedlichen Normannenzeit. das innerste lebenselement seiner persönlichkei ist aber doch die dichterkräft, die hier im norden zum ersten mal souverän auftritt. wie stark und elementar muss sie bei ihm gewesen sein, da sich drei fesseln zusammentaten, um sie nach aufsen hin abzuschließen: die wunderliche einsamkeit des großen menschen, die entlegene heimat auf der fernen insel, die schier alles individuelle einschränkende harte und spröde form der skaldendichtung. und doch sprengt Egils dichtergeist all diese bande, weil bei ihm leben und dichten immer eins sind. mit recht sagt Olrik: 'die mächtigen wogen die durch Egils seele gehn, jubel in der gefahr und niederdrückender kummer, stellen einen wendepunct im leben des nordischen menschen dar.' wenn überhaupt eine gestalt des nordischen altertums, so würkt dieser kämpferkünstler fast wie ein erster schüchterner vorläufer der großen renaissancemenschen des mittelalters.

Dieser teil des Olrikschen buches, der sich mit Egil beschäftigt, enthält die fruchtbarsten keime zu einem noch specielleren, sehr verlockenden thema: 'der geschichte des wikingischen dichtergeistes'.

Nicht in übereinstimmung mit Olrik befinde ich mich in der beurteilung des größten mythologischen gedichtes das der norden hervorgebracht hat, der Völuspa. überhaupt dürfte das 6 capitel, das, mit dieser im mittelpunct, das vordringen des christentums schildert, zu den wenigst abschließenden des ganzen buches zählen. O.s satz 'kein heide des 10 jh.s, jedenfalls kein begabter oder empfänglicher geist, ist ganz unberührt geblieben durch christliche gedanken' mag immerhin seine geltung behalten. einen eventuellen indirecten christlichen einfluss, indem die geistige regsamkeit der heidenwelt durch die neue culturströmung eine starke steigerung erfuhr, haben auch die entschiedensten verfechter des heidnischen charakters der Völuspa stets zugegeben. dass aber 'der beweis für den rein heidnischen ursprung ihres stoffes und ihrer weltanschauung unbedingt mislungen sei', wie O. behauptet, ist entschieden falsch.

So weit O. in seiner früheren untersuchung über dieses gedicht direct christliche einflüsse annimmt, hat er mich nirgends überzeugt. sie sollen alle der letzten partie des gedichtes, den Ragnarök, angehören, von der Olrik selbst sagt: 'so gewaltig sind

ihre bilder, so mächtig strömen sie dahin, dass der zuhörer kaum wird unterscheiden können, wie unter die heidnischen mythen christliche züge sich mischen'. alle jene angeblich fremden bestandteile erklären sich aus voraussetzungen heidnischer mythologie oder heimischer geschichte oder nordischer natur. so die doppelte zerstörung der welt durch wasser und feuer aus dem vulcanischen charakter der insel Island. stutzig machen könnte im lied allein die strophe von dem höchsten gotte, der richtend kommt, aber sie ist ganz sicher unorganisch und erst in später christlicher zeit hineingekommen. das letzte wort über die Völuspa ist noch lange nicht gesprochen. kann es und wird es auch nicht, ehe nicht in der Baldrfrage eine principielle einigkeit in der forschung erzielt ist. und dass wir davon noch weit entfernt sind, wird wol nirgends bezweifelt.

Es war jedesfalls sehr dankenswert, dass Rödiger Müllenhoffs grundlegende arbeit über die Völuspa in diesem jahre in neuer auflage erscheinen liefs: dass weder Olrik noch Ranisch in der Völusalitteratur Müllenhoffs namen verzeichnen, wird sicher bei manchem leser berechtigtes befremden erregen. F. NIEDNER.

Beowulf nebst dem Finnsburg-bruchstück. übersetzt und erläutert von HUGO GERING. Heidelberg, Carl Winter, 1906. xii u. 121 ss. 8°. — 2 m.

An deutschen übersetzungen des Beowulf ist kein mangel. zu den sieben die Tinker (The translations of B., Yale studies in English, 1903) aufgeführt und besprochen hat, sind seitdem hinzugekommen die von Trautmann (Bonner Beiträge zur anglistik xvi, 1904) und von PVogt (Halle 1905). da scheint es fast, als ob für eine neue widergabe kein bedürfnis vorlag. aber Vogts übersetzung — sonst nicht ohne vorzüge — ist nicht vollständig: der vf. übt 'auf den bahnen . . . Müllenhoffs, Möllers und ten Brinks wandelnd' (s. 6) höhere kritik und gestaltet seine übersetzung nach deren ergebnissen. 'als leser denkt er sich . . . vor allen auch die schüler und schülerinnen der oberen classen unserer höheren lehranstalten' (s. 6). umgekehrt ist Trautmanns übersetzung ausschliesslich für die fachgelehrten bestimmt und als fortlaufender commentar seiner fassung des textes gedacht: sie ist nicht selbständig erschienen, sondern dem ags. text gegenüber gedruckt. auch ist sie 'eine möglichst wörtliche prosaübersetzung' (s. 7), die keine litterarischen ansprüche erhebt.

Da nun ferner Steinecks arbeit gar nicht, die von Wolzogen und Hoffmann kaum ernstlich in betracht kommen können, musste man bisher schon auf Heyne zurückgreifen. dessen zuerst 1863 erschienene übersetzung ist in der tat unsere letzte vollständige und zuverlässige metrische übertragung, die von kundiger hand verfasst, das ziel verfolgt, das 'ags. heldengedicht . . . einem

größeren kreise näher zu bringen' (s. 3). die 1908 erschienene 2 auflage wurde zwar durchgesehen und . . . vielfach verbessert' (s. 4), doch sind nach Tinker 'the differences between the two editions not of much importance. the translation is in general, though not always, brought up to the late editions of the text' (aao. s. 64). im ganzen hat wol auch die neuauflage mehr einem ältern stande der Beowulforschung entsprochen (vgl. auch Holt-hausens anzeige im Arch. 103 s. 373); doch ist bei dem lebhaften betrieb und fortschritt dieser studien auch der seitdem verflossene zeitraum schon groß genug, um eine neue übersetzung als berechtigt, ja als sehr erwünscht erscheinen zu lassen. übrigens lässt sich diese in formal ästhetischer hinsicht auch kaum mit Heynes wiedergabe in vergleich stellen, sondern nur mit den noch älteren von Etmüller (1840), Grein (1857, ²1883) und Simrock (1859).

Heyne hatte bekanntlich geglaubt, um der 'lesbarkeit und des leichten allgemeinen verständnisses' willen 'den allitterierenden originalvers des gedichtes mit dem fünffüßigen jambus vertauschen' zu müssen. damit hat er den beifall vieler gefunden. Tinker zh. nennt Heynes übersetzung 'the most readable translation that has ever appeared in Germany' (p. 65) . . . 'undoubtedly the most enjoyable of the German versions' (p. 67), und Wülcker 'scheint ein vergleich mit Greins und Simrocks arbeit genügend zu beweisen, dass wir für unsere zeit den stabreim, für den man jetzt doch kein ohr mehr hat, aufgeben müssen' (Anglia [1881], Anzeiger s. 72; ähnlich im Beiblatt 9 [1898] s. 1). in derselben weise, wenn auch mit einem vorbehalt, urteilt Jantzen (Engl. studien 25 [1898] s. 271). so wenig ich gewisse vorzüge von Heynes übersetzung verkenne, kann ich doch dieser ansicht durchaus nicht beipflichten.

Eine übersetzung die ausschließflich dazu bestimmt ist, das verständnis eines schwierigen textes zu fördern, wird sich ohne zweifel der prosa zu bedienen haben. wird diese aber überhaupt verlassen, weil der übersetzer, nebenher oder als hauptsache, weitere dh. hier also künstlerische zwecke verfolgt, so kann, mein ich, im princip auch nur eine nachbildung der originalen kunstform in frage kommen. diese darf, wenn uns die übersetzung den litterarisch-ästhetischen charakter einer dichtung nahebringen und einen eindruck erwecken soll, der dem des originals einigermaßen entspricht, nicht mit einer beliebigen modern-nationalen vertauscht werden, um so weniger, je eigenartiger, altertümlicher oder fremder jene ist. das ideal der übersetzung eines poetischen kunstwerks bleibt doch immer die sinnetreue wiedergabe seines inhalts bei vollkommener bewahrung seiner originalen form. auf den versuch sich diesem ideal zu nähern wird nur da von vornherein zu verzichten sein, wo die sprache des übersetzers die nachbildung fremder metren überhaupt oder doch die

eines bestimmten metrum ausschließt. und auch in einer so anschmiegenden und metrisch so fügsamen sprache wie der unsrigen wird sich gelegentlich das verlassen dieses grundsatzes rechtfertigen oder selbst empfehlen, wo sich eine einheimische und zugleich dem charakter der fremden dichtung gemäße form darbietet; so mag der trimeter der antiken tragödie mit unserm fünffüßler oder die odenform mit gereimten stropfen etwa in den leichteren, launigen gedichten des Horaz vertauscht werden. aber der Beowulf in die Nibelungenstrophe oder in balladenform oder selbst in zwar leicht lesbare, glatte, aber auch matte und einförmig hinplätschernde blankverse gekleidet — nein, das ist entweder eine unglückliche maskerade oder zum mindesten eine arge verwässerung.

Wäre eine gut lesbare nachbildung der stabreimenden langzeile im deutschen wirklich nicht möglich — was ich bestreite —, so müste man ganz auf die gebundene form verzichten und sich mit gehobener, rhythmischer prosa begnügen. aber nicht an der versform lag die schuld, wenn — was gewis zuzugeben ist — die früheren versuche in dieser richtung wenig lesbar waren, sondern allein an der sprachbehandlung.

Es war ein jetzt wol allgemein erkannter fehler, ton und färbung des originals hauptsächlich durch eine übertriebene archaische sprache nachbilden zu wollen, und statt einer sinngetreuen eine möglichst wortgetreue wiedergabe zu erstreben, was zur beibehaltung unverständlich gewordener worte oder solcher deren bedeutung und wirkung sich verändert hat, wie zur erfindung unmöglicher worte, besonders zusammengesetzter, verführte. der beweis, dass eine sinn- und stilgetreue übersetzung des Beowulf im versmaße des alten gedichts und zugleich in gutem und poetisch gehobenem deutsch möglich ist, scheint mir durch den neuen versuch Gering's erbracht, als übersetzer altgermanischer dichtung schon durch seine Edda bewährt, war der vf. auch als philologischer fachmann und genauer kenner unseres altertums nach jeder richtung hin für sein unternehmen wolvorbereitet und geeignet.

So möchte ich Gering's übersetzung als recht gelungen bezeichnen. auch für weitere kreise scheint sie mir leicht und angenehm lesbar (für diese wären allerdings ein paar erläuternde worte über den bau des altgermanischen verses am schluss der einleitung wünschenswert); sie gibt den sinn, den stil und ton des alten gedichts in völlig genügender treue wider, und dabei ist die form des originals, entsprechend unserer seit Greins tagen erweiterten kenntnis der gewohnheiten des ags. stabverses, mit viel größerer genauigkeit nachgebildet als jemals früher. ein paar aus dem anfang aufgegriffene beispiele mögen den fortschritt in der sprachbehandlung zeigen: v. 1: *Geerdänen* (Ettmüller, Simrock), *Speerdänen* (Grein): *Dänenhelden* (Gering) — 29: *die süßen*

Gesinden (E. S.), *die Gesellen, die trauten*, (Gr.): *die Treuen* (G.) — 63: *Halsgesellin* (E.), *Bettgehalsin* (l S.), *umhalste Bettgenossin* (Gr.): *die als Gattin den Helden . . . unarmen sollte* (G.) — 65: *die werthen Sippen* (E. S.), *Freundmaagen* (Gr.): *Stammverwandten* (G.) — 160: *Todschatte(n)* (E. S. Gr.): *Todfeind* (G.) — 193: *der Nachtübel grösstes* (E. S. Gr.): *die nächtliche Plage* (G.) — 171: *Der Mage der Sk. so mancher oft safs . . . der Recken zur Raune* (E.) . . . *manchmal safs er wohl mit den Reichen zusammen* (S.), *Mancher safs oft der Reichen zur Beratung* (Gr.): *Häufig safsen die Mächt'gen im Rate* (G.) — 189: *so Healfdenes Sohn die Sorge des Tages hielt und hegte* (E.), *So sott () die Sorge den Sohn des H. Jahr aus Jahr ein* (S.), *Den Kummer der Tage kochte* (l) *also H.s Sohn* (Gr.): *So quälte Kummer den König stets, des H. Sohn* (G.). öfters kommt schon Heyne dem jetzt von Gering gewählten ausdrück nahe, aber — abgesehen vom metrum — ist die neue übersetzung dabei zeilengetreu und weniger frei als jene.

Bisweilen scheint mir freilich auch Gering 'dem modernen geschmack' noch zu wenig 'concessionen gemacht' zu haben, um ganz unnötigerweise einen genaueren 'buchstäblichen anschluss' (vgl. s. 12) zu erzielen. so halt ich ausdrücke wie *die Reise lästern* (v. 203), *Schlachtnetz* (406), *Streitruene lösend* (501), *Kraftwerk* (661, heute vorzugsweise mit technischem sinn), *Ge-webe des Kampfglücks* (697), *Notgestallen* (881), *Kampfschweifs* (1460, 'schweifs' = blut heute nur weidmännisch) udgl. nicht für glücklich, weil sie zu ungewöhnlich sind und dem der nicht ags. kann meist unverständlich bleiben müssen. so ist auch der *Vaterbusen* (188) und der *Dienstmann* (402. 494 uö. — nur mit abhängigem genitiv wie in v. 194 unbedenklich, aber freilich schwer zu ersetzen), die leicht komisch würken, erhalten geblieben. für den ersten wäre wol *des Vaters Arme* oder *Schofs* ein annehmbarer ersatz.

Dass das präteritum, auch wo es die bedeutung des plusquamperfects hat, durch einfaches imperfectum widergegeben ist, wird man billigen, wo, wie meistens, der sinn darunter nicht leidet. aber an einer stelle wie 1577 ff scheint mir doch die einsetzung des plusquamperfects nötig, um das verständnis zu erleichtern. wenn ich mir einen vorschlag erlauben darf: in v. 1579 liefse sich für *antat* setzen: *getan*; in 1580 für *Er erschlug im Schlaf und verschlang sofort* (flickwort, nicht im text): *Erschlagen im Schlaf und verschlungen hat' er*; 1583 statt *Schleppte er fort*: (*sich*) *fortgetragen. Für die Freveltaten*; 1584 statt *Zahlte ihm jetzt der zornige Recke* (*jetzt* ist sinnstörendes flickwort, nicht im text!): *hatt' ihm gezahlt der zornige Held* (oder auch: *Seine Freveltaten hatte heimgezahlt der Held im Zorne mit gebührendem Lohn.*) und 1587 *geholt* statt *holte*. vgl. zur stelle meine Wortstellung im B. s. 133. — die construction in v. 38

ist hart, dafür etwa: *Nie hört' ich, dass schöner ein Schiff gerüstet Mit Kriegswaffen ward . . . — in weniger Frist* (77) ist wol kaum deutsch, etwa: *dass bald vollendet das Bauwerk dastand . . . — unschön find ich v. 111: Von dort sind alle Unholde entstammt*, besser vielleicht: *Ihm entstammen die Unholde sämtlich*. — auch würd ich nicht tautologisch sagen v. 386: *Beeile dich schnell*, . . was sich durch blofse umstellung des kommas bessern lässt in: *Beeile dich, schnell* . . , doch würd ich: *Du aber eile* vorziehen.

So ist die zahl der stellen die noch der bessernden hand bedürfen nicht ganz klein (die hier beanstandeten sind nur ein paar, meist dem anfang entnommene beispiele), und für die hoffentlich bald erforderliche neuauflage bleibt wol noch manches zu tun, auch in der versbehandlung konnte der übersetzer, ohne der vorlage untreu zu werden, unserm rhythmischen gefühl doch etwas mehr entgegenkommen. C-verse scheinen mir nur in der art von 625 *und Gott pries sie* zulässig, aber 377 *die Séeführer*, 443 *die fürchtlösen*, 645 *die Nächtrühe* usw. sind zu hart. die unreine bindung *pf : f*, die ich zweimal (1784. 1861) bemerkt habe, würde sich wol nicht allzuschwer vermeiden lassen: v. 1783. 1784: *Kleinode will ich In Menge dir bieten, wenn der Morgen anbricht* — 1861: *Einer dem Andern über das Meer hin*, auch die gar zu grofse zahl von enjambements würd besser verringert, so harte wie 1818: *Melden wollen | wir Meerbefahrer* sollten beseitigt werden. gar nicht aber lässt sich die einführung von nur dreisilbigen halbversen billigen, für die der übersetzer eine grofse vorliebe hat (vgl. 373. 405. 480. 497. 662. 702. 783 usw.), was um so weniger begreiflich scheint, als diese überkurzen verse dem modernen rhythmischen empfinden ebenso freind sind wie der technik des Beowulf.

Zum schluss will ich nicht versäumen, auf die knappe, aber gut orientierende einleitung und die inhaltreichen anmerkungen besonders hinzuweisen — für die weitem kreise unentbehrliche und auch für die fachgenossen höchst dankenswerte zugaben.

Colmar i. E. nov. 1907.

JOHN RIES.

Historisch-grammatische einführung in die frühneuhochdeutschen schriftdialekte von VIRGIL MOSER. Halle a. d. S., buchhandlung des Waisenhauses 1909. XII u. 266 ss. 8°. — 8 m.

Das buch behandelt die sprache von der mitte des 14 bis zur mitte des 17 jh.s. es zerfällt in einen historischen und einen grammatischen teil. der erste charakterisiert die wichtigsten lautlichen veränderungen, die canzlei- und die drucksprachen sowie die theoretiker, usw. so, dass sich das erste capitel mit der zeit bis 1530, das dritte mit der zeit von 1530—1650 beschäftigt. Luther ist ein eigenes capitel, das zweite, gewidmet. der gram-

matische teil ist nach dem üblichen schema angeordnet. die lautlehre, innerhalb deren der orthographie ein besonderes capitel eingeräumt ist, sowie die formenlehre werden ausführlich, wortbildung und syntax sehr knapp behandelt. den schluss macht ein anhang mit textproben.

Das vorwort gibt die quellen an: es sind durchweg abgeleitete. eigene sammlungen hat der verf. nicht gemacht, weil für seinen zweck, nur eine einleitung zu bieten, das vorhandene genüge, und weil er glaubt, 'dass mit einer handvoll belegen mehr überhaupt keine frühneuhochdeutsche grammatik geschaffen werden könne, vielmehr dieses nur unter zugrundelegung einer ganzen reihe noch zu leistender, einzelner untersuchungen erreicht werden dürfte'. auch ich glaube, dass wir noch viele vorarbeiten brauchen, vor allem eine vollständige Luther- und Opitz-grammatik; aber die folgerung, die ich daraus ziehe, ist, dass es noch nicht an der zeit war, eine frühhd. grammatik zu schreiben, nenne man sie nun einföhrung oder wie man sonst will. das von mir angekündigte buch, dessen der verf. im vorwort erwähnung tut, wird keine grammatik sein, sondern eine einföhrung in die probleme der forschung; der erste band soll die geschichte der grammatischen theorie darstellen.

'Anzuregen soll der hauptzweck des anspruchslosen buches sein.' wer anregen will, steckt sich ein gar hohes ziel. leider war M. für seine aufgabe nicht genügend gerüstet. auf ein paar belege mehr oder weniger kommt es freilich nicht an, aber um nur die arbeiten der vorgänger mit verständnis benutzen zu können, muss man die quellen kennen, und die kenntniß der quellen erwirbt man nur, wenn man aus ihnen heraus gearbeitet hat. nur so gelangt man zu einem sichern urteil. bei M. zeigt sich neben einer gewissen unlust, sich ein urteil zu bilden,¹ die neigung zu kompetenzüberschreitungen im aburteilen. s. 3 anm. 2 lesen wir: 'dagegen halte ich Burdachs auffassung (Vom mittelalter zur reformation [1893]), die hereinbeziehung der gesamten culturverhältnisse, für verfehlt, da sein buch selbst zeigt, dass philologisch positives dabei nicht herauskommt.' auf derselben seite, anm. 1, spricht M. von dem 'fast gänzlichen mangel an auf der höhe stehenden bearbeitungen lebender mundarten'. zu diesem urteil war er nicht herechtigt. denn er besitzt keine genügende kenntnis der dialektologischen litteratur; auch hier schöpft er in der regel aus zweiter hand.

Das seltsamste ist aber eine bemerkung über die Weimarer Lutherausgabe. s. ivf heift es: 'was die textproben betrifft, so wurden sie neuen editionen (meist Braunes neudrucken) entnommen und zeigen daher auch die kleinen abweichungen der-

¹ vgl. wendungen wie 'noch immer nicht gänzlich festgestellt' (s. 72²), 'noch garnicht ganz möglich' (s. 82), 'nicht recht zu entscheiden' (s. 161).

selben vom original; diese sind übrigens nach dem vorwort des herausgebers verzeichnet. eine ausnahme macht einzig die Lutherische Bibelübersetzung. hier habe ich aus originalen buchstaben- und interpunctionsgetreu copiert. es schien mir das um so mehr tunlich, als die Bibel Luthers ihrem umfang gemäß nur in großen ausgaben zugänglich ist, von diesen aber selbst die Weimarer wegen der verschiedenen abweichungen in der orthographie, wie wegen ihrer kritischen grundsätze ein nicht ganz deutliches bild gibt'. diese worte erregten meine verwunderung. denn die im anhang abgedruckten stücke der Lutherbibel sind nicht etwa Luthers manuscripten, sondern alten drucken entnommen. in der Weimarer ausgabe war aber, soviel ich wuste, bisher nur der erste band der deutschen Bibel (1906) erschienen, der einen teil des druckmanuscripts wiedergibt. und aus dem vorwort s. ix hatte ich entnommen, dass das erscheinen der folgenden bände noch nicht so bald bevorstehe. ich wollte aber doch lieber an eine lückenhaftigkeit meiner bibliographischen behelfe glauben und wante mich an herrn collegen Drescher mit der frage, wie es damit stehe. er teilte mir mit, dass die ausgabe der gedruckten Bibel noch in weiter ferne liege und die principien noch besonders festgesetzt würden. wie kam also M. zu seinem urteil über die kritischen grundsätze einer ausgabe, die noch gar nicht erschienen ist?

'Wegen der nicht gerade leichten bearbeitung von stoffen unseres gebiets und der umstrittenheit dieser frage' sah sich M. zu einigen methodischen bemerkungen veranlasst. ich finde in diesem abschnitt beinahe nichts als unfruchtbare selbstverständlichkeiten und schiefe behauptungen. ich greife ein paar beispiele heraus. 'als grundlage für die untersuchung eines frühneuhochdeutschen textes hat das mhd. zu dienen, freilich nicht schlechthin die 'normale sprache', sondern es sind die dialektischen eigentümlichkeiten stets zu berücksichtigen; wo diese sprachstufe nicht ausreicht, ist natürlich analog das abd., aber nur so weit als nötig, zu verwerten'. gewis werden wir das ahd., wie überhaupt alles, nur heranziehen wo es nötig ist; aber der anfänger, dem hier geraten werden soll, wird wissen wollen, wo es nötig ist und wo nicht. wenn M. vor der 'beweisenden heranziehung' unserer modernen schriftsprache warnt, so ist das ganz in der ordnung; aber wenn er fortfährt: 'hier ist allein der entsprechende lebende dialekt beweiskräftig', so fragen wir, was bedeutet das 'hier'? wir wollen doch die schriftsprachen, nicht die volksmundarten untersuchen. und wie, wenn es sich um formen handelt, die der 'lebende' dialekt nicht besitzt; wie, wenn die mundart sich verändert oder eine dialektgrenze sich verschoben hat? M. citiert doch Brandstetter, allerdings nur die 'Reception'. in einer methodischen einföhrung hätten die von Brandstetter aufgestellten gesichtspuncte ausführlich dargelegt werden müssen.

‘wichtig für die sprachbestimmung sind besonders die reime’. einverstanden, aber wie macht man eine reimuntersuchung? ‘hingegen ist in fällen, wo die metrik sprachbeeinflussend wirken kann (zb. bei syn- und apokope), vor allem die prose heranzuziehen.’ ein theoretiker des 17 jh.s dachte da anders. als Bellin in seiner *Syntaxis praepositionum* s. 45 den gebrauch Opitzens bezüglich des nichtflexivischen -e feststellen wollte, da hielt er sich an seine gedichte, *‘als aus welchen man die richtigkeit dieser sache haben mus: weil sich darinnen das e nicht so leicht läfset hinanhängen oder wegwärffen; wo der vers seine föllige silben zal haben sol. In andern schriften aber desfelbigen wird man auch oft befinden, das die drucker und drukverbäuserer jrer freiheit gebrauchet, und das e nach beliben, bald hinzu, bald hinweggetan haben’*.

In dem methodischen abschnitt hätte doch gesagt werden müssen, wie aus der schreibung schlüsse auf den lautwert gezogen werden können. es hätte auseinandergesetzt werden müssen, dass dies bei einer traditionellen orthographie unmöglich ist und nur angeht, wenn von der tradition abgewichen wird, sei es dass der schreibende die tradition nicht beherrscht, sei es dass er sie bewusst verwirft, dh. reformer ist. bei den unwillkürlichen abweichungen ist bekanntlich die umgekehrte schreibung von großer wichtigkeit. dieser begriff scheint jedoch M. nicht geläufig zu sein; man vergleiche die bemerkung s. 122: ‘auffallend ist bei Sachs ‘van’ neben ‘von’, da er doch umgekehrt vor nasal $a > o$ verdumpft’.

Ich vermisse auch ein wort über die directen zeugnisse, namentlich die wichtigen angaben der poetiken.

M. ist überhaupt zu keiner klaren erfassung der probleme gelangt. die wörter ‘schriftsprache’, ‘gemeinsprache’ schillern ja in ihrer bedeutung. die wissenschaft bedarf aber deutlicher begriffe. mit dem buchstaben und dem ‘lebenden’ dialekt allein kommt man nicht aus.

Bei der behandlung der canzleisprachen hätte M. für übersichtlichkeit der darstellung viel aus Ehrismanns recension in den GGA 1907, 905ff lernen können. aber er kennt sie nicht, und so sind ihm Ehrismanns wichtige ausführungen über die ältere böhmische canzleisprache entgangen. auch Brandstetters darstellung der Luzerner canzleisprache 1250—1600¹ und OHaffners abhandlung über die anfänge der nhd. schriftsprache zu Freiburg i. B., Alemannia 32, 241ff, sind nicht benützt. Friedrich III hält M. für einen sohn Albrechts II.

Über den buchdruck bringt M. einige richtige bemerkungen.

¹ dagegen stehn s. 69, in einem abschnitt der von den drucksprachen handelt, ein paar bemerkungen über das eindringen der diphthonge in die Luzerner sprache und die längere erhaltung von *ue, üe*. sie stammen aus Brandstetters Reception der nhd. schriftsprache. dieses buch behandelt aber die canzleisprache, die drucksprache so gut wie gar nicht.

aber da er bei seinen vorgängern nichts über den einfluss der drucktechnik fand, so schweigt auch er davon. es muss doch einmal ausgesprochen werden, dass die einföhrung der umlautzeichen in die mitteldeutschen drucke nicht so einfach war. der schreiber kann ein zeichen ohne weiteres nachahmen, der drucker braucht eine type. es bedurfte eines bewussten entschlusses der mitteldeutschen druckherren, wenn sie umlautstypen schneiden lassen sollten. was für unklarheit da mitunter herrscht, zeigt die bemerkung GKefersteins, Der lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser und Eck s. 12, über die ausgabe des Emserischen Neuen Testaments von 1528: sie gebe keine zuverlässige grundlage für die feststellung der umlautverhältnisse in Emsers dialekt, denn in den mit lateinischen lettern gedruckten überschriften und glossen fehle die umlautsbezeichnung zumeist fast gänzlich, ein paar mal werde *ae, oe* gesetzt, dann seien *â ô û* in *fractur* gedruckt, schliesslich werde der *acut* als umlautzeichen verwendet. 'diese schwankungen erklären sich allein aus irgend welchen mangelhaften verhältnissen in der druckerei von Valten Schumann.' aus irgend welchen? ja, wie sollte denn die druckerei *antiqua- â ô û* haben? diese zeichen brauchte man doch nur für das deutsche, deutsch wurde aber nur ausnahmsweise mit *antiqua* gedruckt. für den *fracturtext* folgt daraus gar nichts. M. schreibt aber s. 41 und 92 Keferstein. nach, dass noch bei Emser der umlaut mit grosser inconsequenz widergegeben werde. — aus typographischen rücksichten erklärt sich die verwendung von *v* statt *û* im anlaut, vgl. meine *Melissusausgabe* s. LXXXVI.

Buchdrucker und schreiber haben nicht dieselben interessen. es wird zu erwägen sein, ob die einschränkung der consonantenhäufung im 16 jh. nicht damit zusammenhängt, dass der drucker papier und typen sparen wollte. die verwendung von *y* statt *i* vor *m* und *n* war in handschriften praktisch, in drucken unnötig.

Ob für mhd. *uo û* oder *ue* gesetzt wird, wird demjenigen von geringer bedeutung scheinen, der nur die lautwerte im auge hat. in jedem fall ist ja der diphthong von dem einfachen *u* geschieden. aber von grosser wichtigkeit ist der unterschied für die entwicklung der gemeinsprache. war man einmal darauf verfallen, statt *û* auch *u* zu setzen, so musste dies dazu führen, dass die *û*-typen nicht mehr nachgeschafft wurden. daraus ergab sich von selbst die schliessliche consequente durchführung des einfachen *u*. wo dagegen der diphthong durch nebeneinander gestellte buchstaben bezeichnet wurde, konnte man noch lange schwankend bald *ue* bald *u* setzen. so erklärt es sich, dass in Schwaben die unterscheidung zwischen mhd. *uo* und *u* viel früher aufgegeben wurde als in Österreich, wo noch bis ins 18 jh. *ue* neben *u* vorkommt.

Ecks Bibel wird von M. wider als bairisch betrachtet. ESchröders recension GGA 1900, 274 ff kennt er nicht. Schröder

hat s. 276 darauf hingewiesen, dass die Bibel in Augsburg gedruckt worden ist, und s. 291 ihren grundcharakter als schwäbisch bezeichnet. damit der alte irrtum sich nicht weiter fortschleppe, will ich die sache etwas ausführlicher behandeln. Keferstein war unmethodisch vorgegangen. er wusste, dass Eck von geburt ein Schwabe war und erst seit seinem 24 jahr in Baiern lebte. er hätte also untersuchen müssen, ob seine sprache schwäbisch oder bairisch oder ein gemisch aus beiden sei. statt dessen erklärt er s. 10, dass unter dem 'hochdeutsch' Ecks der bairische dialekt zu verstehen sei, folge ohne weiteres aus seinem lebenslauf. s. 50 stellt er die züge zusammen, die angeblich den bairischen charakter der sprache erweisen. es sind dies *ai* = mhd. *ei*, die diphthongierung von *i*,¹ *û*, *iu*, die bewahrung der diphthonge *ie*, *uo*, *üe*, die 'besonderheit' *ui* und die apokopen und synkopen. das sind aber alles dinge, die auch dem schwäbischen dialekt, bezw. der schwäbischen schriftsprache eigen sind. bairisch ist nur das von K. als allgemein obd. merkmal angeführte *kh*; aber diese schreibung kommt gerade in den dreißiger jahren auch in andern Weisenhornschen drucken vor, s. Schröder aao. s. 291, vBader Grundlagen des nhd. lautsystems s. 19. auf der andern seite trifft man in Kefersteins zusammenstellungen eine menge nicht bairischer eigentümlichkeiten. was die schreibung der *e*-laute anbelangt, so ergeben die sammlungen K.s, §§ 10 und 26, kein ganz reinliches resultat, aber man erkennt doch die tendenz für *ë* und *æ* (*ä*) *â* zu setzen, für *ê* *ó*. nun ist bekanntlich die verteilung der *e*-qualitäten im schwäbischen und im bairischen verschieden. mhd. *æ*, *ä* fallen bairisch mit keinem andern *e*-laut zusammen, dagegen hat die hauptmasse der *ë* den laut des *e* angenommen. (abweichungen einzelner bair. mundarten gehn uns hier nichts an.) schreibungen wie *âssen*, *mâssen*, *gewâsen* widersprechen dem bair. dialekt durchaus. einiges derartige findet sich allerdings nach Himmler, progr. d. Wilhelm-gymnasiums in München 1902 s. 18 bei Aegidius Albertinus, ist aber ganz vereinzelt. *ô* für geschlossenes *e* kommt zwar auch bairisch gedruckt vor, aber nicht in der ausdehnung wie bei Eck. auch die allerdings dem bairischen dialekt entsprechende vermischung von *i* und *ü*, *ie* und *üe*, Keferstein §§ 20. 31, ist mir in dem mafe aus bairisch-österr. drucken nicht bekannt. schwäbischer schriftgebrauch ist auch *o*, *ô* statt *uo*, *üe* vor *n* (*grôn*, *gronen*), Keferstein § 24. Weinhold Bair. gr. § 59 führt nur ganz wenige schreibungen aus bairischen gebieten an, HSachs ist da beiseite zu lassen. ferner: *rûfen*, Keferstein § 30 (nach Schmeller Bair. wb. II 68 nur oberpfälzisch mit umlaut). *j* in *sâien* § 46, deminutivsuffix *-li* § 19; *fûllin*, *lûgin*, *hóhin*, *ainódi* § 21,²

¹ *ô* bei K. ist natürlich druckfehler.

² ich rede hier natürlich von der schriftform; in den dialekten ist der unterschied nicht so grofs. vgl. Kauffmann Gesch. d. schwäb. mundart § 105 f. g mit Schmeller Die mundarten Bayerns §§. 219. 856.

plural *höhene* § 16, *gan, stan* § 13. auch *gang* als conj. und imp. kommt vor, zb. 1 Kön. 17. endlich sind zu beachten 2 pl. auf *en* und *end* oder *ent* (*endt*); zb. Gen. 1: *Wachfent vnd werden gemeret vnd erfüllen die erden, vnnnd vnderwerfendt sie euch: vnd herrschend den vischen.* 2 pl. conj. *das jhr nit effen* Gen. 3, 2 pl. ind. *ihr effend* ib.

Es finden sich also in diesem in Schwaben gedruckten werk eines Schwaben unbairische eigentümlichkeiten. es darf daher nicht ohne weiteres als bairisches denkmal betrachtet werden. ob überhaupt bairisches vorkommt und in welchem umfang, müste von neuem untersucht werden. die form *waitzen*, auf die Keferstein § 63 gewicht legt, beweist nichts, da auch in Schwaben die *z*-form vorkommt, s. Fischer Geographie der schwäbischen mundart s. 65. in *geist, heilig* kommt *ei* vor, Keferstein § 32, aber nicht durchstehend. und die schreibung wird dadurch entwertet, dass *ei* statt *ai* auch in andern wörtern sich findet. es kann durch den setzer hereingebracht worden sein; nach AGötze Die hochdeutschen drucker der reformationzeit s. 10, sind in Weisenhorns drucken *ei* und *ai* unvollkommen geschieden. vgl. umgekehrt *flaisch* 1 Kön. 17; das bair. hat hier wie in *geist, heilig* den laut des neuen diphthongs. *geen, steen*, das nach Keferstein § 13 neben *gan, stan* vorkommt, erscheint nach vBahder s. 20 schon frühzeitig in Augsburger drucken.

Es müste auch das orthographische im eigentlichen sinn untersucht werden. dass Eck die gemination sparsam anwendet, hat schon Keferstein § 4 bemerkt. bei einer flüchtigen durchsicht ist mir aufgefallen das zeichen *ũ* in den diphthongen *aũ, eũ*, vgl. Müller Quellenschriften s. 13, Ölinger ed. Scheel s. 16; Rückert Entwurf einer system. darstellung der schlesischen mundart s. 77ff; ferner *vm* statt *vmb*, *ü* im anlaut, fehlen des *y*¹.

¹ Es sei mir bei dieser gelegenheit gestattet auf einige andere unrichtige localisierungen hinzuweisen. Rompler darf nicht für die charakteristik der Straßburger drucksprache herangezogen werden. er ist in erster linie als reformer zu betrachten; als solcher beweist er für die sprache seines aufenthaltsortes ebensowenig wie Melissus für die Heidelberger oder Zesen für die Amsterdamer drucksprache. sollten seine *ai* (Burdach Einigung s. 4 anm. 6, vBahder s. 31) nicht zu den bewusten abweichungen vom herkömmlichen gehören, so zeugen sie nur für den schreibgebrauch seiner heimat; der setzer, der angewiesen war, seine vorlage getreu widerzugeben, konnte ja unmöglich wissen, was individuelle eigenheit war, was nicht. Romplers heimat war aber Österreich, u. zw., wie Martin ADB 29, 673 festgestellt hat, Wiener-Neustadt. — Ignaz Weitenauer ist von Kluge mit unrecht in Freiburg i. B. localisiert worden. er war ein Baier aus Ingolstadt und würtle an der universität Innsbruck. seine Zweifel von der deutschen sprache haben mit Dornblüth und überhaupt mit den sprachstreitigkeiten im südwesten nicht das geringste zu tun, gehören vielmehr zu den gemeinsprachlichen bestrebungen des bajuvarischen Österreich der thesianischen zeit. — Molz scheint zu glauben, dass die grammatiker ihre bücher immer in ihrem geburtsort drucken liessen; so

In dem capitel über die ältern drucksprachen hätte wohl das buch von AGötze, Die hochdeutschen drucker der reformationzeit genannt werden können. bei der besprechung Gengenbachs s. 33 war auch auf Singer Zs. 45, 154f, zu Niklaus Manuel (s. 37) auf Singer, Zs. f. hd. mundarten 2, 5ff zu verweisen. der aufsatz von HHaldimann über den jüngern Manuel, Zs. f. hd. mundarten 3, 285, ist wie manche andere specialarbeit M. unbekannt geblieben. unvollständig sind die litteraturangaben zu HSachs s. 62 anm. 1; es wird da nur das programm von Frommann und Shumways dissertation genannt. in der Murner-litteratur s. 36 anm. 1 fehlt Shumway The verb in Thomas Murner, Americana Germanica 1 3,76ff, 4, 1.

Recht dürftig sind die abschnitte, die von den theoretikern handeln, ausgefallen. eine eigentliche charakteristik der theorie wird selten gegeben. 'Ick elsamer arbeitet seine 'Rechte weis' zu einer 'Teutschen Grammatica' (Augsburg 1534) um'. das ist alles was M. über das interessanteste erzeugnis der ältern theorie sagt. zwischen den vorschriften und dem gebrauch der theoretiker wird nicht streng geschieden. so heisst es von Clajus s. 73: 'gegen den spätern gebrauch des reformators bezüglich der verwendung grosser anfangsbuchstaben wird noch am mhd. usus festgehalten'. aber eine vorschrift über den gebrauch der majuskeln gibt Clajus überhaupt nicht. von Ritter und Schöpf sagt M. s. 76: *ai* wird unter Oberdeutschem einfluss öfters in anwendung gebracht. dass Ritter wie Schöpf die beiden *ei*-diphthonge in der aussprache ganz unabhängig von der schreibung unterschieden, hat M. aus vBahders bemerkungen s. 78 nicht herausgelesen. Ritter lehrt s. 7: *Ei et Ey habent sonum intermedium vocalium E et I sive y, velut in vocibus Latinorum parteis, omneis: in pluribus tamen vocibus habent hae etiam diphthongi sonum intermedium vocalium a et i, ut zwey, quasi duo.* Einer quasi ainer, unus, fecus evenit in voce drey tria.' und Schöpf s. 13: '*ei vel ey. Vnicā syllaba conflata et clara voce efferenda sunt, vt intelligatur i, sicut in dictionibus Latinis, queis et omneis. Hic tamen obseruandum, hanc diphthongum ei vel ey faepissime positam reperiri pro diph. ai vel ay, quod ex pronunciatione quam fa-*

wird der Thüringer Stieler ins süd- und ostfrk. gebiet, der Schlesier Steinbach nach Niederdeutschland versetzt, vgl. PB Beitr. 27, 272. aber selbst dieses princip erklärt noch nicht, weshalb der Oberpfälzer Aichinger, dessen grammatik in 'Frankfurt und Leipzig' herauskam, nach Schwaben geraten ist. der Kolloandro ist zwar in Nürnberg erschienen, aber von dem Steirer Stubenberg übersetzt. Henisch war allerdings lange jahre professor in Augsburg; es muss aber immerhin erwogen werden, dass er aus Bartfelden in Ungarn stammte. auch bei Rebhun wäre es vorsichtig, seine heimat in anschlag zu bringen. trotz meiner abhandlung über ThHock wird PB Beitr. 31, 279 das Schöne Blumenfeld als westmittelddeutsch betrachtet. s. 278 wird Sigismund vBirken als Baier bezeichnet, vermutlich weil das von Molz benutzte buch in München erschienen ist.

cillime arguitur, et tunc naturam quoque eiusdem induit, ut in verbo heylen, sanare, vbi ey pronuntiandum circumflexè ac si esset ay. nam si clare id est accentu acuto pronuntiâris, nil decens sonaueris. Praeterea in quibusdam verbis et nominibus diphthongus ei et acute et circumflexe pronuntiari potest, et duplicem idem vocabulum habebit significationem, ut in verbo schweigen, vbi si diphthongum ei pronuntiabis per accentum acutum, verbum illud significabit (tacere), si vero per accentum circumflexum (vbi ai) significabit, placare plorantem. Sic etiam Reiff . . . Et quamplura similia, in quibus vulgaris enuntiatio obseruanda, et loco ei, circumflexati diphthongus ai, potius et elegantius, meo iudicio, scribenda est ad distinctionem significationis eiusmodi vocabulorum.' hätte M. diese äusserung des aus Ingelheim stammenden grammatikers gekannt, so würde er doch vielleicht bedenken getragen haben, s. 39 die unterscheidung der Mainzer drucke zwischen *ei* und *ey* als oberdeutschen eindringling zu bezeichnen¹. allerdings hätte ihm davon schon die erwägung abhalten können, dass, wenn man eine oberdeutsche eigentümlichkeit hätte nachahmen wollen, man doch einfach das bairisch-schwäbische *ai* herübergenommen hätte.

Wie verfehlt es ist, die laute der heutigen mundarten ohne weiteres mit der schreibung des 16 jhs zusammenzubringen, mag noch folgendes lehren. Melissus scheidet bekanntlich *ei* = mhd. *i* und *ai* = mhd. *ei* (*öu*). er wollte dadurch nicht blofs verschiedene lautgebiete trennen, sondern betrachtete *ai* als phonetische schreibung. in der Commentatiuncula de etymo Heidelbergae (vgl. meine ausgabe der Psalmen, Neudrucke 144—148, s. vi f) verwirft er nicht nur die schreibung *ei* für *ai*, sondern auch *ey*. von dem namen der stadt Heidelberg sagt er: *Constat primam syllabam per Hai pronuntiari indigenis, ut et antiquitus, non per Hei* und fährt dann fort: *Quod cum dico, nolim quisquam intelligat, diphthongum ai efferendam adeo crasse et inconditè, ut rudiores nonnulli Boii et Norici eandem in oai vel oae nimio plus ore diducto transformare solent: sed quemadmodum indigenae ipsi, et Rheni accolae propinquiore, adeoque et Franci et Suevi subtiliores enuntiant, id est, rotundè et molliter; ut Pathah Hebraicum, quod clarum et apertum vocant, sonet, non Kamets illud pingue et crassum.* es ist uns also für das jahr 1598 als Heidelberger aussprache des diphthongs in Heidelberg *ai* bezeugt. heute

¹ M. glaubt s. 129f., dass in einem grosen teil des md., namentlich dem rheinfrk. und obersächsischen, *ei* schon im 13 jh. zu *é* geworden sei. s. 131 erklärt er den zusammenfall der beiden *ei* (*z*, *ei*) in der md. literatursprache damit, dass die alten diphthonge keine 'lebenden' bestandteile der md. sprache waren. er denkt also wol an einfluss der schrift und nimmt vermutlich an, dass man auch in Westmittelddeutschland entweder nach der 'lebenden' mundart für *ei* *z*, oder der schrift folgend *ei* wie den aus *z* entstandenen diphthong gesprochen habe, eine unterscheidung beider diphthonge als diphthonge also nichts bodenständiges sein könne.

liegen die dinge nun nach freundlichen mitteilungen LSütterlins folgendermaßen. in der altstadt Heidelberg lautet das mhd. *ei* \bar{e} , ebenso in Mannheim, Neckargemünd, Schwetzingen. das dazwischen liegende land mit dem jetzt Heidelberg einverleibten Neuenheim, ja sogar früher der vorstädter bauerndialekt, hat dagegen \bar{a} . der name der stadt ist auch auf dem land *Hēdelberg*. sonst findet sich \bar{e} in weiten strecken der linksrheinischen Pfalz, aber auch im Odenwald. Sütterlin vermutet in dem rechtsrheinischen \bar{e} reste einer alten hofsprache und verweist auf beziehungen des fürstenhauses zum linksrheinischen gebiet. wenn Sütterlin mit dieser erklärung des \bar{e} recht hat, so kann der laut erst im 17 jh. eingedrungen sein. denn das zeugnis des Melissus ist deutlich. entweder hatten zu seiner zeit die gebildeten in Heidelberg das alte *ai*, das ja die notwendige vorstufe des heutigen bäurischen \bar{a} ist, bewahrt, oder der lautübergang *ai* > \bar{a} war überhaupt noch nicht eingetreten. für \bar{e} ist jedenfalls kein raum. geschichte der schriftsprache ist eben culturgeschichte, wenn auch M. 'die hereinbeziehung der gesamten culturverhältnisse' für verfehlt erklärt.

Direct falsch sind einige behauptungen über Schottelius s. 77. 'für die rechtschreibung bemüht er sich, gleichfalls zuerst, wenigstens einige regeln zu geben; allein sie kommen nicht viel über die schon zu Luthers zeit von den theoretikern gestellte forderung nach möglichster vermeidung von unnötigem beiwerk hinaus'. ja, haben denn die grammatiker vor Schottelius keine regeln aufgestellt? von seinen vorgängern hat er für die mehrzahl der 23 lehrsätze der Teutschen Sprachkunst das stichwort empfangen, von Clajus, Ickelsamer, wie es scheint auch von Gueintz, dessen Sprachlehre ihm im manuscript vorgelegen hatte, und von Albertus. ich sage, das stichwort hat er empfangen, denn der inhalt der regeln ist vielfach sein eigentum. seinen bemühtungen ist es zuzuschreiben, dass die etymologisierende consonantenverdoppelung im auslaut und vor einem andern consonanten (*mann*, *männlich*) ein bestandteil unserer heute geltenden orthographie geworden ist. er hat eine ganze menge von regeln gegeben, die M. zt. an anderen orten erwähnt, an die er sich aber auch hier hätte erinnern sollen. so fordert Schottelius die trennung von *u* und *v*, *i* und *j* nach dem lautwert, die verbannung des *w* aus den *u*-diphthongen, des *mb*, des nicht etymologisch begründeten *dt*, des *th*, später auch des *ck*, das er zwischen vocalen durch *kk*, nach consonanten durch *k* ersetzt. wenn M. schreibt: 'überhaupt ligt die schwäche von Schottels arbeiten darin, dass sie sich wenig fester angaben über das einzelne befleißigen, welche nötig gewesen wären, um der praxis einen wirklichen halt zu geben', so ist das einfach der nachhall einer Rückertschen übertreibung in der Geschichte der nhd. schriftsprache (II 297), einem werk nebenbei, das M. s. XI als 'von geringem wert' bezeichnet.

Unter den theoretikern wird mit recht auch Opitz genannt. M. erwähnt die einschränkung der apokope und sykope, das verbot der willkürlichen umstellung der satzglieder, die bekämpfung der fremdwörter. aber die zusammenfassende formel fehlt. Opitz bricht mit der traditionellen dichtersprache. das ideal das ihm vorschwebte, war, dass die dichtersprache in den grammatischen elementen sich nach der gebildeten umgangssprache, wie er sie handhabte, richten sollte. diese gebildete umgangssprache war nach seiner meinung identisch mit der guten schriftsprache. insofern ist es vollkommen richtig, wenn Burdach, Forschungen zur deutschen philologie s. 314 Opitzens vorschrift bezüglich der paragoge so formuliert: 'nur was in der guten prosa von volleren substantivformen noch üblich ist, soll in der poetischen sprache zugelassen werden'. in der praxis freilich war mit Opitzens vorschriften gar nichts anzufangen, wenn man die von ihm gemeinte sprache nicht schon beherrschte. Melissus zb. hätte sich nicht geschaut, auch in prosa *helde, sterne* zu schreiben. aus den drucken war nichts zu lernen, da sie bezüglich der setzung und auslassung des *-e* unzuverlässig waren, vgl. die oben angeführte äufserung Bellins. hier hätte eine grammatik helfen müssen; wie unsicher aber und von aprioristischen erwägungen beherrscht die grammatik des 17 jh.s in diesem puncte war, hab ich in den Abhandlungen z. germ. philologie s. 31 ff gezeigt. allein Opitz und seine ostmitteldeutschen nachfolger trugen ihre grammatik in sich, sie folgten einfach ihrem sprachgefühl. Opitz ist in der setzung und auslassung des *-e* sehr streng, viel strenger, als es nach Baeseckes dissertation scheinen möchte. es hat sogar das aussehen, als habe er sich nach kräften bemüht, doppelformen zu vermeiden, auch wo sie seine sprache ihm an die hand gab. vereinzelte fälle beweisen gar nichts dagegen.¹

Dem princip der einheit von dichter- und umgangssprache in den grammatischen elementen ordnen sich eine ganze reihe von vorschriften unter. nicht nur die regelung der wortlänge (verbot der sprachwidrigen apokopen, synkopen und paragogen) und der wortstellung, sondern auch die verbannung von formen der sprache 'derer örter, wo falsch geredet wird', dh. von bestandteilen der traditionellen dichtersprache, wie *sach, geschach, han*. auch die metrischen vorschriften gehören hierher. die bekannte bemerkung über den deutschen vers besagt: betone in den gedichten die wörter nicht anders als in der natürlichen rede; brauchst du also an einer bestimmten stelle des verses ein trochäisches wort, so setze keines, das in der natürlichen rede

¹ wenn Gryphius viel mehr apokopen hat, so wird das mit seinem heimatdialekt zusammenhängen: Glogau liegt im schlesischen apokopegebiet, vgl. WvUnwerth Die schlesische mundart § 93.

jambisch ist.¹ und auch die forderung des reinen reims lässt sich hierher ziehen, denn gewis wurde im vortrag oft die unreinheit des reimes ausgeglichen, dh. sprachwidrig gesprochen.²

¹ Ich halte an der ansicht fest, dass der voropitzische reimvers mit fester silbenzahl alternierenden rhythmus hatte. Köster bemerkt dagegen in seiner abhandlung Über sprechverse des 16 jh.s (Berichte der phil.-hist. classe der kgl. sächsischen Gesellschaft der wissenschaften 1905) s. 3: 'man spreche einmal ein Hans Sächsisches fastnachtsspiel streng jambisch, so geht das verständnis . . verloren'. hier ligt ein fehlschluss vor. wir würden natürlich eine derartig vorgetragene dichtung nicht verstehn. aber die menschen des 16 jh.s, die an diese recitation gewöhnt waren, mussten nicht erst in jedem einzelnen falle sich das verständnis mit hilfe ihrer umgangssprache erkämpfen. eine sprache ist niemals an sich verständlich, sie muss immer erlernt werden, freilich muss das nicht an der hand von grammatiken geschehen. die dichtersprache des 16 jh.s ist als eine eigene sprache für sich zu betrachten. sie hatte sehr viele ähnlichkeiten mit der umgangssprache, im wesen war aber ihr verhältnis zur umgangssprache kein anderes, als das zweier deutscher dialekte zueinander. zu den eigentümlichkeiten der dichtersprache gehörte es nun, dass jedes zweisilbige wort auf der ersten oder auf der zweiten silbe betont werden konnte, jedes dreisilbige auf der zweiten oder auf der ersten und dritten. an sich ist das nichts anderes, als wenn die umgangssprache in bestimmten wörtern bald so, bald so betonte. vgl. den bekannten Opitzischen vers: *du bist tot lebendig, ich bin lebendig tot*. der unterschied besteht nur in der ausdehnung der accentschwankungen. die dichtersprache hatte noch eine menge anderer eigentümlichkeiten. während in der umgangssprache seit jahrhunderten das attributive adjectiv seinen festen platz vor dem substantiv hatte, stand es in der dichtersprache bald vorne, bald hinten. das verbum finitum durfte in hauptsätzen den adverbialen bestimmungen folgen. dasselbe wort konnte ein- oder zweisilbig sein (*zart, zarle*), in manchen stilgattungen tritt *e* auch an flexionsendungen (*hane, sprichte*). man konnte in dieser sprache *lassen* oder *lan* sagen (vgl. zb. H. Sachs, Neudrucke nr 63. 64, 79 v. 145: v. 22), *haben* und *han* (ib. v. 307: v. 91), *ich hab* und *ich hon* (ib. v. 316: v. 242), *gen* und *gon* (79, 106. 183: 75, 151. 323. 463) udgl. mehr. hier heisst es nun consequent sein. legt man an die betonung der dichtersprache den maßstab der umgangssprache, so muss man das gleiche mit ihren formen und fügungen tun. wer nur mit der kenntnis der umgangssprache ausgerüstet verse des 16 jahrhunderts hörte, auf den musste ein *mündlein rot* denselben eindruck machen, wie auf uns etwa *mann der statt der mann*. wenn der hörer nur *gên* kannte, so musste ihm *gon* ebenso klingen, wie uns *zohn* statt *zehn*. wenn jemandem das paradox erscheint, so lässt er sich dadurch täuschen, dass wir durch die lectüre an die nachstellung des adjectivs, an formen wie *gon* udgl. gewöhnt sind, oder um es gelehrter auszudrücken, weil wir sie historisch begreifen, während uns die recitation des 16 jh.s natürlich nicht geläufig ist.

² vgl. Puschman, Gründlicher Bericht der Deutschen Reimen oder Rhythmen s. 47f: *das E aber, weil es oftmals hart vnd linde wörter regiret, vñ einmal scherffer als das ander ausgesprochen wirt, vnd man kan es doch nicht anders als mit dem E schreiben, so mus mans also machen, Man mus den harten wörtern ein wenig abbrechē also auch den linden, Also, das mans weder zu hart noch zu linde singet: Dann das E kan man nicht verendern, E bleibet E.* linde und harte wörter die das *e* regiert, sind wörter mit geschlossenem und offenem *e*. vgl. den V. Straffärtickel in die Scherffe im Gründlichen Bericht des deutschen Meistergesangs, Neudr. nr 73, s. 19. er ist in dem spätern werk umgearbeitet.

Auch in diesem abschnitt des M.schen buches bemerken wir lücken in der kenntnis der wissenschaftlichen litteratur und im zusammenhang damit eine menge kleinerer versehen. aus der dissertation von RHanns, Beiträge zur geschichte des deutschsprachlichen unterrichts hätte M. trotz ihrer schwächen¹ mancherlei lernen können, so die existenz der Wernerschen Manuctio orthographica und vor allem der Gueintzschens Rechtschreibung. (die Sprachlehre erwähnt M., aber nicht im abschnitt über die theoretiker, sondern gelegentlich der besprechung des *ä* s. 91; ursache: vBabder spricht in seinem abschnitt über die theorie auch nicht von Gueintz, weil er die übersicht nur bis zu den sprachgesellschaften führen will, wol aber s. 126 im abschnitt über *ä*.) Hanns hat mit vollem recht an ihr die klare zusammenstellung der leitenden gesichtspuncte gerühmt. sie nimmt deshalb in der geschichte der orthographischen theorie (nicht der orthographischen einzelregeln) eine hervorragende stellung ein, wie ich anderswo zeigen werde. — von Albertus und Ölinger sagt M. s. 72 anm. 2, es sei 'noch immer nicht gänzlich festgestellt', wer der plagiator sei. 'teilweise scheinen sie auch gleiche quellen benutzt zu haben'. damit ist vermutlich die bemerkung Weidlings in seiner ausgabe des Clajus s. LIX anm. 1 paraphrasiert. Scheels einleitung zu Ölinger hat M. zu keinem urteil verholten, und Müllers abhandlung in der Festschrift der 44 versammlung deutscher philologen und schulmänner dar-

¹ sie liegen in der ungenügenden untersuchung der abhängigkeitsverhältnisse. schon ECRichard hat in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst s. 75 gesagt, dass Werner ganze seiten aus Sattlers Orthographey abgeschrieben habe. für das andere musste Fabian Frank aufkommen. eigenes hat Werner so gut wie nichts. aber eben auf seiner abschreiberei beruht seine bedeutung. die darstellung in den lateinisch geschriebenen grammatiken des 16 und 17 jhs. war durch ihre lateinischen und französischen vorbilder bedingt, wenn auch die eine oder andere den deutschen orthographiebüchern eine einzelheit entnimmt. diese grammatiken zeigen wenig sinn für systematik und sind inhaltlich im ganzen dürftiger als das Enchiridion. Werner knüpft wider an die tradition der deutschen schreibstube an, freilich nachdem diese schon den einfluss der vollständigen grammatiken erfahren hatte; Sattler hat, wie schon Socin erkannte, neben Meichsner und Kolrofs auch Clajus benutzt. mit Werners Manuctio ist das eis gebrochen. Gueintz citiert nicht nur Werner, sondern auch Sattler. durch die geschilderte filiation erklärt sich Gueintzens (und infolge dessen Schottels) etwas veraltete majuskeltheorie. Gueintz knüpfte hier an Werner und dieser an Sattler an. von Sattler selbst erfahren wir aber, dass der von ihm vorgeschriebene gebrauch, also der der canzlei, mit dem usus der drucker nicht zusammenfiel. der von den deutschen orthographen unabhängige Ritter hatte unbefangenen blicks bemerkt, dass man alle substantive groß schreibe. durch ihn ist Gueintz vielleicht auf den majuskelgebrauch in den Bibeln aufmerksam geworden. — auch zur erklärang der wunderlichen Gueintzschens dichotomien hat Hanns nichts beigetragen. hier will ich nur bemerken, dass Gueintzens syntax einfach unverstänglich ist, wenn man ihr vorbild nicht kennt: es ist die Grammatica Latina studio et opera Caspari Finckii et Christophori Helvici (2 auflage, Gießen 1615).

geboten von den öffentlichen höheren lehranstalten Dresdens s. 27 ff citiert er gar nicht. da er auch die mitteilungen von NPaulus, Historisch-politische blätter 119, 549 ff. 625 ff und von KSchellhafs, Quellen und forschungen aus ital. archiven und bibliotheken 8, 174 ff nicht kennt, nennt er s. 73 als heimat des Albertus Würzburg, wol weil die widmung aus Würzburg datiert ist. Clajus ist nach M. ein Thüringer. als ältester erhaltener druck der Ickelsamerschen Rechten weis wird s. 43 der Marburger von 1534 genannt; es ist aber der druck von 1527 wider aufgetaucht, vgl. Monatshefte der Comeniusgesellschaft v 116. woher M. wol weifs, dass Kolrofs barfüßsermönch war?

M.s darstellung der orthographie ist wenig übersichtlich. es fehlen die leitenden gesichtspuncte. orthographie ist für ihn einfach lautbezeichnung¹. aber die deutsche orthographie beruht noch auf andern grundlagen als phonetischen. das etymologische princip zeigt sich schon früh. im 16 jh. setzt man *ck* und *ff* nur im etymologischen inlaut. in der zweiten hälfte des jh.s weicht auch *tz* aus dem binnenauslaut. gegen ende des jh.s gewahrt man die neigung, *v* als etymologisches anlautzeichen auch innerhalb des typographischen complexus zu verwenden. die regel, dass die bezeichnung des auslauts sich nach dem inlaut richte, dringt allmählich durch. sie hat zwar einen lautlichen ausgangspunct, ihre durchführung ist aber etwas rein orthographisches. wie schon erwähnt, wird durch Schottelius die regelung der gemination nach etymologischen gesichtspuncten angebahnt. auch Schottells bekämpfung der *mb mp* hat teilweise ihren grund in seinen etymologisierenden tendenzen.

Ferner kommen, wie man schon im 18 jh. erkannt hat, ästhetische gesichtspuncte in betracht. man suchte dem wort einen gewissen umfang zu geben. FFrangk lehrt, dass man *h* neben keinen 'langen überreichenden buchstaben' setzen dürfe. Sattler hörte von erfahrenen schriftsetzern, dass sie die über den gebrauch der canzleien hinausgehende verwendung der majuskeln für eine zierde hielten. auch die orthographie hat ihren stil. im 12 und 13 jh. empfand man anders als im 15. man strebte nach einer buchstabenarmen schreibung. die sprache gibt nur den rahmen, innerhalb dessen die schrift schalten kann. man bezeichnete die umlaute anfangs auch durch nebensetzung eines buchstabens; dass später die zeichen über der linie obligatorisch wurden, gehört in das gebiet des schriftstils. da die schreibung nicht einfach eine function (im mathematischen sinn) der sprache ist, sondern eine gewisse selbständigkeit besitzt, so ergibt sich die

¹ vgl. s. 82: 'zugleich ist es (das capitel von der orthographie) aber auch ein außerordentlich wichtiger teil der frühnd. grammatik; denn es gilt hier, so gut als möglich, eine saubere trennung zwischen den recht willkürlichen graphischen zeichen und dem wirklichen phonetischen wert eines lautes vorzunehmen'.

möglichkeit einer berührung verschiedener sprachen in schreibmoden. bedingung ist die gleichheit der graphischen grundlage; das ist in Westeuropa das lateinische alphabet¹. es wird kein zufall sein, dass zur selben zeit wie in Deutschland auch in Frankreich die schrift mit buchstaben überfüllt wird. dass in Frankreich dabei gelehrte tendenzen im spiel sind (vgl. schreibungen wie *faict, aultre*), tut nichts zur sache; damit war nur die möglichkeit der buchstabenhäufung gegeben. man trieb auch später etymologie und hat doch eine menge unnötiger buchstaben wider entfernt. auch in einzelheiten zeigt sich die internationalität der schreibung. die verwendung von *v* und *u* je nach der stellung war nicht speciell deutsch, sondern westeuropäisch und ebenso die spätere trennung nach dem lautwert.

Eine darstellung der orthographie darf an den reformbestrebungen nicht vorbeigehn. aber M. kennt von den reformern nur Fischart und Zesen, diesen aus meiner einleitung zur Adriatischen Rosemund. die existenz Schedes ist ihm unbekannt geblieben. in meiner ausgabe der Psalmenübersetzung hätte M. auch eine kurze charakteristik der orthographie Romplers und Schneubers und noch manche andere angaben finden können. über HWolfs bestrebungen hab ich Zs. f. d. ph. 31, 254 f einige mitteilungen gemacht.

M. verrät eben auch in diesem capitel mangelnde litteraturkenntnis. aus PhWackernagels Wiesbadener programm Über deutsche orthographie (1848) und namentlich aus den arbeiten von GMichaelis ist noch immer einiges zu lernen. über die majuskeltheorie der orthographen und grammatiker haben wir zwei monographieen von AHagemann (1880) und PTesch (1890). hätte M. eine von ihnen gekannt, so würde er doch vielleicht über die vorschriften der ältern orthographen etwas gesagt und jedesfalls nicht Bödiker die theoretische festlegung unseres 'heutigen schulschriftlichen usus' zugeschrieben haben. denn aus beiden monographieen war zu entnehmen, dass schon 1653 Girbert in seiner Deutschen Grammatica die grossschreibung der substantiva vorschrieb (Hagemann s. 41, Tesch s. 11). in wahrheit hat übrigens Girbert eine menge vorgänger gehabt: Becherer Synopsis grammaticae tam Germanicae quam Latinae et Graecae (1596), vgl. Zs. für den deutschen unterricht 9, 708 f; Ritter (1616) s. 8; Brücker (1620) s. 16; Bellin Teutsche Orthographie (1642) s. 9; Harsdörfer im 145 gesprächsspiel (1643). in einem brief, Der Fruchthringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein hg. von GKrause s. 321, beruft sich Harsdörfer auf HHornschuch.

¹ kleinere verschiedenheiten können hindernd wirken, müssen es aber nicht. ende des 18 jh.s begann man in Frankreich / durch *s* zu ersetzen. diese neuerung drang auch nach Deutschland, erstreckte sich aber nicht auf die fracturdrucke. andererseits hat man im 17 jh. den gebrauch von *a* und *u* nach dem vorbild der lateinischen drucke geregelt.

Ich habe oben gesagt, dass M. keine genügende kenntnis der dialektologischen litteratur besitzt. ich muss dies beweisen. in der beschreibung der Basler drucksprache s. 33 macht er aus der knapp charakterisierenden bemerkung vBahders 'k ist unverschoben': 'k bleibt (also keine zeichengebung für alem. χ)', und s. 35 heifst es in der orthographischen beschreibung des Narrenschiffs von SBrant: 'für die alem. verschiebung des anlautenden k bietet auch er kein beispiel.' M. glaubt offenbar, dass in Basel für anlautendes k χ gesprochen werde. hätte er, der das harte wort von dem fast gänzlichen mangel an auf der höhe stehnden bearbeitungen lebender mundarten gesprochen hat, sich die ganz gewis auf der höhe stehnde darstellung des baselstädtischen consonantismus von Heusler angesehen, so würde er diesen fehler nicht begangen haben. — s. 53 vermutet er, dass die ausgleichung der präteritumvocale und das schwanken der schriftsteller mit dem untergang des präteritums in der 'lebendigen sprache' zusammenhänge. er meint also, dass alle hochdeutschen mundarten das präteritum verloren hätten. — s. 117 sagt er über die verkürzung alter längen: 'im einzelnen liegen für die dialekte noch keine forschungen vor.' o doch, sie liegen schon vor, nur gibt es keine zusammenstellung wie die von Ritzert für die längung der alten kürzen. M. hat die monographieen nicht durchgesehen; er zieht vor, auf gut glück ein paar behauptungen aufzustellen, die für die schlesische dichtersprache so wichtige kürzung von *ie* *uo* *üe* vor *ff* *zz* *ch* *t* erwähnt er mit keinem wort. — s. 120 lehrt er: 'bayrisch ist der übergang von *ä* (æ) in helles *a*, wie es die mundart zeigt, nicht nachzuweisen (die schrift setzt immer *â*)'. das hätte M. nicht schreiben können, wenn er Nagls Vocalismus der bair.-österr. mundart, 1 capitel gekannt hätte. — s. 127. die neuen diphthonge *ei*, *ou*, *öü* sollen sich schon bald zu *ai*, *au*, *aü* weitergebildet haben. eine einschränkung wird nicht gemacht. nach s. 130 wäre die schwäbische form des ersten diphthongs *äi*. auch das ist ungenau. — im bairisch-schwäbischen soll sich *au* (aus *û*) vor labialen zu *a* gewandelt haben (s. 127), ferner sollen hier nach s. 130 beide *au*-diphthonge zusammengefallen sein und gemeinsam vor labial ihr *u* verloren haben. ich muss wol annehmen, dass M. in seinem bairischen dialekt in den entsprechungen von *hübe* *tübe* *süfen* *a* spricht. aber für das bairische im allgemeinen gilt das nicht. nur vor *m* [und *l*] ist *û* in weiterem umfang zu *a* geworden, übrigens auch nicht im gesamt-bairischen. vgl. Schmeller Die mundarten Bayerns §§ 157—159, Nagl Vocalismus s. 109ff, Lessiak PBBeitr. 28, 76, Zs. f. d. mundarten 1906, s. 314, Schatz Mundart von Imst s. 59. für das schwäbische sind die angaben erst recht verkehrt; es genügt auf Fischer Geographie der schwäb. mundart s. 36ff zu verweisen. — von den nordbair. *ei*, *ou*, *öu* für *ie*, *uo*, *üe* heifst es s. 131, die zeit ihres eintritts sei nicht klar. aus Gebhardt Grammatik

der Nürnberger mundart § 79 anm. 1 war aber zu entnehmen, dass *mouter* für Nürnberg 1578 bezeugt ist. hierher gehörige reime bei ThHock (1601) Zs. f. d. ph. 33, 122. — s. 159 schreibt M.: 'Nicht so scharf (nämlich wie im oberdeutschen) war der unterschied zwischen anlautend *g* und *k* im md. ausgeprägt. *g* ist in der hauptmasse des md. gleichfalls verschlusslaut, nur im nördlichen mittelfränkisch ist es spirantisch; ebenso hat *k* den charakter des verschlusslauts bewahrt. in der schriftsprache kommt eine annäherung von *g* und *k* nur wenig zur geltung: charakteristisch ist die schreibung *kegen*'. zunächst ist es falsch, dass nur im nördl. mfrk. anlautendes *g* spirantisch ist, vgl. Franke Der obersächsische dialekt s. 29¹. zweitens geht aus der ganzen stelle doch hervor, dass M. glaubt, dass *k* im mitteldeutschen nicht aspiriert sei. aber auch md., nur nicht auf dem ganzen gebiet, kommt die aspirata vor. und endlich, wie oft muss noch gesagt werden, dass das md. *kegen* mit einem zusammenfall von anl. *g* und *k* nichts zu tun hat? auf der andern seite war doch zu erwähnen, dass auch in einem teil des oberdeutschen *k* und *g* in der stellung vor consonant zusammengefallen sind. — s. 171 findet es M. auffällig, dass im 16 jh. auch in Mitteldeutschland hin und wider *ch* in formen wie *schuch*, *rauch* erscheint; 'wahrscheinlich ligt hier doch oberd. einfluss vor'.

Auch sonst enthält die lautlehre eine menge irrtümer. M. nimmt s. 128 Wredes erklärung der nhd. diphthonge: an 'und zwar ist dieser phonetische wandel für die ganze masse des hochdeutschen diphthonggebiets anzusetzen. demgegenüber wollten andere diesen lautgesetzlichen wandel höchstens für einen ganz kleinen teil des bairischen anerkennen, während für das gesamte andere gebiet die diphthonge nur auf übertragung von diesem aus beruhen sollten (gesellschaftstheorie)'. damit sind die verschiedenen meinungen nicht erschöpfend gekennzeichnet. zunächst war streitig, ob die diphthonge außerhalb des bairischen aus der schrift in die volksmundarten gedrunge seien oder nicht. innerhalb der zweiten ansicht stehn sich dann wider gegenüber die meinung, dass die diphthonge überall wo sie in den dialekten vorkommen, bodenständig sind, und anderseits die annahme von übertragungen. vgl. Fischer Geographie der schwäbischen mundart s. 38f. M. bemerkt gegen die zuletztgenannte theorie, die sich auf die verdrängung des niederdeutschen durch das hochdeutsche stütze, mit einer gewissen überlegenheit, man habe dabei 'vergessen, die modernen cultur- und verkehrsverhältnisse in

¹ Zesen verbietet reime wie paar: bahr, teer: der. *Aber gern und kern, weil g und k schohn einen unterschiedlichern laut, als d und t, oder p und b geben, woll' ich ohne bedenken reimen*'. Helicon³ J3. vgl. auch Rosenmänd s. 94: 'die Meisner und Obersachsen sprechen auch gemeiniglich Jot für Got und juht für guht aus'.

anschlag zu bringen, die der reception und der bevölkerungsvermischung ganz andern vorschub leisten, als dies im mittelalter der fall sein konnte'. o nein; vielmehr hat M. vergessen, dass der osten Deutschlands colonisationsgebiet ist und dort dialektmischungen stattgefunden haben; vergessen, dass die neuen diphthonge auch in solchen hd. gebieten vorkommen, die auslautendes -e gar nicht verloren haben. es ist einfach unmöglich, die diphthongierung mit der apokope zusammenzubringen und zu gleicher zeit für das gesamte diphthongierungsgebiet autochthone diphthongierung anzunehmen. M. kann Wredes abhandlung nur ganz flüchtig gelesen haben.

Was s. 118 ff über die e-laute gelehrt wird, ist verworren. Zwierzinas Mhd. studien existieren für M. nicht. é setzt er Michels folgend schlechthin, nicht blofs bairisch, qualitativ dem ē gleich und nennt ihre qualität mitteloffen. dann lehrt er, dass bairisch 'vielleicht' schon im 13 jh. die mittlere qualität in der hauptsache zur geschlossenen wurde, 'nur vor r und l bleibt sie erhalten'. also ist é im auslaut und vor h im bair. geschlossen? im spätern alemannisch sei die mittlere zur offenen qualität geworden. also ist é alemannisch offen? die dinge liegen denn doch nicht so einfach. M. hat aber unbedacht die angaben von Michels und vBahder contaminirt. so ist auch irreführend, was er über die schlesischen verhältnisse sagt: 'während Opitz als Schlesier in seiner Poeterey (cap. 7) reime von 'ehren, lehren (= mhd. ē), pflegen (= mhd. ë)' und 'nehmen, bescheren, entgegen (= mhd. ę)' verpönt, sind die von Zesen, einem gebornen Obersachsen, in seinem dem Deutschen Helicon (1641) beigefügten reimverzeichnis gegebenen reimwörter so in zwei gruppen geteilt, dass auf der einen seite solche mit mhd. ë, ä, auf der andern solche mit frühern e, é stehn (mhd. æ verteilt sich auf beide gruppen)'. jeder der die sache nicht schon anderswoher weiß, muss aus dieser bemerkung schliessen, dass bei Opitz é und è zusammenfallen, aber von ę getrennt sind, dass also einfach die angeblichen mittelalterlichen verhältnisse bewahrt sind. M. hat dies wol auch selbst geglaubt. nun liegen aber in wahrheit die dinge so, dass Opitz ē nur in sich oder mit æ reimt, dagegen ę und ë im reim nicht scheidet. gegen bildet bei ihm und den andern Schlesiern eine ausnahmel hätte M. die abhandlung von Heilborn PB Beitr. 13, 567 ff gekannt, würde er den fehler vermieden haben. übrigens sind Heilborns resultate durch vBahder verwertet worden. anknüpfend an Heilborns aufsatz hat Braune festgestellt, dass im schlesischen dialekt schon im 17 jh. é (æ) zu i geworden war. es ergibt sich daraus eine wichtige verschiedenheit der gebildeten und der mundartlichen aussprache; denn dass die schlesischen dichter nicht i sprachen, folgt einmal aus der von Gryphius gewählten dialekt-schreibung und dann dar-

aus, dass die dichter eben *é*, *æ* nur aufeinander, nicht auf *i*, *ie*, *ü*, *üe* reimen.¹

¹ Für die entscheidung der schwierigen, durch Braune angeregten, auch durch Drechsler (Wencel Scherffer s. 14 anm. 1) noch nicht erledigten frage, ob die schlesischen dichter in den wörtern ihrer zweiten reimgruppe (mit offenem *e*) entsprechend der dialektischen scheidung von *a* und *e* zwei *e*-laute gesprochen, also unrein gereimt haben, wird man folgendes erwägen müssen. alle kurz gebliebenen *e* werden von den Schlesiern unterschiedslos gereimt, während der dialekt auch hier bald *a* bald *e* spricht. Titz nun, der geneigt ist, der meißnischen aussprache einen gewissen vorrang einzuräumen, merkt in seinem reimwörterbuch bei den zwei typen der langen *e* immer den unterschied zwischen dem meißnischen und schlesischen an, während die kurzen *e* bei ihm entsprechend der schlesischen praxis nur einen reimtypus bilden. und doch hatte Zesen, dessen Helicon er kannte, auch bei den kürzen geschieden. es scheint also, dass Titz diese trennung gar nicht bemerkt und verstanden hat. das ist sehr auffällig, wenn er in seiner eigenen aussprache unterschied. nur einmal könnte es scheinen, dass er auf die abweichung des meißnischen aufmerksam geworden ist. beim typus *erck* fügt er nämlich nach *Werck*, *merck*, *berg*, ein *Zwerg* hinzu: 'so sagen die Schlesier auch, die *Stärck* (ich *stärck*)'. merkwürdig wäre es übrigens auch, wenn er bei den längen nicht wahrgenommen hätte, dass die meißnische unterscheidung zwischen *e* und *ë* (*ä*) in seiner eigenen sprache eine analogie hatte. ferner: eine wichtige quelle für die kenntnis der gebildeten schlesischen aussprache des 18 jh.s sind AGMäzkes Grammatische Abhandlungen über die deutsche Sprache (1776). er unterscheidet ein 'niderwärts' und ein 'aufwärts' gedehntes *e*. aber eben 'nur bei dem gedehnten *e* macht er diesen unterschied, nicht beim ungedehnten. charakteristisch ist folgende äusserung (s. 208 b): 'Aber da find ich immer, dafs oft unsre bästen Sprachlehrer unsre Aussprache nicht verstehn. so sagt Frisch in seinem Wörterbuch unter Meßsen zu meiner Verwunderung: Meßsen . . . könnte wohl mit ä geschrieben werden, [warum?] zum wenigsten muß erinnert werden, dafs man es als ä aussprechen müsse, welches im Wort Meßser culter, nicht geschieht. Nun möcht ich doch in aller Welt wissen, wie Meßser von meßsen unterschieden werden sollte. Nimmermehr doch gedehnt . . . Wird es aber ungedehnt ausgesprochen: wo kann dann wohl ein Unterschied gemacht werden, es werde mit ä oder e geschrieben'. Mäzke kann sich also gar keine vorstellung von der unterscheidung zweier kurzer *e*-laute machen. — wie in der ansetzung nur eines kurzen *e* stimmen Mäzkes angaben übrigens auch sonst in allem wesentlichen zu der schlesischen reimpraxis des 17. jh.s und den ansätzen Titzens. 'aufwärts' gedehntes *e* haben abgesehen von lehnwörtern (zu denen auch das niederdeutsche *jé*, *jeder* statt des eigentlich schlesischen *i*, *ider* und wohl auch *epheu* gehört) die wörter mit *é*, in dem 'niderwärts' gedehnten fallen *ë*, *e*, *æ* zusammen. dass M. zu der gruppe der offenen *e* mit fragezeichen auch *ehusen* und *hehr* stellen konnte, erklärt sich daraus, dass diese worte nicht der umgangssprache angehörten, vgl. Adelungs Versuch eines wbs. s. v. *stehen* sprachen auch die Schlesier des 17 jh.s. die richtige aussprache des 'gedehnten' *ö* ist für ihn 'aufwärts' (eine unterscheidung zwischen gerundeten und nicht gerundeten lauten lehnt er ab); er bezeugt aber, dass die Schlesier in vielen wörtern das *ö* wie *ä* aussprechen, zb. in *Vögel*, *höflich*, *Pöbel*, *Töre*, *schwören*, *gewöhnlich*. die trennung zwischen alten längen und gelängten kürzen war ihm natürlich unmöglich. bemerkenswerte einzelheiten sind, dass er wie Titz in *weder* geschlossenes *e* sprach, ebenso in *gegen*, aber, widerum in übereinstimmung mit Titz, offenes *e* in *begegnen*. (wegen der dialektischen grundlage dieser doppelheit vgl. WvUnwerth Die schlesische mundart §§. 110. 111.) von Titz weicht er darin ab, dass er *verhelen* unter den

Welcher art die verschiedenheit zwischen *s* und *z* im mhd. war, ist nach s. 161 'nicht recht zu entscheiden'. 'nach einer annahme wäre ersteres lenis, letzteres fortis gewesen; wahrscheinlich war die articulationsstelle beider verschieden: *s* wird weiter hinten als *z* articuliert worden sein'. später seien die beiden laute durch zusammenrücken in eine articulationsstelle zusammengefallen. wann eine neue spaltung des *s*-lauts (in lenis und fortis, bz. stimmhaften und stimmlosen laut) eingetreten sei, lasse sich aus der schrift nicht entscheiden. 'nur die ausführungen bei Kolrofs (s. vBahder aao. s. 69) lassen erkennen, dass der heutige oberd. stand damals schon vorgelegen haben muss.' ich brauche wol hier nicht auseinanderzusetzen, wie in dieser geschichte der *s*-laute mit richtigem falsches gemischt ist, nur die berufung auf Kolrofs will ich beleuchten; sie zeigt wider, dass M. nicht instande war seine quellen mit verständnis zu benutzen. vBahder schrieb: „dem unterscheidungsbestreben wird rechnung getragen 'das *z* am *s* underscheydet ouch ettliche wort' so *ist* und *ist* (*i/ßt*), *lißt* und der *list*, *pryßt* und *gebrift* (Müller s. 74).“ was Kolrofs hier unterscheidet, ist durchaus nicht lenis und fortis, sondern die ursprüngliche und die durch synkope entstandene verbindung *st*: mhd. *ist*: *izzet*, *liset*: *list*, *priset*: *gebristet*. und er unterscheidet sie offenbar deshalb, weil in der stammhaften verbindung statt *s* *ß* gesprochen wurde. gerade bei zusammenstofs zweier geräuschlaute gibt es in der Basler mundart keinen unterschied zwischen lenis und fortis; vgl. Heusler Der alem. consonantismus in der mundart von Baselstadt § 27, für unsern fall speciell § 31, wegen der weiterentwicklung von *ist* zu *ißß* s. 99.

'aufwärts' gedehnten anführt. nur aus theoretischen gründen, weil er in *Heel* offenes *e* sprach, führt er es auch unter den niderwärts gedehnten mit fragezeichen an. die schlesischen dichter schwankten bei diesem worte, vgl. Heilborn PB Beitr. 13, 569. dass die reime Hofmanswaldaus unrein seien, ist ausgeschlossen. der reimtypus *ēle(n)* kommt in den Deutschen übersetzungen und Gedichten sehr oft vor, es kann daher kein zufall sein, dass *verhehlen* nur auf *seele* reimt. an allen stellen wo es im reim erscheint, wird es in der ausgabe 1679ff *verhöle(n)* geschrieben: Getreuer Schäfer s. 86. 166, Heldenbriefe s. 24. 88. dies gibt den schlüssel. das wort wurde an *Höle* angelehnt, dieses wort aber mit geschlossenem *e* gesprochen, wie aus den reimen von Opitz (s. Heilborn aao.) und Hofmanswaldau (13 reime auf *Seele*) und dem zeugnis Titzens hervorgeht, vermutlich weil *ö* hier erst analogisch statt *ü* eingetreten war. ebenso reimt ja Opitz *gegen* mit *vermögen*, und Titz schreibt beiden wörtern ein geschlossenes *e* zu. die heutige mundart setzt das alte *mügen* fort, vgl. Weinhold Über deutsche dialectforschung s. 129. — Mätze bezeugt ferner, dass für alle lateinischen *e*, auch die *ae* geschriebenen, geschlossenes *e* eintrat. so erklärt sich, dass Gryphius *Asträen* mit *gehen*, *stehen*, *erhöhen* bindet, woraus VManheimer Die Lyrik des Andreas Gryphius s. 41 anm. 1 mit unrecht auf eine unsicherheit des dichters schloss; warum Gryphius *gegen* als reimwort meidet und *hehlen* nicht mit *erzählen* binden wollte, ergibt sich aus dem eben ausgeführten leicht.

In elementaren begriffen der historischen grammatik ist M. unsicher. als spuren des grammatischen wechself werden s. 170 angeführt: *zwiffel* = *zwiebel*, *sufern* = *säubern*, *zoüferer* = *zauberer*, *schwebel* = *schweffel*. das mag noch hingehn; dass M. die abhandlung vBahders IF. 14, 258 ff kennen würde, hatte ich nicht erwartet. aber er fährt fort: 'vielleicht ist auch das wort *pöfel* (mhd. *povel* zu altfranz. *poblus* < lat. *populus*), das bis ins 17 jh. (Flemming, Spee) vorkommt, und neben dem erst im 16 jh. (Luther) *pöbel* steht, hieher zu ziehen'. nun bedenke man: grammatischer wechself, dh. eine erscheinung, die zur zeit der herschaft der idg. betonung entstanden ist, soll bei einem wort vorliegen, von dem M. selbst lehrt, dass es aus dem romanischen entlehnt ist!

Mit der flexionslehre hat sich M. etwas mehr mühe gegeben. aufer den specialarbeiten hat er die wörterbücher und Kereins sammlungen benützt, auch hin und wider die alten grammatiken nachgeschlagen. aber lücken, flüchtigkeiten und irrtümer gibt es auch in diesem abschnitt genug.

Doch ist es nicht meine aufgabe, das buch durchzucorrigieren mein urteil kann nicht zweifelhaft sein. M. hat seinen kräften zu viel zugetraut. mit ungenügender vorbereitung gieng er an eine aufgabe, die heute auch ein besser gerüsteter noch nicht lösen könnte. so muss ich das buch für verfehlt erklären.

Wien, 4 januar 1909.

M. H. JELLINEK.

Die schule Neidharts. eine stiluntersuchung von RICHARD BRILL. [Palaestra xxxvii]. Berlin, Mayer u. Müller, 1908. viii und 252 ss. 8°. — 7,50 m.

Die von MHaupt vor 50 jahren geweckte erwartung einer kritisch-exegetischen gesamttausgabe der unechten Neidharte ist weder durch ihn selbst noch von anderer seite erfüllt worden; wol aber sind seither reichhaltige neue quellen der überlieferung aufgedeckt worden. der stilistische und motivische apparat dieser oft erstaunlich zähen tradition wird nun in dem vorliegenden buche unter heranziehung des gesamten zu gebote stehnden materials gründlich durchgeprüft und zugleich die entwicklung der ganzen richtung reinlich herausgearbeitet. Brill fasst dabei zunächst die masse von lesarten, zusatzstrophen und nachdichtungen ins auge, die, von unbekanntem verfassern herrührend, um das corpus der echten Neidhartgedichte immer üppiger wuchern, bis die der entartung verfallene richtung mit dem mittelalter zugleich abstirbt; er geht aber ihren spuren auch im epos, fastnachtspiel und volkslied des scheidenden mittelalters nach.

In der einleitung nimmt der vf. zu verschiedenen grundfragen der Neidhartforschung in gesunder weise stellung, indem er besonders gegen das breitspurige, eigenwillige buch Bielschowskys

front macht, das jetzt vielfachem widerspruch begegnet. so tritt er mit entschiedenheit für die schon von Lachmann, Wackernagel und Haupt verfochtene ansicht ein, dass sich Neidhart an höfische zuhörer gewendet habe. da diese auffassung jetzt wider zur herrschenden geworden ist, dürfen wir getrost an dem von Lachmann so glücklich geprägten ausdruck 'höfische dorfpoesie' festhalten, den Bielschowsky in acht und bann tun wollte. trotz seiner energischen einwände gegen N.s abhängigkeit von der altfranz. pastourelle denkt Brill an deren freie benützung in den reien: vgl. besonders s. 24 über Haupt 46, 28ff. in den Pseudoneidhart wird dieser zusammenhang greifbar deutlich.

Der aufbau der stilistischen untersuchungen selbst folgt den drei etappen der überlieferung: 1. pergamenthss. mit dichtungen des 13 jh.s, 2. papierhss. des 15 jh.s mit solchen aus c. 1350 bis 1450 und 3. druck des Neidhart Fuchs gegen ende des 15 jh.s. innerhalb der beiden erstgenannten gruppen wird wider nach stilistischen varianten, unechten plusstrophen echter töne und völlig unechten liedern geschieden.

Wenn der leser Brills buch aus der hand liegt, hat er wol den eindruck, dass die 'schule Neidharts' über keinen sonderlich reichen schatz an motiven und stilformen verfüge. man hat nichts anderes erwartet. lebt doch N.s eigene dichtung im grunde von wenigen charakteristischen motiven, die immer widerkehren! so ist es denn auch ein wenig erfreuliches bild, das der vf. vor uns mit großer emsigkeit aufrollt: fast allenthalben übertreibung und verwilderung echter züge bis ins grelle und geschmacklose, nur hin und wider glückliche neue ansätze. es handelt sich immer wider um roheiten und raufereien, blutrünstige excesse der bauerntölpel, wütende drohungen und lächerliche prahlereien, übertreibungen in zahlen und mafsen. spottende schilderungen bäuerlicher kleider und waffen, ihrer haartracht, ihrer tänze, um niedere bilder und vergleiche, obscönitäten, schimpfworte, gemeine ausdrücke (zb. für körperteile), verwirrung in den echten und stets steigende zunahme der unechten namen, wucherung von spott- und häufung von personennamen ins maflose, einföhrung neuer ortsnamen, stiftung neuer verwantschaften zwischen den dörpern, hinzufügung von attributen zu den eigennamen, rückschritt der fremdwörter usw. bemerkenswert ist das sichtliche streben der verfasser, gewisse persönlichkeiten schärfer herauszuarbeiten: zb. Friderun, Engelmar, Ber, Hildebolt von Bernriute ua. das sind ansätze zu epischer gestaltung, die freilich auch im Neidh. Fuchs in den kinderschuhem stecken blieb. nur einmal fand der bauernfeind N. den weg ins eigentliche epos, in Wittenwylers 'Ring', und auch da brachte er es nur zum helden einer allerdings reich ausgestatteten episode.

Schon die perg.hss. (s. 11 ff) weisen starke abweichungen von der ursprünglichen textgestalt auf, die stärksten die niederrhein.

hs. O, die geographisch am weitesten vom centrum der N.-literatur wegführt. die beispiele für misverständnis einzelner ausdrücke in R (s. 11) lassen sich leicht vermehren: vgl. Haupt 62, 22. 68, 30. 91, 15. misverständnis ganzer wendungen in R auch 42, 19. 44, 14. 50, 21 (wo offenbar *des cheichen* zu lesen ist: s. Zs. 50, 241, anm. 1). 64, 39. unneidhartische namen dringen auch ein in A 64, 29 (ebda in C^b); B 55, 34 (s. R). 57, 23; C 84, 19; C^b 64, 33.

Unechte plusstrophen echter lieder (s. 16 ff) sind in den perg-hss. noch viel seltener als in den paphss. die meisten enthält, wie ich sehe, die hs. C; aber Hagens hs. c bietet fünfmal mehr als sie! übrigens ist die echtheitsfrage nicht überall mit sicherheit entschieden: so zb. erklärt Paul Beitr. 2, 557 gerade die von B. als 'schlagend unecht' bezeichneten strophen 52, 7—10 R für echt. an unechten gedichten überliefern die perghss. (B. s. 21 ff) schon 4 minnelieder, 4 obscene lieder (zt. nachklänge der franz. pastourelle), 6 reien, 7 winterlieder und 1 schwank (H. XI—LVI). im einzelnen bemerk ich: *Des dorfes neve* XL1, 8 ist im zusammenhange bei B. s. 30 zu streichen; s. Metz. hochz. 137 *Dennocht warent vor der tür dez torffes nefen ächt* = 'burschen des d.'; vgl. den ähnl. gebrauch von *tohter*. — ansätze alliterierender oder reimender häufung sind schon in Neidharts namenkatalogen anzutreffen: vgl. 35, 23 *Lanze und Anze*; 39, 10 *Eppe . . . Geppen Gumpen*; 66, 35 *Uozen . . . Anzen*; 37 *Lutzen unde Lanzen*; 102, 6 *Wigolt Wildunc*. diese kataloge schwellen hier schon zu beträchtlichem umfange auf (52), während es N. nur bis zu einem dutzend bringt.

Zusammenhängend werden sodann s. 32 ff einige besondere fragen behandelt, zb. die viel erörterte spiegelgeschichte, die noch in Wittenwylers 'Ring' und im fastnachtspiel fortlebt. einen eigenen excurs widmet der vf. s. 38 ff den sogen. trutzstrophen, deren die perghss. 6 (die paphss. weitere 8) enthalten. wer wie B. N.s publicum in höfischen kreisen sucht, wird sich als ihre verfasser wol N.s gegner in dieser sphäre denken müssen. der grotesk-komische charakter dieser merkwürdigen zusätze spricht in der tat dafür. B. rückt schliefslich diese strophen in eine reihe mit den anderen streitgedichten der zeit und deutet sogar die möglichkeit an, dass teilweise Neidhart selbst der verfasser sei.

Den ergebnisreichsten abschnitt des ganzen buches stellt cap. III dar, wo eben das material am reichsten fließt, was B. zur localisierung der einzelnen paphss. beibringt, wird wol noch eingehnder nachprüfung bedürfen; mit citaten aus Weinholds Bair. und Alemann. grammatik kommt man hier nicht aus. über die Sterzinger hs. (s. 57) vgl. zur ergänzung seine angaben s. 235—237 (nach Seemüller). ferner ist den angeführten paphss. die Schratsche anzureihen (s. 66 anm. 5 und besonders 237 f) und das Stockholmer blatt (s. 245). das verbreitungsgebiet das

diese paphss. und der druck repräsentieren, ist jedenfalls nicht sehr grofs und Neidharts heimat nicht weit entrückt. die masse des unechten überwuchert schon N.s ursprüngliche dichtungen.

Zu dem abschnitt über die lesarten der paphss. (s. 57 ff), die hier natürlich viel kühner und krauser klingen als in den pergss. und starke neigung zu übertreibungen, verrohungen und obscönitäten verraten, bemerk ich nur folgendes: wer 42, 19 Haupts besserung nach c annimmt (B. s. 63, anm. 1), darf die lesart von c nicht für den obscönen geschmack der paphss. ins treffen führen. *Engelmair* ist wol volkstümliche umdeutung wie *Rubental*. in den überschritten der gedichte in den paphss. deckt B. s. 66 eine fortschreitende entwicklung auf. satzform begegnet erst in f und z. das verfahren in c erweist sich als höchst oberflächlich. in der Sterz. hs. scheinen nach Seemüllers abschrift solche überschritten fast ganz zu fehlen; nur 47^b unten am rande steht *Vyol* und 48^a ebenso *Die pild*. die beispiele s. 69 lehren, dass in f lauter indirecte fragesätze (eröffnet durch *Neithart wie er . .*) gebraucht werden; in z leitet stets das wörtchen *hie* ein mit dem folgenden entscheidenden verbum oder einer formel (*hie nach folget . .*).

Die tendenz, die echten töne durch zusatz neuer stropfen zu modeln, nimmt in den paphss. stark zu (s. 70 ff). H. 228, 41 (s. 73) ist als prahlerei zu verstehn und daher s. 72 einzureihen. bilder und vergleiche (s. 75 f) sind hier wie schon in den pergss. (s. 28) gerne dem tierreich entlehnt, was B. nicht hervorhebt. vgl. im folg. s. 107. 112. 119f. 148 anm. 2. 172, 134 *isenkiuwe* wird s. 76 irrthümlich auf *Adelgôz* bezogen. 184, 14 (s. 77) ist die von Haupt übernommene conjectur *Wackernagels künnelin* gegenüber dem *kunderlein* der hs. zu verwerfen: s. DWB. v 2743. *der umbesniten* (s. 78) ist gen. pl. über *fiez* s. Zs. 50, 254, anm. 3. *ze Stufen* (s. 80) hat man mit Haupt offenbar als personennamen zu fassen.

Unechte lieder überliefern die paphss. (s. 80 ff) in reicher anzahl, Hagens hs. c allein 53! aus welchen genden die einzelnen gedichte stammen, wird nur selten mit zuversicht zu entscheiden sein. den bairischen spuren im reime der hs. c geht B. nach, da ja Baiern mit recht auch im 14 und 15 jh. als kernland der Neidharte gilt. unter den reimen *û : ou* (s. 83) ist c 197^b 11 zu streichen (*nîuwen : hîuwen* inf.: *trîuwen* = 'treue').

S. 85 ff behandelt der vf. die unechten reien der paphss., die meist dreiteilig gebaut sind wie die winterlieder. der natureingang in c nr 37 bedeutet geradezu eine polemik gegen die sonstige tradition und erinnert an das bekannte gedicht Walthers. zu 218^a 8 (s. 93) mit *vingerlin* (obsc.) vgl. Neidharts lied 96, 35 ff (auch 219, 1 ff und 231, 4 ff). sonst ist v. in dieser bedeutung nicht belegt; vgl. aber *der eilfte vinger* (belege in den mhd. wbb., Schm.-Fr. i 731 und DWB. iii 110 und 1651). von der cha-

rakteristik die B. s. 91ff von den unechten 'wechsellern' gibt, sticht jedenfalls vorteilhaft c nr 58 ab. das lied stellt in der zartheit des tones zwischen mutter und tochter selbst die entsprechenden dichtungen N.s weit in den schatten. das s. 94f. erörterte gedicht aus dem liederbuch der Hätzlerin ist auch sonst vielfach überliefert; s. KGeuther Studien zum liederb. der Kl. H. s. 37f, dem wider die Sterz. hs. entging. der ausdrück *wemplink* (s. 95), der sonst nicht vorkommt, erklärt sich vielleicht aus Haupt XLVI, 15 *si sazte in an daz wempel*. zu anm. 4 vgl. auch Neidh. Fuchs 2899 *nims ins hendlin* und 2989 *greiff an mein schwenczlin*. ferner im 'Ring' die frauennamen *Nimindhand* und *Rürenzumph* und Liedersaal I s. 514, 200ff. warum B. s. 97 behauptet, nr 73 stehe noch tiefer als nr 7 mit seinem vielsagenden titel, begreife ich nicht. nr 7 schwelgt in obscönitäten, keineswegs aber nr 73, ein gedicht, das von Neidhart so gut wie gar nichts mehr hat und schon ganz in die sphäre der spätmittelalterlichen schwänke gehört. vgl. die alte kupplerin! die tonart ist teilweise derb, die liebesscene aber decent geschildert. auch c nr 95^b ist höchstens keck, nicht aber obscön zu nennen.

Die unechten winterlieder der paphss. werden s. 98ff erörtert. die umfänglichsten stropfen zeigt übrigens nicht z nr 31, sondern nr 25 (mehr als 50 verse in 1 str.). nr 72, von B. mit recht als prachtlid gerühmt, fällt durch seinen frisch volkstümlichen charakter auf. vgl. zb. den eingang *Ez frite ein geiler getelinc* usw. im mittelpuncte steht der übermütige bauerngeck, der etwa in der später vom Heselohrer angeschlagenen weise abconterfeit wird. namen wie *Chuenzel*, *Mezzel*, *Jiutel*, *Else* klingen an ähnliche bei ihm und Wittenwyler an und einzelne wendungen erinnern an Metzens hochzeit: zu str. 2 (aufforderung an den spielmann und dessen belohnung durch eine *schüzzel voller bone*) vgl. M. hochz. 169 und 429f. *Der fünfte gab dem spilman ain schüssel volle bonan*. zu str. 3 *Er nam vrou Juten bi der hant, vrou Elsen unde Truten* vgl. M. hochz. 451.

Im minneteil (s. 102f) erinnern c nr 45 str. 3—7 an N.s weltfluchtstropfen. manche übertreibungen in den minnestropfen sind wol scherzhaft gemeint: vgl. c 15, 2, wo der liebeskranke dichter meint: *si wil mir lonen hin gein hundert jaren* und str. 5, wo er behauptet, er sei seiner seele *gar ein hagel . . . mit gesange her bi vünfzek jaren*.

Zu B.s ausführungen über die erzählende partie der winterlieder (s. 103ff) möchte ich nachtragen: *Tutelhawssen* (s. 105 u. 240) ist offenbar eine scherzhafte ortsnamenbildung. über eier (s. 113) als lohn des sängers vgl. Zs. 50, 271 anm. 1. für den 'durchzieher' (s. 117) erscheint sogar ein eigener ausdrück (*rimpsenrampf* 188a 5 und 278b 5), den sich B. entgehn liefs. in einem eingeschalteten excurs verfolgt der vf. noch gewisse eigentümlichkeiten der ausdrucksweise: negationsumschreibungen (s. 121)

enthalten die untersuchten lieder freilich noch mehr, usw. viel prägnantere: zb. 294a 11 *sprechet gar ein kiutel niht*. ebda 16 *er gæbe umb den tiuvel niht ein kleinez hâr* und besonders 284a 10 *mîr gab ouch ir keiner sider, daz ich einen bolz gevider*. rohe drastik in der bezeichnung menschlicher körperteile usw. teilen diese unechten Neidharte mit ähnlichen spätmittelalterlichen erzeugnissen: zu s. 122 vgl. noch 288b 8 *grimpebvinger*; 289b 6 *kiuwe*; 291b 8 *saf* (s. auch Brill s. 243, 83 lesarten); *wahtelstriek* (= schwert) 282a 7.

Dem namenapparat der paphss. wird s. 124 ff ein besonderer abschnitt gewidmet. zur verbreitung von *Metze* (s. 127) hat zweifellos sein übertritt in appellativische geltung beigetragen; im 'Ring' zb. erscheint der ausdruck in beiden functionen. die auf dieser stufe der Neidhartradition schon üppig wuchernden komisch gemeinten personennamen versucht der vf. s. 130 ff in gruppen zu bringen, wobei allerdings einige entgleisungen in der anordnung unterlaufen; zb. gehören *Ackermâus* und *Eterhan* doch unter die tiernamen, *Lobenspot*, *Saurpiss* und *Schittenast* sind imperat. bildungen, *Dietspold*, *Gumpolt*, *Liupolt*, *Ratpolt* solche auf *-bolt* usw. die namenhäufungen will B. s. 132 nicht als ein besonderes kriterium der schule N.s gelten lassen, aber die ausfüllung langer versreihen mit personennamen bleibt stilistisch merkwürdig genug, auch wenn von einem covenanz oder streitenden parteien die rede ist und der namenschwall so inhaltlich wenigstens motiviert erscheint.

In geschlossenen abschnitten nimmt der vf. s. 133 ff den Ungenannten, Engelmar und die spiegelgeschichte der paphss. vor. die argumentation H. 219, 5 f ist seltsam, merkwürdiger noch H. 188, 25 f. im beichtschwank tritt der Ungenannte am stärksten hervor: der dichter identifiziert ihn wol mit Engelmar. Wittenwylers *Engelmar* hat mit dem der Neidhartradition nur den namen gemein. über die spiegelgeschichte im Bauernhochzeitgedicht und 'Ring' (s. 137) vgl. jetzt Zs. 50, 272.

Vor allem interessiert uns natürlich die gestalt Neidharts selbst, wie sie in den unechten liedern der paphss. herausgearbeitet wurde. darüber vgl. B. s. 138 ff. scharf zeichnet den typus des schneidigen ritterlichen bauernfeindes erst der dichter des Ringes, während dem N. der schwänke meist eine rechte angstschweifsrolle zufällt. der ganze abstand der beiden auffassungen tritt im beichtschwank und der entspr. episode des Ringes zu tage. Wittenwylers N. ist nur mehr ritter, nicht sänger. er verrät zwar die tücke des N. der schwänke, ist aber auch in der waffenführung und reitkunst den bauerntölpeln weit überlegen. einmal erscheint auch in den unechten liedern N. in der rolle des schneidigen raufers, nämlich in Hagens hs. nr 130. das lied fällt auch sonst mehrfach auf, zb. durch den herbstliedeingang (B. 202 anm. 6) und durch das originelle bild

str. 2 *so tuust ich, als ein meiler si enbrant*. N. ist gefürchtet; voll raufflust geht er zum angriff über, wie Engelmar auftaucht: *ich möht den tiuvel uz der helle erschrekken, swenne ich den minen kolben uf enbür*; str. 4 *so stan ich vor in als ein wilder ber usw. uf veheten stuond mir ie und ie min ger*: das ist Wittenwylers Neidhart! auch in c nr 121 tritt N. streitbar auf, muss aber zunächst vor dem eifersüchtigen Adelwic einen recht kläglichen rückzug antreten, weshalb seine drohungen ziemlich windig aussehen. schliesslich kommt es doch zum kampf, in dem freilich nur sein linker sporn und des gegners schwertgriff schaden nehmen. aber durch fast 3 ganze stropfen tobt er seinen zorn in wutschnaubenden drohungen aus.

Den beinamen *Fuchs* erklärt B. im anschluss an Seemüller appellativisch und verweist dabei mit recht auf den Ring, wo N. den fuchsschwanz als wappen im schilde führt: s. v. 157 (s. 5) und 645 (s. 18). das ist der erste vorklang dieses beinamens. s. 199 misversteht B. allerdings die zweite stelle: N. bleibt den bauern des Ringes unbekannt; nur der dichter enträtselt uns die gestalt des fremden. der fuchsschwanz allein erklärt die worte der bauern, und *fuchs* ist dabei übertragen zu fassen. vgl. etwa Helbl. 5, 44 *er kündic fuhs!* oder Keller Fastnachtsp. 447, 20 (Gr. Nsp.) *künd er die list, die der fux kan, er mag uns nimer entgan* (s. Michels Studien über d. ält. deutsch. fastnachtsp. s. 28).

Mühsame, aber ergebnisreiche arbeit leistet der vf. s. 147 ff in der untersuchung der Neidhartschwänke. überall werden die wesentlichen abweichungen der einzelnen fassungen sorgfältig abgewogen und schlüsse auf den ursprünglichen kern und jüngere zutaten und wandlungen gezogen. einen schwank enthält schon die hs. B, 12 weitere die paphss. (c allein 8, f gar 10), 1 nur der druck und 2 das Gr. Nsp.: im ganzen sind also 16 erhalten. sie sind teilweise recht witzlos und keine sonderlich erfreulichen leistungen. ihre entstehung aus winterliedern erhellt schon aus der anlage: noch findet sich der traditionelle natureingang (sommermotive), der typische minneteil und an stelle der dörperscenen folgt eben der eigentliche schwank. alle diese schwänke leben von N.s bauernhass, in dessen brennpunct Engelmar als führer der dörperschaft steht. eine befruchtung der Neidhartlegende erfolgte durch Kalenbergermotive, indem gewisse parallelen die bahn zu solchen einflüssen ebneten. und wie Seemüller, dessen grundlegenden ausführungen hier B. allenthalben folgt, die Kalenberschwänke in die bauern- und hofschwänke schied, so stellt B. je nach der verknüpfung mit dem herzog oder der beschränkung auf bauernkreise hier herzogs- und bauernschwänke fest.

Beim Veilchenschwank (s. 152 ff) kommt B. über Gusinge darin hinaus, dass er für die rohere jüngere fassung auch die hss. f und st heranzieht. gerade hier ist die anordnung klar; erst der druck verwirrte alles. — zum Hosenschwank

(s. 159 ff) trag ich nach, dass z 85 der reichsvogt durch den herzog selbst ersetzt wurde, was schon wegen 91 ungeschickt zu nennen ist. auch wird dadurch der ganze witz zerstört, der natürlich darin besteht, dass auch der reichsvogt einen pfennig bekommt. dass allenfalls z 93 der fürst selbst gemeint sei, wird aus dem zusammenhange nicht klar. auf die abhängigkeit des schwankes von der Kalenberggeschichte weist deutlich z 98 (s. Bobertags anm.) hin, was B. nicht anführt: so verlangt dort 94 ff der türhüter halbart vom studenten. der Hosenschwank enthält freilich nur den ansatz des witzes und lässt ihn im folgenden fallen. die 3 in z weggelassenen und bisher ungedruckten stropfen druckt B. s. 163 ff nach Sterz. (mit laa. von Schr und f) ab. — beim Kuttenschwank (s. 166 ff) kannte Gusinde die Schratsche fassung nicht, die nach B. die einfachste und vielleicht älteste form darstellt. in z (vgl. s. 171) wird übrigens N.s hohnrede nicht vom fenster aus gehalten; dies ist die situation von f! der passus (s. 172) *die kue ist (sten) ungemolchen noch* findet sich auch in f (Gusinde s. 101). — im Schwank von den geschnitzten Bauern (s. 173 f) z 1739 wird schwerlich auf den Kretschenschwank angespielt: dagegen spricht nicht nur der wortlaut 1740, sondern auch die lesart *zu engelmayre* der Sterz. hs., die allein in den zusammenhang passt. B. erwähnt nicht, dass der als frau verkleidete N. Sterz. bl. 48b eine *maid* mit sich führt (vgl. den typischen knecht der N.-schwänkel), die in der z 1727 ff entspr. strophe abermals genannt wird (*die Junckfraw*). z 1754 wird der wirt, in Sterz. aber diese *fraw* angesprochen: so ist wol die einführung der *Engelmeierin* durch ein misverständnis der zuletzt genannten stelle zu erklären. — im Salbenschwank (s. 176 ff) spielt N. schon ganz die Eulenspiegelrolle, indem er zuletzt auf die kosten seiner widersacher tüchtig isst und trinkt und sogar ihr geld einsteckt. die kürzere, mit dem sog. Pffiferlingschwank (s. 179 ff) kombinierte fassung der Sterz. hs. bedeutet mit ihren reimpaaren und der erzählung in dritter person geradezu einen anlauf zu echt epischer gestaltung des stoffes. — der Schwank von Neidharts tauber Frau (s. 182 f) behandelt ein viel bekanntes motiv: s. Gusinde s. 229 und Albert Wesselski, Euphorion 15, 8f. z str. 4 ist gegenüber c stark geändert und ihre anordnung bei Bobertag s. 228 teilweise verfehlt (daher nur 9 zeilen statt 11). die herstellung ist nicht schwer:

*Der paur sprach: 'fürst, ich wil euch sagen
 (oder nempt mir meinen leib!),
 ich kan euchs lenger nit verdagen,
 wie schen der Neithart hatt ein weib.
 auf erd kein hüpscher und so miniglichen,
 so woll gestalt
 findet man nit in siben künkreichen.
 ir giet ist manigvalt.*

*si ist gepreissen für ein künigin,
ir sin,
ir weis vnd pert, ir zucht ist unbezalt.*

Der Brautschwank (s. 184) erinnert durch die verbindung einer bauernhochzeit mit einem bauerngelage in satirischer zeichnung an das Bauernhochzeitgedicht, in dem allerdings N. selbst keine rolle spielt.

An die spitze der bauernschwänke rückt durch seine überlieferung (schon in B1) der Fassschwank. aus dem metrischen bau — er zeigt 3 verschiedene, wenn auch ähnliche schemata — sucht B. (s. 32f) zu erweisen, dass der schwank (von str. 7 ab) an den *geloften tanz* (str. 1—6) angeschoben sei. aber das versmafs ergibt folgende 3 gruppen: str. 1, 4, 5; 2, 3, 9 und (sehr ähnlich) 6, 7, 8: damit lässt sich schwerlich in B.s sinn operieren. MSH III 288 b 9 bezeichnet das fass nicht N.s unterschlupf (B. s. 33 anm. 4), sondern es dient zum transporte der erschlagenen. davon ist 187 a 3 nicht zu trennen: was hier gedroht wird (*slah ich in tot, uf dem vasse ich in vasse* usw.), ist dort zur tatsache geworden. — den anstofs zu der berühmten troje Engelmars im Krichschwank (s. 187ff) gab vielleicht das gepanzerte koller des (Ber) von Bernriute, das öfters erwähnt wird. — zuletzt behandelt B. (s. 191) eine schwankartige dörperszene in c nr 122, str. 7—10. str. 8 scheint er mir miszuverstehn. der 'dicke', den N. anruft, ist eben *Ber* (vgl. im folg. die erwähnung seiner hirschhaut). in seiner erwidernng '*Ich wil in bi gestan unt swaz ich gesellen han: ich wolt e vor in geligen tot*' muss B. die beiden ersten verse ironisch fassen. ich glaube, der letzte bedeutet vielmehr: 'ich will des todes sein, wenn ich euch nicht helfe!' darauf folgt sofort '*Mir gestuond mit helfe bi Ber von B.*' usw.

Im cap. iv 'Neidhartspiegelungen' (s. 192ff) verfolgt der vf. N.s spuren beim Heselloher und Wittenwyler, in 'N.s Gefräfs', im fastnachtspiel und volkslied. die form von Heselloher nr 1 ist zweiteilig (s. 193). das motiv von herschaft, amtmann und bader, die bei den bauernprügeleien ihr profitchen machen, hat sich auch sonst zäh behauptet; vgl. die reime über das käsmahl zu Wimmis a. 1741, str. 11 (S. Singer, Schweizer arch. f. volkskunde bd 6). vor dem Heselloher erscheint dasselbe motiv im 'Ring' 1233ff (s. 33), usw. ebenfalls in litotetischer wendung. vgl. überdies B. s. 210 (Hans Sachs).

Bei Wittenwyler greift der vf. nur gewisse stark in die augen springende züge auf, die offenkundig zur Neidharttradition hinüberweisen (s. 198ff): die bauernfeindliche tendenz, N.s auftreten im bauernturnier, die bauernbeichte und die spiegelgeschichte. aber auch feinere fäden leiten vom Ring zu N.s schule, und eine stilistische ausschrotung des gedichtes in der weise, wie sie der vf. dann beim fastnachtspiel versucht, hätte reiche

ergebnisse geliefert. die brücke zu den N.-schwänken bildet die beichtepisode im Ring. hier erinnert an die abwälzung der absolution auf einen fingierten priester (in c, z und GrNsp.) v. 768ff (s. 21), wo der dichter begründet, warum sich N. in seinem spasse mafs auferlegte — er schickt seine 'beichtkinder' zu bischof und papst — nämlich um nicht gegen die geistlichen gebote zu verstofsen. der geist des schwanks hat sich unter W.s händen völlig geändert. die bauern des Ringes bringen N. durch ihre torheit zu der ulkigen beichtvaterrolle, die des schwankes drängen sie ihm übermütig auf. bei W. führt er sie überlegen durch und verschickt zwei seiner gegner, im schwank sitzt er wie auf nadeln und ist froh, zuletzt entwischen zu können. — Neidharts Fresslied (s. 201ff) war auch in Bechsteins hs. überliefert: s. Haltaus Liederb. der Kl. Hätzl., einl. p. 11; ferner steht es in Ebenreutters hs.: Geuther Stud. z. liederb. d. Kl. Hätzl. s. 11. über cgm. 715 (register) vgl. Schatz Gedichte Oswalds von Wolkenstein² s. 50. die von B. (s. 203) für seine behauptung, der druck sei zuweilen noch gröber und obscöner als H und Sterz., erbrachten belege beweisen nicht viel. dagegen zeigt H mehrmals abenteuerliche übertreibungen in zahlen gegenüber Sterz. und z (s. 223 anm. 3).

Im fastnachtspiel und volkslied des 15 und 16 jhs sucht der vf. durch reichhaltige sammlungen N.s tradition festzulegen (s. 204 ff). in der bauernfeindlichen haltung des bürgerlichen fastnachtspieles besonders bot sich ein üppiger nährboden für sie dar. alte N.-motive, wie das vom spiegelbrechen, von den gebratenen birnen, spottnamen und strotzende namenhäufungen usw. machen den zusammenhang greifbar deutlich, wie nicht minder die Neidhartspiele selbst. doch ist vieles von dem was B. vorbringt dem spielmannstone überhaupt eigentümlich, wie er selbst wiederholt betont: so zh. die drastischen bilder und vergleiche (bes. mit tieren), negationsumschreibungen, alliterationen usw. selbst bei wörtlichem anklang ist vorsicht geboten: die obscönen stellen (s. 213) von geige, fiedeln usw. zb. entspringen wol einer redensart. s. DWB. iii 1624 und iv 1, 2, 2573. Sterzinger spiele ii 98. 104. 121. 220; auch Helbl. 1, 78 ff (und Seemüllers anm.).

Am ende der lyrisch-epischen tradition, die aus N.s liedern hervorsprossete, steht der druck des Neidhart Fuchs, den der vf. s. 218 ff untersucht. die besprechung des bildes zu N. im fass (s. 219) bedarf einer berichtigung: Bolte reproducirt nicht das bild des Narrenschiffes, sondern das auf Schmiehers flugblatt; nur im Brantschen sind aber die bauern zu narren geworden, nicht bei Schmieher. — den redactor des druckes schätzt B. höher ein als Bobertag; dem gegenüber mücht ich doch auf die argen blöfsen hinweisen, die sich der compiler zb. in der behandlung des Veilchen- oder des Hosenschwanks gibt.

ferner auf das ungeschickte schwanken zwischen 1 und 3 person, das B. nicht hervorhebt: vgl. etwa den Salbenschwank ua. ein epischer grundton ist nicht zu verkennen; keine sammlung enthält so viele schwänke; aber der epische charakter des ganzen wird m. e. durch die aufnahme zahlreicher lieder, die nur bauernschlägereien, obscöne motive udgl. enthalten, stark in frage gestellt.

Die quellen des drucks stellt der vf. s. 227ff nach den verschiedenen phasen der Neidharttradition übersichtlich zusammen. neben 3 echten winterliedern erscheinen 2 unechte sommerlieder und der Fassschwank aus den perghss. die grofse masse der Pseudoneidharte des druckes findet sich jedoch in von der Hagens hs. wider, dem hauptreservoir dieser producte. am nächsten steht z freilich Brentanos hs. wie rücksichtslos der compiler mit einigen anderen gedichten ähnlichen charakters verfuhr, die er seiner sammlung einverleibte, zeigt B. s. 229ff. Oswalds gedicht (Schatz kl. ausg. nr 36) läuft in girrende, halb unarticulierte wollustlaute aus. die stark obscönen, zt. unverständlichen zusätze im druck (nr 25) sind offenbar als coitusgespräche zu verstehn. beachte bes. 2983ff, wo mann und weib zu worte kommen! ähnlich klingt das erotische gestammel, das Schönbach in der Grazer hs. nr 822 von dem miniator eingetragen fand (Mitteilungen des histor. ver. f. Steiermark 48 heft [1900], s. 189). der katalog der spiele in Fischarts Gargantua (B. s. 231 anm. 4 und 232 anm. 6) enthält wol noch mehr Neidhartcitate, als B. heraushebt: vgl. s. 260 (ausg. von Alsleben) *Der hupfelrei*; *Das Pickelspil*; *Zipffelzehezupffen*; *Tölpeltrei*; *Wa geht der Dantz hin Eselmut?* s. 267 *Es wolt ein Jungfraw züchtig sein, nam jhn inn die hand vnd wifs jhn drein* usw. — recht stark ist in nr 20 Hesellohers drittes lied verändert. Hesellohers versmafs ist bei Hartmann zweifellos falsch beschrieben; der refrain reicht von v. 9 bis 18, wie B. s. 233 anm. 1 ansetzt. jedoch auch B.s schema stimmt nur zur ersten strophe; in den folgenden ist vielmehr 3 b ◡ (statt 4 b) anzusetzen. aber wenn sich so auch fünf strophen ergeben wie im NF., der reim des vierten und achten verses fehlt wider und das repetitionszeichen steht nach 221 in z ist das metrum durchaus glatt. — in z nr 26 ist aus Oswalds abenteuer mit der 'graserin' (nr 49) eine frivole badescene geworden. das versmafs des druckes ist vielleicht gegen B. s. 232 anm. 5 als 4 a 4 a 4 a 4 a anzusetzen; 3025f steht allerdings conj. prät. im reim. zu den anklängen ist besonders der eingang *Ein graserin nachzutragen*.

Im Anhang (s. 235ff) druckt der vf. ua. aus der Schratschen hs. ein gedicht ganz ab, das nur noch in f überliefert ist: ein ziemlich uninteressantes machwerk. *Eberzann* (in der überschrift von f) kommt im texte selbst nicht vor. das von B. s. 239 anm. 1 für Schr. als ursprünglich aufgestellte schema 5 a ◡ : 5 b 5 a ◡ : 5 b 5 c ◡ : 4 d, 5 c ◡ : 5 e ist sicher falsch. die textgestalt von Schr.

verrät in einigen stropfen vielmehr folgendes reimschema für den abgesang: 5 c ∘ : 4 x, 5 c ∘ : 5 b! s. str. 3 *sein* : *chrenczelein* : *Katerlein*; str. 4 *muet* : *-huet* : *huet*; str. 6 *laidt* : *bechlaidt* : *pfait*; str. 7 *sein* : *Perebein* : *eberswein*; str. 9 *ackerleutt* : *streit* : *braitt*; str. 13 *mein* : *Eberbein* : *sein*; str. 14 *vbermuet* : *Geiselmuet* : *guet*; str. 16 *gach* : [zal] : *vngemach*. in andern stropfen schimmert diese reimstellung wenigstens noch durch: str. 1, 8 beachte die lesart *leytt*, str. 2, 8 *vertreybt* (Schr. *vertraibe*) in f; str. 5, 8 hat f *dorvon* (: *hab*, lis *han* : *chan*), str. 8, 8 *not(e)* (: *Helmschrot* : *tod*); auch str. 10, 8 bietet die lesart von f vielleicht das ursprüngliche. str. 12, 8 reimt *war* in f wider mit z. 2 und 4 (: *har* : *war*); str. 15, 8 lis etwa *was ich dir sag*, *nym war*? str. 17 (stark entstellt) wird mit f wol *geschicht* : *nicht* (?) zu lesen sein; str. 18 ist der letzte vers kaum richtig überliefert (vgl. 141). eben die lesarten von f leiten also öfters auf die richtige reimstellung; die von B. für f angesetzte (5 c ∘ : 4 d, 5 c ∘ : 5 d) find ich nur str. 11, wo Schr. v. 2 *lag* : 4 *slag*, 6 *gach* : 8 *sach* hat; jedoch eben f bietet v. 4 wider *ernoch* (= *hernach*)! — zum texte trag ich nach: 51 lis mit der hs. *vir vnd zwainczk* (versmafs!). — zu *tempel* 50 vgl. mhd. *temer*, *temern*? Schm.-Fr. I 506. — 86 lis *ainen* statt *ainem* (hs. *ainē*). — die situation in str. 11 erinnert an den Fassschwank. statt *drete* : *drate* (f *drate* oder *date*? : *flosse*) lis *drate* : *schrates*! — 103 lis *als er im sey gswollen* (hs. l). — 119 ist *will* durch die zweisilb. form zu ersetzen. — 130 hat die hs. *was nu darnach*. — das abirren des schreibers von 132 in 133 ist noch in der hs. ersichtlich: auf 132 folgt (durchstrichen) *aus seiner* (134).

Zum schlusse bringt B. s. 245 ff das neugefundene Stockholmer blatt nach Psilanders copie zum abdrucke; es enthält ein fragment der sog. 'Meerfahrt' und 5 stropfen des Hosenschwankes. davon deckt sich die erste im allgemeinen mit z str. 1 (nicht nur v. 1—6: s. B. s. 248 anm. 4). — zu str. 2, 21 ff vgl. z 22 ff. zu *det* 32 s. Heinzl Anz. xvii 4f. — zu s. 250 anm. 1 bemerk ich: v. 53—56 und 69—75 bilden in Sterz. die fünfte str., 49—52, 65—68 und 57—64 die vierte. — in z fehlen v. 57—64 keineswegs, wie B. s. 250 anm. 5 glaubt: vgl. z 41 ff. allerdings entsprechen nur die verse 41—44; doch vgl. z 45 ff zu Sterz. 49 ff. die anordnung in z ist also (41—59): Stockh. bl. 57—60, 49—56, 69—75. 54 lis *mangerleihand wat*.

Der druck ist im ganzen correct; es fällt vielleicht mehr der druckerei als dem vf. zur last, dass die unterscheidungszeichen über *u* (*o*, *e*, *i*) so oft weggeblieben sind. nur selten versagt B.s text an entscheidenden stellen: s. 15 zb., wo die schreibungen des namens *Friderûn* in den perghss. angeführt werden: 37, 38 hat II. *friderovnen* (nicht *-roven*), 81, 16 *fridelvne* (nicht *-lone*); 167, 5 ist gen., nicht nom.; auch fehlt aus R 81, 16 *vrideronen*, aus B 56, 3 *fridelvn*.

Zu bedauern ist, dass der vf. seinem trefflichen buche, das stilistische sammlungen vorlegt und erörtert, kein register beigegeben hat. hier reichen auch die inhaltsangabe vor dem texte und die zahlreichen citate innerhalb desselben nicht aus.

Wien im april 1909.

EDMUND WIESSNER.

Johann von Schwarzenberg, Trostspruch um abgestorbene freunde (Kummertrost) hrsg. von WILLY SCHEEL [= Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI und XVII jh.s, nr. 215.] Halle aS., Niemeyer, 1907. XVI und 58 ss. 8o. — 0,60 m.

Durch den tod seiner gattin ist Johann vSchwarzenberg 1502 zum deutschen dichter geworden, ihrem andenken ist der 'Trostspruch um abgestorbene freunde' gewidmet, der sich in einer frühen niederschrift im fürstlich Schwarzenbergischen centralarchiv zu Krumau erhalten hat, indessen die ausgaben des teutschen Cicero von 1534 und später einen von dem gereiften dichter überarbeiteten und stark erweiterten text unter dem neuen titel 'Kummertrost' bieten. dieser posthum veröffentlichte text stellt für uns des dichters letzten willen dar, beide fassungen hätten sich gut, wie es die Weimarer Lutherausgabe in solchen fällen zu tun pflegt, übereinander abdrucken lassen: damit wäre die fortlaufende vergleichung der einander entsprechenden stellen wie die ungestörte lectüre jeder fassung ermöglicht worden. S. legt statt dessen seinem abdruck die alte hs. zu grunde und packt die tausend abweichungen und zusätze des Kummertrosts in die lesarten. so dass über bin- und herblättern, anschlusssuchen und vergleichen von einem geniessen der wichtigeren späten fassung nicht gesprochen werden kann. dabei wimmelt der schwierige apparat von fehlern. unter den druckfehlern sind solche wie 10, 6 *beschafft* st. *behafft*, 15, 81 *Joi* st. *Job*, 23, 286 *darin* st. *darein*, 26, 379 *mit* st. *nit*, 28, 464 *wir* st. *wirt*, 47, 6 *jhrs* st. *jhr*, 50 z. 37 *duntz* st. *drutz*, 51 z. 35 *timat* st. *Annat*, 52 z. 31 *seine* st. *seim*, harmlos, weil sie sich der philologische leser verbessern wird, dagegen sind die fehler in 22, 215 *zych* st. *zyeh*, 24, 302 *mir* st. *wir*, 28, 454 *zu* st. *zum*, 29, 322 *mir* st. *wir*, 334 *zur* st. *zu*, 40, 656 *zwischen* st. *zwischem*, 48, 13 *unvergulten* st. *unvergolten*, 52 z. 27 *hoffen* st. *hofften*, 53, 12 *zungen* st. *zeügen*, 54, 12 *hat* st. *het* durch conjectur kaum zu finden. wichtige abweichungen des Teutschen Cicero von der handschrift bleiben ungebuht: gleich am ende der neunten zeile der vorrede s. 4 ist das wort *eynigkait* ausgefallen, 7, 80 die umstellung *Mir alzeit zieret* st. *Mir zieret alle Zeit*, 10, 151 *Als zeytlich leben* st. *All unsern leben*, 16, 240 *vnderweysen* st. *unterweisens*. 29, 333 *hab* st. *hat*, 30, 350 *kein* st. *nit*; auf derselben seite ist nicht mitgeteilt, dass die verse 353f im Kummertrost fehlen, 32, 407 sind die zusatzverse *Drumb Cicero der frumb veryicht Der redlich spilt bey nacht on liecht* unter den tisch gefallen; s. 33 sind an verschiedenen

stellen nicht weniger als sieben lesarten nachzuholen: zu v. 437 *Wie sich* st. *Solch lieb*, 438 *Als* st. *Vnd*, 442 *höch* st. *hoe*, 443f *bekannt*: *zügewennt* st. *bekant*: *zugewandt*, 449 *Gar inn* st. *Gantz in*, 451 *wi/s* st. *weis*, 457 *wey/sheyt* st. *weyssel*, und ähnliche lücken wiederholen sich auf s. 39 f. 42. 45. 50f. noch weniger ist auf orthographische dinge verlass: die von dem alten druck sorgsam geregelte schreibung der u- und f-laute, die setzung von majuskel und minuskel sind verwirrt, und in einer seltsamen gruppe von fehlern bietet der apparat des modernen herausgebers gar archaischere formen als der alte druck: 25, 355 *gaystligkayt* st. *gaystligkeyt*, 27, 428 *wörter* st. *wörter*, 38 z. 32 *Allain* st. *Allein*, 42, 739 *tugendt* st. *tugent*, 45, 819 *laff* st. *lafs*, 55, 41 *bekant* st. *bekannt*. alles in allem list man die jüngere gestalt von Schwarzenbergs gedicht nach wie vor ungestörter und zuverlässiger im Teutschen Cicero, der ja auch, wenn man die ausgaben von 1535 und 1540 zu der editio princeps von 1534 hinzunimmt, auf deutschen bibliotheken keine seltenheit ist.

Die Krumauer hs. erweckt — ich setze dabei die zuverlässigkeit von S.s neudruck immer voraus — den eindruck, als wäre sie aus dem schwer lesbaren und im einzelnen selbst nicht sauber durchgearbeiteten concept des dichters abgeschrieben. ihre kritiklosigkeit hat das gute, dass sie unter umständen auch schwer verständliches treulich überliefert, zb. *kam damit in der himel sper* v. 39, wo *sper* nach 12, 15 als *sphaera* zu fassen ist; 118 *seit zu bekennen ir mich reist* im reim auf *heist*, also mhd. *reizen*; 258 *In gegen* st. *entgegen*. in dem bilde vom teufel 314 *den leuten richt er manche stel* versteht man nach der im DWB unter gestelle 2e) angezogenen parallele aus Geilers Brösamlin das letzte wort als 'falle', 337 *der ir gee ab* deutet sich aus mhd. *diu irre*, anlautendes g für j in *gee* 336. 792 aus fränkisch-thüringischen mundarten mit ihrem *gung*, *gär* usw. geringer ist die schwierigkeit in v. 454f *kent got nit mer, dan ich vernem, im zimpt keins schopffers diadem*, wo *kent* als 'könnte', *vernem* als 'verstehe', 493 *mit recht det man vmb gut vnd gelt*, wo *det* als 'tötet', 538f *so solcher kauf gen himel precht, der reichen sach wirt al schlegt*, wo *wirt* als 'würde', *schlegt* als 'schlecht', 1037 *darumb so sent ich mich von stat*, wo *sent* als 'sehnte' verstanden sein will. überall konnte sich ein minder slavischer abschreiber zu vermeintlichen besserungen verführen lassen. in v. 532f *der aplos, des du dig getrost, on rew aufs lieb wird nit gegrost* deutet sich das letzte wort nach Schmeller 1 1013 als 'grofs gemacht'; 608 *manch knab von amen ward ertot* wird klar aus 2 Mos. 1, 16.

Alle diese anstöße haben, wie gesagt, den alten abschreiber nicht irre gemacht, und damit ist hier auch das verfahren des herausgebers unzweifelhaft gegeben. höchstens über das mafs erklärender zutaten kann ein zweifel walten, und völlige ent-

haltsamkeit, wie sie S. übt, ist mindestens das verfahren, bei dem man am besten consequent sein kann.

Daneben gibt es aber auch stellen, an denen sichtlich der abschreiber seiner aufgabe nicht gerecht geworden ist. durch den reim gesichert ist die meinung des dichters v. 668f *darumb das er die warheit sprach, ein boßhaft weib sich an jm rach:* der ablaut der vierten reihe ist bei Schwarzenberg noch in ordnung, erst der schreiber kann das den reim sprengende *roch* eingeschleppt haben. hat er hier ein *a* der vorlage für *o* gelesen, so dürfen wir ihm auch das umgekehrte zutrauen: v. 359ff wird das verhältnis des rettenden Gottes zum sinkenden menschen am bilde eines abgestürzten erläutert, den ein anderer von oben her an einem seil hält: der gefallene kann nicht gerettet werden, *er halt dan fast dafßselbig seil, sunst zeugt der ober nit mit heyl.* in der hs. steht ein unverständliches *aber* st. *ober*, dieses wird durch *öber* im Teutschen Cicero für den dichter gesichert, wie *rach* vorhin durch reim und Teutschen Cicero. ein weiteres buchstabenpaar das der abschreiber nicht sicher scheiden kann, ist *e* und *a*: v. 189 steht die warnung des eremiten *danen dich zeug vnd neig* als antwort auf einen ketzerischen verdacht, den der trostsuchende geäußert hat, *g* statt *ch* in *zeuch* ist durch zahlreiche parallelen gesichert, *denen* der hs. ist daneben sinnlos; 822 *das rat ich dir bey hochster trew* verlangt notwendig *a* im verbum statt des überlieferten *ret*, das zudem durch *rath* im Teutschen Cicero discreditirt wird. der umgekehrte fall ligt v. 93 vor: der dichter wünscht von den klosterleuten, sie wären *weltlicher ger gestorben gantz, ger* 'begierde' als form des dichters, die dem schreiber not machte, ist durch die überlieferung von 1534 auch v. 841 gesichert, das v. 93 überlieferte *gar* ist nicht zu verstehn. ein *i* statt *e* ist v. 870f geschrieben, wo zu lesen ist: *der keiner ist so beßs vnd thum, da selbsten wer er geren frum* statt *ir*; *i* statt *u* in *finden* 3, 8 und v. 949; *er* statt *ie* 163 *wem kumpt gros kummer for der thur* statt *die*; *e* statt *o* 798f *wer hat em rechten frumen kant, der tugent nit entgelten hab* statt *entgolten*, das auch durch die überlieferung von 1534 bestätigt wird, ebenso 967 *das sey befelen gots rott*, wo der sinn 'das sei befohlen Gottes rat' keinen zweifel leidet. aus dem schriftbild erklären sich vertauschungen wie die von *f* und *ß* in *sind* für richtiges *find* 183, *seggen* für *fegen* 479, *hauf* für *haus* 1036; von *ff* und *ß* in *Hafft* für *Haß*t (so 1534) 167; von *ch* und *y* in *frechen* für *freyen* (so 1534) 342; von *u* und *n* in *uestenn* für *nestenn* 283 (der vers bedeutet: dein kind erziehe recht, den nächsten unterweise), hierher wol auch 92 *cristens* für *cristus*, (so bildet Schwarzenberg v. 506 den genetiv von *Christus*); von *s* und *h* in *zeit* für *heid* 618, *zart* für *hart* 916; *t* für *c* in *proturrey* für *procurey* 762; *m* für *in* in *dem* für *dein* 833, die letzten vier wider durch die überlieferung von 1534 gestützt.

Besonders schlecht hat der alte abschreiber die großen anfangsbuchstaben in den verseingängen seines originals lesen können, sonst hätte er nicht v. 272 *Nit* statt *Mit*, 286 *Sol* statt *Folg*, 394 *Wer* statt *Mer*, 861 *Auch* statt *Such* (1534 *süch*) geschrieben. anderseits geben ihm die wortausgänge zu schaffen. hier hält er namentlich gern einen schlussschnörkel der vorlage für ein *t*, so schreibt er 267 *liebt* statt *lieb*, 816 *streicht* statt *streich*, 904 *Merckt* statt *Merck*, 929 *wurckt* statt *wurck*; aber auch 3, 5 *worten* statt *worte*, v. 500 *erden* statt *erd*, 594 *seiner* statt *seine*, 976 *frumen* statt *frume* setzen misdeutete endschnörkel voraus. umgekehrt bietet der schreiber im wortausgang einen buchstaben zu wenig in *eure* v. 109 statt *euren*, 266 *gen* statt *geng*, 378 *gal* statt *galg* (so 1534); allgemeine undeutlichkeit an dieser stelle verraten auch 144 *verpflichts* statt *verpflichte*, 528 *frumen* statt *frumer*, 537 *obestimpten* statt *obestimpter*.

Wenn es wirklich die unsicherheit im lesen der vorlage ist, die die abschrift mit fehlern überschwemmt, so muss der eingang am fehlerhaftesten sein, weil hier der schreiber am wenigsten übung hatte. die erwartung trifft reichlich zu, im ersten satz der vorrede fließt aus allen bisher genannten fehlerquellen folgender unsinn zusammen: *dieser spruch . . . bewert durch* (lis: *der sel*) *ewigs leben, geit sichere gut regel vnd ler, get* (lis: *got*) *zu diennern* (lis: *diennen*). im anfang des textes hat der abschreiber auch mit den abkürzungen der vorlage am wenigsten zurecht kommen können: 3, 4 löst er *dissē* zu *dissem* auf statt zu *dissen*, v. 82 und 428 *v̄m* zu *vnd* statt zu *vmb* (so ist das überlieferte *sunst* zu retten, das der dichter 1534 zum schaden der stelle aufgibt¹, 233 *irē* zu *irem* statt zu *iren*, 260 und 274 übersieht er die nasalstriche, wenn er *da* statt *dan*, *machen* statt *manchen* schreibt. widerum stellt sich erst mit steigender sicherheit im lesen des textes in der zweiten hälfte die andere fehlersorte ein, dass von zwei ähnlich aussehenden nachbarworten nur eines geschrieben wird, so v. 416 *entlich* statt *entlich Götlich*, 509 *an* statt *hang an* oder *gang an*, 802 *got* statt *lot got*. weiter als diese vereinzelt flüchtigkeiten wirkt eine schlecht angebrachte selbständigkeit des schreibers, die ihn dazu verleitet, ihm unwahrscheinliche wortbilder wegzubringen. auch das wird immer häufiger, je tiefer er in seinen text hineingelangt: er schreibt v. 105 *menschlichen* statt *menlichen*, 140 *clagent* statt *claget*, 166 *finden* statt *feinden* (1534 *feyn*den), 185 *neit* statt *queit* (Schmeller I 1398), 312 *besterckt* statt *besteckt* (durch den reim gefordert, vgl. auch Schmeller II 726), 338 *besser* statt *beser*, 401 *selben* statt *selen*, 529 *bescheit* statt *besheit*, 616 *phara-*

¹ auch des herausgebers änderungen *wir* 230 statt des überlieferten *wie, des* 387 statt *das* (umgekehrte schreibung zu *das* 470. 549. 561. 665. 1029), *abgot* 632 statt *abgot* möchte ich rückgängig machen, *hefred* 243 in *hofred* ändern statt in *freude*.

onis statt *pharonis* (1534 *Pharonis*), 653 *durch recht* statt *durch-echt* (1534 *durchächt*, außerdem gesichert durch v. 749), 940 *eiern* statt *eeren* (1534 *ehren*).

Mit all diesen correcturen ist nun freilich noch kein einwandfreier text hergestellt; auch wenn man den nach 172 fehlenden vers aus dem Teutschen Cicero ergänzt und v. 137 *lebt* in *der lebt* ändert, 230 *Wir* in *Wa*, 302 *Wargotlich* in *War gotlich*, 422 *gleich* in *sei gleich*, 525 *widernos* in *widersins*, 536 *frocht* in *forcht*, 543 *Wiltu du* in *Wilt du*, 814 *Das stee* in *Das tugent stee*, 829 *geweifsheit* in *gewifsheit*, 872 *wie der schne* in *wie schne*, 902 *verkerren* in *verkeren*, 1033 *offt* in *so oft* (so 1534), bleiben noch schwierigkeiten die menge. soviel ist aber doch schon jetzt klar, dass die alte abschrift nicht einmal im groben zuverlässig ist — viel weniger kann man ihr in kleinigkeiten, die etwa nur einen metrischen anstofs veranlassen, trauen. dafür, ob v. 12 *ir pawung brengt ewig freudt* des dichters absicht entspricht, oder ob er *brenget* gewollt hat, bietet eine solche hs. keine gewähr; entsprechend kann statt *versucht* 75 *versuchtet* gemeint sein, statt *bringt* 235 *brenget*, statt *selbst* 247 *selber*, statt *fragt* 289 *fraget*, statt *lieb* 302 *liebe*, statt *entlich* 404 *entlichen*, statt *dienst* 406 *dienest*, statt *gut* 432 *gute*, statt *torn* 772 *toren*, statt *darumb* 956 *drumb*. *ehe* in *angehe* 100, *gehen* 356, *stehen* 460 ist schreibergewohnheit für *e*, wie an *meher* 3, 6 und dem reim *Josue: alten ehe* s. 21f deutlich wird; *alle* 331. 346. 724 steht für *al*; *heiligen* 40. 830, *sellige* 377, *seligen* 433 sind zweisilbig gemeint. alles in allem wird man aus dieser hs. nichts stichhaltiges aufbringen können gegen die these, Schwarzenberg habe in seinem ersten gedicht von vornherein regelmässigen wechsel von hebung und senkung angestrebt. der wunsch der vorrede: *'Item wer dissen spruch abschreib, sol in den zeilen nit mer worte, auch in den letzten worten einer yeden zeil nit ander oder meher silben noch buchstaben machen, dan wye in diesem exemplar nach art vnd eigenschafft des reumwerks recht geschriben funden wirt, domit die recht zall vnd art der silben vnd reumen nit gefelscht vnd geschent werdenn'* ist dem dichter von dem alten abschreiber nicht erfüllt worden. aber gerade die hervorhebung der *zall der silben* schon i. j. 1502 ist doch bedeutsam — auch auf diesen punct kann die schlussbemerkung v. 1052f ohne zwang bezogen werden: *was ich vergis in grosser eyl, das besser der bas hab die weyll*, jedesfalls zeigt sie beim dichter das gefühl lebendig, dass die form dieses raschen ersten wurfes seinem eignen ideal nicht voll entspricht.

Um so weniger kann es uns gelingen, auf dieser basis zu einem saubern texte vorzudringen, viel eher ist das vom Kummer-trost aus möglich, an dem es nur verhältnismässig wenig offenkundige fehler zu bessern gibt, zb. 3, 33 *allem* st. *allain*, 17, 28 *list* st. *lust*, 20, 166 *Gefierte* st. *Gefurte*, 44 z. 36 *zeichen* st.

zeiten. es trifft sich gut, dass sich die gunst der überlieferung gerade dieser ausgereiften gestalt des gedichtes zugewendet hat, sicherlich verdient sie viel eher unsere sorgfalt als jener erste wurf. denn sie hat partien, ich hebe das ausgeführte bild vom kriege der christen mit dem heer der laster s. 17ff hervor, die den alten kriegsmann Schwarzenberg auf der höhe seiner kernhaften, selbwachsenen dichtkunst zeigen und die erwünschte gelegenheit geben, seiner sonst schwer fassbaren poetischen eigenart nahe zu kommen.

Freiburg i. Br.

ALFRED GÖTZE.

Simon Lemnius, ein humanistenleben. von PAUL MERKER [=Quellen und Forschungen etc. 104 heft]. Straßburg, Karl J. Trübner 1908. vi und 109ss. 8°. — 3 m.

Simon Lemnius gehört nicht zu den productiven, an deren leben uns schliefslich alles interessiert; auch nicht zu den überraschend früh oder überraschend spät entwickelten, die durch eine einzige tat ihrem dasein wert geben; sondern nur zu denen, die ungewollt, durch gunst der umstände einmal mittelpunct einer historischen affäre geworden sind.

Trotzdem hat Merker recht, wenn er in seiner flottgeschriebenen biographie nicht nur den beschriebenen helden des falles Lemnius, sondern auch den weitgewanderten Graubündner schulmann und den übersetzer der Odyssee darstellt. Lemnius besitzt immerhin qualitäten, namentlich formaler natur, die nicht berechtigen, ihn nur als den 'schandpoetaster' von 1538 aufzufassen. M. bemüht sich daher um sorgfältige ausnutzung der alten und entdeckung neuer quellen für die biographie, wobei sich ihm eine reihe von berichtigungen und neuen feststellungen ergeben; auf grund dieses immerhin nicht gerade reichhaltigen materials erzählt er das kurze leben seines helden in gleichmäßiger flusse (Jugendzeit 1511—33, Studenten- und wanderjahre 1533—39, Erster aufenthalt in Chur 1539—42, Italien 1543—44, Zweiter aufenthalt in Chur 1544 bis zum tode, 1550).

Aber gerade darin ligt die gefahr. gewis ist Lemnius nicht nur das opfer Luthers vom jahre 1538 — aber die hauptsache in seinem leben bleibt der zusammenstofs mit dem reformator doch. für ihn, weil er die krise seines lebens geworden ist; für uns, weil sein verhalten dabei uns den mann erklärt; und, was wichtiger, weil uns dieser typische fall neben der bedauerlichen aber begreiflichen verärgertheit Luthers in jenen jahren die ganze kluft zeigt, die zwischen dem Luthertum und dem gesinnungslosen nurformalismus eines entarteten humanismus südlicher färbung bestand. wie dieser Halbromane sich gegen Luther verhielt, gerade so würde sich die mehrzahl der italienischen humanisten verhalten haben; von den verwüstungen die eine rein formale ausbildung in leeren gemütern anzurichten vermag, sind wir, bei

zunehmender veräußerlichung des humanismus nach seiner abkehr vom religiösen problem, ja auch nicht verschont geblieben. endlich, nur durch den zusammenstoß mit Luther ist Lemnius gedächtnis auf uns gekommen: die wenn auch feindliche berührung mit einem grofsen bleibt doch das wichtigste was dem durchschnittsmenschen geschehen kann.

Darum hätte ich das leben des Lemnius gern deutlicher um das Wittenberger erlebnis und seine folgen herumgruppiert gesehen. von diesem mittelpunct wäre licht zurtück und vorwärts auf das innerste wesen des mannes gefallen, zu dem die biographischen nachrichten sonst kaum einen zugang eröffnen. die äußere ausdehnung des betreffenden, umfangreichsten capitels (II), seine reichhaltigkeit und sorgfältige arbeit tun es nicht allein; hier war noch mehr organischer zusammenhang mit dem folgenden herzustellen. mir scheint, man kann einen Lemnius vor und einen nach Luthers verfolgung unterscheiden. jedesfalls hätte der Wittenberger conflict noch mehr in seinem dramatischen charakter erfasst werden müssen, als krise, als peripetie; und noch mehr dynamisch dargestellt, als function verschiedener kräfte, weniger als episches ereignis.

Gewis ging Luther zu weit, gewis hatte Lessing zu seiner 'Rettung des Simon Lemnius' guten grund (s. v); und doch hatte Luthers wunderbarer instinct auch hier im grunde das richtige getroffen. Lemnius selbst, seine art zu reagieren beweist es. das dritte buch der Epigramme, obwol auch für damalige verhältnisse ungewöhnlich gemein, mag noch hingehn: der classische zeuge ist die Monachopornomachie. sie durfte keinesfalls mit wenig mehr als drei seiten abgetan werden. schon ihre seltenheit und die erstaunlich virtuose eleganz ihrer form verlangten eingehendere würdigung. aber auch die Threni Eckii — kann sich die gesinnungslosigkeit besser declarieren? ich wenigstens glaube nicht, dass hier eine 'bei aller persönlichen voreingenommenheit fortbestehende überzeugung von der grofsen tat Luthers' (s. 63) vorligt — so feine unterscheidungen wird der erboste Halbwälsche, der eben den Liber tertius epigrammaton verfasst hatte, kaum gemacht haben — sondern religiöse indifferenz des poeten, der auch einmal Luthers gegner angreift, wenn sie nur dankbaren stoff bieten¹.

Dem urteil des verfassers über den streitfall wird man ebenso beistimmen wie seiner gesamt Auffassung von Lemnius wesen;

¹ die beiden verse

*(quae tibi forti animo contra est defensa Lutherum,
qui Latias fraudes tendiculasque vocat)*

brauchen nicht einmal interpoliert zu sein. die doch recht maßvolle Lutherfreundlichkeit des pentameters scheint vielmehr eine notgedrungene, wol unwillkürliche consequenz der eckfeindlichen fiction des ganzen, ein blofses stilelement. der verfassung braucht sich nicht zum inhalt des aus Luthers sinn heraus gesagten verses zn bekennen.

nur sähe man jenes gern ausführlich und zusammenhängend dargelegt, diese zu einer eindringenderen charakteristik verdichtet, als sie der schluss (s. 109) bietet. eine principielle auseinandersetzung mit Lessings rettung hätte wol auch mehr gefördert als die blofse erwähnung (s. v u. citat s. 25 anm. 1). das problem Lemnius ist noch nicht gelöst.

Indessen, was der verfasser bietet, ist reichhaltig und lehrreich. wertvoll und willkommen sind insbesondere die neuen mitteilungen über Lemnius jugendzeit, der hinweis auf die bedeutung seines Münchener lehrers Anemoecius und seiner schule zu SPeter; die ausführliche erzählung des Wittenberger conflicts, belegt durch die mitgeteilten briefe und actenstücke; endlich die sehr erwünschte würdigung der späteren werke des Lemnius, namentlich der lateinischen Odysseeübersetzung und der Raeteis. — die angaben der standorte von Lemnius schriften sollen doch wol nicht als vollständig gelten? die Epigrammaton libri III finden sich zb. auch in Göttingen (Poet. lat. rec. II 4912), die Threni Eckii, erste ausgabe, auch in Berlin (K. bibl., Xc 11, 896). — s. 58 z. 7 ist statt des unverständlichen *recipere* zu lesen *resipere* (Zs. f. d. ph. 20, 486 z. 14), s. 43 z. 21 *suspiciantur*.
Göttingen. WALTHER BRECHT.

LITTERATUR ÜBER DAS VOLKSLIED.

1. Das deutsche volkslied, ausgewählt und erläutert von prof. dr JULIUS SAHR. dritte vermehrte und verbesserte auflage, 2 bändchen: 136 ss. und 110 ss. 12°. Leipzig, Göschen 1908 [Sammlung Göschen 25 und 132]. — je 0,80 m.
2. Das deutsche volkslied, über wesen und werden des deutschen volks-gesanges von JWBRUINIER. dritte umgearbeitete und vermehrte auflage [Aus natur und geisteswelt 7. bdchen.]. Leipzig, Teubner 1908. VI u. 151 ss. 8°. — 1,25 m.
3. Handbuch des deutschen volksliedes von dr OTTO BÖCKEL. zugleich vierte gänzlich neu gestaltete ausgabe von AFCVILMARS Handbüchlein für freunde des deutschen volksliedes. Marburg, Elwert 1908. VIII und 393 ss. 8°. — 5 m.
4. Psychologie der volksdichtung von dr OTTO BÖCKEL. Leipzig, Teubner 1906. VI u. 432 ss. 8°. — 7 m.
5. Kunstlied und volkslied in Deutschland von JOHN MEIER. Halle, Niemeyer 1906. VI u. 59 ss. 8°. — 1 m.
6. Kunstlieder im volksmunde. materialien und untersuchungen von JOHN MEIER. Halle, Niemeyer 1906. 14 u. CXLIV und 92 ss, 8°. — 5 m.
7. Volksdichtung aus dem Böhmerwalde. gesammelt und herausgegeben von GUSTAV JUNGBAUER. mit singnoten und zwei lichtdruckbildern. Prag, Calve 1908. 14 u. XXXVI u. 236 ss. 8°. — 3,50 m.

1—3 wollen weitere kreise mit dem volkslied und seinen arten bekannt machen. wie gut sie ihren zweck erreichen, be- weisen die neuauflagen. Vilmars Handbüchlein hat es in 40 jahren zu vier auflagen, Bruinier in 9 zu drei und Sahr schon in 7 jahren zu drei auflagen gebracht. zugleich lehren die zahlen: je jünger die auflagen, um so rascher gehn sie ab; je mehr hand-

büchlein erscheinen, um so schneller werden die alten und neuen aufgebraucht: sie versperren sich nicht den weg, sondern erobern sich gegenseitig neuen boden, indem sie kenntnis und verständnis des volksliedes und geschmack daran in immer weitere kreise tragen. auch von aufsen her kommen immer mehr treibende kräfte: so von der wachsenden zahl der volkskundlichen gesellschaften und der volksgesangvereine, in letzter zeit besonders vom impulsiven eingreifen des deutschen kaisers und in Österreich vom grofsartigen unternehmen des unterrichtsministeriums, das in allen kronländern Cisleithaniens die volkslieder sammeln läßt.

1. Von den drei gemeinverständlichen darstellungen ist die Sahr's am bequemsten und war früher auch die billigste; erst seit durch vermehrung des inhaltes zwei 'Göschenbändchen' notwendig wurden, zahlt man sie um etliche pfennige teurer als Bruiniers 'Teubnerbändchen'. sie beginnt mit einem knappen überblick über die geschichte des volksliedes, mit dem sie das notwendigste über entstehung und arten, stil und charakter, metrik und melodie, sammlungen und ausgaben des volksliedes verbindet, alle tieferen und schwierigeren fragen, besonders jede definition von volkslied ängstlich vermeidend. in auffassung und urteil merkt man allerwegen den einfluss RHildebrands, der daher des öftern angezogen wird; mit diesem stimmt auch die starke betonung der sittlichen wüirkung, die das volkslied auf das deutsche volk ausgeübt habe und noch ausüben könnte und sollte. es folgen proben der einzelnen gattungen des volksliedes und zwar: I Historische volkslieder, II Streitlieder und Balladen, III Lieder von liebeslust und -leid, IV Geistliche lieder, V Verschiedenes. den einzelnen gruppen geht eine gesamtcharakteristik voraus, die beim historischen volkslied am besten gelungen ist. die reichliche auslese der gedichte nimmt gebührende rücksicht auf die verschiedenen landschaften des nordens und südens sowie auf die gegenwart und vergangenheit. jeder nummer werden eine einleitung, die über herkunft und inhaltliche zusammenhänge unterrichtet, sowie sach- und wörterklärende anmerkungen beigegeben. hiebei leistet Sahr vielfach selbständiges und durchweg sein bestes. um raum zu sparen, hat er die verse nicht wie früher abgesetzt, sondern im zusammenhang der zeilen gedruckt, wie man es in sparsamen commersbüchlein findet: so war bei verhältnismäfsig geringer umfangvergröfserung eine bedeutende vermehrung des inhaltes möglich. 31 gedichte sind neu hinzugefügt, auch der notendruck ist vermehrt und nicht mehr als 'musikproben' in den anhang verwiesen, sondern an den kopf der einzelnen lieder gesetzt. die schreibart Sahr's ist einfach, klar, ruhig, gedrunge, zweckentsprechend.

Für die nächste auflage möchte ich einige vorschläge machen. die obereinteilung wird logischerweise lauten müssen: A weltliches, B geistliches lied. dann folgen bei beiden die unter-

abteilungen, welche S. in der ersten abteilung wenigstens teilweise durchführt, in der zweiten aber gar nicht versucht; außerdem erscheinen in dieser weit überwiegend alte lieder, so dass der lebende volks-gesang zu kurz kommt und mancher leser auf die meinung verfallen wird, es gäbe nur mehr überbleibsel vom alten, während der volksmund noch reich genug ist; ich erinnere nur an die weihnachts-gesänge bei Pailler und Hartmann und an die verschiedenen gattungen derselben; vgl. Archiv f. d. stud. der n. spr. u. litt. 102, s. 2 ff. bei besserer einteilung würde auch die mischgruppe, welche S. unter dem titel 'Verschiedenes' hilflos an den schluss der sammlung stellt, verschwinden: die meisten gedichte gehören in die gruppe der schlemmerlieder, andere in eine solche der berufslieder, nr 12 und 13 (s. 93—96) unter die balladen. — n 40 wiederholt S. die oft geäußerte ansicht vom 'fast ersterbenden volkslied' im 17 und 18 jh. dagegen sprechen schon die vielen bis heute erhaltenen lieder aus dieser und aus früherer zeit, belege kann sich S. genug aus Bruinier, aus Böckels Psychologie s. 156 ff und aus der zweiten der oben angeführten schriften Meiers holen, ganz abgesehen von den deutschen sprachinseln, wo poetisches volksgut aus altdeutscher zeit mit der alten sprache fortlebt. die lücke ist nur scheinbar, weil die gebildeten schichten bis auf Herder das volkslied verachteten und nichts oder nicht viel davon sammelten und veröffentlichten. im gegensatz dazu steht n 11 die übertreibende behauptung, dass in alter zeit 'jeder-mann das volkslied kannte und sang': es gab immer gesanglose philister, ja gegner des volksliedes vom beginn unserer litteratur bis auf den heutigen tag. — das gedicht n 62 wurde aus Marienklagen des 14 und 15 jh.s zusammengesungen.

2. Vom ruhigen, sachlichen ton Sahrs sticht die überladene, geschraubte, unruhige darstellung Bruiniers noch immer, obgleich er sie in der neuen auflage gemäßiget hat, grell ab; er lässt inhaltlich und formell der subjectivität die zügel schießen. schon in der einleitung entwirft er in participienreichen, geschwollenen sätzen ein weit ausgesponnenes bild irgend eines 'weltfernen gebirgstales' und vermischt damit allerlei persönliche gefühlsergüsse, zu denen er motive und ausdrücke aus Goethes lyrik zusammenleimt. man höre beispielsweise folgende 8 zeilen (s. 2): 'Ach! wandle ich hier nicht überall auf eingesunkenen gräbern? und in der heimat fasst mich das heimweh. aber wie ich so, traumverloren, mehr fühle als denke, zieht der zug der lieben zerstreuten und toten an mir vorüber wie hinter einem schleier, im einzelnen unklar, unwittert vom geisterhauch der kinderzeit. und nun tönt auch in mir, den widerstreit der empfindungen zum einklang des süßen friedens verschmelzend, das ewige lied auf vom troste im gedenken. klinge weiter, ungeschriebene weise! lösest ja meine seele ganz!' der erste satz stammt aus Goethes 'Wanderer', alles folgende aus der Zueignung zu Faust,

selbst die worte 'im einzelnen unklar' sind ein ableger der 'schwankenden gestalten', und der schlussruf weist zum gedicht 'An den Mond'. mit anklängen an Walthers elegie ('aber war es nur ein traum . . ? jetzt, wo ich zur wärklichkeit erwacht') steuert er endlich auf die mitteilung los, bei welchen gelegenheiten das volk hauptsächlich zu singen pflege, wobei er aber nur den chorgesang ins auge fasst. im II capitel bringt er zeugnisse dafür, dass der gesang bei den Deutschen schon anfänglich chorgesang gewesen sei; diesen allein lässt Br. als volkslied gelten: 'ob ein lied ein volkslied ist oder nicht . . . darüber hat die frage zu entscheiden, ob es in einem von der sitte zusammengeführten chore frei erklang und erklingt. nur wo die volkstümliche sitte den freien chorgesang beibehalten hat, lebt noch der volksgesang' (s. 18). diese auffassung ist viel zu eng, schon weil dadurch alle zwei- und einstimmigen gesänge ausgeschlossen werden; oder glaubt Br., der pua nehme sich jedesmal einen chor mit, wenn er fensterln geht? oder das diandl zu haus, der bauer auf den feldwegen, der hirt auf der weide, der jäger in den bergen müsse immer warten, bis er eine begleitung findet, wenn er singen wolle? und das müste eine von der 'sitte', nicht etwa blofs vom zufall oder auf bestellung und einladung zusammengeführte sein! diese auffassung schließt ferner viele alte echte volkslieder aus, bei denen wir wol vermuten, dass sie mehrstimmig gesungen worden sind, aber nicht im mindesten wissen können, ob das wärklich in einem 'von der sitte zusammengeführten chor' geschehen sei. s. 90 will Br. auch das 'eigentliche kirchenlied ausscheiden', wahrscheinlich weil es nach seiner meinung nicht 'frei erklingt'; denn der von der sitte zusammengeführte chor wäre ja da. anderseits ist diese auffassung zu weit, weil sie vereinsgesänge und studentische scharlieder einbezieht, die vom wärklichen volkslied vielfach weit abstehn. Br. fühlt wol selber, dass er ein sehr äufferliches entscheidungsmerkmal gewählt habe, und begründet das damit, dass die anderweitigen kriterien des volksliedes, 'inhalt, ton, sprache, kunstmafs' (s. 20), zu wenig bekannt seien, um ein urteil zu gestatten. allein die merkmale welche die lieder an sich tragen, sind jedenfalls fafsbarer als jene, welche erst ermittelt werden müssen und nur allzuoft nicht mehr ermittelt werden können. Br. kümmert sich denn auch weiterhin meist selber nicht um sein unterscheidungsmerkmal oder nimmt auch wie andere leute zu stilmitteln die zuflucht.

In den folgenden capiteln geht Br. den ältesten anfängen und der allgemeinen entwicklung des volksliedes nach, berücksichtigt besonders die alten berufssänger (priester, skop, spielmann, schreiber) und erzählt nebenbei allerlei von volks sitten und volksbräuchen, was in weiteren kreisen dankbare leser finden wird, beginnt dann genauer über einzelne liedgattungen zu handeln, wo-

bei er mit vorliebe an die älteste überlieferung anknüpft und das ältere volkslied in den vordergrund stellt; nur beim historischen volkslied findet der liederschatz der gegenwart gröfsere beachtung, was sich daraus erklären mag, dass er die blüte desselben im 19 jh. erblickt. das xi capitel überschreibt er 'Die Märe' und nimmt das wort ungefähr gleichbedeutend mit ballade, was schwerlich zustimmung findet; denn märe enthält schon stofflich einen weiteren begriff, überdies verbinden wir mit 'ballade' die vorstellung einer bestimmten stilform.

Das büchlein steckt voll von anregungen, aber auch voll von hypothesen, die bei der leichtesten berührung zerstioben: so will Br. zb. cap. XIII nicht nur in den volkstümlichen abschiedsliedern, sondern auch in Herweghs '*Die bange Nacht ist nun herum*' nachklänge der alten tagelieder finden, oder er lässt aus dem welschen graslied das 'reine jägerlied' und das 'stelligeingedicht' hervorgehn, oder er erklärt frischweg das streben nach reinen reimen 'im grunde für das stammbetonende deutsche im allgemeinen und für das abgeschliffene . . mittelhochdeutsche im besondern für unsinnig'; die ebenda (s. 123) angeführten beispiele lassen erkennen, dass er auch nicht zwischen dialektischen und ungenauen reimen unterscheidet. es gibt seiten, wo beinahe jeder satz mit einem fragezeichen versehen oder geradezu als unrichtig bezeichnet werden muss; man schlage etwa s. 150 auf und betrachte folgende sätze: 'erst am ende des 18 jh.s dringt neues leben in den liebesliederschatz des volkes'. 'dann gibt es zum erstenmal im geschlossenen deutschen sprachgebiet mundartliche volkslieder'. 'ich habe den verdacht, dass diese bairisch-schwäbischen lieder meist absichtlich als solche verfasste volkslieder sind wie Goethes *Ufm Bergl*'. 'es ist nachgewiesen, dass die besten schnaderhüpfel von Franz vKobell und anderen kunstdichtern herrühren' usw. — wo diesen aussprüchen ein körnchen wahrheit zugrunde ligt, wird es durch übertreibung zur unwahrheit. seit 1770 beginnen sich die gebildeten mehr um das volkslied zu kümmern, zugleich gelangen nun wider häufiger kunstlieder in den volksmund, und so entsteht der eindruck 'neuen lebens'. die sprachinseln haben den grundstock ihres liederbestandes aus der alten heimat mitgenommen und bewahren noch lieder, die im stammlande ausgestorben oder umgebildet worden sind; dadurch wird auch das hohe alter der mundartlichen form belegt. auf Kobells schnaderhüpfel kommen wir weiter unten zu sprechen.

Den ton seiner polemik muss Br. noch ausgiebig mildern; es geht nicht an, ernsten forschern 'leichtfertige urteilssprechung' und dgl. an den kopf zu werfen; wollte man mit ihm so verfahren, würde er sehr schlecht wegkommen.

3. Schon 1886 hatte der volksliedkundige Otto Böckel Vilmars '*Handbüchlein*', den alten lieben bekannten, der wol die

meisten von uns einst in die volksliedlitteratur eingeführt hat, zur 3 auflage vielfach gebessert und vermehrt. diesmal liefert er eine völlige umarbeitung: aus dem handbüchlein ist ein handbuch geworden; freilich wurde dadurch auch der preis um mehr als das doppelte in die höhe getrieben, was, da die 'weiteren kreise' des deutschen volkes bekanntlich ihre sparsamkeit gern beim bücherkauf beginnen lassen, für die verbreitung nicht unbedenklich ist. B. will damit nicht blofs einleiten und orientieren wie Vilmar, sondern auch mithelfen, den volksgesang neu zu beleben. ich fürchte, dass dies schwerlich gelingen wird, schon weil B. keinerlei melodie abdruckt, da sich, wie er in der einleitung sagt, 'die darbietung der weisen als unmöglich erwiesen habe'. warum denn? jetzt in der zeit des notendruckes! die verleger sind nicht blofs da, hohe preise zu machen, sondern auch etwas zu leisten. die ausführungen über den volksgesang s. 4 ff bieten keinen ersatz für diesen mangel; sie sind zu allgemein und teilweise nicht zutreffend; so schreibt B. s. 6 kurzweg: 'das deutsche volkslied wird stets mehrstimmig gesungen' und verweist auf Zimmer, der aber weit richtiger urteilt: 'der deutsche volksgesang ist überwiegend mehrstimmig'.

Was B. sonst über art und weise des volksliedes vorbringt, können wir hier überspringen, weil es in seinem gröfseren werke ausführlicher widerkehrt. bei besprechung der einzelnen gattungen geht er möglichst chronologisch vor und beginnt daher bei den 'mythischen liedern'; auch innerhalb der gattungen wird die chronologische folge tunlich festgehalten. auferdem ist B. bestrebt, bei jeder gattung nicht nur solche lieder abzudrucken, welche den typus der gattung gut zur anschauung bringen, sondern auch diejenigen, welche den meisten ästhetischen genuss gewähren. so kommt es, dass er rund 350 lieder aufgenommen hat gegenüber 120 in der 3 auflage, und man kann im allgemeinen sagen, dass er eine auswahl des besten bietet und in dieser weise dem leser am einfachsten die praktische kenntnis des volksliedes übermittelt. hierin erblick ich den hauptvorteil des buches. es schadet dem nicht viel, dass die einzelnen lieder recht äufserlich und oft ohne jeden übergang aneinander gehängt werden. was B. zur erklärang der lieder beisteuert, ist zumeist nicht bedeutend, da greifen Sahr und Bruinier tiefer; diese bieten auch gute anfänge zur charakteristik der gattungen, die man bei B. ungerne vermisst. vielleicht hängt es damit zusammen, dass gattungen in auffallender weise vermischt werden. so stehn bei den kriegs- und soldatenliedern manche producte, die zweifellos zu den historischen volksliedern oder, wie B. sie in weiterer fassung nennt, zu den 'volksliedern mit geschichtlichem hintergrund' gehören; der gleiche fall zeigt sich bei den marsch- und spottliedern, während ein anderer teil der soldatenlieder unter die 'berufslieder' einzureihen wäre; am aller-

wenigsten aber darf man das tieftragisch empfundene historische lied *'Mit Mann und Ross und Wagen'* (s. 344) unter die spottlieder stellen. hinter einer capitelüberschrift: 'Der humor im deutschen volksliede' (s. 336) vermutet man zunächst eine abhandlung; allein es folgt blofs ein nackter abdruck von liedern, die zudem mehr komik als humor enthalten. wenn B. ausnahmsweise einmal einer liedergruppe eine gröfsere einleitung voraussendet, wie bei den tanzliedern, beschäftigt er sich nicht mit der stilistischen charakteristik der gattung, sondern mit der geschichte des gegenstandes.

Bei der auswahl der gedichte kommen die mittleren und nördlichen gebiete der deutschen lande besser zu als die südlichen, wahrscheinlich weil jene ihm besser bekannt sind als diese, mundartliche lieder erscheinen höchst selten; selbst da wo sie den ursprünglicheren text geboten hätten, nimmt er lieber die schriftdeutschen, zb. bei den Gottscheerliedern, trotzdem schon unvolkstümliche ausdrücke wie die *'Meeranwohnerin'* hätten bedenken erwecken müssen. dadurch wird mancher leser in dem ohnehin weitverbreiteten vorurteil bestärkt werden, dass mundartliche volkslieder selten seien. die abgedruckten texte hätten öfters kritischer nachhilfe bedurft. die farbensymbolik (nicht-allegorie) in der lyrik beginnt nicht erst im 17 jh., sondern jahrhunderte früher, wie die belege beweisen, die ich in meiner Montfort-ausgabe (s. xc ff) gesammelt habe. dass das volkslied für *'gliederprächtige fraulichkeit'* (s. 201) kein verständnis habe, ist etwas zuviel behauptet; doch bleibt es selbst in den verwegensten fällen noch immer weit entfernt von jenen wüsten unverschämtheiten, die aus der grosstadtcloake stammen und jüngst als *'erotische volkslieder'* in buchform veröffentlicht worden sind, wogegen nicht heftig genug protestiert werden kann; das *'volkslied'* hat mit dieser bordellitteratur nichts zu schaffen; wenn man schon glaubt, solche dinge drucken zu müssen, soll man ihnen wenigstens den richtigen namen geben. gleichfalls übertrieben dürfte die behauptung B.s auf s. 235 sein: *'singen darf und will auch vielfach die verbeiratete frau nicht mehr'*. bei uns wenigstens singt noch manche trotz den jungen und bleibt für den sammler eine ausgiebige quelle bis ins späteste alter. es verhält sich ähnlich wie bei den männern, von denen mitunter selbst die gemeindeväter mit gutem beispiel vorangehn, wovon ich einen anheimelnden beleg, der mir von einem verlässlichen gewährsmann zugekommen ist, zu allgemeiner erbauung anführen will: der vorsteher der gemeinde Baumkirchen im Unterinntal (Georg Steinlechner, gestorben 1907) pflegte nach den gemeindeberatungen seine räte zu einem guten glas wein zu führen und dabei zahlreiche lieder anzustimmen, an der spitze derselben gewöhnlich den *'Husaren und Napoleon'*.

Mit einem vorzüglichen lieder- und sachregister, das noch verschiedene nachträge bringt, schließt B. sein handbuch.

4. Sein bestes können und wissen, das er sich in dreißigjähriger arbeit errungen, hat B. in der 'Psychologie des volksliedes' niedergelegt. der titel überrascht; man hofft in der einleitung eine erklärung desselben zu finden; sie fehlt, man muss sich ihn selber ausdeuten und denkt, das buch werde darlegen, wie sich das seelenleben des volkes in seinem lied abspiegelt. das tut es auch, es bringt aber noch mehr, wobei dann allerdings der psychologische gesichtspunct nicht selten verloren geht.

Im 1 abschnitt entwickelt B. seine lieblichshypothese, dass alle lyrik sich aus dem ruf, aus dem empfindungsschrei herausgebildet habe. die angeführten belege sind bestreitbar oder unrichtig. so haben die rammlieder in ihrer einfachsten form mit dem empfindungsschrei nichts zu tun, sondern geben nur den beteiligten arbeitern das zeichen, gleichzeitig den hammer zu heben und gleichzeitig fallen zu lassen, sind also aus dem rein praktischen bedürfnis hervorgegangen. in anderen fällen sieht man deutlich, dass der ruf nicht der kern des gedichtes ist, aber wol der anfang des kehrreims.

Nicht glücklicher ist B. mit seiner erörterung über 'das wesen der volksdichtung' im 11 abschnitt. wie man schon aus der überschrift erkennt und wie er bereits auf der ersten seite seines buches erklärt, nimmt er 'volks gesang, volkslied und volksdichtung' als gleichbedeutend, was nur unheil stiften kann; denn die begriffe decken sich keineswegs. juchezer und jodler gehören sicher zum volks gesang, und umgekehrt gehören in die volksdichtung sprechverse die nie gesungen wurden (man denke an das weite gebiet des volksdramas), und das ganze grofse gebiet der volksdichtung in prosa. selbstverständlich bemüht sich auch B. um eine definition des volksliedes; sie lautet bei ihm (s. 15): 'volkslied ist der dem gefühlsleben unmittelbar entsprungene gesang der naturvölker'¹. diese auffassung steht also von jener Bruiniers möglichst weit ab. sie scheint mir aber gleichfalls unhaltbar. 'dem gefühlsleben entsprungen': das gilt für die lyrik überhaupt, ist also kein besonderes merkmal des volksliedes. was heißt dann 'unmittelbar'? das wird nicht erklärt, und es ist nicht zu erkennen, ob B. damit das reflexive oder die vermittlung durch einen gebildeten sänger ausschließen, oder was er sonst damit besagen will; wol aber erklärt B., was er unter den 'naturvölkern' ver-

¹ B.s satz s. 16: 'ein volkslied ist ein lied, das nur zum gesange bestimmt und im gesange entstanden ist' kann wol nur als nähere ausführung des verhältnisses von text und melodie im volkslied betrachtet werden; denn als definition wäre er zu weit, da ja der minnesang und das ganze altdeutsche lied, teilweise sogar die epik und spruchdichtung dazu gehören würde.

steht: 'alle diejenigen stämme, die der cultur noch fernstehn und in unmittelbarem zusammenhang mit der natur leben'. stamm nimmt er gleichbedeutend mit volk, denn er führt weiter aus: 'danach rechnen wir zu naturvölkern nicht blofs die sogen. urvölker, sondern auch solche völker, die heute noch oder zur zeit der blüte ihres volksgesanges der modernen cultur fern stehn oder standen. ich sehe also zb. die Finnen und ihre verwantschaft, die Litauer und Letten, die Slawen alle, auch einen teil der Romanen als naturvölker an, selbst die heutigen culturvölker waren in den zeiten, wo ihre volksdichtung blühte, noch naturvölker. seit sie aufgehört haben, naturvölker zu sein, hat das absterben ihrer volksdichtung begonnen'. im XXI abschnitt 'Verschwinden des volksliedes' folgen noch nähere erklärungen. danach sind die Deutschen kein natur-, sondern ein culturvolk; ihr volksgesang besteht 'im wahrsten sinn des wortes aus resten alten gesanges, durcheinandergewürfelt ohne rücksicht auf ursprüngliche zusammengehörigkeit und sinn'.

Da muss man billig staunen! von B.s standpunct aus betrachtet wären die Romanen doch das ältere culturvolk gegenüber den Deutschen! alsdann fasst B. ohne weiteres 'volk' als ein gleichförmiges ganzes und übersieht, wie auch bei einem 'culturvolk' noch viele schichten aufserhalb der 'modernen cultur' stehn oder nur obenhin von ihr berührt sein können, wie es gerade bei den vielgestaltigen Deutschen der fall ist. ferner vergisst er hier ganz, worauf andere volksliedforscher dormalen besonders nachdruck legen: dass aus dem culturgebiet (aus den gebildeten schichten) ein breiter strom von liedern in die untern schichten fließt, wo sie volkstümlich umgesungen und dem eigenen liederschatz eingereiht werden; endlich entstehn auch in den unteren schichten, die der natur näher geblieben sind, noch immer neue lieder. B.s definition gerät allseitig mit dem wirklichen tatbestand in widerspruch.

B.s definition ist eine 'genetische', weil er dabei die entstehung des volksliedes im auge hatte. vor und nach ihm haben sich noch viele andere mit der festlegung einer definition abgemüht; am besten ist sie wol Jos. Pommer gelungen, sodass heute niemand mehr daran vorbeikommt. er hat in verschiedenen schriften darüber gehandelt, zuletzt recht klar und einfach in seiner 'Anleitung zur sammlung und aufzeichnung des volksliedes' s. 7. da versteht er: 'unter volkslied im strengen, eigentlichen sinne des wortes jene lieder, welche vom volke, dh. in dessen unteren und mittleren schichten ersonnen worden sind und in diesen schichten (meist im chore) auswendig (nicht nach noten) gesungen werden oder doch in früherer zeit gesungen wurden'. der kern dieser begriffsbestimmung steht jener Böckels nahe, vermeidet aber geschickt deren fehler: das unklare 'unmittelbar', das überflüssige 'gefühlleben', die unglücklichen 'natur-

völker' sind verschwunden, die sangesforderung wird etwas eingeschränkt, indem auch jene lieder einbezogen werden, die uns ohne weisen überliefert sind, von denen wir aber wissen oder wenigstens mit grund vermuten, dass sie einmal gesungen wurden, wie es ja bei einem großen teil der ältern lieder der fall ist. mancher möchte die sangesforderung noch mehr eingeschränkt sehen, im hinblick zb. auf die friedhofgedichte, die mitunter voll rührender schönheit sind; allein diese stehn schon mehr im übergang zu den gereimten inschriften, zur didaktischen und spruchpoesie des volkes. unter den 'unteren und mittleren schichten' versteht Pommer 'denjenigen teil der gesamtheit, der der sogen. höheren bildung bar, in diesem sinne ungebildet, aber auch noch nicht verbildet ist; je weiter weg von den stätten moderner übercultur diese menschen leben, desto besser': also das bauernvolk und die kleinstädter der landstädte; das proletariat ist ausgeschlossen: in diesem 'entsteht kein volkslied mehr, lebt keins oder geht doch rasch zugrunde'¹.

Es leidet schwerlich einen zweifel, dass die so entstandenen volkslieder den eigentlichen grundstock des volksliederbestandes bilden; aber auch nur den grundstock, an den sich andere bestandteile anschließen, die Pommer jedoch nicht als volkslieder im 'strengen sinn' gelten lässt, daher von seiner definition ausschließt und in einem eigenen absatz aufzählt: es sind 1. lieder welche, von dichtern und componisten in litterarischer absicht kunstmächtig erzeugt, in das volk gelangen und von ihm zurechtgesungen werden; 2. lieder welche in der absicht, ihnen im volke verbreitung zu schaffen, kunstmächtig hervorgebracht werden (lieder für das volk); 3. einfache (kunst-) lieder, welche den ton des volksliedes zu treffen suchen (lieder im volkston); 4. gesangsvereins- und commerslieder. von der letzten gruppe können wir füglich absehen, weil sie keine eigene gattung bilden, sondern zu einer der früher genannten gattungen gehören oder eine Mischung aus allen sind. von diesen unterscheidungen ist nur das 'volkstümliche lied' allgemein bekannt, die beiden andern sind noch nicht geläufig, aber gleichwol notwendig; ich will sie daher zu erklären suchen. beide betreffen nachahmungspoesie und heben sich dadurch von der ersten gruppe, dem 'volkstümlichen liede', welches der dichter aus sich selbst heraus und ohne besondere absicht gesungen hat, ab. beide gruppen sind jungen Ursprungs, weil nachahmung schon wertschätzung der volkspoesie voraussetzt, die in Deutschland erst von Herder und seinen kreisen ausgeht. von einander unterscheiden sich diese beiden nachahmungsgruppen dadurch, dass die eine von dichtern aus der sphäre bewusster bildung für das volk berechnet ist, die andere von herumziehenden sängergesellschaften, sog. 'nationalsängern',

¹ Pommer in den Flugschriften und liederheften des Deutschen volksangereins in Wien nr. 12. s. 6f.

und verwanten naturen für die städter, um ihnen das volkslied vorzutauschen; diese lieder werden gewerbsmäsig hervorgebracht und verbreitet (seit ende des 18 jh.s); in ihnen findet man namentlich das gesuchtalpine mit den Alm: Kalm- und Pua: Kua-reimen, das übertrieben eisenfresserische wilder bergmenschen (*Auf Dornen schlief ich wie auf Flaumen!*) und anderseits das rührseligempfindsame in lederhosen und wifling. auch aus den nachahmungsgruppen dringen lieder in das volk.

Da ich nun über die definition handle, schliefs ich die von John Meier gleich hier an; sie ist um so wichtiger, weil er gerade in der letzten zeit verhältnismäsig viel anklang gefunden hat. er beginnt damit sein büchlein über 'Kunstlieder im volksmunde': 'als volkspoesie werden wir diejenige poesie bezeichnen dürfen, die im munde des volkes — volk im weitesten sinn genommen — lebt, bei der aber das volk nichts von individuellen anrechten weifs oder empfindet, und der gegenüber es, jeder einzelne im einzelnen falle, eine unbedingt autoritäre und herrschende stellung einnimmt.'

Der ausdruck 'volkspoesie' für 'volkslied' ist nur ein eilversehen, weil M. gerade vorher im einleitungssatze sagte, er werde nun den begriff von 'volkslied' bestimmen, wie er es bereits auf der Dresdner philologenversammlung getan habe. bei M. fehlt jede spur von der obigen scheidung zwischen eigentlichen und uneigentlichen volksliedern oder gar den einzelnen gattungen derselben, alles ist ein brei; ebensowenig findet sich eine scheidung der verschiedenen volksschichten, gebildete und ungebildete werden als ganzes genommen. was soll es ferner heifsen: 'im munde des volkes lebt'? rätselgedichte, sprüche, zählverse usw. leben auch 'im munde des volkes'; erst aus den weiteren auseinandersetzungen M.s kann man entnehmen, dass auch er an gesang denkt: so erklärt er zb. s. LXXVI wort und weise als ein untrennbares ganzes. allein was singen denn die gebildeten schichten der städte ohne noten? selbst die studenten haben in der regel die gedruckten liederbücher. was ist es alsdann mit den volksliedern, die einst im munde des volkes gelebt haben? dürfen diese nicht mehr zu den volksliedern gerechnet werden, weil sie nicht mehr leben? man tut es doch und wird es auch fürderhin tun, ja M. selber tut es in späteren teilen seines buches. die bestimmung im relativsatz: 'bei der aber das volk nichts von individuellen anrechten weifs oder empfindet', halt ich für zutreffend, ohne zu fragen, ob 'weifs' neben 'empfindet' nicht etwa überflüssig ist; blofs das 'aber' würd ich durch 'und' ersetzen, da nichts gegensätzliches ausgesprochen, vielmehr dieser ganze satz schon im vorausgehenden begründet ist: eben weil das lied 'im munde des volkes lebt', wird es als freies allgemeingut betrachtet und behandelt.

Den folgenden zusatz M.s: 'und der gegenüber es . . . eine

unbedingt autoritäre und herrschende stellung einnimmt' halt ich nicht nur für überflüssig, sondern auch für unrichtig, weil er einen falschen nebenbegriff dem vorausgehenden satz anhängt, besonders wenn man M.s folgende erläuterungen hinzunimmt, wo er vom 'herrenverhältnis des volkes zum stoffe spricht': das bringt die auffassung nahe, das volk ändere mit bewustsein, ja mit absicht, um sein herrenrecht auszuüben, die überlieferten lieder, während es in den weit überwiegenden fällen unbewust, nur dunklen empfindungen folgend, umgestaltet, wie M. selber s. LXXXVIII und in seinem kleineren schriftchen s. 15. 18 u. ö. hervorhebt. Böckel drückt das in seiner blumigen redeweise so aus: 'ahnungslos wie die pflanze ihre blüte hat das dichterische gemüt (des volkes) sein lied gezeitigt' (s. 34). es hängt eben zunächst mit der gedächtnismäßigen überlieferung des volksliedes zusammen, dass reproduction immer auch production wird.

Wenn man vom standpunct M.s aus die eigenschaften des volksliedes kurz bezeichnen und dabei seine fehler vermeiden wollte, könnte man sagen: es ist 1. volklänfig, 2. gesungen, 3. veränderlich. durch die letzte eigenschaft erscheint das volkslied gegenüber dem kunst- (buch-) lied als etwas lebendiges, organisches, das sich gestalten und wachsen, das aber auch ableben und verkümmern kann, während das buchlied starr ist und bleibt, wenn es nicht der dichter selber gelegentlich in eine neue form gießt, in der es dann wieder beharrt. das sind wirklich drei eigenschaften des volksliedes, jedoch ebenso auch des 'volkstümlichen liedes'. nun gibt M. s. v selber zu, dass zwischen liedern, die von dichtern 'aus dem mittel des volkes stammen', und kunstliedern ein tatsächlicher unterschied 'in anlage, charakter' und 'im ton' besteht, er weist später stilverschiedenheiten nach; auch in der anderen schrift zeigt er an lehrreichen beispielen, wie das volk kunstlieder in die inneren und äußeren formen seines stiles, der passend als der mündliche stil bezeichnet wird, umsingt, ja er gebraucht auch die bezeichnung 'eigentliche volkslieder' gegenüber den in den volksmund übergegangenen kunstliedern (s. 31 u. ö.). das muss aber dann in die definition hinein, die dadurch ein ganz anderes aussehen gewinnt! so vorzüglich M.s einzeluntersuchungen vielfach sind, seine 'principiellen' halt ich für verfehlt.

Das 'herrenverhältnis' richtet auch weiterhin allerlei unheil an. dafür will ich nur einen beleg anführen. s. II setzt M. auseinander, wie sich das 'volk um den verfasser des liedes, das es singt, nicht weiter kümmert', wie es das 'lied ohne rücksicht auf verfasser und herkunft' aufnehme. um so mehr ist man überrascht, im nächsten absatz zu lesen: 'in neuerer zeit, wo der begriff geistigen privateigentums auch in das volk gedrungen ist, wo noch die scheu und achtung vor dem höher gebildeten und vor seinen schöpfungen dazukommt, wird das volk meistens

nur derartig superior mit den liedern gebildeter dichter (kunstpoesie) verfahren, wenn es den verfasser nicht kennt, während es solche rücksichten bei den liedern bekannter verfasser, wo diese dem unteren volk angehören, nicht nimmt'. demnach würde sich das volk ja um den verfasser kümmern, es würde sogar scheiden, ob er ein 'höher gebildeter' oder nur einer aus dem volk ist, und jenem gegenüber würde es aus respect sein superiores verfahren aufgeben und dessen lieder nicht umsingen. M. setzt hier also jenes charaktermerkmal aufser kraft, das er kurz vorher als 'das einzig fassbare, überall und zu allen zeiten wirksame' bezeichnet. glücklicherweise kümmert sich das volk wirklich nicht um den namen des verfassers und noch weniger um dessen stand; vereinzelte fälle sind ansnahmen, die nur die regel bestätigen, — und dann überliefert es den namen gewöhnlich falsch.

Von den definitionen Bruiniers, Bückels, Pommers und Meiers steht also nur die Pommers aufrecht; ob diese nicht einigermaßen gebessert werden könnte, soll weiter unten, nachdem wir Bückels buch überblickt haben, zur sprache kommen.

Was Bückel sonst über die eigenschaften des volksliedes vorbringt, kommt nicht über das allgemeingeläufige hinaus: gemeinverständlichkeit, anschaulichkeit, schlichtheit, veränderlichkeit, klarheit des ausdrucks. im iii und iv abschnitt geht er besonders den einflüssen nach, welche landschaft, beruf, individuelle und geschichtliche erlebnisse auf die art, das lied und die sangesweise des volkes ausüben, wobei mehr rücksicht auf die starr gewordene formelhaftigkeit der natureingänge hätte genommen werden können; es ist doch sehr bezeichnend, wie das volk in seinen liedern auch von gegenden singt, die es gar nicht kennt (vgl. Bückel im x abschn. s. 153). der versuch, die allgemeine ansicht, dass auch das einzelne volkslied ursprünglich von einem verfasser ausgeht, auf grund einiger isolierter belege aus weiter ferne und einiger zweifelhafter angaben in volksliedern zu erschüttern, konnte nicht gelingen, zumal in der eile auch noch urdichtung und bloßer vortrag derselben wiederholt verwechselt werden. sogar im wettgesang der schnaderhüpfel kommt der einzelne vierzeiler von einem verfasser, eine gruppe oder ein cyklus kann natürlich mehrere haben. eine beweisführung dieser art kommt mir vor, wie wenn jemand die menschliche gestalt nach vereinzelt weitzerstreuten abnormitäten beschreiben wollte. überhaupt kann ich bedenken gegen die einseitige methode B.s nicht unterdrücken: bei jeder größeren frage werden belege aus allen zeiten und aller herren ländern zusammengetragen, und so kommt zumeist nur das bei allen völkern, alten wie neuen, wilden wie cultivierten, übereinstimmende und gemeinsame zum vorschein, wobei auch das da oder dort vereinzelt verallgemeinert wird; die charakteristischen verschiedenheiten dagegen werden allzusehr aufser acht gelassen. wer sich etwa aus B.s Psychologie auf-

schluss holen wollte, wodurch sich das deutsche volkslied vom romanischen unterscheidet, würde enttäuscht sein. ich verkenne nicht den wert von B.s sammeltätigkeit; aber höher stell ich ein werk, das mit kritischem sinn auch nach den kennzeichnenden sondermerkmalen forscht. Bückels art herrscht auch bei anderen forschern noch vor; hoffentlich gehn wir bei den weiteren untersuchungen über das volkslied denselben weg, der bei der volksliedersammlung zurückgelegt wurde, wo man von der internationalen art Herders zur nationalen der 'liederbrüder' (Arnim und Brentano) und ihrer nachfolger fortschritt und diese dann immer mehr verbesserte.

Wie B. hier auf grund unsicheren beweismaterials eine feste ansicht bestreitet, so sucht er im nächsten abschnitt ('Die sprache der volksdichtung') eine veraltete ansicht zu halten: dass nämlich 'in sprachen welche bereits eine anerkannte schriftsprache herausgebildet haben, das volkslied diese schriftsprache wähle'. zu diesem behufe muss er natürlich verschiedene landschaften, ja ganze ländergruppen und stoffgebiete als ausnahmen erklären. im vi abschnitt gibt er einen allseitigen überblick über die entwicklung des volksängertums und die beteiligung der einzelnen stände daran, besonders ausführlich wird von blinden sängern gehandelt. der anteil der frauen am volksgesang erhält einen eigenen abschnitt; s. 99 erzählt er beispiele, welche s. 154 wiederholt werden, vom 'fabelhaften gedächtnis einzelner frauen und mädchen' und unterstreicht die meldung, dass ein mädchen 'sich der kenntnis von zweihundert liedern gerühmt' (so!) habe. diesen und den andern namentlich aus romanischen und slavischen gegenden angeführten belegen kann ich einen viel kräftigeren aus der lebendigen gegenwart an die seite oder richtiger an die spitze stellen: die mutter des curaten Jos. Bacher, dem wir das buch über die deutsche sprachinsel Lusern verdanken, hat ihrem sohn 264 zum teil sehr lange lieder in die feder gesungen, die dieser an den Tiroler Volksliederausschuss eingesant hat; dabei ist die frau nun 79 jahre alt und 17 jahre von ihrer heimat entfernt. da ligt also eine tatsache vor, und nicht ein bloßes 'rühmen' oder hörensagen.

Aus dem angezogenen buche Bachers hätte B. noch einige ergänzungen zu seinem viii abschnitt 'Die Totenklagen' schöpfen können, die in Lusern bis jetzt in uralter form (im typus 1 bei Bückel) vorkommen. der abschnitt könnte überhaupt reicher sein: man hört nichts von deutschen liedern bei der leichenwache, dem redbrett, von inschriften auf leichenbrettern udgl., während er bei fremdvölkern den verschiedensten totenbräuchen nachgeht. man erwartet, dass es vielleicht im nächsten abschnitt 'Stätten des volksgesangs' nachgetragen werde, was aber nicht der fall ist. sonst hält dieser abschnitt mehr als sein titel verspricht: er handelt nicht nur über die stätten, sondern

auch über die zeiten und gelegenheiten, die dem volksgesang besonders günstig sind.

Im x abschnitt spricht B. von der 'Lebensfähigkeit der volksdichtung', im xi von den 'Wanderungen der volkslieder'. besonders wertvoll darin sind die nachweise, wie heute noch lieder und melodien aus alter zeit fortleben und wie manche durch verschiedene mundartengebiete und sogar ins ausland gewandert sind. aus Meiers Kunstl. im volksmunde s. xxxiiii lassen sich jetzt ergänzungen beibringen. der xii abschnitt 'Wettgesänge' würde wol besser zum ix gestellt oder mit demselben vereinigt werden, da es sich wider um bestimmte orte, zeiten und volksitten handelt. der titel des xiii abschnittes 'Wirkung des volksgesanges' dürfte misverständnisse hervorrufen, weil man zunächst an die wirkung auf den heutigen menschen denkt; diese streift B. nur, hauptsächlich bringt er belege für die wertschätzung, deren sich das lied bei den 'naturvölkern' erfreute, welche darin allerlei geheimnisvolle übermenschliche kräfte witterten und in der sangesgabe eine göttergnade verehrten oder eine zaubergewalt fürchteten; alsdann belege für die verwendung des volksliedes als eines agitationsmittels in den religiösen bewegungen des mittelalters. da stünden wir nun beim historischen volkslied; allein B. behandelt dasselbe erst im xviii abschnitt 'Geschichte und volksdichtung', und zwar leider negativ: er will ein historisches volkslied überhaupt nicht gelten lassen und stellt zu diesem zwecke folgende definition auf (s. 346): 'ein geschichtliches volkslied wäre eine fortlaufende, die geschichte des betreffenden volkes getreu widerspiegelnde volksdichtung, setzte also erstens eine fortgesetzte teilnahme des volkes an der geschichte, zweitens eine lebendige dichterische verarbeitung der geschichtlichen geschehnisse voraus'. dieser definition entsprechen die hist. volkslieder freilich nicht, sie müsten gereimte chroniken sein und würden auch dann bei der subjectiven denkweise der mittelalterlichen leute schwerlich die geschichte des 'betreffenden volkes getreu' widerspiegeln. es ist ganz überflüssig, wenn sich B. weiterhin bemüht nachzuweisen, wie das volkslied nicht objective wahrheit biete, sondern den parteistandpunct hervorkehre, wie es irrthümer und anachronismen enthalte, wie manches dieser gedichte später auf andere geschichtliche vorgänge mehr oder weniger umgedichtet worden sei usw. das ist alles schon früher von anderen erkannt und dargelegt worden; deshalb unterscheiden sich die historischen volkslieder doch inhaltlich und stilistisch noch deutlich genug von den balladen, wildschützenliedern ua., die B. mit ihnen in verbindung bringt. es streift an widerspruch, wenn er dann doch wider den satz hinschreibt (s. 347): 'der volksdichtung ist es nicht um verherrlichung bzw. überlieferung geschichtlicher einzelheiten, sondern um die wiedergabe aller (sol) zeit-

umstände und stimmungen, also etwa dessen zu tun, was man französisch als milieu bezeichnet'. was er hier, gleichfalls übertreibend, zugibt, ist wichtig genug, um das hist. volkslied auch als geschichtsquelle (allerdings nicht als erstgradige) erscheinen zu lassen, und die geschichtsforscher haben es denn auch oft genug zur ergänzung ihrer urkundlich gesicherten grundlage verwertet. aber das was B. dem hist. volkslied abspricht, gerade das erachtet es vielfach als seine aufgabe: geschichtliche einzelheiten zu besingen, ein geschichtliches ereignis oder einen helden oder ein heer zu verherrlichen oder beim gegner zu verkleinern und zu verhöhnen. einen teil der hist. volkslieder behandelt B. im xix abschnitt unter der überschrift 'Kriegslied', auch hier die hist. volkslieder vermengend mit alten schlachtgesängen, ständischen reiter-, reuter- und soldatenliedern, sogar mit trinkliedern der landsknechte und mit mädchenliedern, weil darin der abschied der reiter beweint wird.

Diese beiden abschnitte halt ich für die schwächsten des buches. auch der folgende, 'Hochzeitslieder', ist, soweit es deutsche hochzeitsbräuche und -lieder betrifft, ärmlich ausgefallen, so dass diese hinter denen fremder völker beinahe verschwinden. welcher reichum, wenigstens hier im süden, noch zu beobachten gewesen wäre, kann man jetzt aus FFKohls buch: 'Die Tiroler bauernhochzeit. sitten, bräuche, sprüche, lieder und tänze mit singweisen' (Wien 1908) ersehen, obgleich auch da nur ein teil von dem zu finden, was wirklich vorhanden ist¹.

In den abschnitten xiv—xvi handelt B. über 'Optimismus der volksdichtung', 'Mensch und natur' und das 'Gefühlsleben im volkslied'. seine neigung zu übertreiben, tritt hier besonders stark hervor. das volkslied biete nicht nur schöngeistigen genuss, sondern 'seelische erlösung'; denn es sei verkünder einer weltfrohen lebensanschauung, eines erhebenden optimismus. den gründen die er hiefür 'ins feld führt, kann man ebensoviele entgegenstellen, manche davon sind anders zu erklären oder haben mit der frage überhaupt nichts zu tun: wenn zb. das volkslied das wort *niemals* meidet, so ist damit für seine optimistische weltanschauung nichts bewiesen, sondern es ist zu erklären aus dem bestreben nach sinnlicher anschaulichkeit an stelle des schriftdeutschen abstractums, es ligt ein stilmerkmal vor, genau so wie es *immer* mit *spat und fruo* oder *die Nacht und auch den Tag*; *überall* mit *wo i gea und stea* udgl. umschreibt: es will bildlichkeit statt gedankenblässe. — vom 'gefühlleben des volkes', wie es im volkslied zum ausdruck kommt, handelt eigentlich das ganze buch; doch wird hier im besonderen der stärkegrad des gefühllebens und die art der gefühlsschilderung in untersuchung gezogen; dabei tut B. den kühnen ausspruch, dass

¹ in Kohls litteraturverzeichnis (s. 209) ergänze: Zeiten und bräuche. aus dem Tiroler volksleben von PLeitgeb 1907.

die leidenschaftlichkeit der völker nach dem Breitengrade sich abstuft. da wäre nun wider gelegenheit gewesen, die unterschiede der völker und gegenden im liede scharf ins auge fassen; allein B. gelangt nicht über ein paar allgemeine vergleiche hinaus.

Der xvii abschnitt 'Humor und spott in der volksdichtung' ist durch die überschrift gut erklärt, nur ist humor nicht im tiefen, sondern im gewöhnlichen sinne = komik genommen. der vorletzte abschnitt 'Verschwinden des volksliedes' ist überfüllt von elegischen gedanken, die leider vielfach, aber glücklicherweise nicht durchweg zutreffen. B.s leitsatz lautet (s. 405): 'welt und menschen sind anders geworden, deshalb muss das volkslied aussterben', und er beklagt dies um so mehr, weil er darin das 'langsame erlöschen des gemütslebens der völker erblickt.' man würde eine andere schlussfolgerung erwarten: deshalb muss auch das volkslied anders werden: der schriftsprache und kunstdichtung wird zunehmender einfluss gestattet; die aus der sphäre bewuster bildung einströmenden lieder werden weniger umgesungen; die eigenen lieder, deren immer noch als ersatz für untersinkendes altes volksgut entstehen, verlieren vom duft des kindlich-naiven und zeigen sich dafür vom dämmerchein moderner geistesbildung angeleuchtet; ein großteil der alten sangesfreude wandelt sich in junge frische leselust. aus all dem erwächst neue gefühlspahrung, neuer gefühlsausdruck. gleichzeitig breitet sich das gefühlleben auf anderen gebieten aus, es drängt mehr nach betätigung als nach bloßem empfindungsausdruck. dadurch verliert es allerdings an feinheit und zartheit, wie eben die harte wärklichkeit zurückbleibt hinter der ungestörten idealwelt im gemütsinnern. mehr als jemals früher wird heute geleistet in wolfsahrtseinrichtungen, in versicherungs-, fürsorge- und schutzvereinen aller art, in ausübung praktischer nächstenliebe. für das gefühlleben unseres volkes fürchte ich nichts; auch die äußserungen der lebensfreude hören nicht auf, sondern wechseln nur die form: so blüht auch hier neues leben aus den ruinen. mein glaube an die kraft der nation und an ihre gefühlstärke ist unerschütterlich.

Im 'Ausklang' am ende seiner 'Psychologie' spricht B. die hoffnung auf widererwachen des volksliedes aus, das er als 'die höchste kunst die es gibt' (s. 426) erklärt. aber dann müsten nach seiner definition des volksliedes die culturvölker wider zu naturvölkern werden, und das ist unmöglich; das rad der zeit hat nur eine richtung: nach vorwärts, numquam retrorsum. glücklicherweise ist seine definition unrichtig und seine hoffnung daher nicht ausgeschlossen. ein sachregister beendet das buch, welches mehr compilierend als forschend, mehr gefühlvoll als geistesscharf ist, aber namentlich durch die masse des aufgestapelten materials eine fülle von belehrung bietet. es ist das beste nachschlagewerk, das wir gegenwärtig besitzen, und man kann

an den neuesten volksliederschriften bereits allgemach beobachten, wie anregend es wükt. meine ausstellungen wollen nur die richtungen anzeigen, nach denen die neuauflagen weiter gearbeitet werden könnten, damit das gute vortrefflich wird.

5 und 6. anderer art sind die beiden büchlein von John Meier: sie stellen überall die selbständige forschung in den vordergrund und leiden eher an einer gewissen überkritik, die mit allen bisherigen ansichten möglichst aufzuräumen sucht, um auf der tabula rasa dann neue aufzubauen. wie M. dabei über das ziel hinausschießt, haben wir schon oben gesehen und werden wir weiterhin sehen. das kleinere, Kunstlied und volkslied, ist ein neudruck zweier älteren aufsätze. zuerst beleuchtet M. Herders und seiner nachfolger verhältnis zum volkslied, alsdann die jüngeren ansichten über das wesen desselben. er will Arnold E. Bergers lehrsatz, dass dem volkslied der stil der mündlichen überlieferung eignet, nur für die gegenwart, nicht für die mhd. zeit gelten lassen, weil in der mhd. lyrik auch 'ein großer teil der kunstpoesie ungeschriebene poesie gewesen sei und den stil der mündlich überlieferten poesie zeige' (s. 11). aber schon in seiner nächsten schrift s. viii mildert er: 'man wird dem größten teil des minnesangs, dem kunstmäßigen concertlied, nicht die eigenheit des mündlichen stils vindicieren dürfen'. nun denn: Meier wird doch seine regel aus dem 'größten teil' ableiten, und nicht aus einem kleinen teil, der überdies noch sehr zweifelhaft ist, weil es sich höchstens um kreuzungen zwischen kunst- und volkslied handelt, so dass Roethes meinung, volkslied und minnesang seien stilistische gegensätze, weit richtiger ist. in seiner zweiten schrift zeigt sich M. der Bergerschen ansicht freundlicher gesinnt.

S. 13f kommt M. von der richtigen annahme, dass jedes lied ursprünglich ein 'individuallied' sein müsse, mit einem salto mortale zu jener definition, die sich auf das 'herrenverhältnis' zuspitzt und die wir schon oben betrachtet haben. mit dem wort 'individualität' verdeckt er sich den springenden punct: freilich geht das volkslied wie das kunstlied von einer individualität aus; allein diese individualität ist grundverschieden und damit auch deren erzeugnis. hierin ligt der ausschlaggebende unterschied schon beim ursprung; ja gerade beim ursprung zeigt das kunstlied und volkslied den größten abstand, der um so kleiner wird, je länger das kunstlied im volksmunde umläuft. demnach ist das entgegengesetzte von dem richtig was M. ausführt (s. 14): 'nicht in der erzeugung, nicht organisch sind volkspoesie und kunstpoesie verschieden, sie entstammen der gleichen zelle, in alter zeit wie heute noch, nur in der weiterentwicklung ist eine differenzierung eingetreten'. auch die folgenden erläuterungen M.s zeigen, wohin seine definition führt: wenn 'ein dorfmädchen auf dem gang zur waldwiese das lied *In einem kühlen Grunde* singt. so kann das volkslied oder kunstlied sein, je nach der stellung

der betreffenden zum liede. will sie das Eichendorffsche lied nachsingen (indem sie sich des herrenrechts begibt), so wird es, selbst bei zufälligen gedächtnisfehlern als kunstlied zu betrachten sein, sonst nicht. andererseits sind die volkslieder, die in der schule oder im gesangverein ertönen, nicht als lebende volkslieder anzusehen' — nun haben wir es! das urteil wird vom charakter des liedes gänzlich abgelöst und von der zufälligkeit des augenblicklichen vortrags abhängig gemacht. zudem würde es sehr wenig volkslieder geben; denn die sänger im volke wollen das lied so singen wie sie es gehört haben, beanspruchen kein 'herrenrecht', wissen gar nichts davon. desgleichen singen die volksliedervereine, wie sie JosPommer und nach seinem beispiel mehrere andere gegründet haben, lauter kunstlieder; denn sie verpönen jede ausübung eines 'herrenrechtes' und bewahren mit peinlicher sorgfalt in text und melodie die unverfälschte volksüberlieferung; ihnen ist 'das lied autoritär'. die sängergesellschaften dagegen, welche mit ihrem gesang in den städten herumwandern und volkslieder nach ihrem schlechten geschmack verballhornen, bieten volkslieder; denn sie üben ausgiebiges 'herrenrecht' an den texten und melodieen. kann man die richtigen verhältnisse noch verwegener auf den kopf stellen?

Glücklicherweise lenkt M. im schlussteil dieser abhandlung in ein anderes fahrwasser, ohne sich vorerst um seine theorie zu kümmern: er beginnt nachzuspüren, welche veränderungen kunstlieder im volksmunde erleiden, wie deren innere und äußere form umgestaltet wird, wie groß die stilverschiedenheit zwischen kunst- und volkslied ist. doch gerät er wider ins unrecht, sobald er diese vergleichung nicht nur als eine wichtige, sondern als die einzige brauchbare quelle für die erkenntnis der stileigenheiten des volksliedes bezeichnet (s. 38): das studium des eigentlichen volksliedes ist ebenso eine quelle und zwar die wichtigere; denn unter den kunstliedern im volksmund begegnen viele, die nur teilweise zurechtgesungen sind und daher noch stilelemente der kunstpoesie mit sich führen, die dann fälschlich in den stil des volksliedes eingerechnet werden könnten, obgleich sie nicht dazu gehören; beim eigentlichen volkslied bleibt eine solche vermengung ausgeschlossen.

Im zweiten aufsatz spielt Meier den haupttrumpf aus für seine theorie, dass es keinen 'organischen unterschied' (s. 44) zwischen volks- und kunstpoesie gebe. unter 'organisch' versteht M. dasselbe wie unter genetisch und weist nach, dass schnaderhüpfel von Kobell, Seidl, Castelli, Stelzhamer ua. ins volk gedrungen seien. allein was soll das auffallendes haben? wenn das volk größere lieder von gebildeten dichtern nachsingt, warum nicht kleine vierzeiler? zumal hier noch besonders günstige umstände obwalten; denn die schnaderhüpfel der genannten dichter sind nicht 'rein kunstmäßigen ursprungs' (s. 46), vielmehr waren die

dichter beflissen, ganz in der art des volkes zu dichten, was bei dieser gattung wegen ihrer scharf ausgeprägten, immer wiederkehrenden typischen gestalt leichter zu treffen war, als bei irgend einer anderen; sie schöpften aus dem volke motive, bilder, vergleiche, redewendungen und die mundart, ja bearbeiteten geradezu ältere vierzeiler oder dichteten gelegentlich in unmittelbarem wettstreit mit volkssängern. diese dichter wollten nicht nur in der art des volkes dichten, sie konnten es auch, und da ligt das wichtigste: diese dichter waren mit dem volk und seiner poesie, mit seinen sitten und seiner denkweise innig vertraut, standen mit ihm in regem verkehr oder waren geradezu aus ihm hervorgegangen. diese vierzeiler sind nicht nur nicht rein kunstmäßigen, sondern überhaupt nicht kunstmäßigen ursprungs; denn der sänger entäufert sich alles dessen, was bei oder in seiner dichtung kunstmäßig sein könnte; nicht das volk oder die volkspoesie ist anders geworden, sondern der kunstdichter und seine poesie; er ist wenigstens jeweilig und nach dieser richtung hin wider ein mann aus dem volke geworden, und wie es ihm gelingt die mundart des volkes nachzusprechen, so auch dessen schuaderhüpfel nachzusingen.

Aber auch gegen die von M. angeführten belege trag ich schwere bedenken. ich will zunächst den ins auge fassen, den er für besonders schlagend hält. Kobell dichtet:

*Und a' Bussl in Ehrn
Dees ko' Niema'd verwehrrn,
I denk allewei' dro',
Fang ma's Troadschneidn o'.*

in Kärnten singt das volk:

*Zehn Busserl in Ehren
Kann uns ka Mensch wehren,
A Bussl in der Still
War dir das z'viel?*

ich sehe davon ab, dass im druck die mundart schlecht wiedergegeben ist. die beiden vierzeiler haben nur den eingang gemeinsam, der aber ist altes volksgut, das sich aus einem noch älteren herausgebildet hat; denn zunächst lauten die verse:

*a pussl in earn
hät gott unt 'welt gearn,*

die in dieser gebundenen form mit dem echtdialektischen reim noch oft genug zu hören sind; besonders als rechtfertigungsgrund, wenn etwa der pua von seinen angehörigen bei der ausübung betroffen und ihm vorgeworfen wird, dass er *dös a schuo' tuat*. daraus ergab sich die lesart allerdings mit verschlechtertem reim von selber:

*a pussl in earn
känn niemat verwohrrn,*

die ebenso oft auf dem lande zu hören ist. das volk brauchte

Kobells schnaderhüpfel nicht, aber wol Kobell das motiv des volkes. Meier meint, der vierzeiler aus Kärnten zeige wegen 'der ungeremtheit des anfangs (zehn busserl) klar, dass von Kobells verse zu grunde liegen'. wie soll aus Kobells *Und a* in Kärnten *Zehn* entstanden sein? durch einen hörfehler? das ist nicht glaublich. was der Kärntner singt, ist keine ungeremtheit; denn zehn ist eine beliebte zahl, um die vielheit auszudrücken, wie drei und sieben. die beweisführung des Kärntners ist leicht verständlich: wenn zehn busserl, welche die leute sehen, von ihnen nicht verwehrt werden dürfen, um wie viel mehr soll sich das diandl zu einem in der stille verstehn, wo es gar niemand sieht. das heisst doch sehr eindringlich heischen!

So verhält es sich auch mit den anderen belegen M.s. die weitverbreiteten volksverse:

A Schuss af die Scheibn
Unt a Gambs af dr Wänt

lauten bei Kobell:

A' Gambs auf der Wand
Und a' Punkt in der Scheibn.

nicht die volksverse sind eine weiterbildung, sondern die Kobellschen sind eine umbildung jener, und zwar keine glückliche: *a Punkt in der Scheibn* weist schon auf die jüngere zeit, wo man nach puncten schiefst; hätte er wenigstens geschrieben *der Punkt*, dann wäre in der volkssprache das centrum damit gemeint; aber gewöhnlich sagt es allgemeiner *s'Schwärze*, um die güte des schusses zu bezeichnen, weil das kräftiger und anschaulicher ist.

S. 51 bezeichnet Meier die schnaderhüpfel des volkes als 'leichtere ware' gegenüber denen der 'kunstdichter'. die beiden besprochenen belege ergeben ein anderes urteil; ich will jedoch noch das dritte beispiel M.s aus Kobell hierhersetzen. von der volkspoesie hat Kobell den vergleich der liebe mit dem wein genommen und daraus folgendes gedichtet:

Und d' Lieb is a Wei',
Bal den trikst, na' gib Acht,
Denn der is scho' danach,
Dass er d' Leut daamisch macht.

damit vergleiche man die strophe, wie man sie in Tirol singt und die M. s. 57 abdruckt:

Unt d' Lieb is a Wein
In an oachan Pänzn,
Der mächt tiam (zuweilen) an Ältn
Wie narrisch tänzn.

wie viel schöner, einheitlicher, kräftiger, witziger ist die volkstrophe! ein guter wein kommt in ein gutes fass, die besten fässer sind aus eichenholz, das äufere weist schon auf das innere. was Kobell im zweiten und dritten vers sagt, bringt das volkslied

in den einzigen ausdruck *der mächt*; wie überflüssig ist bei K. *Bal den trinkst*: wenn man nicht trinkt und nicht liebt, geschieht natürlich nichts! wie störend würkt die flicke *na'gib Acht*, um den reim herauszubringen; wie unbestimmt ist *d'Leut*, während das volkslied die wirkung der liebe dadurch besonders stark und witzig zum ausdruck bringt, dass sie sogar *an Ältn* tanzen macht, und wie beissend wird das ganze hüpfel erst, wenn es etwa einem bejahrten burschen, welchen die liebe unter das junge volk auf den tanzplatz geführt hat, trutzlich entgegengeschleudert wird! — im ganzen schnaderhüpfel Kobells ist nichts gut als das motiv, und das hat er zweifellos aus dem volksmund geschöpft. man sieht nun auch, wie wenig verfängliches daran ligt, wenn Jos. Pommer zwei schnaderhüpfel Kobells als echt volksmäfsige abdruckt, ein anderes desselben verfassers als schwächlich und weltschmerzlich erklärt: die einen sind eben gelungen, das andere ist mislungen (vgl. M. s. 50).

Ein ergebnis jedoch liefert diese abhandlung M.s, nämlich einen zusatz zu Pommers definition: 'unter volkslied im eigentlichen sinne des wortes versteht man jene lieder, welche vom volke [dh. in dessen unteren oder mittleren schichten] oder von dichtern, die ihm nahe stehn, ersonnen' usw. was unter 'nahe stehn' gemeint ist, hab ich oben ausgeführt. allerdings ist die zahl solcher lieder gegenüber dem hauptstock der volkslieder nicht grofs, sodass immerhin die frage bleibt, ob sie in der definition berücksichtigt werden müssen; genauer ist es jedenfalls ¹.

Vom zweiten schriftchen Meiers hab ich das wichtigste des ersten capitels, von ihm 'Principielles' überschrieben, bereits besprochen. neu ist der widerspruch gegen die überschätzung der volkspoesie. manche verdienen einen dämpfer; allein deren überlautes geschrei kann vielleicht doch bewürken, dass nachgerade auch jene 'gelehrten', für welche das volkslied noch immer nicht vorhanden zu sein scheint, davon kunde gewinnen, und dass sogar unsere litteraturgeschichten sich endlich mit den elementen des volksliedes und seiner entwicklung vertraut machen. M. schieft jedoch wider weit über das ziel hinaus, indem er den satz hinschreibt: 'das volk ist stets, wenn wir rein von der zeitlichen entwicklung sprechen, rückständig: es nährt sich von den verschmähten überbleibseln, die von den tischen der geistig reichen fallen..'. 'schöpferisch neu entwickelnd ist das volk zwar nicht... aber es nimmt eine auslese vor' (s. XIII f). wir haben gerade oben bei den schnaderhüpfeln gesehen, wer der geistig reichere und der meister des stiles ist, und Meier vergisst hier ganz, was er in Kunstl. und volksl. s. 58 selber erzählt: wie dem dichter Kobell beim wettsingen mit einem holzknecht früher das trumm aus-

¹ der ausspruch Vischers in seiner Ästhetik § 892 bei Pommer, Flugschriften nr 12 s. 13, ist unbedingt zu streichen.

gegangen sei als jenem. Meiers urteil erklärt sich daraus, dass er bei seinen untersuchungen immer von den kunstliedern, die das volk übernommen, ausgeht und vor diesen bäumen den wald nicht mehr sieht, sich auch nicht gegenwärtig hält, wie oft der volksmund ein kunstproduct wirklich verbessert hat, und wie viel die kunstdichtung der volkspoese verdankt: wenigstens ebenso viel als diese ihr. wie das volkslied vielfach rascher neue motive aus dem leben aufgreift, kann man gegenwärtig wider beobachten: die kunstlyrik hat sich von der neuesten errungenschaft der luftschiffahrt noch nicht nennenswert befruchten lassen, während im volke hier schon lieder umlaufen, welche die vorteile dieser neuen fahrgelegenheit preisen, aber auch die schattenseite beklagen mit der lustigen frage: wo denn da droben nun die wirtshäuser seien? sogar kinder singen und treten bereits da und dort einen reigen auf den grösten helden der neuen errungenschaft, wobei sie witzig genug gelingen und mislingen in gesang und bewegung zum ausdruck bringen:

*Zeppelin hin, Zeppelin hear,
 Zeppelin hât koa' Luftschiiff near;
 Zeppelin auf, Zeppelin nieder,
 Zeppelin hât sei' Luftschiiff wieder;
 Zipp - Zopp - Zeppelin,
 S' Luftschiiff ist scho' wieder hin.*

— was Meier weiterhin über die veraltete einrichtung der bauernhäuser im verhältnis zu den veralteten ablegern von kunstliedern in der volksdichtung lehrt, ist wider nur zum teil richtig. und so bringt er durch fortwährende übertreibungen und verallgemeinerungen sich und andere um manche reife frucht seiner arbeit.

Am schlusse dieses capitels folgt ein kleiner streit mit ABrandl über herstellung von urtexten, der wol nur durch misverständnis veranlasst ist; denn das war auch für Brandl selbstverständlich, dass urfassungen nur da hergestellt werden können, wo das material danach ligt; sonst wird man sich begnügen müssen, die einzelnen familien zu bestimmen, bei spärlicher oder lückenhafter überlieferung wird auch das oft nicht gelingen.

Das II capitel verfolgt verschiedene lieder aus der zeit der minnesänger auf ihren wanderungen durch die volksüberlieferung der späteren jahrhunderte, erzählt von der industrie mit gedruckten volksliedern, von blinden sängern, von spieleuten, liederweibern und orgeldrehern, von der verbreitung der volkslieder auf märkten, in spinnstuben, theatern, kasernen und studentenkreisen, von geschriebenen liederbüchern und Tiroler sängergesellschaften. hier empfängt der leser reiche ergänzungen zu den anderen vorhin angezeigten büchern, wie überall wo Meier nicht speculiert.

Den grösten teil des capitels nehmen belege ein für umsingung von kunstliedern (teilweise aus der kleineren schrift widerholt), ferner nachweise, wie stoffliche, formale und melodien-

associationen ursache werden, verschiedene lieder und weisen ineinanderzusingen; schliesslich werden noch beispiele von absichtlichen änderungen besprochen.

Der ganze u teil des büchleins verzeichnet, als ergänzung zu Hoffmann-Prahls sammlung, kunstlieder welche in den volksmund gelangt sind, und von denen die ursprünglichen verfassers teils ermittelt (336 nummern) teils nicht ermittelt werden konnten (231 nummern): viel fruchtbare und schätzbare arbeit in knaptester form ligt hier aufgespeichert. nach einer bemerkung in der einleitung hat M. diese bibliographie schon 1902 fertiggestellt und seitdem mancherlei nachträge gesammelt, die er aber erst in einer verbesserten auflage zu veröffentlichen gedenke: ich fürchte, dass diese aussicht dem absatz des büchleins schaden zufügt, weil nun viele die zweite verbesserte auflage werden abwarten wollen. es wäre doch preiswürdiger gewesen, lieber gleich eine möglichst volle gabe zu bieten und so in höherem grade eine wertvolle vorarbeit zu einem vollständigen volksliederlexikon zu liefern, das jedem, der jetzt im schweifse seines angesichts auf dem gebiete der ebenso massenhaften wie weit zerstreuten volksliederlitteratur arbeitet, zum täglichen morgenwusch geworden ist.

Rechnet man die hier verzeichneten lieder zu den von Hoffmann-Prahl gesammelten, so erhält man rund 1700 nummern, wobei ich die doppelnummern abgezogen habe, da Prahl schon 1898 einen kleineren vordruck von Meier benützen konnte. die zahl ist bedeutend, und dass sie noch erheblich vermehrt werden kann, weifs ich aus einschlägigen untersuchungen, die wir im verflossenen jahr in meinem seminar angestellt haben; überdies sind viele der lieder ganz volkläufig und volksliedmäfsig geworden. es scheint nötig, diese tatsachen in der definition zu berücksichtigen, und es kann leicht geschehen, wenn man bei Pommer die ersten zeilen des folgenden sonderabsatzes mit entsprechendem übergang zur definition stellt. als übergang schlag ich mit möglichster bewahrung des Pommerschen wortlautes vor: 'zum volkslied gehören auch die lieder, welche . . .' indem ich blofs 'volkslied' setze, ist der unterschied vom 'volkslied im eigentlichen sinn' angedeutet; außerdem streich ich nur ein paar ausdrücke, die entbehrlich sind. die gesamtdefinition würde demnach mit zurechnung meines früheren einschubes (s. 207) lauten: 'unter volkslied im eigentlichen sinne des wortes versteht man jene lieder, welche vom volke, dh. in dessen unteren und mittleren schichten, oder von dichtern die diesen nahe stehn, ersonnen worden sind und in diesen schichten (meist mehrstimmig) auswendig (nicht nach noten) gesungen werden oder doch in früherer zeit gesungen wurden. — zum volkslied gehören auch die lieder, welche von kunstdichtern und componisten erzeugt worden (kunstpoesie), vom volke aufgenommen und in der art wie seine eigenen poetischen und musikalischen schöpfungen gesungen, verbreitet und vererbt worden sind'.

Lieder im volkston, bänkelgesänge und alle anderen eintagslieder bleiben schon deswegen in der definition unberücksichtigt, weil sie selten volkläufig werden. nun wird diese genetische definition auf ihre praktische verwendbarkeit zu prüfen sein. in den weitaus meisten fällen, namentlich für den volksliedsammler, ist die lage so, dass er gedichten gegenübersteht, bei denen er entscheiden soll, ob sie zu den volksliedern gehören oder nicht; von ihrer entstehungsweise und herkunft weifs er nichts oder nicht viel; er hört sie singen oder sie werden ihm als gesungen überliefert und beglaubigt. die entscheidung kann er nur an der äufsern und innern form ablesen, welche die gedichte an sich tragen, wie er vor einem haus, einer kirche nicht erst erkundigungen über den baumeister und die bauzeit einziehen kann, sondern aus der äufseren erscheinung und innern anlage sein urteil über den stil derselben schöpfen muss. die genetische definition kommt ihm nur soweit zu hilfe, als sie auch kennzeichen des volksliedes beschreibt. daher macht sich das bedürfnis geltend, der genetischen definition einen beschreibenden anhang beizugeben. am besten ist das Herm. Dunger gelungen (in Wuttkes Sächs. volkskunde, 2 aufl. s. 250 ff)¹: er versteht unter volkslied jenes lied, das

1. im volke selbst, dh. in den mittleren und niederen schichten der bevölkerung entstanden ist,
2. gedächtnismäfsig überliefert wird,
3. tatsächlich gesungen wird, und das
4. in inhalt und form der anschauungs- und ausdrucksweise des volkes entspricht.

Hier ist auf das praktische bedürfnis gebührend rücksicht genommen. selbstverständlich muss die zu enge definition (nr 1) nach den vorigen ausführungen erweitert werden; ferner wäre eigentlich die ordnung umzustellen; denn erst aus den beobachteten charaktermerkmalen ist zu schliessen, dass das lied im volk entstanden oder, wenn es aus der sphäre bewuster bildung ge-

¹ ich wähle absichtlich die zusammenfassung der Dungerschen ansicht durch Pommer (Flugschr. 12, s. 12), weil beide im wesentlichen dieselbe ansicht teilen und weil Dunger bei seiner definition einfluss Pommers erkennen lässt, wie Pommer ebda nach dem beispiel Dungers seiner alten definition zwei neue glieder anhängt, die jedoch schwerlich die richtige absicht, aus der sie hervorgegangen, erreichen: volksl. im strengsten sinne des wortes sind jene: a) 'die aus dem volk selbst hervorgegangen, b) aus dem nationalgefühl herausgesungen sind, c) diesen ursprung durch gehalt und form bekunden.' — das 'nationalgefühl' bei den einzelnen volksliedern ist ein sehr schwer zu bestimmender begriff, der allen möglichen misverständnissen tür und tor öffnet; dazu sind zu viele volkslieder und gerade die bekanntesten allgemein menschlich, und andere werden nach dieser richtung hin umgesungen, weil das volk das allgemeine und typische liebt. an den gesamtmassen, ja an einzelnen gattungen der lieder eines volkes lässt sich der nationale charakter nachweisen, allein nicht bei dem einzelnen gedicht. punct c endlich ist zu allgemein, um dem sammler anhaltspuncte zu gewähren.

kommen, im volke zurechtgesungen worden sei. doch ist das mehr formell und daher ohne gewicht. die kennzeichen möcht ich, den vorausgegangenen darlegungen entsprechend, in folgender weise ändern bzw. ergänzen: 2. volkläufig, 3. gedächtnismäßig überliefert, 4. tatsächlich gesungen (das 'wird' bei Dunger-Pommer muss jedenfalls gestrichen oder mit 'wurde' ergänzt werden, weil sonst die älteren volkslieder ausgeschlossen blieben), 5. in inhalt und form der anschauungs- und ausdrucksweise des volkes entsprechend, daher 6. auch mit volkstümlicher metrik und 7. mit der äusseren und inneren form des mündlichen stiles ausgestattet. die beiden letzten puncte sind nicht überflüssig; denn bei der 'ausdrucksweise' (punct 5) denkt man zunächst an die sprache, an die schlichtheit und gemeinverständlichkeit, an die wahl der bilder und vergleiche.

Man sieht neuerdings, wie von Meiers forschungen nach abzug der übertreibungen noch genug übrig bleibt, um die auffassung und beschreibung des volksliedes entscheidend zu beeinflussen.

7. Diese besprechung war schon abgeschlossen, als mir das werk Jungbauers zukam. selbstverständlich beschäftigt auch er sich in der einleitung mit grundsätzlichen fragen. er trennt zunächst die 'naturdichtung', die einfachste dichtung aus dem kindesalter eines volkes, von der volksdichtung und kunstdichtung. ich begrüße das, schon weil dadurch dem übel ein riegel vorgeschoben wird, mit allerlei von wilden völkern zusammengetragenen sonderbarkeiten das wesen des volksliedes erklären zu wollen, statt in der eigenen heimat augen und ohren aufzumachen und die kennzeichnenden merkmale des volksliedes zusammenzulesen; ich lege kein gewicht darauf, dass wir mit dem namen 'naturdichtung' sonst jene gedichte bezeichnen, welche die natur oder teile derselben zum gegenstande haben. manchem sehr heilsam ist ferner J.s hinweis auf einen grund, warum so grosse verschiedenheit bei der begriffsbestimmung des volksliedes möglich ist: weil man volkslieder verschiedener zeiten durcheinander wirft, oder gar nicht einmal vom volkslied, sondern vom kunstlied ausgeht. Meiers definition wird noch besonders im ablehnenden sinne besprochen und dem 'herrenverhältnis' gegenüber darauf hingewiesen, dass man im volk oft genug streit finde über die richtigkeit der texte, weil es sich daran gebunden fühlt, wie es andererseits von der melodie beherrscht wird. für das 'volkslied im strengen sinn' fordert auch J. volksherkunft und volkläufigkeit, ja er zeigt nicht übel lust, sogar die volksdichter noch zu scheiden in 'berufsdichter' und solche, denen nur vereinzelt ein lied gelingt, so dass sich aus der productionsquantität ein neues kennzeichen für das volkslied ergeben würde; doch ist davon in den meisten fällen nichts nachweisbar, selbst bei solchen dichtern

nur ausnahmsweise, deren namen uns überliefert werden, und von denen J. s. vff eine sammlung anlegt.

J. kommt zu folgender definition des volksliedes, in der ich die stellen, welche ich für entbehrlich oder unbrauchbar halte, einklammere: es ist 'das [zumeist durch ein ereignis veranlasste] erzeugnis eines [dichterisch und musikalisch begabten] menschen aus den mittleren und niederen [auf dem lande wohnenden] volkschichten, das [von der kunstdichtung wenig beeinflusst], [möglichst frei von persönlichen, örtlichen und zeitlichen beziehungen] der eigenart des volkes in inhalt und form entspricht, daher vom volke aufgenommen, durch die gedächtnismäßsige überlieferung umgedichtet und festgehalten wird'.

Die definition ist blofs für die gegenwart berechnet und blofs für sie giltig, hat die genetische Pommers mit den Dungerschen erweiterungen zur grundlage; doch fehlt die forderung der gesanglichen überlieferung. von den zusätzen kann man sich 'auf dem lande wohnend' gefallen lassen, wenn man die landstädte dazu rechnet. dagegen muss die beschränkung 'durch ereignisse veranlasst' getilgt werden, weil das sehr verschieden sein kann und wir davon viel zu wenig wissen. 'dichterisch begabt' versteht sich bis zu einem gewissen mafse von selber, sonst bringt er kein brauchbares lied zu stande, musikalische begabung ist nicht unentbehrlich, da ja viele texte nach vorhandenen melodieen gedichtet werden; es genügt, dass er diese zu singen vermag. 'von der kunstdichtung wenig beeinflusst' kann geradezu missverstanden werden; oder was ist es, wenn er sich davon gar nicht beeinflusst zeigt? ist es dann kein volkslied? es müsste wenigstens heifsen: nicht oder nur wenig beeinflusst; aber auch das ist überflüssig, weil diese bestimmung in der späteren, der 'eigenart des volkes in inhalt und form', schon enthalten ist. 'möglichst frei,' ist ein sehr relativer begriff; es ist ferner wol richtig, dass vielen volksliedern bei längerem umlauf 'persönliche, örtliche und zeitliche beziehungen' entzogen werden; allein ebenso richtig ist es, dass ihnen oft andere beziehungen dieser art wider eingesetzt werden, oder dass manche lieder mit dem verlust solcher beziehungen überhaupt aufhören würden zu sein. ich kann nicht finden, dass J. die volksliederdefinition über die Pommer-Dungers hinausgebracht hat; was derselben aber noch beizusetzen sein möchte, hab ich oben erörtert.

J. schickt seiner definition noch verschiedene erörterungen voraus und nach, die teils beherzigenswertes teils bedenkliches enthalten. schon auf der ersten seite stellt er den satz hin: 'ein kunstdichter nähert sich der volksdichtung und entfernt sich von ihr je nach der schwächeren oder stärkeren bewusstheit, mit welcher er dichtungen fremder völker auf sich einwirken lässt'. es ist ein merkwürdiger einfall, die bewuste einwirkung fremder völker zum mafsstab zu nehmen. Schiller hatte bei seinem 'Ideal

und Leben' sicher keine bewusstheit, die dichtung eines fremden volkes nachzuahmen, und hat sie auch nicht nachgeahmt; dennoch steht dieses kunstgedicht möglichst weit von der volksdichtung ab. und umgekehrt haben schon dichter des 18 jh.s serbische, litauische, englische, italienische und volkslieder anderer fremder völker mit voller bewusstheit nachgeahmt und sind damit der volkspoesie näher gekommen als der kunstdichtung, und wider umgekehrt haben dichter anakreontische und alexandrinische producte in großer zahl erzeugt: ohne bewusstheit, dass sie damit die dichtung fremder völker nachahmen, weil sie einfach dem in Deutschland bereits weitverbreitetem gebrauche folgten, und doch sind sie von der volksdichtung weit entfernt geblieben.

S. xv wendet sich J. zu den liedern, die er aus dem Böhmerwald gesammelt hat und von denen er eine umfassende auswahl abdruckt. lehrreiche mitteilungen über die volksdichter, deren stand und verhältnisse, die in Böhmen manches eigenartige enthalten, werden vorausgeschickt; auch über den gesang wird berichtet; er sei meist zweistimmig und zeige 'ein langsames, fast schleppendes tempo', wie es bei uns hier in den städten gelegentlich zu hören ist. die texte gelangen so zum abdruck wie sie aufgezeichnet wurden, nur ganz vereinzelt werden ein paar strophen umgestellt oder sonst vorsichtige änderungen vorgenommen. mehrmals verfolgt J. die urform eines gedichts durch verschiedene umsingungen. der inhalt der sammlung ist vielgestaltig und rechtfertigt den titel 'volksdichtung'; denn neben liedern finden wir oster-eierreime, gassel-, fensterl- und hochzeitssprüche, ortsneckereien, nachbarreime (= ortslitaneien), rammverse (= zuschlägelreime), alte verse zu den rauchnächten und sonnwendfeiern, gegen krankheiten; wetterregeln ua., die sonst in ausgaben von volksdichtungen oft vernachlässigt werden oder ganz unbeachtet bleiben. dagegen fühlt man sich von den 'liedern' einigermassen enttäuscht: sie stimmen nur teilweise zu Jungbauers definition der gattung, behandeln auffallend viele moritatengeschichten in gewöhnlicher bänkelsängerform; die gedichte des Koasahausl sind mehr langatmige gereimte schnurren als lieder und zeigen eine besondere freude an unappetitlichkeiten; besser ist das was Josef Baier singt, wovon nur der geringere teil sein eigentum zu sein scheint; am besten sind die wildschützlieder und schnaderhüpfel, deren eine große anzahl mitgeteilt werden. den zutaten des herausgebers kann man sorgfalt und umsicht nachrühmen, sowol den orientierenden einleitungen, die beinahe vor jedem gedichte stehn, als auch den wort- und sacherklärenden anmerkungen wie den litteraturnachweisen. der drucker hat gleichfalls seine schuldigkeit rechtschaffen getan: der notendruck der 150 melodien ist rein und die zwei lichtdruckbilder sind geradezu vorzüglich.

Innsbruck,

J. E. WACKERNELL,

Dramaturgische probleme im sturm und drang von GUSTAV KECKEIS, [Untersuchungen zur neueren sprach- und litteraturgeschichte, hg. v. OSKAR WALZEL, 11. Heft.] Bern, Francke 1907. 134 ss. 8°. — 2,80 m.

Der titel der vorliegenden abhandlung deckt sich und deckt sich auch wider nicht ganz mit dem inhalt. den kern bildet eine betrachtung der 'Anmerkungen übers Theater' von Jakob Michael Reinhold Lenz. aber um diese erörterungen, die in die capitel 'Lenz. Genie. Lenz und Goethe. Die drei einheiten (innere form). Zweck der kunst. Lenz und Diderot. Lenz und Mercier. Aristoteles. Charakter. Tragödie und komödie. Sprache' zerlegt sind, spinnen sich, besonders in einer vorausgeschickten einleitung, so mannigfache betrachtungen über die dramatischen und dramaturgischen interessen der stürmer und dränger, dass man sich den umfassenderen titel des buches wol gefallen lassen kann. nach jeder abschweifung kehrt der verf. zu Lenz zurück, dessen theorieen ihn beschäftigen, nicht so sehr in ihrer allgemeingültigkeit für die ganze stürmerische jugend jener tage, sondern hauptsächlich so weit, als sie ganz spezifisch lenzisch und nur ihm eigentümlich sind.

K. bringt für die naturanlage Lenzens im besonderen und für das wesen des sturms und dranges im allgemeinen gutes verständnis mit. und wenn auch nicht alles was er vorträgt gleichartig ist, schiefes hie und da neben aufrechtem steht, so wollen wir für manche kluge interpretation lenzischer worte und lenzischer art doch dankbar sein. die unterscheidung zb. zwischen dem theoretisierenden und dem dichterisch productiven Lenz, die wie ein leitmotiv immer wider anklingt, führt zu ganz interessanten ergebnissen; und ein abschnitt, wie der mit der überschrift 'Charakter' dünkt mich wirklich fördernd. ein wenig freilich hat, wie es leicht in monographieen geschieht, K. seinen helden, nicht als productiven dichter, aber als denker überschätzt. solch ein weiterbildner älterer theorieen, wie Lenz in K.s Buche ist, ist er im leben nicht gewesen. man schüttelt den kopf, wenn man s. 33 list: 'er (Lenz) wuste schon, was er wollte, er kannte schon den weg, den er einschlagen musste, nachdem er sich mit den grundideen der neuen bewegung vertraut gemacht hatte, und skizzierte ihn in den 'Anmerkungen'. er war ein früheifer und stand als solcher Goethe ebenbürtig gegenüber'. das ist zu viel ehre für den bestimmbaren, haltlosen kleinen plänemacher; zu solcher sicherheit und reife hat er es nie gebracht. und gerade angesichts der widerspruchsvollen 'Anmerkungen übers Theater' und ihrer eigenartigen entstehung sollte man doppelt vorsichtig sein. es ist zb. grundfalsch, wenn K. s. 27f die meinung vertritt, Lenz habe einen 'inneren plan' für diese Anmerkungen stets vor augen gehabt. die geschichte des buches erzählt uns durchaus das gegenteil.

Und da sind wir nun gleich an einem puncte, wo die kritik

einsetzen muss. so viel brauchbares in der untersuchung von K. im einzelnen steckt, nämlich überall da wo sie sich auf kleine gescheite einzelbemerkungen beschränkt, so sehr anfechtbar ist sie, wo sie auf eine consequente durchforschung der L.schen 'Anmerkungen' im ganzen ausgeht. K. setzt nicht nur stillschweigend, sondern ausdrücklich (s. 27 f uö.) voraus, dass diese L.sche schrift nach einem plane gearbeitet ist. er nimmt sie als ein fertig daliegendes, irgendwann in der ersten hälfte der siebziger jahre entstandenes geschlossenes werk hin. wieviel tiefer hätte er dringen können, hätte er sich die mühe genommen, die 'Anmerkungen' aus der seele ihres verfassers herauszuspinnen. dann wäre seine arbeit wirklich ein beitrage zur geschichte des sturms und dranges geworden, während sie uns jetzt nur zerstreute anmerkungen zu den 'Anmerkungen' beschert.

Nun kann mir K. darauf leicht antworten: solch eine betrachtung habe ich bewust abgelehnt; ein jedes werk hat das recht, als abgeschlossen, einheitlich und in sich ruhend betrachtet zu werden. darauf ist zu entgegnen: gewis, wenn eben dieses werk einheitlich ist und in sich ruht. ein doppelt übermaltes ölbild aber, ein fünfmal umgebautes und erweitertes werk der sacral- oder profanarchitectur, eine dichtung oder gelehrte darstellung, für die der verfasser dreimal den plan geändert oder anfangs vielleicht gar keinen festen plan entworfen hatte, die verlangen gebieterisch, sobald sie incongruenzen, widersprüche in sich selbst aufweisen, eine historisch-genetische betrachtung, eine darlegung ihrer baugeschichte. wenn sie widersprüche in sich selbst aufweisen! aber da eben ligt es. K. hat in den Anmerkungen von JMLenz gar keine widersprüche gesehn. keine zeile seiner arbeit verrät eine verwunderung darüber, dass ganze abschnitte bei L. sich mit andern partien seiner betrachtungen gar nicht in einklang bringen lassen, und dass also der verfasser des einen teils ein ganz anderer L. als der autor des andern sein muss. nicht ein system, sondern mehrere schichten L.ischer anschauungen lassen sich in den Anmerkungen erkennen, weil ihr verfasser drei jahre lang an diesem wunderlichen complex gebaut und herumgeflickt hat.

Aber vielleicht würde K., selbst wenn er die eigentümliche entstehungsgeschichte von L.s fragmentarischer dramaturgie gehäht hätte, sich ihrer ergründung dennoch entschlagen haben. denn diese ist einzig und allein mit hilfe einer ausgebildeten, ohne seitensprünge und einfälle streng gehandhabten philologischen methode möglich; und eine solche ist heute — seien wir ehrlich und sehen wir den tatsachen gerade ins gesicht! — in weiten kreisen nicht sonderlich beliebt, nicht weil sie unbequem und schwierig ist, sondern weil man vielerorts in sie kein rechtes vertrauen setzt. weil man mit ihr nicht alle fragen beantworten kann, glauben besonders jüngste jünger der wissenschaft, keine

mehr mit ihrer hülfe lösen zu können und zu sollen. wer inmitten einer grossen zahl, noch obendrein internationaler studierender steht, hört in den letzten jahren immer die gleichen zweifel, auf die ich meinerseits in jedem gespräch und so auch in diesen zeilen immer nur dieselbe entscheidung geben kann. wird man vor das crasse entweder — oder gestellt: ob man lieber die im ganzen richtige skizzierung eines grossen geschichtlichen verlaufes bei einer masse kleiner fehler im einzelnen wünsche, oder eine gewaltige zahl kleiner, peinlich richtiger einzeluntersuchungen und beobachtungen, deren zusammensetzung entweder gar kein oder ein falsches gesamtbild gebe, dann wird man ohne zweifel das erste vorziehen. aber muss sich denn die wissenschaft mit einem entweder — oder begnügen? die erforschung der deutschen litteratur hat längere zeit vielleicht etwas einseitig die einzel-forschung philologischen charakters begünstigt. ein rückschlag ist eingetreten: einerseits ein verlangen nach lebensvoller synthese der vielen einzelresultate, anderseits der wunsch, auch andre methoden, philosophische, psychologische, sociologische usw. auf dem gleichen gebiet zu erproben. freuen wir uns, dass leben in der wissenschaft ist und folgen wir muntren schrittes in jedes neu erschlossene land! aber das auftauchen neuer interessen hat gar zu leicht die folge, dass ältere probleme und ihre ergründung der gleichgültigkeit oder gar misachtung verfallen. sehr mit unrecht, und sehr zum schaden! die geschichte der cultur, der kunst, der wissenschaft gibt eine fülle von beispielen dafür, dass in solchen fällen eine spätere generation immer reumütig die fallengelassenen fäden hat wider aufnehmen müssen.

Wenn also philologische methode gewis nicht alle probleme der litteraturgeschichte lösen kann, so gibt es und wird es alle zeit eine grosse masse von einzeluntersuchungen geben, die einzig und allein oder doch vornehmlich mit ihrer hülfe zu klären sind. und dahin gehört die beleuchtung von L.s 'Anmerkungen übers Theater'. mag man sie von noch so vielen gesichtspuncten aus ins auge fassen, verständlich und übersichtlich wird einem dieses krause sammelsurium erst, wenn man weiss, wie es nach und nach im lauf dreier jahre aus dem hirn des autors hervorgegangen ist. ich rede da nicht ins blaue hinein und construiere nicht blofs eine zukünftige untersuchung, sondern die arbeit ist geleistet, und meines erachtens erfolgreich, in Theodor Friedrichs abhandlung: 'Die Anmerkungen übers Theater des dichters Jakob Michael Reinhold Lenz', Leipzig 1908 (Probefahrten bd 13).

Es ligt mir ganz fern, die arbeiten von Keckeis und Friedrich aneinander zu messen; das muss ein unbeteiligter tun. nur das muss ich hervorheben, dass das buch von K. dringend der ergänzung durch die untersuchungen Friedrichs bedarf. wenn K. s. 27 sagt, dass L. sich mit dem blofsen unklaren gefühl für die forderungen der zeit nicht begnügt habe, und dann hinzu-

fügt: 'er ist diesem gefühl nachgegangen, er hat sich gedanken darüber gemacht und schliesslich diese gedanken gesammelt. die 'Anmerkungen' entstanden', so gibt uns das eine ganz falsche vorstellung von L.s art zu arbeiten. über die entstehung der Anmerkungen (s. 28f), über Goethes anteil an ihrer herausgabe (s. 89) weifs K. nur ganz obenhin zu reden. und von der zeit der abfassung hat er vollends keine klare vorstellung; denn s. 29 sagt er: 'ein weiterer grund, die Anmerkungen zum mindesten vor Lenzens kenntnis von Goethes Götz zu setzen, scheint mir in dem umstand zu liegen usw.', während er schon eine seite später (s. 30) andern sinnes ist: 'mögen selbst die Anmerkungen ganz oder zum teil nach dem erscheinen des Götz entstanden sein, im geiste des Götz sind sie doch nicht verfasst'.

Nun, das alles ist jetzt bei Friedrich aufgeklärt.

Ein paar einzelheiten sind noch zur sprache zu bringen. s. 38f sagt K.: 'Der verfasser der Anmerkungen nimmt den begriff genie nicht so allgemein wie seine genossen. er sucht ihm differenzierend näher zu kommen und für das poetische genie eine höhere sonderstellung aufzufinden. dabei gelangt er zu ergebnissen, die uns bei einem stürmer und dränger stutzig machen.' in dieser scheidung ist doch nichts specifisch Lenzisches zu sehen. denn schon 1765 hat Herder ganz flüchtig eine differenzierung des begriffes genie (Königsbergsche Gel. u. Polit. Zeitungen, 11. oct. 1765) versucht; vor allem aber ligt das meiste, was L. nur wenig weiterzubilden brauchte, in Gerstenbergs zwanzigstem brief, z. tl. mit wörtlichen anklängen, ausgesprochen. Gerstenberg kommt überhaupt als Lenzens anreger bei K. sehr zu kurz, während anderseits Diderot, dem ein ganzer abschnitt gewidmet wird, zu viel beachtung, allerdings fast nur als Lenzens folie, gefunden hat. an ihm gemessen erscheint der junge stürmer und dränger freilich als ein weit vorgeschrittener. aber darf man L. zu Diderot überhaupt in so enge beziehung setzen? wo ligt der directe oder indirecte beweis — und ich glaube, der ist nicht zu erbringen, auch wenn K. s. 89 und 108 Diderot als lehrer L.s bezeichnet —, dass L. den französischen kritiker gelesen habe und über ihn hinausgelangen wollte? inhaltliche berührungen sind ja unleugbar vorhanden. aber zwischen Diderot und L. steht eine ganze reihe von denkern, die Leuz vorgearbeitet haben. wenn man zwei weit entfernte theoretiker, unter ausschaltung der zwischenglieder, zueinander in beziehung setzt, wird ja das verdienst und der fortschritt des jüngeren über gebühr gesteigert.

In keinem puncte rächt sich das fehlen der entstehungsgeschichtlichen betrachtung mehr, als bei den erörterungen über Aristoteles (s. 95—105). allerdings, das schlussresultat ist richtig: Lenz stand im jahre 1774 auf dem standpunct, dass Aristoteles, der für die Griechen eine maßgebende poetik aus der vor ihm

liegenden litteratur abgeleitet hatte, für die gegenwart nicht mehr verbindlich sei. warum aber L. diese meinung durchaus nicht widerspruchslos in den Anmerkungen vorbringt, und wie er zu so gerechter würdigung erst nach und nach gelangt ist, das muss widerum aus Friedrichs abhandlung den ausführungen K.s hinzugefügt werden. im zusammenhang damit sind auch noch manche sätze bei K. zu verbessern. er sagt s. 74: 'wir sehen, nicht die lehre von den drei einheiten kann es gewesen sein, worin der streit für und wider Aristoteles sich gipfelte', und s. 75: 'mit einem wort: die äufere technik und die äufere form waren dem wesen der bewegung nach keine programm-puncte. den revolutionären einfach gleichgültig, wurden sie angesichts der grofsen, die seele des kunstwerks berührenden forderungen als quantité négligeable leichtsinnig über bord geworfen'. diese sätze sind, so wie sie dastehn, wider recht anfechtbar. gipfel ist die frage nach den drei einheiten allerdings nie gewesen, wol aber war sie für L. erster ausgangspunct. und widerum, die äufere technik und die äufere form waren im jahre 1774 keine programm-puncte mehr, zumal wenn man (was aber K. an andrer stelle mit recht bekämpft) 'die bewegung' als einen einheitlichen vorgang betrachtet. wol aber sind sie einmal für Lenz allein ein sehr wichtiger gegenstand der betrachtung gewesen, nämlich im jahre 1771, als er, noch recht unreif, zu theoritisieren anfang und die ersten seiner Anmerkungen schrieb.

Die geringe neigung K.s zu philologischer detailarbeit macht sich nun aber auch leider im einzelnen auf fast jeder seite geltend. es kommen falsche einzeldeutungen vor, zb. s. 42, wo der, der 'bis auf die wäsche hinunter' fremde gedanken selbst in die lecture grofser dichtungen widerstandslos eindringen lässt, nicht nur der philister, sondern auch das genie ist. die stelle ist sogar für die psychologie und charakteristik L.s sehr aufschlussreich. — gegen den wortlaut der Anmerkungen ist K. sehr gleichgültig; er ändert fast in jedem gröfseren citat einzelne worte. das kann sehr üble folgen haben. wenn er zb. s. 113 citiert: *es kommt jetzt [itzt] darauf an, was beim Schauspiel eigentlich der Gegenstand der Nachahmung ist*, L. aber statt 'Gegenstand' in wahrheit 'Hauptgegenstand' geschrieben hat, so wird dadurch die ganze fragestellung verschoben. — ich brauche nicht alle kleinen abweichungen zu buchen; nur einen fall noch. Lenz fragt einmal (s. 23, Tieck s. 211), um die kunst echter menscheuschilderung in gegensatz zu stellen gegen Richardsons bequeme schwarz-weiß-kunst: *'Was ist Grandison, der abstrahierte geträumte, gegen einen Rebhuhn, der da steht?'* diese stelle hat auch Friedrich falsch interpretiert, indem er an Paul Rebhuhn, den zeitgenossen des Hans Sachs denkt, von dessen existenz L. sicher nichts wuste. was macht aber K. aus der stelle? er citiert (s. 87): *'Was ist Grandison, der abstrahierte, geträumte,*

gegen ein Rebhuhn, das da steht!' er denkt also offenbar an den delicates kleinen vogel. gemeint aber ist der schulmeister Partridge in Fieldings 'Tom Jones'.

Leipzig.

ALBERT KÜSTER.

1. Otto Heinrich graf von Loeben (Isidorus orientalis) sein leben und seine werke von RAIMUND PISSIN. mit dem bildnis des dichters von Wilh. Hensel. Berlin, B. Behr 1905. 326 ss. 8°. — 8 m.
2. Gedichte von Otto Heinrich grafen von Loeben. ausgewählt und herausgegeben von RAIMUND PISSIN. [Deutsche Litteraturdenkmale des 18 und 19 jahrhunderts nr 135]. Berlin, B. Behr 1905. xviii u. 172 ss. 8°. — 3 m.

Ob es sich lohnt, diesem verirrtten kinde der deutschen romantik ein biographisches denkmal zu setzen? ob sich der litterarhistoriker so eingehend mit einem dichter beschäftigen darf, der seine eigentliche entwicklung mit 24 jahren schloss, der früh im conventionalismus erstarrte, der immer nur nachempfinder war, und von dem heute kein einziges werk selbst für ein hochgebildetes publicum mehr lesenswert ist?

Um die antwort gleich voranzunehmen: ich glaube, Pissin hat die existenzberechtigung seines buches nachgewiesen, und wenn auch vielleicht einzelne teile zu breit gehalten sind, aus dem ganzen ist für die litterarisch-psychologische durchdringung der romantikerzeit manches zu lernen. ja selbst methodisch anregendes, zb. die stiluntersuchung auf s. 184ff, ist in dem werke enthalten.

Zu tadeln ist, dass P. gelegentlich Loebens originalität übertreibt. er verteidigt gewissermassen seine arbeit gegen einwände die er kommen sieht, und verwickelt sich dadurch selbst ab und zu in widersprüche. freilich ist auch die an sich richtige anschauung, dass mit der bloßen feststellung von einflüssen nichts getan sei, mit daran schuld. man darf einen anempfinder nicht zu sehr in schutz nehmen wollen. dagegen möchte ich der ungleichmäßigen behandlung von Loebens leben (vgl. s. 184f anm.) principiell zustimmen. die production aus L.s letzten jahren (1815—1825) wird jemand, der über die unterhaltungslitteratur der zeit arbeitet, kürzer und zweckentsprechender charakterisieren können. der biograph müste ausführlicher werden als gut ist. freilich dürfte eine summarische betrachtung nicht fehlen. über die hälfte des buches ist der litterarischen frühzeit L.s gewidmet. erst auf s. 184 nimmt man von dem 22jährigen abschied. untersuchen wir, ob das verfahren im einzelnen richtig ist.

Von Loebens jugend (* 18 august 1786) braucht hier nicht weiter die rede zu sein. er dichtet seit seinem 14 jahre in vers und in prosa und debütiert 19jährig (oct. 1805) mit einem gedicht in der Dresdener Abendzeitung. vorbilder des 18 jh.s: Wieland, Hölty, Voss, Goethe, Schiller, daneben aber auch Anakreon

beeinflussen seine erste production. er hätte ein frühfertiger, schnell beliebter, klarer und ziemlich seichter schriftsteller werden können, wenn ihn nicht — soll man von glück oder von verhängnis sprechen? — im sommer 1806 die romantische welle erfasst hätte. jetzt wird er sich darüber klar, dass er dichter und nur dichter werden dürfe, er verzichtet auf jede bürgerliche laufbahn, und sicher trägt die romantische lebensanschauung nicht unwesentlich zu seinem entschlusse bei (frühjahr 1807, s. 44).

Und er tut noch einen zweiten schritt, der für sein ganzes leben wichtig wird, er geht nach Heidelberg. dort zerfließt er förmlich in entusiasmus, der 21jährige wird mittelpunct eines kleinen gleichstrebenden freundeskreises, der halb litterarischer cirkel halb secte ist. das wichtigste resultat dieser ungemein productionsreichen Heidelberger zeit (19 mai 1807 bis 13 mai 1808) ist ein roman, der im frühjahr 1808 erscheint: 'Guido' von Isidorus orientalis.

Mafsgebend für den Guido ist bis in einzelheiten hinein der Heinrich von Ofterdingen. dieses fragment will Loeben zu ende führen, oder vielmehr, er will erfüllen, was Novalis nur begonnen und geplant hat. die erste skizze vom Guido (dec. 1806 in Dresden, s. 45) hat freilich noch einen persönlicheren inhalt, sie ist allegorie seines eigenen schicksals. aber erst die anlehnung an sein groses vorbild fördert den fortgang seiner arbeit. in dem Heidelberger sommer ergibt sich ihm die composition. 'Hieroglyphen' soll das ganze heifsen und aus drei teilen: dem Chaos, dem Kreuz und dem Isistempel bestehn. von dieser fassung werden zunächst zwei teile ausgeführt, sie unterscheidet sich, wie P. zu entnehmen ist, von der endgültigen durch ihren persönlicheren charakter. später drängt das phantastische noch mehr das menschliche zurück. die eigentliche klippe ligt für L. im dritten teil, den er zunächst in enger anlehnung an die skizze zum zweiten teil des Ofterdingen plant. in Novalis sinne sollte die überwindung aller zeitgrenzen, die aufnahme aller culturelemente und die welterlösung durch den dichter-kaiser stattfinden. aber die ausführung wird L. zu schwer, zumal da ein vorbild fehlt, und so gestaltet er schliesslich, nachdem er sich im september 1807 über die notwendigkeit einer umarbeitung klar geworden ist, vom dritten teile aus das ganze um, ohne übrigens allzutief in die beiden fertigen teile einzugreifen. bereits nach zwei monaten ist das werk zu ende geführt, nur im januar nimmt er noch einige unwesentliche änderungen daran vor. im märz erscheint es unter dem neuen titel. die drei teile heifsen jetzt: Sehnsucht, Reich der Minne und Verklärung.

Die anlage von P.s Guidoanalyse halte ich nicht für besonders glücklich. die art der entstehung drängt darauf hin, vom Ofterdingen auszugehen und durch vergleichung mit dem vorbild L.s individuelle eigenschaften herauszuarbeiten. gerade in dem

Guidocapitel stehn oft wichtigere dinge in den anmerkungen als im texte, wie auch sonst die grenzlinie zwischen wesentlichem und unwesentlichem gelegentlich anders läuft, als sie P. gezogen hat. bei einer vergleichung vom Guido und Ofterdingen würde die unselbständigkeit L.s in motiven, stil und technik doch stärker hervortreten, anderseits aber würde es auch gelingen, seine lebenserfahrung und religiosität von der Hardenbergs abzuheben. bei ihm ist rausch und verwirrung, was bei Novalis klarheit und tiefe war. erlebnis ist die religiosität beider. Loeben ist eben viel mehr krankheitserscheinung, aber die briefe der zeit zeigen, dass Guido-stimmungen verbreiteter waren, als wir heute annehmen. in einer solchen atmosphäre wuchs ein teil der freiheitskämpfer auf, reiften die meisten spätromantiker und Nazarener. für Loeben ist nur keine zeit des maßvollerwerdens gekommen, er hat bloß vorübergehende starke reactionen gekannt.

Gerade aus der generation die sich von religiös-phantastischen übertreibungen lossagen muste, ist das übliche harte urteil über L. gefällt worden. Eichendorff ist der wortführer geworden, als er keine gemeinsamkeit mehr mit dem kreise empfand, dem er vor einem halben jahrhundert in Heidelberg angehört hatte. über Eichendorffs verhältnis zu L., das vor P. schon Hermanu Anders-Krüger geschildert hat, ist nun heute streit entbrannt, und Kosch meint, die ganze zeit künstlerischer einwirkung L.s auf ein paar wochen und die ganze litterarische beeinflussung auf einige sonette beschränken zu können. Eichendorffs wahre vorbilder seien schon in der Heidelberger zeit Tieck, Novalis und Brentano und sein wirklich litterarischer verkehr der Görres-Arnim-Brentanokreis gewesen. hier kommt es nur darauf an, von Eichendorffs beziehungen zu Loeben ein zutreffendes bild zu gewinnen, und es scheint mir, dass Pissin mit seiner darstellung eher das rechte trifft als Kosch, der freilich mehr material herangezogen hat. ich will das kurz begründen.

Am 15 november 1807 lernt der 21jährige Loeben den zwei jahre jüngeren Eichendorff kennen. L. ist bereits seit 1805 mit litterarischen arbeiten hervorgetreten und hat außerdem einen kampf hinter sich, dem Eichendorff erst entgegengeht, den kampf zwischen fachstudium und dichterberuf (s. Pissin, Loeben s. 156 und Eichendorffs gedicht 'Rettung': Jugengedichte s. 17-19). anfang 1808 stellt sich ein regerer gedankenaustausch ein. am 9 januar notiert Eichendorff (tagebuchausgabe von Kosch s. 222): *Ich blieb [während eines balles] zu Hause und las Manuscripte von Isidorus. Wunderbar zogen sie mich in ihre innerste Mitte und die göttlichen Flammen schlugen über mir zusammen. — Meine Sonette an Isidorus.* das spricht für einen tiefen eindruck von L.s dichtungen, und zu demselben schlusse kommen wir, wenn wir die sonette an Isidorus lesen und Eichendorffs production aus dem jahre 1808 überhaupt durchgehn. ganz als

jünger gibt sich Eichendorff in dem an Loeben gerichteten sonett 'Antwort' (Jugendgedichte s. 3, wol antwort auf Loebens sonett auf s. 132 der Pissinschen auswahl):

*Mir fehlen Töne noch und Himmelsfrieden;
Dir ward Erfüllung frühe schon beschieden,
Dein Himmel ist, wo zauberte Dein Beten.
Hast Du den höchsten Wunsch mir nun genommen,
Werd' ich demuthsvoll wieder vor Dich treten;
Eins sein mit Dir, kann nur allein mir frommen.*

Und von Eichendorffs sonstigen arbeiten ist in diesem zusammenhang recht aufschlussreich die romanze: 'Das Bildnis' (Jugendgedichte s. 49-51), die stoffliche berührung mit dem ganz von Loeben inspirierten Eichendorffschen romanfragment: Mariensehnsucht hat (Kosch Aus dem nachlass des freiherrn Jos. vEichendorff s. 107f).

Für das jahr 1809 nimmt Kosch bereits starke differenzen zwischen den beiden dichtern an, sicher künstlerische, vielleicht auch persönliche (Aus dem nachlass s. 14 anm.). aus dem vorliegenden material scheint mir weder das eine noch das andere hervorzugehn. es geht nur daraus hervor, dass sich Eichendorff seiner production aus dem jahre 1808 entfremdet und dass er nach einer volkstümlicheren und weniger ideellen kunst strebt, (vgl. seinen brief an Loeben bei Meisner Gedichte aus dem nachlasse s. 61-63 und Eichendorffs gedichte von 1809: 'Jagdlid,' 'Studentenfahrt,' 'Nach dem Balle' usw.).

Gleichzeitig hat aber auch Loeben verschiedene wandlungen seit der Guido-zeit durchgemacht, deren letzte ihm eine zeitweilige abkehr von mystik und romantik und die rückkehr zu Goethe brachte (Pissin s. 199 uö.), es kann also nicht wundernehmen, dass der erwähnte brief Eichendorffs an Loeben nicht nur keine absage, sondern zustimmung zu den ansichten des freundes über poesie enthält. wie wären die folgenden stellen anders aufzufassen: *Deine gediegenen wahrhaften Worte über unsere neueste Poesie, welche Deine große Erscheinung in derselben erklären und mich entzückten, sie haben das klar ausgesprochen, was ich selber anfang, immer mehr und deutlicher über diesen meinen Zustand zu fühlen und: Lass uns denn, liebster Freund uns immer fester verbinden; was wir leisten, wird freilich sehr verschieden sein, aber ich bete allein und einzig zu Gott: Lass mich das ganz sein, was ich sein kann!* dagegen beziehen sich die mysteriösen stellen der beiden novemberbriefe (Kosch s. 14-17) m. e. nur auf die frage, ob man sich in Berlin oder Breslau treffen soll, und die ganze wichtigkeit und opferwilligkeit, mit der der gegenstand auf beiden seiten behandelt wird, spricht nur dafür, wie eng die jungen dichter noch aneinander halten.

Freilich in wirklichkeit trennen sich die wege Eichendorffs und Loebens doch in diesem jahr (nur fühlten sie das damals

nicht), denn L. kommt trotz aller wandlungsepisoden von seiner dichterischen jugendzeit nicht los, für Eichendorff dagegen war die verurteilung seiner frühen versuche nur der erste schritt zu einer zukunftsreichen entwicklung: er hat seine individualität entdeckt.

Das kommt den freunden im jahre 1810 zum bewusstsein, vielleicht hat gerade das ersehnte Berliner zusammensein (vom 11 dec. 1809 bis 4 märz 1810) diese wückung gehabt, und ich möchte glauben, dass der Wittenberger brief L.s vom 27 dec. 1810 doch an Joseph von Eichendorff gerichtet ist und dass die folgenden zeilen die erste erkenntnis der verschiedenartigkeit der beiden dichter sind: *Ich weiß und begreife es recht gut, dass Du eigentlichen großen und sich in Enthusiasmus aussprechenden Geschmack an meinen bisherigen Dichtungen nicht gefunden und auch gerechter weise nicht finden konntest.* [in frage kamen hier besonders auch die Loebenschen gedichte von 1810, die am 25 märz d. j. an Eichendorff abgingen, Kosch s. 18] . . . *Wenn mein Arkadien Dich nicht ganz befriedigt, so wird Deine Neigung für mich nur immer durch Deine Anhänglichkeit an meine Person bestimmt bleiben. Kraft Deiner Natur kannst Du ebensogut als ich selbst nur an einigen meiner Gedichte hängen.* und vorher: *Schreibe, spiele, singe, dunkler, seltsamer Mensch, der eigentlich ohne tiefe Andacht, dennoch seine Andacht hält, indem er seiner Sonderbarkeit fromm und zum Frommen nachlebt und uns so der Lieder viele und eigentümliche zu geben vermag.* die wücklichkeit verschleiert es zwar noch, aber das ist der abschied, der weiche, vornehme L. fügt sich ohne groll der notwendigkeit, Eichendorff wird jener jugendepisode fremder und fremder und hat schliesslich L. mit unberechtigter schärfe beurteilt.

Das hin und her von L.s weiterer entwicklung brauchen wir hier nicht mehr zu verfolgen. nach 1810 sind nur zwei prosaschriften: eine ausführliche besprechung von madame de Staels *De l'Allemagne* (1814) und eine aphorismensammlung von 1817: die 'Lotosblätter', erwähnenswert. ein roman 'Arkadien' wird von P. als 'excess der nachahmung' sehr mit recht bezeichnet und nur zu ausführlich behandelt. die gedichte von 1810 scheint mir P. zu überschätzen. er hält überhaupt den lyriker L. für noch heute kennenswert und hat deshalb eine auswahl seiner gedichte im neudruck vorgelegt. ich bin der meinung, dass es richtiger gewesen wäre, den Guido neu herauszugeben. der roman besitzt bei aller seiner übertriebenheit eine symptomatische bedeutung, und niemand der sich mit der romantikerzeit genau befasst, kann ihn ungelesen lassen. — von den abgedruckten 166 gedichten stammen über ein viertel aus den Gedichten von 1810, ein weiteres viertel aus taschenbüchern und zeitschriften, die übrigen aus zwei lyrischen sammlungen, den romanen und dem handschriftlichen nachlass Loebens. be-

sonders bevorzugt ist die sonettenproduction — fast die hälfte aller gedichte sind sonette —, stofflich hat P. sich neben rein persönlichen vor allem für dichtungen litterarischen und allgemein künstlerischen inhalts entschieden. ein bild von Loebens persönlichkeith kommt im ganzen doch heraus, und so mag dieses bändchen, dessen besondere existenzberechtigung ich nicht anerkennen kann, als anhang zur biographie willkommen sein.

Leipzig, den 2 märz 1909.

FRIEDRICH SCHULZE.

Otto der Schütz in der litteratur von GUSTAV NOLL. Strafsburg, Trübner 1906. 143 ss. 8°. — 3 m.

Noll ist sich bewusst, dass seine zusammenstellung der dichtungen, die Otto den Schützen zum helden haben, nicht von erlesenen kunstwerken zu erzählen weifs. doch er hat auch für dichtungen von bescheidener tragweite feines und anschmiegsames verständnis übrig und leistet nach der seite der analyse vortreffliches. wünschenswert wäre nur, dass das abhängigkeitsverhältnis der einzelnen fassungen, das N. bei jeder ausführlich erörtert, in der form einer tabelle oder eines stammbaums zu einem gesamtüberblick gelangte. das ergebnis der fleissigen, verständnisvollen und kenntnisreichen untersuchung träte dann deutlicher hervor.

Die darlegung der chronikalischen überlieferung schliesft sich Julius Pistors forschung an (*Zeitschrift für hessische geschichte* n. f. 18, 113 ff.) und bestätigt deren annahmen. sowol die vermutung, dass Nuhu neben der 'Kurzen hessischen chronik', die in Senckenbergs *Selecta juris* v 434 ff abgedruckt ist, eine verlorene umfänglichere darstellung gegeben habe, wie die hypothese, dass Nuhns berichte auf einen 'roman von der art derer, . . wie sie das ausgehende mittelalter und besonders das 15 jh. gepflegt hat', zurückgehn, teilt Noll mit Pistor. von den dichterischen bearbeitungen erscheint der dramatische entwurf des landgrafen Moritz von Hessen (ed. Edward Schröder, Marburg 1894) noch im rahmen des berichtes über die chronisten (s. 21 ff). die übrigen sind auf vier abschnitte verteilt, von denen der erste die nachdrucke und nacherzählungen, ferner fünf freie erzählungen, unter ihnen auch (s. 43 ff) des älteren Dumas 'Othon l'archer', umfasst, der zweite fünf dramatische, der dritte neun episch-lyrische bearbeitungen, der vierte die operntexte vereinigt. unter den dramatischen fassungen erscheint dem verf. Arnims 'Auerhahn' als die bemerkenswerteste und interessanteste. auch diese 'geschichte in vier handlungen' — Arnim vermeidet einen technischen ausdruck, der die arbeit dem drama zuwiese — wird wie alle anderen dichtungen in ausführlicher inhaltsangabe verdeutlicht, ihre quelle in Cyriakus Spangenberg's 'Adelsspiegel' aufgedeckt, die ganz freie behandlung des geschichtlichen angemerkt. 'trotz

allem', betont N. (s. 78), 'ist Arnim geschichtlicher und wahrer als seine vorgänger; denn er hat zum erstenmal aus den personen der sage lebendige, überzeugende gestalten geschaffen, menschen von fleisch und blut, echte kinder ihrer zeit, umweht von dem herben hauch wechselvoller, stürmischer geschicke. — keiner seiner nachfolger hat ihn hierin erreicht'. eine prüfung der charakteristik der einzelnen figuren erhärtet das günstige urteil; die allzu behagliche rücksicht auf das kostüm, die schädliche vorliebe für das wunderbare, und daneben wider die gewalt lyrischer stimmungserzeugung werden fein gegeneinander abgewogen. n-teressant ist auch was über den rhythmus der sprache (s. 86) vorgebracht wird. N. stellt jambischen, zuweilen auch trochäischen rhythmus in der prosa des 'Auerhahns' fest. 'fast möchte man vermuten', sagt N., 'Arnim habe das drama ursprünglich in prosa umgesetzt, ein verfahren, das er, wie wir wissen, bei der Pöpstin Johanna angewandt hat'. N. hat wol Arnims brief an Clemens Brentano vom 16 januar 1813 (bei Steig 1 307) im sinne; da heißt es: *Ich habe meine 'Johanna' zu ungeheurer Dicke in gereimten Jamben fertig; da mir aber Reimer gesagt hat, dass Verse keinen sonderlichen Absatz haben, so wird täglich eine gewisse Zahl in Prosa zusammengezogen, aus Drama in Erzählung. Gewiß ist, es hängt sich viel Unnützes in der Reimlust an, es beschreibt sich so manches, die Leutchen singen so vieles, was andern gleichgültig ist. Dagegen bewährt sich mir immer mehr die Erfindung der unbestimmten Jambenzeilen, wie in 'Halle und Jerusalem' versucht ist, und die ich auch in einer andern dramatischen Arbeit durchgeführt habe, so wie fürs Lustspiel die Prosa mir immer einleuchtender wird.* die briefstelle hat m. w. eine eingehendere verwertung noch nicht gefunden; sie bezeugt, dass auch noch andere dramen Arnims den jambischen rhythmus hinter dem fortlaufenden druck verbergen, voran 'Halle und Jerusalem'. wer näher zusieht, findet zb. in der 'Vertreibung der Spanier aus Wesel im Jahre 1629', dann in den stücken 'Der echte und der falsche Waldemar' und 'Glinde, Bürgermeister von Stettin' dieselbe erscheinung. sie verdient nähere untersuchung, und es ist dankenswert, dass N. sie nicht übersehen hat.

Von dramatischen bearbeitungen nimmt auch Johanna Kinkels 'Liederspiel' in N.s monographie eine wichtigere stelle ein; denn der verf. kann über den ungedruckten, in Strodtmanns buch 'Gottfried Kinkel' nur erwähnten versuch nach dem manuscript näheres mitteilen (s. 89 ff). in Strodtmanns arbeit (s. 259 ff) ist ferner ein 'Schützenlied' abgedruckt, das gleichzeitig mit Kinkels 'Otto dem Schützen', mit Johannas 'Liederspiel' und mit Carl Arnold Schloenbachs 'romantischen geschichten' gleichen stoffes 1841 am stiftungsfest der Maikäfer als wettgedicht zur verlesung kam. N. glaubt das 'Schützenlied' unbedenklich Kinkel zuschreiben

zu dürfen (s. 115 f). natürlich kommt auch die bekannteste fassung des stoffes, Kinkels sang, in N.s darlegung nicht zu kurz (s. 105 ff); N. erblickt das verdienst des werkchens in der tatsache, dass Kinkel nahezu alle zeitlich hinter ihm liegenden bearbeitungen unter seinen einfluss gezwungen, und dass er durch sein werk der sage neben weitester verbreitung zu ungeahnter volkstümlichkeit erholfen hat (s. 115).

Dresden, 28. 4. 09.

OSKAR WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Principes de linguistique psychologique. Essai de synthèse par JAC. VAN GINNEKEN, docteur en linguistique de l'université de Leyde. (Bibliothèque de philosophie expérimentale iv.) Paris, Marcel Rivière [Amsterdam, E. v. d. Vecht; Leipzig, O. Harrassowitz] 1907. VIII u. 552 ss. 8°. — Dieses buch ist eine verarbeitung indogermanistischen materials nach psychologischen principien. der stoff wird also von einem andern standpuncte betrachtet als gewöhnlich, und so gelingen dem herrn verfasser viele geistreiche und scharfsinnige, manchmal auch überzeugende (s. s. 99 anm. 2 und s. 109 § 139; auch s. 199 u. f.) combinationen. freilich, den glauben an alle seine lehren wird er nicht leicht erzwingen können, bei den eigentlichen sprachforschern nicht, weil die zweifeln werden, ob all unsere psychologischen und logischen systeme auf einer andern grundlage als unsern indogermanischen sprachen sich überhaupt entwickeln konnten und ob es überhaupt für alle sprachen giltige gesetze gibt; bei den sprachhistorikern nicht, weil die sich an der vernachlässigung des historischen stofsen werden. die indogermanische ursprache allermodernster gestalt, die der herr verfasser als demonstrationsobject viel benutzt, ist für psychologische sprachforschung ein ungeeignetes, ein allzu bequemes object. zeitlich steht sie doch im verhältnis zur länge der entwicklung der sprache der zeit ihrer entstehung nicht wesentlich näher, ist nicht 'ursprünglicher' als irgend eine moderne sprache; als erzeugnis wissenschaftlicher, nach einheitlichkeit strebender arbeit, ja eigentlich als zusammenfassendes symbol der ähnlichkeiten der einzelnen indogermanischen sprachen hat sie keine unregelmäßigkeiten wie jede wirkliche sprache. aber selbst wenn alle tatsachen auf dem gebiete der wirklichen indogermanischen sprachen durch die principien des verfassers klar würden, blieben eben die ungeheuren gebiete der nichtindogermanischen sprachen, die er kaum berührt.

Für den teil des buches, der die sache wirklich weiter bringt, halt ich das dritte buch, das in seinen zusammenstellungen zum bedeutungswandel ein ganz respectables, so viel ich weiß, noch nie in dieser weise geordnetes material vorführt. diese sammlungen müssen anregen und fördern, mag auch hier und da eine etymologie nicht stimmen (aufgefallen ist mir ahd. *dwingen* s. 195;

s. darüber Zupitza Germ. gutturale), oder die folge der geschehnisse zu wenig beachtet sein. ein paar ergänzungen seien hier erwähnt. s. 184: zu nhd. *hangen* usw. nhd. *hunger* usw.; *dringen* : *drang* = *treiben* : *trieb* = nhd. *stoßen* : lat. *studium* (das also zunächst nicht auf s. 197 gehört); s. 190: zu lat. *tongere* auch lat. *tango*, vgl. 'begreifen, auffassen' und ähnliches; s. 192: bei germ. **leiþan* hab ich an lat. *patior* : *πάτος* = *πέπονθα* : skr. *panthāh* denken müssen; das klingt verführerisch.

Das buch ist, was manchmal seine lecture erleichtert, ziemlich subjectiv geschrieben; so ist vielleicht auch dem anzeigenden zum schluss eine sehr subjective äufserung gestattet. ich halte es nicht für ganz ausgeschlossen, dass ich herrn van Ginneken mehr glauben schenken würde, wenn ich mich wissenschaftlich anders ausgebildet hätte, weil man auch für wissenschaftliche wahrheiten vorbereitet sein muss; so aber muss ich natürlich auch meinen weg für berechtigt halten, und so möcht ich den herrn verfasser bitten, einmal, wenn es ihm irgend möglich ist, ein paar jahre alle psychologie und alle indogermanistik bei seite zu lassen und ein paar nichtindogermanische sprachen möglichst nur aus texten auf sich würgen zu lassen. in seinem buche, das sich Principien der psychologischen sprachwissenschaft betitelt, das sich immerfort um die sprache dreht, finden wir kaum ein wort über die gründe der verschiedenheiten der sprachen, wenn er auch ausdrücklich ihre erforschung als einen teil der sprachwissenschaft anerkennt. wenn er dann sein buch von neuem herausgeben würde, würde er auch für diese einen platz finden und sein buch anders schliesen. er würde, denk ich, dann auch gefunden haben, dass weder Croce (so hoch er auch zu schätzen ist), noch Vossler, noch Paul, noch Bopp und Pott, noch die phonetiker und dialektologen die einzigen sprachwissenschaftler sind, und aufer ihrer nur herrn van Ginnekens sprachwissenschaft möglich ist, sondern dass auch noch eine andere existiert, seit Wilhelm von Humboldt nämlich, die den andern ganz sicher ebenbürtig ist, die vielleicht sogar die eigentliche sprachwissenschaft ist.

Certosa bei Florenz, den 1 mai 1909. ERNST LEWY.

Vorlesungen und abhandlungen von LUDWIG TRAUBE, herausgegeben von FRANZ BOLL. 1 band. Zur paläographie und handschriftenkunde, herausgegeben von PAUL LEHMANN. mit biographischer einleitung von FRANZ BOLL. München, Beck 1909. LXXV u. 263 ss. gr. 8^o. 15 m. — Als vor zwei jahren die erschütternde wenn auch nicht unerwartete kunde kam, dass L. Traube nicht mehr unter den lebenden weile, da verband sich mit der trauer auch die sorge, ob es möglich sein werde, das was der dahingeschiedene der welt noch schuldete, wenigstens aus seinem nachlasse zu veröffentlichen. bald wurde es aber auch bekannt, dass freunde und schüler sich vereinigt hätten, ihm diesen letzten

liebesdienst zu erweisen und beträchtliche stücke zugänglich machen zu können hofften. und schon nach 1 $\frac{1}{2}$ jahren ligt der erste stattliche band der 'Vorlesungen und abhandlungen von Ludwig Traube' vor.

Immer mehr hatte man sich gewöhnt, in Traube in erster linie den paläographen zu sehen, und so steht denn an der spitze der ganzen sammlung der band 'Zur paläographie und handschriftenkunde' herausgegeben von Paul Lehmann. wie der leiter der ganzen sammlung, FBoll, in einem kurzen vorworte mitteilt, werden aufser dem begonnenen werke über die halbunciale, das PLehmann herzustellen hofft, die vorlesungen 'Einleitung in die philologie des mittelalters', hsg. v. PLehmann, 'Überlieferungsgeschichte der römischen litteratur im mittelalter', hsg. v. FBoll, und eine sammlung der gedruckten kleinen schriften, hsg. von FSkutsch, folgen. leider wird man auf anderes verzichten müssen, aus den vorlesungen über die geschichte der class. philologie und über die geschichte der lateinischen litteratur von Cassiodor bis Dante sind im besten falle einzelne abschnitte zu erwarten.

Boll sieht voraus, dass mancher von enttäuschungen sprechen wird, wenn er vielerlei nicht findet was er sucht, und es lässt sich nicht leugnen, dass dies gefühl tatsächlich sich gelegentlich meldet, bei einer solchen publication aus dem nachlass ist das ja gar nicht zu vermeiden; aber es wäre undankbar und ungerecht, wenn man sich auch nur einen augenblick die freude an dem reichen inhalt des bandes trüben liefse. an der spitze der ganzen sammlung steht das von freundeshand liebevoll gezeichnete lebensbild des entschlafenen, das auf jeder seite sein 'benedictinisches herz' erkennen lässt. es folgt die zusammenstellung seiner veröffentlichungen, beginnend mit der anzeige von Dümmlers Gesta Apollonii aus der feder des 17jährigen, und seines handschriftlichen nachlasses durch Lehmann — man sieht mit staunen, dass die bibliographie mehr als 20 seiten einnimmt! daran schließt sich die vorlesung über paläographie. es ist selbstverständlich, dass diese vorlesung, so weit sie in ihrem praktischen teile mehr den charakter der übung getragen hat, nicht fixiert worden ist; darauf müssen wir verzichten. dagegen lagen die geschichte und die grundlagen der paläographie und handschriftenkunde in fast druckfertiger ausarbeitung vor, und diese bilden denn auch den hauptbestandteil des werkes. es ist eine wahre freude, in Traubes scharfer und abgerundeter darstellung und origineller auffassung die geschichte der paläographie vorgeführt zu sehen, und eine fülle von belehrung quillt aus dem abschnitte über die grundlagen der handschriftenkunde. als wertvolle ergänzung ist der bisher ungedruckte akademievortrag vom 4. 2. 1899 'Lehre und geschichte [der abkürzungen]' hinzugefügt, was um so mehr zu begrüßen ist, als er der vorläufer der 'Nomina sacra' ist. den schluss bildet eine nach

bibliotheken geordnete liste der capital- und uncialliss. mit angabe der litteratur für jede hs. Traube hatte sie nur für seinen privatgebrauch angelegt, es ist erfreulich, dass Lehmann sich entschlossen hat das wertvolle verzeichnis zu bearbeiten und zu ergänzen.

Den herausgebern gebührt der lebhafteste dank dafür, dass sie mit so pietätvoller sorgfalt bemüht sind den nachlass für die mit- und nachwelt nutzbar zu machen.

K. STRECKER.

Deutsche Mundarten. zeitschrift für bearbeitung des mundartlichen materials. herausgegeben von JOHANN WILLIBALD NAGL. II band. heft 1. 2. — Das vorliegende heft dieser in grosen zwischenräumen erscheinenden zeitschrift beginnt mit einer verdienstvollen bibliographie der mundartenlitteratur für 1900—1903 von FMentz. es folgt ein artikel von Nagl 'Über mhd. *e*, *æ*, *æ* und die gleiche aussprache dieser laute'. was der verf. mit dieser abhandlung bezweckt, ist dem ref. unklar geblieben; denn wie kann man von einer gleichen aussprache dieser laute in den deutschen mundarten sprechen, wo die tatsachen eine solche widerlegen? wie verschieden verhalten sich zb. allein die alemannischen mundarten diesen lauten gegenüber! (was N. über diese sagt, ist teils unrichtig, teils missverstanden); und widersprechen nicht gerade die von N. erwähnten bairischen mundarten, die mhd. *e* > *ē*, *æ* > *ā* wandeln? ist also schon die voraussetzung falsch, was darf man dann von den schlussfolgerungen erwarten? es ist zu bedauern, dass N. bei seinem grosen fleiss und gewis aufrichtigen streben es nicht fertig bringt, den sich ihm anbietenden stoff vorurteilslos zu beobachten.

Die 'Rundschau' bringt zunächst einige ergebnisse dialektologischer studienreisen, und hierauf ausführliche anzeigen von zeitschriften und büchern mundartlichen inhalts.

Dialektproben aus den Sette Comuni von ABass und eine kinder- und volksliedersammlung von EKBlümmel bilden den schluss.

Basel.

E. HOFFMANN-KRAYER.

XI u. xv Mitteilung der Phonogramm-archivs-commission. Deutsche mundarten. I. II. von JOSEPH SEEMÜLLER. aus den Sitzungsberichten d. kais. Akad. d. wiss. in Wien, phil.-hist. cl., 158 bd. 4 abb. u. 161 bd. 6 abb. Wien 1908/9. Alfred Hölder in comm. — Dass die Phonogramm-archivs-commission der Wiener akademie ihre aufnahmen auch auf deutsche dialektproben ausdehnt, ist nicht minder mit lebhafter freude zu begrüßen, wie der hier vorliegende versuch Seemüllers, solche phonogrammtexte zu transscribieren und zu veröffentlichen. die gewährsmänner, mitglieder des Wiener germanistischen seminars, ihre mundart von kindheit an sprechend, bereiteten sich auf bestimmtes textmaterial gewissenhaft vor, überlieferten es sodann unter sach-

kundiger leitung dem apparat und leisteten später bei der phonetischen aufzeichnung des gewonnenen platteninhalts durch beständige nachprüfung und selbstbeobachtung würksame hilfe. jede schrift, auch die unter den günstigsten bedingungen vorgenommene transcription, bleibt tote sprache. sie bedeutet eine umwertung akustischer objecte für das auge, das ihre phonetische reproduction vermitteln soll; und auf diesem umweg muss manches von dem originalen bestande verloren gehn. 'die lautbezeichnung gibt daher nicht absolute, sondern relative werte; sie ermöglicht durchaus die sprachhistorische unterscheidung der laute, wer aber die mundart nicht im ohre hat, wird nach der schreibung allein den klang des lantes mit voller sicherheit nicht erzeugen können. diese mangelhaftigkeit haftet ja heute auch den versuchen feinsten lautlicher unterscheidung im bau phonetischer alphabete an, und auch die genaueste physiologisch-physikalische beschreibung kann sie nicht beseitigen'; und auf widergabe von satzaccent und satzmelodie, sowie auf abgrenzung der sprechtacte ist hier ganz verzichtet. diese bescheidung, die S. sans phrase einräumt, ist ihm nicht nur ohne weiteres zuzugestehn, sie ist dringend notwendig, wenn es gelingen soll, bis zu der angegebenen genauigkeit dasselbe textmaterial aus möglichst zahlreichen ortschaften beizubringen. und in dieser aussicht ligt ohne frage der eigentliche wert der publication. dass es ihm vor allem auch auf das gleiche material ankommt, beweist S. dadurch, dass er neben eigenen und individuellen proben auch jedesmal Wenkers vierzig sätzchen aufnehmen lässt und transscribiert. das war ja Wenkers ausgangspunct: nicht aus wenigen orten erschöpfende grammatiken, sondern aus möglichst vielen orten dieselben knappen proben; je größer aber die zahl der orten, um so eingeschränkter notgedrungen die phonetischen forderungen, was bei Wenkers riesenunternehmen zu vollem verzicht auf transcription führen musste. möge deshalb S.s plan über die jahre hin vor allem durch die zahl der aufnahmen sich stetig festigen; möge jedes dialekt-sichere mitglied seines seminars es als wissenschaftliche ehrenpflicht ansehen, seine mundart durch aufnahme in das phonogrammarchiv verewigen zu lassen. denn von der numerischen vielheit solcher aufnahmen hängt der erfolg des überaus dankenswerten Wiener versuchs ab, auf den wir von zeit zu zeit hier gern zurückkommen werden.

Die in den vorliegenden beiden mitteilungen transscribierten platten liefern je eine deutsche dialektprobe aus Niederösterreich, Böhmen, Mähren, Vorarlberg, Krain, Siebenbürgen, zwei aus Oberösterreich und drei aus Österreichisch-Schlesien. interessant ist, dass S. schon in der zweiten mitteilung mit schriftsprachlichen einflüssen und dadurch veranlassten doppelautungen rechnen muss; es wird in jedem falle zu untersuchen sein, ob hier immer wirklich nur die höhere bildung des mittelsmannes

die schuld trägt oder die einflüsse sich nicht auch sonst in der ortsmundart zeigen: es ist mit der dialektischen reincultur in der wissenschaftlichen praxis ein eigen ding. aufklärung erbäte ich gelegentlich über den modus der worttrennung in den umschriften: warum zb. in VI A 21 *gəšixtədɔtsĕlt* als ein wort? ist die silbengrenze hinter dem zweiten ə nicht deutlich? weniger deutlich als etwa in dem vorhergehenden *zalvə gədrošn?* in der transcriptionweise stört mich sonst nur wider die doppelschreibung der momentanlaute, die natürlich lediglich eine längere verschlussbildung und nicht etwa zweifache verschlusslösung andeuten soll (zb. I A 7 *istĕv* 'isst die eier,' 18 *dəppessə* 'täte besser,' 24 *tsruk-khĕimv* 'zurückgekommen'); aber de gustibus transscribendi minime disputandum. im übrigen regen schon diese elf proben zeile für zeile allerlei fragen an, lautliche, flexive, syntaktische, nicht zum wenigsten auch lexikalische; und wenn ich mir die dialektgeographischen bilder auf Wenkers karten jedesmal ins österreichische fortzusetzen suche und S.s belege dabei als directiven benutze, so end ich auch hier immer wider bei dem wunsche: mehr! mehr!

Marburg i. H.

FERD. WREDE.

Abhandlungen herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche sprache in Zürich. Zürich, Zürcher und Furrer 1904. 80. IX Die deminution in der Nidwaldner mundart von dr ESTHER ODERMATT. 91 ss. 3 fr. — X Der genetiv der Luzerner mundart in gegenwart und vergangenheit von RENWARD BRANDSTETTER. 80 ss. 2,50 fr. — Odermatt stellt die deminution der Nidwaldner mundart in verständiger und übersichtlicher weise zusammen; es kommen vor: *li, ili, i, ti, tši*. von diesen sind *li, ili* die productiven suffixe der gegenwart; *i* gehört hauptsächlich der kindersprache an, *ti* ist nur wenig verbreitet und *tši* gar nur in zwei belegen aufzuweisen. dass die fem. auf *-i* auch herangezogen sind, obgleich sie in keiner weise mit der deminution in verbindung stehn, nimmt man gern in kauf, weil sie rein formell zu den dem. stimmen. nur hätte dieser abschnitt samt den masc. auf *-əl*, bei welchen ab und zu dem. charakter zum vorschein kommt, besser am schluss nach den verbalen deminutiven seinen platz gefunden. die vorausgeschickte kurze übersicht über die laute der Nidwaldner mundart erfüllt ihren zweck, die stammform der verzeichneten deminution überall deutbar zu machen. es ist hier ein capitel der wortbildungslehre mit erfolg untersucht worden, und das macht den wunsch rege, dass auch andere gebiete dieses teils der grammatik, für den unserer mundartlichen forschung bisher nur wenig arbeiter erstanden sind, gründlich in behandlung genommen werden.

Brandstetter hat eingehend und in ausführlichster art zur darstellung gebracht, was die Luzerner mundart an resten des genetivs noch kennt. an die einleitenden bemerkungen über die grundlagen

der mundarten reiht sich die erörterung der formen, in welchen der genetiv in der lebenden mundart und in den bis zum 13 jahrhundert zurückverfolgten schriftzeugnissen auftritt, sie sind auf die genetivendungen *-es*, *-en* zurückzuführen. daran schließt sich die besprechung des gebrauches im satze. wir finden bestätigt, dass der genetiv in freier syntaktischer verwendung der mundart verloren gegangen ist; die überbleibsel sind versteinert, doch können diese versteinierungen in ihrer art wider productiv werden, das hauptgebiet dafür ist der gen. poss., aber auch beim verb. adj., pron. adv. sind nach dem muster erstarrter constructionen neue bildungen zu stande gekommen. aufschweizerische litteratur über syntax ist nirgends herangezogen. J. SCHATZ.

Märkisch-westfälische ortsnamen, aus den urlauten erklärt, nebst mitteilungen über den bisherigen standpunct der namenkunde und der etymologie sowie über die notwendigkeit einer biologischen betrachtungsweise in der sprachwissenschaft von FR. E. BRANDSTÄTER, professor. Witten a. d. R., Märkische druckerei und verlagsanstalt (Aug. Pott) 1909. 201 ss. 8^o 2 m. — Ich habe den innentitel vollständig zum abdruck gebracht, obwol mich eigentlich schon das 'aus den urlauten erklärt' einer besprechung überheben sollte. dass eine 'biologische betrachtungsweise in der sprachwissenschaft' gerade bei den ortsnamen mit erfolg einsetzen könne, ist an sich ein grotesker einfall, aber der ausführung gelingt es, alle unsere erwartungen zu übertreffen. ich beschränke mich auf wenige proben. bei *Ost(er)* und *West(er)* in orts- und personenamen haben wir uns bisher einfältig genug mit der himmelsgegend begnügt: aus den 'urlauten' gedeutet ist *West-* ein 'sich sanft abdachender nadelholzwald' (s. 91), *Ost-* 'oben hoch nadelholzwald', und danach wird dann natürlich *Osterode* — und in einem atem damit *Ostrowo!* — gedeutet (s. 92). *-born* in namen wie *Esborn* hat mit 'brunnen' beileibe nichts zu tun: es bedeutet 'in kräftig absteigendem (*b*) rauhwaldgelände (*or*) wohnort (*n*)' (s. 114f). man ist nach diesen kostproben gewis überrascht zu erfahren, dass so grundwörter wie *haus* und *kirche* bei ihrer alten bedeutung belassen werden; aber dafür erfahren wir doch endlich, was so ein schwieriges wort wie *hūs* bedeutet, und zwar wird es uns in wechselnder ausdrucksweise immer wider verkündigt — ich ziehe s. 100 vor, wo es heißt: 'die urwurzel *u* bedeutet 'unten wasser', 'unten nass', während *h* ein plötzliches bemerkbarwerden, somit etwas sich erhebendes, relativ hohes bezeichnet. so ist *Haus* etwas 'hohes mit wasser unten', sei es dass dieses zum verteidigungszweck oder zu sonstigen gebrauchszwecken dient'. — neu ist diese 'wissenschaft' keineswegs, und 'aufsehen erregen', wie das begleitschreiben des verlegers meint, wird sie ganz und gar nicht: sie hat den vorzug, immer nur das geheimwissen des einzelnen zu bleiben, mag er nun Edmund von Hagen heißen, Guido von List oder FEBrandstätter. E. S.

Das alte deutsche handwerk. aus dem nachlass von MORIZ HEYNE herausgegeben von B. Crome. Strafsburg, Trübner, 1908. xiv u. 218 ss. 8°. 13 abb. im text. 6 m. — Der 4 bd. von Moriz Heynes Hausaltertümern sollte der entwicklung des deutschen gewerbes und des deutschen handels gewidmet sein. in dem nachlass des verstorbenen fand sich eine vollständige behandlung des altgermanischen handwerks, von der schilderung der gewerblichen entwicklung des mittelalters nur ein bruchstück vor. auf veranlassung des verlagsbuchhändlers Karl J. Trübner in Strafsburg hat BCrome das wertvolle manuscript veröffentlicht und bietet damit den lesern der 'Deutschen Hausaltertümer', sowie allen freunden des deutschen altertums eine willkommene gabe. die hauptzüge der entstehung und ausbildung unseres gewerbewesens treten uns in Heynes darstellung im wesentlichen so entgegen, wie wir sie aus den früheren schilderungen unserer geschichtsforscher und volkswirtschaftslehrer kennen. zahlreiche einzelheiten aber hat der vf. in eine ganz neue beleuchtung gerückt, so dass ihre bedeutung für das ganze mit überraschender deutlichkeit zu tage tritt, und der bisher mehr geahnte als aufgezeigte zusammenhang gewisser erscheinungen und einrichtungen mit einem male klar wird. hier wie anderwärts offenbart sich die erstaunliche fülle von einzelbeobachtungen und einzelforschungen, über die dieser meister den deutschen lexikographie verfügte, die einzigartige verbindung von sprach- und sachkenntnis, die ihn vor allen fachgenossen auszeichnete. die ergebnisse seiner eindringenden wortforschung setzen den vf. in den stand, alter, ursprung und entwicklungsgang der einzelnen handwerke festzustellen, die abzweigung von specialgewerben bei fortschreitender arbeitsteilung nachzuweisen und zu verfolgen. eine bis ins kleinste gehende vertrautheit mit der technik der verschiedenen gewerblichen hantierungen lässt den handwerkerssohn wert und bedeutung seiner quellen leicht erkennen und zu den beobachtungen und anschauungen, die sich dem eifrigen sammler, altertümler und museumsleiter ergeben haben, rasch und sicher in beziehung setzen. als glanzleistungen wissenschaftlicher einzelforschung nennen wir die scharfsinnige untersuchung über die tätigkeit des altgermanischen baumeisters (s. 3 ff), die ausführliche darstellung der entwicklung der töpferei (s. 37 ff) und der ansätze zu großbetrieben (s. 73 ff), namentlich der salzgewinnung (s. 84 ff). viele interessante einzelheiten enthält der abschnitt, der von den 'unehrlichen hantierungen' handelt (s. 101 ff.) hier findet man auch vieles was man in einem buche über das altdeutsche handwerk nicht sucht: so eine feinsinnige abhandlung über den landfremden spielmann und seinen einfluss auf die umgestaltung altdeutscher kunst- und dichtungsformen, eine treffliche charakteristik unserer altnationalen poesie, der musik- und vortragsweise unserer vorfahren, eine schilderung des ursprungs und der entwicklung

der verschiedenen musikinstrumente uam. der zusammenhang von handwerksfertigkeit und kunst, die steigerung des handwerks zum kunsthandwerk ist (s. 174 ff) mit besonderer vorliebe behandelt. der betreffende abschnitt gehört zu dem besten was über diesen gegenstand geschrieben ist. — es ist selbstverständlich, dass das vorliegende buch vielfach die ausführung dessen bietet, was in den 'Hausaltertümern' bisher nur angedeutet ist, sowie auch auf manches in diesem werke ausgeführte bezug nimmt. gleichwol gewährt es nicht nur den besitzern der 'Hausaltertümer', sondern jedem liebhaber des deutschen altertums reiche anregung und belehrung und erweckt in dem leser herzliches bedauern, dass Heyne das werk nicht hat vollenden sollen. was durfte man nicht alles von dem 5 bande erwarten, der eine darstellung der alddeutschen gesellschaft und ihrer sitte bringen sollte! — den verehrern Heynes wird auch der schöne nachruf willkommen sein, den Edward Schröder dem verewigten amts-genossen gewidmet hat, und der dem buche als einleitung beigegeben ist, ein achtungswertes zeugnis gerechter und kritischer würdigung.

Offenbach a. M.

EDUARD OTTO.

Runerne paa et nyfundet bryne fra Strøm paa Hitteren. af MAGNUS OLSEN. [Det kgl. norske videnskabers selskabs skrifter. 1908. nr 13.] Trondhjem 1909. 20 ss. 8^o und 1 tafel. — Ein bei Strøm auf der insel Hitteren gefundener kleiner schleifstein trägt zwei gröstenteils sehr deutliche reihen von älteren runen. die lesung und deutung, die Olsen unter starkem vorbehalt veröffentlicht, scheint mir für die zweite reihe der schwierigkeiten noch nicht herr zu werden, die erste dagegen ist wol richtig widergegeben als *wate hali hino horna*, 'es netze diesen stein das horn'. *hali*, d. i. *halli* wird gesichert durch die von Noreen II 303 angeführte runenschwed. schreibform *heli* für got. *hallu*, aisl. *hall* und durch aschw. *hæl* (= nschw. *häll*), pl. *-ir* neben aschw. *hal* (Noreen aao. 229 unten). diese formen zeigen, dass der wandel des got. u-stammes in den aisl. a-stamm sich über eine zwischenstufe mit i-flexion vollzogen hat, die natürlich vom n. pl. ausgegangen war. vielleicht ist aisl. *hellir* 'höhle' nichts als eine hypostase des alten n. pl. ('die fels'en' > 'das fels'entor') zum sg. **halliR*; bei letzterem wäre dann durch differenzierung der unumgelautete stamm und damit die a-flexion durchgeführt worden. bemerkenswert ist auch *hinō* = got. *hina*. die form beider inschriften hält O. für metrisch; jedesfalls aber ist die metrische absicht nur sehr unvollkommen verwürklicht. auf den inhalt scheint licht zu fallen durch die (in 'Maal og Minne' nachgetragene) notiz, dass in Schlesien die schnitter ihren wetzstein in einem ausgehöhlten oxsenhorn mit sich tragen. nach erkundigung und eigener anschauung kann ich diese angabe bestätigen. es wäre freilich zu wünschen, dass der brauch auch in Norwegen

sich nachweisen liefse. prof. Olsen würde aber gewis auch mitteilungen über sein vorkommen etwa in Norddeutschland willkommen heißen.

G. NECKEL.

Om sproget i de manske runeindskrifter. af MAGNUS OLSEN. [Christ. videnskabs-selskabs forhandling for 1909. nr 1.] Christiania 1909. 26 ss. 8^o. — Unter diesem sammelnamen vereinigt Olsen drei kleine artikel. der erste sucht das in einer inschrift von Man begegnende *Druian sunr Dufgals* (statt des normalen *Dufgals sunr*) dadurch als irische wortstellung zu erweisen, dass er für einige schwedische parallelen besondere erklärungen aufstellt. dieses verfahren kann nicht überzeugen. neben dem genannten typus steht ein anderer: *eptir Ástriði, konu sinni, dóttur Odds*, bei dem O. selbst die annahme fremden einflusses ablehnt. sollte wirklich im sprachgefühl eine so deutliche grenze zwischen den beiden typen bestanden haben, dass man den einen vom andern trennen dürfte? es scheint mir unbeweisbar, dass das sprachgefühl dessen der jene erste inschrift formulierte, durch gewöhnung an ir. syntax modifiziert gewesen sei. — gegen die in dem zweiten artikel vorgebrachte erklärungen des mannesnamens *Fairþur* aus ir. *fer* 'mann' + *þórr* ist einzuwenden, dass solche mischcomposita aus ir. und nord. sonst nicht nachgewiesen scheinen. war es ein Ire, der das seltsame gebilde schuf, so erwartet man **Fer Tomair*; den Nordleuten aber wird man eine so sprachwidrige zusammensetzung, wie dieses 'vir Herculis' wäre, bloß auf grund einiger zweifelhafter runen nicht zutrauen. — plausibler ist der vorschlag, die runen 'fur : salu : sina : sin : bruku' zu lesen als *fyr salu sina *syndbrökgu*. jedesfalls ist diese erklärungen den älteren von Bugge und Brate vorzuziehen. die, wie es scheint, gesicherte form *salu* 'animam' ist sprachgeschichtlich interessant, vgl. *strandu* in der strophe des Röksteins, das aus syntaktischem grunde für den acc. zu gelten hat.

Breslau.

G. NECKEL.

De aanspreekvormen in 't nederlandsch. I De middeleeuwen. proefschrift ter verkrijging van den graad van doctor in de nederl. letterkunde an de Rijks universiteit te Utrecht, door J. A. VOR DER HAKE. Utrecht, PdenBoer 1908. viii, 240 ss. 8^o. — das umfangreiche material über die anredeformen hat der vf. fleißig gesammelt und mit umsicht zu einer geschichte des duzens und ihrzens im mittelniederländischen verarbeitet. er ist nicht bei bloßer statistik stehn geblieben, sondern betrachtet diese verkehrsform auch in hinsicht auf ihre künstlerische bedeutung und benutzt sie zu einer charakterisierung der einzelnen autoren und ihrer zeit. ein rasch vorschreitendes überhandnehmen des höfischen *ghi* ist zu beobachten, so zwar dass um 1350 dieses unbedingt zur herrschaft über das *du* gelangt ist. wenn in der spielmannsdichtung ('Van den here Wisselau') noch der aus dem spätrömischen ceremoniell überkommene numeruswechsel erhalten

ist, so drängen dagegen die romane stark auf einheitliches *ghi*, doch besteht in den älteren immer noch so viel freiheit, dass durch geschickte anwendung des *du* oder des *ghi* eine gewisse dramatische wüirkung erzielt werden kann. aber um 1350 ist die französische mode des ihrzens überhaupt so allgemein geworden, dass selbst die geistlichen autoren für gewöhnlich auch Gott, Jesus und Maria ihrzen, wenn sie in ihren eigenen worten reden, während sie *du* meist nur gebrauchen, wenn sie sich an die Bibel anlehnen. Ruusbroec wechselt manchmal ganz rasch zwischen beiden (s. 111f). der hauptsächliche unterschied zwischen der niederländischen und der deutschen anredeweise besteht also darin, dass auch in diesem falle der französische einfluss dort viel stärker gewesen ist als hier.

Greifswald.

G. EHRSIMANN.

Deutscher Litteraturatlas von GUSTAV KÖNNECKE, mit einer einföhrung von Christian Muff. 826 abbildungen und 2 beilagen. 1 bis 20 tausend. Marburg, Elwert 1909. 6 m. — Verfasser und verleger des uns längst unentbehrlich gewordenen Könneckeschen bilderatlas hegen den begreiflichen wunsch, die gesammelten bilderschätze in billiger auswahl weiten kreisen zugänglich zu machen; namentlich auf die schule richtet sich ihr absehen. ich freue mich jeder gesunden verstärkung des anschauungsunterrichts und wünsche ihnen also guten erfolg. das sehr harmlose vorwort von Muff, das wol dem pädagogischen werbezwecke dienen soll, erstreckt seine etwas wahllose anerkennung leider auch auf den text, der gründlicher revision dringend bedarf: es tut doch web gleich auf der ersten seite die greulichen druckfehler *Piponjos* und *gaggand* erhalten zu sehen, auf der zweiten seite wider dem allzu bekannten *cuoniowidr* und dem schauerlichen *cuosles* des Hildebrandslieds zu begegnen, wozu einige neue setzerentgleisungen hinzugekommen sind. und so geht's weiter. ein für schulen bestimmtes buch darf sich solche lässigkeiten nicht gestatten.

Aber wenn ich von dieser alten schwäche absehe, verdient die kleine ausgabe doch wider manch rühmendes wort. an der auswahl will ich nicht mäkeln, so gern ich zb. den Vogelweidhof, dessen zusammenhang mit Walther ohne jede gewähr ist, so gern ich belanglose porträts wie Langbein, Ebert ua. für ein paar bilder mehr aus dem alten theaterwesen hingegeben hätte. die classiker sind, dem zwecke dieser auswahl entsprechend, stark bevorzugt, und Könneckes finderglück hat da wider manch hübsches neue beigesteuert: so einen sehr einleuchtenden schattenriss Klopstocks; für Lessing neben der ausdrucksvollen silhouette der Schubertschen sammlung eine interessante altersminiatur; ein jugendbildchen Schillers und das wüirksame Franksche relief von der Stuttgarter reise; allerliebste bilder des knaben Goethe, an denen seine freude haben wird, auch wer die authentie anzweifelt; vor allem das Sträblingsche bild von mutter und sohn,

auf dem freilich die mutter mehr überzeugt als der dr Wolf, auch sonst bringt der kleine atlas allerlei hübsches unbekanntes: mehrere schattenrisse von Bürger, Körner, ein miniaturporträt Schenckendorffs; sehr dankenswert ist, dass von Schleiermacher, Freiligrath, Kinkel, Hoffmann vFallerleben statt der früheren altersbilder jetzt jugendlichere porträts geboten werden, dass die photographie auch sonst mehrfach glücklichen gemälden oder zeichnungen hat weichen müssen. während der große atlas mit Hauptmann und Sudermann schloss, sind jetzt noch ein dutzend jüngererpoeten aufgenommen. aber wie durfte da nur Stephan George fehlen, den ebenso seine tief eigene bedeutung wie seine jüngerbildende kraft über alle die von K. gewählten hinaushebt?

Auch diese auswahl zeigt K. nach wie vor bei der erfolgreichen arbeit des sammelns und sichtens. möge er nur über dem kleinen atlas den großen nicht vergessen, den einmal in dritter vermehrter und verbesserter auflage begrüßen zu dürfen mich besonders freuen würde. R.

Die gedichte Walthers von der Vogelweide. siebente ausgabe von K. LACHMANN, besorgt von C. VON KRAUS. Berlin, GReimer 1907. xxiv u. 230 ss. 8 o. 4 m. — Ein buch das sich seit achtzig jahren in dauerndem gebrauch und unbestrittenem ansehen behauptet hat, bedarf keiner empfehlenden anzeige. aber dem jüngsten herausgeber gebührt dank und anerkennung für die hingebende sorgfalt, mit der er sich seiner arbeit unterzogen hat. Lachmanns ausgabe ist die einzige Waltherausgabe die den kritischen apparat bietet; ihr diesen vorzug zu sichern, hat Kraus sich die größte mühe gegeben. von den hss. AaBbCMt hat er die abdrucke nachverglichen, und in allen fällen wo sich eine verschiedenheit ergab, die hss. selbst durch hilfsbereite fachgenossen einsehen lassen. DEeFHINns hat er selbst nachverglichen, für iLxy ist er auf die drucke zurückgegangen, so dass nur k, das gerade von anderer seite entlehnt war, und k² ohne vergleichung geblieben sind. selbstverständlich wurden die seit der 5 ausgabe hinzugekommenen bruchstücke U — auch diese nach neuer vergleichung — und w in den apparat aufgenommen.

In der auswahl der lesarten hat Kraus an den wol erwogenen grundsätzen Lachmanns festgehalten, und uns über diese zugleich genauer unterrichtet (s. xviii f), als Lachmann selbst es getan hatte. abweichungen orthographischer und lautlicher art sind hiernach nur dann notiert, wenn sie nicht in dem system des betreffenden schreibers begründet sind. so wird *ich* st. *iu* zwar für C angemerkt, nicht aber für B, *hohe* u. dgl. st. *-iu* nicht für A etc. gewis sind auch die orthographischen gewohnheiten der schreiber der beachtung wert, und wir würden über die geschichte unserer schriftsprache viel besser unterrichtet sein, wenn die herausgeber mehr als üblich ist die orthographischen systeme, die sie in den von ihnen verglichenen hss. vorfanden, beobachtet

und dargestellt hätten, etwa wie Kraus es in seiner ausgabe des Trierer Silvester getan hat. auch andere interessante ergebnisse würden sich auf diesem wege gewinnen lassen, wie jüngst gerade an unsern liederhandschriften Vogt gezeigt hat (PB.Beitr. 33, 378f). aber einen kritischen apparat mit einzelnen angaben der art zu belasten ist töricht. Kraus hat daher nach dieser richtung das lesartenverzeichnis Lachmanns nicht vermehrt, sondern es nur, wo es fehlerhaft war, berichtigt. besonders hervorgehoben werden mag, dass Pfeiffers abdrücke von A und B sich ihm als sehr getreu erwiesen haben, weniger Pfaffs abdruck von C.

Eine sehr dankenswerte neuerung ist, dass der herausgeber die anmerkungen Lachmanns geteilt und die lesarten unter den text gesetzt hat; nur hätte er m. e. die besserungsvorschläge Lachmanns, statt sie zu den erklärenden anmerkungen in den anhang zu verweisen, mit den lesarten verbinden sollen, zb. die anmerkungen zu 71, 13. 14; 72,6; 74,5 etc.; ebenso die bemerkung über die aufzeichnung des liedes 94, 11, kurz alles, was die textkritik betrifft. stärkere bedenken hab ich gegen einen teil der änderungen, die er in dem texte vorgenommen hat. zweifellos würde Lachmann, wenn er U gekannt hätte, manche stelle anders beurteilt haben, ob aber überall gerade so wie Kraus, ist doch nicht so sicher. ich würde es also lieber bei Lachmanns text haben bewenden lassen und das eigene urteil und seine begründung in die anmerkungen unter den text verwiesen haben. freilich hat Kraus durch die angaben in der einleitung s. xix und durch die zusätze im anhang dafür gesorgt, dass über seine änderungen kein zweifel bleibt, aber leichter würde man das verhältnis übersehen, wenn er in der angegebenen weise verfahren wäre. an einer stelle lässt die berichtigung der lesarten Lachmanns text sinnlos erscheinen. zu 73,31 *hiure müezens beide 'esel' und 'der gouch' gehæren* führt Kraus als lesart von AC *und den gouch* an; Lachmanns text aber beruht auf der annahme, dass in C *und der gouch* überliefert sei (so Bodmer). das hätte nicht verschwiegen werden dürfen. ein anderes sinnstörendes versehen ist, dass v. 75,1 eingerückt ist. Lachmann nahm, wie seine anmerkung zu der ersten strophe des tones zeigt, an, dass mit der dritten ein neues lied beginne. verdrießlicher ist, dass s. 64, 32 *wâr* st. *war* gedruckt ist. *wâr* wird Walther in der tat wol gemeint haben, aber Lachmann verlangte, wie seine nun unverständliche anmerkung zeigt, *war*, weil er hier ebenso wie 124, 22 den reim *-ar* : *-âr* nicht anerkennen wollte. sonst hab ich nur zwei unerhebliche druckfehler bemerkt. auf s. xx der einleitung ist neben 'unechte lieder' die seitenzahl xv ausgefallen; auf s. 12 muss es in der letzten zeile *wunderbar, und s. 9 heissen st. wunderbars., und 9.*

Bonn, den 30. 12. 08.

W. WILMANS.

Heinrich Seuse, Deutsche schriften, im auftrag der Württembergischen commission für landesgeschichte hrsg. von dr KARL BIHLMAYER. Stuttgart, Kohlhammer 1907. xvi, 163*, 628 ss. 8°. 15 m. — Das vorliegende werk verdient nicht nur rückhaltlose anerkennung, sondern darf in mehr als einer hinsicht als eine auf dem gebiete der Seuseforschung abschließende leistung bezeichnet werden. zum ersten male wird uns hier eine vollständige, philologischen ansprüchen genügende kritische edition der deutschen schriften Seuses geboten, neben der freilich Denifles ausgabe mit ihrem vortrefflichen commentar auch in zukunft einen selbständigen wert behalten wird. der vf. hat auf widerholten studienreisen die bibliotheken namentlich Deutschlands und der Schweiz mit glücklichem erfolg nach Seusehss. durchsucht, so dass uns nunmehr für Seuse das hsl. material nahezu vollständig vorliegt. besonders hervorgehoben zu werden verdient, dass B. die für die Seuseforschung äußerst wichtige alte Strafsburger hs. B 139, die seit dem brande der Strafsburger stadtbibliothek im jahre 1870 als verloren galt, auf der Kgl. bibliothek zu Berlin (Berliner signatur: Ms. germ. qu. 840) wider aufgefunden hat. die hs. ist neuerdings nach Strafsburg zurückgegeben worden, vgl. Centralblatt f. bibliothekswesen 24, 129.

Der erste teil der umfangreichen einleitung befasst sich mit der hsl. überlieferung. zuerst werden die einzelnen hss. besprochen. auf die beschreibung, die bei der reichfließenden überlieferung so knapp als möglich gehalten werden musste, folgt die darlegung des verhältnisses der hss. zu einander. das 'exemplar' hat eine verhältnismäßig einheitliche überlieferung, das gilt vor allem vom Büchlein der ewigen Weisheit, vom Büchlein der Wahrheit und vom Kleinen Briefbuch. beim Leben Seuses ist das hss.-verhältnis erheblich complicierter. hier erwachsen der forschung besonders durch die verschiedenheit von M (Cgm. 362) gegenüber der A-gruppe probleme, die bekanntlich schon vor 30 jahren den anlass zu einer heftigen controverse zwischen Denifle und Preger gegeben haben. B. kommt bei seiner untersuchung zu dem resultat, eine doppelte redaction des Vitatextes habe abgesehen von cap. 51 in größerem umfange schwerlich stattgefunden, denn auch M müsse von anfang an für das exemplar bestimmt gewesen sein. was ferner das Grofse Briefbuch betrifft, das hier zum ersten mal in seiner ursprünglichen form bekannt gemacht wird, so ergibt sich auf grund des neuen materials das B. in vorliegender ausgabe beibringt, mit sicherheit, dass bereits Denifle in allen wesentlichen puncten das richtige gesehen hat, Preger hingegen wie in bezug auf die Vita so auch hier sich auf falscher fährte befand. lehrreiche ausführungen über Seuses verhältnis zur kunst beschließen den ersten teil der einleitung.

Der zweite teil bietet eine vortreffliche, die forschung in manchen puncten berichtigende orientierung über Seuses leben

und werke. der vf. kann sich hier zum teil auf frühere untersuchungen stützen, die er in den Hist.-polit. blättern 130 (1902), 46ff. 106ff und im Hist. jahrbuch 25 (1904), 176ff veröffentlicht hatte. folgendes möge hier hervorgehoben werden. was zunächst das geburtsjahr Seuses angeht, so entscheidet sich B. für ca. 1295, ein ansatz, der, wie sich aus rückschlüssen aus anderen datierbaren ereignissen in Seuses leben ergibt, mehr wahrscheinlichkeit für sich hat als das jahr 1300. als geburtsort können nur Konstanz und Überlingen ernstlich in frage kommen, B. gibt wol mit recht der ersteren stadt den vorzug.

Zu den wichtigsten aufgaben der Seuseforschung gehört unzweifelhaft die ermittlung der chronologie von Seuses schriften. gerade in diesem puncte hat B. durch seine studien die forschung entschieden gefördert. die abfassung des Büchleins der Wahrheit, der ersten schrift Seuses, fällt, wie B. überzeugend nachweist, nicht erst in die dreissiger jahre des 14 jh.s, sondern schon in die zeit von 1326/27, und zwar sind die ersten fünf capitel wahrscheinlich während Eckharts process niedergeschrieben, während der schluss wol erst nach dem tode des meisters verfasst worden ist. die abfassung des Büchleins der ewigen Weisheit und des Horologium Sapientiae fällt in die zeit zwischen 1327 und 1334, und zwar ist das erstere 1327 begonnen und im darauffolgenden jahre zu ende geführt worden, die vollendung des letzteren muss dagegen auf die erste hälfte oder mitte 1334 angesetzt werden.

In inniger beziehung zu den beiden letztgenannten schriften steht das nur in einer hs. auf uns gekommene, zeitlich nicht genau fixierbare Minnebüchlein. methodischer wär es gewesen, wenn B. seine textverbesserungen nicht auf grund des Pregerischen abdrucks vorgenommen hätte, sondern bei der textherstellung auf die hs. selbst zurückgegangen wäre. auf die frage, ob das Minnebüchlein Seuse wirklich zum verfasser hat, wird man vorläufig keine klare antwort geben können. auf jeden fall aber wird man mit B. die in der hs. unmittelbar darauffolgenden gebete Seuse absprechen müssen; sie weichen stilistisch von Seuses gesamten schriften allzu stark ab. das gleiche gilt nach meinem dafürhalten auch von dem Testament der Minne oder Minneregel, der letzten nummer des Großen Briefbuchs. dies stück kann, wie Strauch DLZ. 1907, 2079 mit recht schon hervorgehoben hat, nur das werk eines nicht ungeschickten nachahmers sein.

Besonders hingewiesen sei noch auf das ausführliche glossar das B. seiner ausgabe beigegeben hat, es ist das erste das wir von einem der hauptvertreter der deutschen mystik besitzen.

Göttingen.

OTTO SIMON.

Wort- und versaccent bei Martin Opitz von dr HUGO BERAN. s.-a. aus dem 32 jahresberichte der staatsrealschule im xv bezirk von Wien. 1906. 14 ss. 4^o. — B. stellt die fälle zusammen, in denen Opitz

in der ausgabe B (1625) gegen A (1624) ändert. geändert ist: I wenn in einem einfachen worte der wortaccent verlegt, II wenn in einer zusammenrückung der zweite bestandteil betont war, III wenn in einem zusammengesetzten nomen oder in einem mit trennbarer partikel zusammengesetzten verbum der versaccent auf das grundwort fiel, IV wenn eine ableitungssilbe den accent trug und die stammsilbe in senkung stand.

Wo neben metrischen noch andere gründe für eine änderung in betracht kommen (apokope, synkope, fremdwort oder fremde endung, fehlen des hilfsverbiums, umschreibung mit *tun*, wiederholung desselben wortes, fehlen des *so* an der spitze des hauptsatzes bei voranstellen des nebensatzes), wird in den anmerkungen darauf aufmerksam gemacht. das material ist jedesmal in drei gruppen zerlegt, je nachdem B bessert oder nicht bessert oder die stelle von A überhaupt nicht aufnimmt. dann ergibt sich einiges für Opitzens wortbetonung. es zeigt sich zb., dass er *glücklich* noch nach alter, *vollkommen*, *Unsterblichkeit* (*vornehmlich*) schon nach neuer weise accentuiert wissen will; dass er von den formen *jetzund* und *jetzund* nach 1620 nur noch die erste gelten lässt, dass aber, besonders beim verb, $\acute{x}\grave{x}$ noch oft zu $x\acute{x}$ verzerrt bleibt.

Irreführend ist, dass die aufgezählten worte nicht nach ihren natürlichen betonungstypen $\acute{x}\grave{x}$ und $\acute{x}\grave{x}$ getrennt sind (andere kommen in B für accentverschiebung nicht mehr in frage): das musste grade das oberste einteilungsprincip geben, denn $\acute{x}\grave{x}$ lässt sich im iambus unterbringen, $\acute{x}\grave{x}$ nicht, und die beiden gruppen von änderungen bedeuten also ganz verschiedene stufen auf der leiter metrischer vervollkommnung. so aber, bei der anordnung nach grammatischen wortclassen und darin worten, müssen sich die resultate durchkreuzen. zb. betont A 13 mal *Jungfräu*, B niemals, wol aber hat B in allen fällen flectiertes *Jungfräuen* beibehalten. da folgern wir doch nicht, dass Opitz um 1625 *Jungfräu*, aber *Jungfräuen* für richtig hielt, sondern dass er *Jungfräu*, *Jungfräuen* sprach, und nur *Jungfräuen* nicht in den iambus zu passen wuste.

Charlottenburg, 10 januar 1908.

GEORG BAESECKE.

Zur sprache Wielands. sprachliche untersuchungen im anschluss an Wielands übersetzung der briefe Ciceros. von oberlehrer RUDOLF IDELER. Berlin, Mayer & Müller 1908. 121 ss. 8°. 2,40 m. — Der vf. will zeigen, 'inwieweit die sprache Wielands in seiner Ciceroubersetzung von der heutigen schriftsprache abweicht, welche wandlungen der sprachgebrauch innerhalb von hundert jahren durchgemacht hat.' die letztere hälfte dieser formulierung des zweckes den die arbeit verfolgt ist jedoch irreführend; denn einer anderen stelle der vorrede zufolge kommen die zeitgenossen W.s nur insoweit zur geltung, als sich ihre sprache mit der seinigen deckt (allerdings ohne dass in der

materialsammlung das eigentum des dichters von dem gemeingut zu unterscheiden wäre). da W. nun keineswegs als typus aufgefasst ist, so gibt I.s untersuchung eben nur die abweichungen der W.schen ausdrucksweise von der heutigen schriftsprache. wol verlohnt es sich, einen autor der gesamtheit seiner zeitgenossen gegenüberzustellen, oder aber die schriftsprache vor und nach einer längeren periode zu vergleichen, aber eine zusammenstellung wie die vorliegende erscheint mir unlogisch. dazu kommt die beschränkung auf ein einziges werk und noch dazu auf eine übersetzung, deren wertung als 'sprachlich vielleicht reifstes werk W.s' entschieden anfechtbar ist. selbst von dieser übersetzung sind nur die beiden ersten bände verarbeitet. die folge ist ein erheblicher mangel an beispielen bei vielen sprachlichen erscheinungen. eine wortform oder redewendung die nur durch eine oder zwei stellen belegt ist, lässt sich unmöglich als 'sprachgebrauch' W.s bezeichnen. der vf. erklärt, in seine beispielesammlung auch ausdrücke aufgenommen zu haben, die heute nicht allgemein ungebräuchlich, sondern nur zum teil (d. h. in manchen gebieten, aber wolgemerkt immer in der schriftsprache!) aufser gebrauch gekommen seien. er bringt jedoch auch eine ganze reihe solcher, die noch allgemein üblich sind, wie: *bälder, verständen, Thierhatzen, Stachelreden, Geschwindschreiber, Beweggründe, mit Tode abgehen, sich nicht entbrechen können, ersinnlich, hinlänglich, ganz neuerlich* u. a. die s. 32 aufgezählten geschlechtsänderungen könnten wol vermehrt werden. auch der abschnitt 'casuslehre' ist sehr zu kurz gekommen. warum der vf., um eine wortform zu belegen, die stellen in extenso wiedergibt, ist nicht ersichtlich. man könnte den umfang des buches durch kürzung der citate auf die hälfte reducieren. der eigentlichen untersuchung geht eine betrachtung der übersetzungsmethode W.s voraus. hier wäre entschieden verdienstliche arbeit zu leisten, wie überhaupt die grundsätze großer übersetzer einmal vergleichend und zusammenfassend behandelt werden müssten. I. lag es, wie er selbst sagt, fern, mehr zu geben als einige grundzüge und ausgewählte beispiele, aber der enge leserkreis für den ein solches buch bestimmt ist, macht m. e. vollständigkeit zu einer *conditio sine qua non*.

Göttingen.

JULIUS STEINBERGER.

Bettina von Arnim, Goethes briefwechsel mit einem kinde; herausgegeben von JONAS FRÄNKEL. Jena, Diederichs, 1906. 3 bände: xxx u. 264 ss.; 234 ss.; 228 ss. 8°. 10 m. — Die längst erwartete commentierte ausgabe von Bettinas Goethe-apotheose, bestimmt für ein weiteres publicum, ligt nun endlich vor. der sonst einwandfreien einföhrung und den anmerkungen, die kaum etwas neues bringen, sieht man es ein wenig an, dass sie aus der schonenden, bettinafreundlichen feder des herausgebers stammen. für wissenschaftliche zwecke ist daher der commentar, der

nur das positive für die erklärung berücksichtigt und auf ob-jective kritik verzichtet, nicht ungefährlich. einem gröfseren leserkreis wird er die übersichtliche lecture sehr erleichtern und in der tat 'aufschluss bringen' und 'klarheit schaffen' (s. xxiv), und dieses umsomehr, als der anhang die originalcorrespondenz ent-hält. einige bisher völlig unbekannte briefe B.s — ich zählte drei: nr 12, 29 und 30 — werden neu mitgeteilt. die frag-mente von nr 12, die im roman an drei stellen versprengt sind (ausgabe v. 1890 s. 228, z. 1—4. 22 f.; s. 236, z. 14 ff), schliesen mit einem satze, den bei der redaction von 1835 der gedanke an Christiane umgebogen haben dürfte. brief (frühjahr 1809): *'ich kann nicht wollen, dafs du mich am meisten lieb hast, aber es soll sich niemand unterstehen, dich so lieb zu haben als ich'*. roman: *'... unterstehen, seine Rechte mit mir zu messen in der Liebe zu dir'*. die beiden andern briefe sind typisch für B.s mühsame entsagung (1826) und für ihren altersstil: *'ich sündige dafs ich dich umtanze wie eine Mücke das Licht'*.

Nicht eingehn will ich auf einzelne stellen des textes, bei denen ich von der auffassung des herausgebers abweiche. ein wort nur zu I 104, z. 3 ff (ausg. v. 1890 s. 86, abs. 4). die betreffende anmerkung erklärt das unfreundliche urteil der frau rat über Gerning dadurch recht wenig, dass sie ihn ihren 'treuen hausfreund' nennt. wie B. zu Gerning stand, hab ich 1905 nur angedeutet; hier eine wörtliche notiz aus Varnhagens nach-lass, die ich damals zurückhielt. Franz, B.s bruder, bringt ihr die nachricht, Gerning habe um sie angehalten. B.: *'er hat die Frechheit, an mich zu denken, ich schimpfte wie ein Rohrspaz... mir so einen Esel als Mann anzutragen'*. — bisweilen hat F.s vergleichung des textes mit B.s eigener übertragung ins englische gefördert, so in der anmerkung zu I 119 (vgl. alte ausgabe s. 100). der *'kleine Christgott'* nämlich, der zu dem septemberdatum nicht passt, wird übersetzt durch *'truly a little divinity'*. auch einige daten die nur druckfehler waren werden von hier aus corrigiert, ohne dass indessen von der geringfügigen ver-schiebung irgend etwas berührt würde. — über die zuverlässig-keit des textes ist nur lobendes zu sagen; die ausgabe ist hand-lich, ihre ausstattung vornehm. ein sonst nicht verbreitetes jugendbildnis B.s ist im II bande gut reproducirt worden, von den übrigen beilagen interessieren mehr als die allgemein be-kannten porträts die handschriftlichen copieen zweier briefe.

WALDEMAR OEHLKE.

Heinrich Heine. gesammelte aufsätze von HERMANN HÜFFER. heraus-gegeben von Ernst Elster. Berlin, Georg Bondi 1906, x u. 301 ss. 4 m. — den wert der sammlung von Hüffers aufätzen über Heine haben einsichtige besprechungen längst in der persönlichkeit des verfassers festgestellt. besonders feinfühlig und verständnisvoll zeigte Jonas Fränkel (DLZ 1908, sp. 1120 ff), welche 'sympa-

thische und ganze persönlichkei' aus den blättern die EElster zusammenstellt uns entgegenblickt. nur leise melden sich in den recensionen gewisse bedenken gegen das unternehmen, bedenken denen auch der herausgeber sich nicht verschlossen hat. Hüffers aufsätze über Heine legten ihrer zeit ein reiches ungedrucktes material, besonders unbekannte briefe Heines vor; in ihrer veröffentlichung und in ihrer kundigen und verständnisvollen deutung fand H. volle befriedigung, ohne über die grenzen des erläuterens häufig hinauszugehn. diese papiere sind seitdem zum grösten teil in die sammlungen von Heines briefen übergegangen. und zwar konnte Karpeles in den 8 und 9 band der Groteschen ausgabe von 1887 aufnehmen, was in der ersten hälfte von Elsters veröffentlichung sich findet; denn diese erste hälfte deckt sich mit H.s eigener buchpublication 'Aus dem leben Heinrich Heines' (1878). die briefe an Detmold, die Hüffer 1885 bekannt machte und die den zweiten teil des bandes eröffnen, kamen dann in der 2 auflage der Groteschen ausgabe zur geltung; seltsamerweise fiel da allerdings der brief vom 23 januar 1845 aus. nur Heines schreiben an Ernst Christian August Keller, die H. 1896 abdruckte, konnten von Karpeles noch nicht benutzt werden. Hans Daffis auswahl von Heines briefen brachte teile aller dieser correspondenzen. unter diesen umständen gewinnt der wissenschaftliche leser, aber auch jeder gute kenner der Heinelitteratur den eindruck, dass er in H.s buch manches in kauf nehmen muss, was ihm an anderer stelle leichter zugänglich ist. und mit bedauern fühlt man sich durch längstbekanntes auf dem wege zu dem wirklich bedeutungsvollen aufgehalten, das H. zu sagen hatte. angenommen darf wol werden, dass H., wenn von ihm selbst noch die sammlung dieser aufsätze hätte besorgt werden können, solchen schwierigkeiten eine glücklichere lösung hätte angedeihen lassen. Elster wagte, pietätvoll und lediglich bestrebt, H.s wunsch nach einer gesamtveröffentlichung der Heinestudien zu erfüllen, nicht energisch einzugreifen. sein vorwort spricht sich über diese dinge aus. der offenerherzige kritiker indes kann nur sagen, dass auch in diesem falle weniger mehr gewesen wäre, und dass dem hochverehrten verfasser ebenso wie dem dichter und menschen Heine eine energische epitomierung nur gedient hätte. dann wäre Elster auch nicht genötigt gewesen besonders (s. ix und 188 anm.) zu betonen, dass einzelne studien wie die über Heines gedichte und über das älteste manuscript der 'Romantischen Schule' (s. 80 ff 180 ff) durch seine eigene ausgabe von Heines werken nicht nur überflüssig gemacht, sondern überholt worden seien. die briefe ferner, die H. als erster herausgegeben hat, zeigen Heine nicht immer von erfreulicher seite. H.s sonniges auge scheint die schatten nicht gesehen zu haben, die oft allzureichlich sich einstellen, besonders in den briefen an Detmold. auch Elster hätte gewünscht, dass

H. da 'einmal mit kräftiger faust dazwischenschläge' (s. ix). Heine kommt in seinem hass gegen die Hamburger verwanten dem revolverjournalismus gelegentlich mehr als nahe (s. 166). abermals möchte man wünschen, dass diese schreiben nicht in ein endgiltiges Heinewerk Hüffers aufnahme gefunden hätten. sie sind heute an anderer stelle erreichbar, und das gesamtbild von H.s verhältnis zu Heine vertiefen sie nicht. der zweck des ganzen buches kann ja nur sein, das starke interesse darzutun, das ein feiner und strenger deutscher gelehrter trotz allem inneren gegensatz für den dichter, den schriftsteller und den menschen Heine gehabt hat.

Der abdruck ist von Elster selbstverständlich mit großer sorgfalt besorgt worden. hier und da nur drängt sich die frage auf, ob nicht auch druckfehler übernommen worden sind. s. 210 muss es doch wol heißen, dass das buch Maximilian Heines meist 'überschätzt' (und nicht 'unterschätzt') werde; im ersten druck, in der Deutschen Rundschau, stand seinerzeit allerdings auch 'unterschätzt'. s. 200 heißt Heines mutter Betty vGeldern, während sie doch van Geldern hieß. zu s. 281 zeile 4 von unten bemerk ich, dass der seinerzeit von Hüffer mir übersante separatabdruck die zahl '1796' ersetzt durch: 'am 29 märz 1795'. nicht ganz verständlich ist mir in einem schreiben Max von Heines die stelle (s. 220): '*Der Onkel . . . zürnend durch [über] den finanziellen Alp[druck]*'. wozu dienen die eingeklammerten zusätze, die natürlich von H. herrühren? als commentar erschienen sie mindestens besser unter dem texte. noch dunkler bleibt mir eine andere stelle (s. 5); es handelt sich um Heines 'schlechte eigenheiten': 'niemand, auf den es ankommt, hat sie nachgeahmt; Heine ist der einzige deutsche dichter geblieben, der es versucht hat, in die lyrische poesie französische vorbilder einzuführen, die, Gott sei dank, auch auf dem theater nur in übersetzungen erscheinen dürfen'. sollte hier nicht ein druckversehen sich in den text des büchleins: 'Aus dem leben Heinrich Heines' eingeschlichen haben? vielleicht ist vor dem worte 'übersetzungen' ein attribut wie 'mildernden' oder 'abschwächenden' im ersten druck ausgefallen.

Dresden, 23 mai 1909.

OSKAR WALZEL.

DIE ÄLTEREN BEZIEHUNGEN DER SLAWEN ZU TURKOTATAREN
UND GERMANEN.

(gegen J. Jaoko, Anzeiger xxxiii 14 ff)

Seit märz 1908 hat sich die streitfrage zwischen mir und meinen gegnern verschoben¹, durchaus zu gunsten meiner auffassung. Rostafin'skis baumnomenclatur — seine tiernomen-

¹ Rostafin'ski, O pierwotnych siedzibach i gospodarstwie Slowian . . . in: Sprawozdania der Krakauer akademie 1908, märzheft. mit 1 karte. französisch, erweitert, im Bulletin derselben akademie, juni-juli 1908.

catur ist abzulehnen — führt nämlich zur genauesten ermittlung der Slawenwiege: aufserhalb der buchengrenze (linie Königsberg-Odessa) und innerhalb der hornbaumgrenze, welche den riesensumpf Polesie in weitem bogen umspannt. diese so unwohliche wiege erklärt das ganze dasein und den ganzen charakter des Slawentums¹. unter anderem ist hier kein weideland, noch heute die viehzucht armselig, und zu zeiten des Konstantin Porphyrogennetos (de admin. imp. 2) gab es überhaupt keine; also war gemolkene milch als volksnahrung den alten Slawen unbekannt, und wenn sprachforscher darüber streiten wollten, ob *mlěko*, milch, und *tvarog*, topfen, lehnwörter seien oder nicht, so muss sich der historiker für das erstere entscheiden. ob *mlěko* überhaupt aus dem slawischen erklärbar sei, das möge Janko mit seinen fachgenossen auskämpfen.

In Polesie und selbst auch noch später in der erweiterten heimat gegen die Weichsel und den Don zu, waren die Slawen seit undenklichen zeiten vom norden und westen durch germanische see- und landvölker, und vom süden und osten durch reiternomaden gänzlich eingekreist, gegenstand gräulicher menschenjagden, welche der arabische geograph (mitte des 9 jh.s, bei Ibn Rusta und Gardīzī) so ergreifend schildet. vor den skandinavischen Wikingern, welche man bis ins 6 jh. verfolgen kann², wurden die Slawen von den Herulern und Goten, zuvor von den Bastarnen bedrängt, und so tief in die vergangenheit unsere quellen reichen, war die pontische steppe mit ausnahme der gotischherulischen episode stets in reiternomadischen händen. nach den Kimmeriern werden hier die Skythen genannt, welche Hippokrates, der scharfsinnigste naturforscher des altertums, als echte Mongolen aus autopsyie schildert. diese durch nichts, am wenigsten durch die iranische sprache der Skythen erschütterbare tatsache deckt sich mit der rein mongolischen lebensweise. ein blofser mongolischer einschlag, wie ihn jüngst Eduard Meyer annimmt (Gesch. d. altertums² i 2 [1909] § 568), genügt zur aufklärung dieses widerspruchs nicht, dagegen kennt man viele entnationalisierte nomadenvölker; die nachkommen der wanderhirtlichen Rumänen allein gehören heute sieben nationen an! übrigens wird meine theorie durch die Skythenfrage nicht berührt, denn die Skythen knechteten nicht als Arier oder Mongolen, sondern als reiternomaden, uzw. gerade so wie die übrigen, unstreitig altaischen horden.

Man beliebt alle diese nomadenhorden, welche Europa heimgesucht haben, mit dem zerfall ihrer grofsreiche einfach mitverschwinden zu lassen, fälschlich, wie die zustände Osteuropas im 9 jh. beweisen: nach dem erwähnten arabischen geographen waren die grofsfürsten der Slawen (Marquart 468) und nach

¹ Peisker, Neue grundlagen d. slawischen altertumskunde, Stuttgart 1910.

² Marquart, Osteurop. u. ostasiat. streifzüge. Leipzig 1903 s. 353 ff.

Wulfstan die preussischen kleinkönige mitsamt gefolge stutenmelker, tranken kumys, waren also reiternomadischer, altaischer abkunft, und der ganze landstrich von den Karpathen bis zur Weichselmündung stand unter altaischer herrschaft. damals war jedoch das awarische grofsreich bereits zerstört, dagegen das magyarische reich in Ungarn noch nicht aufgerichtet, und das genügt zum beweis, dass die Awaren stellenweise ihr grofsreich überlebt haben, in einzelnen kleinstaatn sitzen geblieben sind, dort weiter herrschten und sich schliesslich entnationalisierten, wie ihre kampfgenossen, die Bulgaren, in Mösien.

Bei den Sorben in Meissen und Thüringen und den Slowenen in Untersteiermark finden wir zahlreiche *župane* als privilegierten stand, die Serbokroaten hatten nach Konstantin Porph. blofs *župane* als ihre einzigen obrigkeiten, und nach den ausgrabungen von Aboba¹ erscheint *župan* als einer von den altaio-bulgarischen würdentiteln. das wort ist also nicht, wie auch ich nach Brugmann angenommen habe, slawisch, sondern awaro-bulgarisch (Brückner, *Przegląd Historyczny* iv [1907] s. 273. — IF. 23, 217), nach anderen (Niederle, *Slovanské Starožitnosti* II [1906] s. 165 ff) aus dem dakischen in Ungarn von den Awaren entlehnt. ein anderer [awaro] bulgarischer würdentitel ist *κοπανός*², worauf das tschechisch-polnische *pan* — aus **gъpanъ*, **gpan*, *hpán* — zurückgehn dürfte. (Materialy 190, 198; Peisker Beziehungen 102 [288]f).

Nach 562 wurde Altgermanien von der Regnitz bis Holstein und später der süden von der mittleren Donau bis zur Adria von den Awaren durch massenmord und völkerverscheuchung entvölkert und sodann mit Slawen neu besiedelt, nicht völkerweise, sondern mit völkerspittern, wie sie sie gerade in ihrem ersten reiche, in Westrussland, einfiengen und vor sich hintrieben. daher finden wir dieselben namen von Slawenvölkern in den von einander entferntesten ländern. was dagegen einige slawisten einwenden (die angeblich ununterbrochene kette der slawischen dialekte und sprachen), kann diese tatsache nicht umstürzen, sondern zwingt zu einer andern erklärungs dieser angeblichen kette.

Die Awaren fanden keine reinen Slawen mehr vor, sondern teils im germanischen, teils in einem andern altaischen joche, und verpflanzten diese herren mit. Bei den Sorben in Meissen und Thüringen (Orlagau) finden wir nämlich die awarischen *župane* als ersten und die normännischen *viěazi*, *withasii* (Wikinger) erst als zweiten stand vor, und auch bei den Westserben und

¹ Materialy dlja bolgarskich drevnostej, 10 bd der Izvēstija des russ. Archäolog. Instituts in Konstantinopel. Sofija 1905, s. 190. 198.

² zur genauen fixierung altaischer laute war das griechische und lateinische alphabet viel zu arm; daher die vielen schwankungen in der schreibweise; *γαγάνος* neben *gaganus* und *cacanus*; *ταρχανός* neben *ταρханός*; *ζουπανός* neben *jopan*; *ζουρογού* neben *jugurrus*.

Kroaten bestanden rittermäßige *vitezi*, ein weiterer beweis, dass die Sorben und Serben völkisch zusammengehören.

Vom awarischen zupanenoche befreiten sich einige Slawenvölker, darunter die Poradničane (Para[dan]tani, Redanzslawen) in Oberfranken unter Samo um das jahr 603 (nicht 623!), die Lemusi in Nordböhmen und die westlichen Slowenen in Kärnten, und errichteten bauernstaaten, wie die fürsteneinsetzungsrituale in Böhmen und Kärnten lehren.

Als hauptanspruch gegen eine anhaltende altaische knechtschaft der Slawen gilt, dass kein Altaierreich lange genug gedauert habe, um die von mir geschilderten zustände bei den Slawen hervorzurufen. allein, eben der oftmalige wechsel der knechtschaft hinderte. hauptsächlich hatten es die reiternomaden auf viehraub (*baranta*) abgesehen, so dass die unterworfenen völker keine viehzucht treiben konnten: die Tadschiken Ostturkestans sind bis heute vegetarier, und schon Ephoros kennt im 4 jh. vor Chr. vegetarische völker in Skythien. dasselbe berichtet Konstantin Porph. (10 jh.) von den russischen Slawen und vor ihm Pseudo-Caesarius (4—6 jh. n. Chr.) von den Donauslawen unter der herrschaft der galaktophagen Physoniter (Peisker, Beziehungen 125 [311]). Janko stellt aber mit Niederle die sache auf den kopf, indem er, die bekannte stilistische unregelmäßigkeit mit *οἱ μὲν—οἱ δὲ* (Kühner, Griech. grammatik, 3 aufl. II bd 2 abt. s. 264 anm. 1) nicht beachtend, die galaktophagie auf die Slawen und den vegetarismus auf die Physoniter bezieht.

Graz im august 1909.

J. PEISKER.

ENTGEGNUNG AUF VORSTEHENDE REPLIK.

Durch die güte der redaction ist es mir möglich, auf J. Peiskers ausführungen augenblicklich zu reagieren. wie jeder kenner der streitfrage auf den ersten blick sieht, hat sich an den tatsächlichen voraussetzungen meines streng philologisch-linguistischen standpunctes gar nichts geändert. ich hatte bestritten, dass man auf grund der von Peisker vorgebrachten etymologieen, selbst wenn sie durch entfernte historisch-sociologische analogieen und durch willkürliche stelleninterpretation gestützt werden, etwas sicheres oder auch nur wahrscheinliches über eine (turkotatarische und westgermanische) abwechselnde doppelknechtschaft der Slawen in der zeit, dh. in der zeit vor und spätestens knapp um Christi geburt, erschließen könnte. an diesem resultat meiner mehrfach dargelegten gegenargumente und an diesen gegengründen selbst hat P. nicht zu rütteln vermocht, ja sich auch darum nicht einmal ernstlich bemüht. ich hönnte somit meine antwort auf diese einfache erklärung

beschränken, will aber im interesse der sache, um misverständnisse zu verhüten, noch folgendes im anschluss an P.s gedankengang aphoristisch hinzufügen.

Weder die mir wol bekannten grundzüge der schrift Rostafinski (vgl. meine besprechung im *Národopisný věstník československý*, april 1908, wo ich mir eine eingehende sprachvergleichende kritik des vorerst versprochenen, mit allem apparat auszustattenden werkes vorbehalte), noch die heuer in den *Zapiski der kais. russischen geographischen gesellschaft (ethnogr. abt.)* bd 34 veröffentlichten etymologischen vorschläge F. E. Korš's involvieren einen umschwung der streitfrage zugunsten P.s; denn so sehr ich kenntnisse und scharfsinn beider forscher, des botanikers wie des sprachgelehrten, schätze, es sind doch nur versuche, der wahrheit näher zu kommen, bausteine verschiedenen wertes, aber keine verlässlichen grundpfeiler, gar bei Korš (vgl. meine zu gewärtigende anzeige in derselben obigen zs.) — bei Rostafinski übrigens ohne die unbedingte einschränkung der ursitze der Slaven auf das sumpfige waldland Polesie, dagegen mit betonung der recht hohen, durch die nachbarschaft der Griechen sicherlich geförderten cultur der Altslaven. was ferner die nachfolgenden historischen anmerkungen P.s betrifft, so ist darin, gelinde gesagt, sicheres mit problematischem auf schritt und tritt gemischt. doch wird es keinem linguisten beifallen, gegen historisch erweisbare oder probabel zu machende aufstellungen blindlings zu felde zu ziehen; nur gegen willkürlichkeiten, zb. dass der historiker vor dem philologen strittige lehnwörterfragen, sogar die misliche von *mľeko, tvarogъ, županъ* (ein *κοπανός* hätte kaum altbulg. **gъpanъ* ergeben!), entscheiden dürfe, müssen wir uns entschieden verwahren. im übrigen ist jedem unbefangenen klar, dass P. auf der ganzen linie den rückzug antritt, uzw. von der urzeit in die historische, speciell avarische periode, die er auf seine weise teils mehr teils weniger annehmbar beleuchtet. davon vielleicht einmal später mehr. heute genügt es vom historischen gesichtspunct aus zu sagen, dass die anscheinend so wichtige vorchristliche (4 jh.) nachricht des Ephoros nach FrKrček ('Peiskers theorie im lichte der kritik', poln., im *Kwartalnik historyczny* 1909) wol nur eine fortspinnung der entsprechenden herodoteischen stelle ist, und dass Peisker anderseits, nämlich auf südslavischem gebiet in nachavarischer zeit, in dem Wiener historiker ADopsch (vgl. dessen m. e. völlig überzeugendes, in unserer streitfrage einen markstein bildendes werk *Die ältere social- und wirtschaftsverfassung der Alpenlawen*, Weimar 1909, mit P.s vorläufiger antwort in der *Vierteljahrschr. f. social- u. wirtschaftsgesch.* 7, 326 ff) einen berufenen gegner, ich aber einen natürlichen bundesgenossen gefunden habe.

Prachov bei Jičín 1 september 1909.

J. JANKO.

ZWEI GERMANISTENBRIEFE.

Die königliche landesbibliothek in Stuttgart besitzt in ihrem Cod. hist. fol. 815 mehrere fascikel von briefen an schwäbische gelehrte und politiker des neunzehnten jahrhunderts. der erste fascikel enthält die an den früh verstorbenen historiker Otto Abel (1824—1854), dessen freundschaft mit den Grimm und mit Dahlmann bekannt ist¹. ich teile zwei briefe von W Grimm und F Zarncke mit; von andern briefschreibern nenn ich nur Merkel, CHase und JBernays. das buch über die deutschen personennamen, das W Grimm lobt, erschien 1853 bei WHertz in Berlin; es war eigentlich ein vortrag, den Abel am 28 januar in Bonn zu gunsten der vertriebenen schleswig-holsteinischen professoren, geistlichen und officiere gehalten hatte. die preisaufgabe die Grimm erwähnt, war 1846 von der Berliner akademie gestellt worden und verlangte gotische, langobardische, fränkische, thüringische, burgundische, alemannische, bairische, sächsische und friesische eigennamen bis 1100. die eingelaufene bearbeitung von EFörstemann erhielt zwar nicht den preis, aber die ausgesetzte summe².

Über Wencks Erhebung Arnulfs enthält das Centralblatt 1852 sp. 295 eine anzeige ohne angabe des verfassers. eine liste der mitarbeiter fehlt auch in den folgenden bänden. Abels Otto IV und Friedrich II erschien erst nach seinem tod 1856. Zarncke hat sich 1855 verheiratet.

HERMANN FISCHER.

Wilhelm Grimm an Otto Abel.

Ich danke Ihnen, lieber freund, für Ihre guten wünsche zu meinem geburtstag und für das hübsche geschenk, wovon mir hr Hertz die ersten bogen feierlich und im schwarzen frack überbrachte. Sie haben mit richtigem tact diesen gegenstand zu einer vorlesung gewählt, denn von mehreren seiten hab ich bemerkt dass man besondere theilnahme dafür empfindet. gründlich kann die sache erst abgetan werden, wenn aus den alten quellen die namen bis etwa zu dem 10 jahrh. gesammelt und erklärt sind. es ist eine arbeit die viel fordert, aufser sprachkenntnis, scharfsinn und geist auch viel zeit und ruhige musse. so ein reicher gutsbesitzer, der das alles besässe und ungestört und mit behagen dabei bleiben könnte, müfste es sich zu einer aufgabe machen. Sie wissen wol dafs unsere academie einmal eine preisaufgabe daraus gemacht hat. sie veranlasste eine nicht schlechte, doch nicht genügende arbeit. Müllenhoff hatte einmal den ernstlichen willen, scheint aber vor dem umfang der arbeit zurückgeschreckt zu sein.

Man kann nur versuche machen die orthographie allmählich auf bessere wege zu bringen, aber man darf nicht gewaltsam

¹ über Abel s. Wilhelm Lang, *Von und aus Schwaben*, heft 5, 1888.

² Berl. sitzungsber. 1846, 217. 1849, 201, nach Roethes freundlicher mittheilung.

Schnelligkeit so eilig erheischt, sondern es hat heute einen ganz absonderlichen Grund. Ich habe nämlich Lust nächstens ein für allemal meine Mitarbeiter zu nennen, u. da möchte ich den Namen eines so tüchtigen Geschichtsforschers, wie Sie, ungern in den Reihen meiner Referenten vermissen. Ich kann aber nur die Namen derer nennen, die wirklich bereits am Blatte gearbeitet haben — also!! — denn dafs Sie mir die Nennung Ihres Namens gestatten, hoffe ich voraussetzen zu dürfen; ehe dies übrigens geschieht, erhalten Sie noch einen Probeabzug sämtlicher Namen und können dann noch rechtzeitig ihr Veto einlegen.

Was ist denn aus Ihrem: '— Doch, wer weifs?!' — geworden? oder mit andern Worten: sind Sie verlobt? Ich bin noch frei. — Doch, wer weifs? —

Schreiben sie mir auch wie's Ihnen geht, u. seien Sie überzeugt, dafs ich der freundlichen Stunden, die wir zusammen verlebt haben, stets mit grofser Herzlichkeit gedenke.

Mit freundschaftlichem Grufs

Lpzg. d. 20 April
1852.

Ihr
Fr. Zarncke.

BERICHTIGUNG ZU ANZ. XXXII. s. 134 z. 2 v. u. ist, weil auf einem versehen beruhend, zu streichen; desgleichen *gazdju* s. 127. LESSIAK.

PERSONALNOTIZEN.

Am 16 april starb zu Kopenhagen der ehemalige propst von dem Faerøern V. U. HAMMERSHAIMB, dessen verdienstvolle bemühungen um die faeröische dichtung 1851 u. 1891 fruchte gezeitigt haben.

An der universität Wien erhielt der professor extr. dr ALEX. VON WEILEN titel und rang eines ordentlichen professors.

An der univ. Berlin wurde dem privatdoc. prof. dr F. N. FINCK eine ao. professor für allgemeine sprachwissenschaft verliehen.

Der ord. professor der englischen philologie dr O. L. JIRICZEK in Münster leistet einem rufe nach Würzburg folge.

Der ord. professor der vergl. idg. sprachwissenschaft dr CHR. BARTHOLOMAE wurde von Strafsburg nach Heidelberg und an seine stelle nach Strafsburg der bisherige ao. professor dr A. THUMB von Marburg berufen. der ao. professor der gleichen wissenschaft dr O. SCHRADER in Jena geht als ordinarus nach Breslau.

Die venia des privatdoc. dr PHIL. WITKOP in Heidelberg lautet auf ästhetik und neuere litteratur.

Zum director der kgl. hof- und staatsbibliothek zu München wurde der frühere oberbibliothekar und leiter der universitätsbibliothek dr HANS SCHNORR VON CAROLSFELD ernannt, an dessen stelle inzwischen der bibliothekar dr GEORG WOLFF getreten war.

Die ao. professor für musikwissenschaft des dr H. RIETSCH in Prag wurde in eine ordentliche umgewandelt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIII, 4 december 1909

Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung von Dr. LUDWIG SCHMIDT I [Quellen und forschungen zur alten geschichte und geographie, hrsg. v. W. Sieglin heft 7. 10. 12.] Berlin, Weidmann 1904, 1905, 1907. 366 ss. 8°. — 13,80 m.

Der erste teil von Schmidts werk behandelt die geschichte der ostgermanischen völker. voran geht eine einleitung, die zunächst eine knappe und wolgeordnete übersicht über die quellen zur geschichte der germanischen stämme überhaupt bis zum ende der völkerwanderung enthält, sodann aber noch ein capitel, in dem der vf. das wichtigste über die ältesten germanischen culturverhältnisse zusammenzufassen sucht. er spricht hier kurz über die siedelungsgeschichte der Germanen, ihre stammesgliederung, ihre wirtschaftsverhältnisse, die verfassung ihrer staaten, ihr kriegswesen, ihre stände, ihren handelsverkehr; daran schließt er weiter noch einige bemerkungen über die dichtigkeit der germanischen bevölkerung, wobei er mit recht betont, dass die angaben der griechischen und römischen schriftsteller über die heeresstärke der barbarischen völkerschaften vielfach übertreibungen enthalten, wie das schon die öftere widerkehr gewisser zahlen lehre. überhaupt hat S. die vorarbeiten zu diesem teile meist gut zu verwerten gewusst. nur ergeben seine ausführungen über die allerdings schwierige frage der stammesgliederung kaum etwas förderndes; unrichtig ist hier jedesfalls seine behauptung s. 30, dass die sprache keine sicheren schlüsse über das verhältnis der Ostgermanen zu den Nordgermanen zulasse, da ja gerade die gemeinsamen neuerungen der gotischen und der nordischen sprache im verein mit der gotischen wandersage das sicherste zeugnis für die herkunft der Goten aus Skandinavien bilden; freilich haben wir von den sprachen der übrigen ostgermanischen völker so wenig, dass wir hier nicht die gleichen beobachtungen wie beim gotischen machen können.

In den folgenden teilen behandelt der vf. zunächst die geschichte der Goten vor der hunnischen invasion, sodann die der Ostgoten bis zur begründung des italischen und darauf die der Westgoten bis zum ende des tolosanischen reiches, also die gotische geschichte überhaupt bis in den anfang des 6 jh.s. in dem darauf folgenden capitel über die kleineren ostgermanischen stämme,

die Gepiden, Taifalen, Rugier, Heruler, Turkilingen und Skiren hat S. da, wo über einzelne derselben noch nachrichten aus späterer zeit vorhanden waren, auch diese herangezogen, was gewis allgemeine billigung finden wird. in einem schlusscapitel behandelt er sodann mit hinweis auf sein buch über die Wandalen nur in aller kürze die Lugier und wird hier nur da ausführlicher, wo er zu jenem buche ergänzungen oder berichtigungen geben zu müssen glaubt.

Natürlich wird eine darstellung der geschichte der Goten sowie der übrigen Ostgermanen auch den philologen interessieren. es lässt sich nun freilich nicht sagen, dass der vf. gerade die mit philologischen problemen verknüpften fragen besonders geschickt behandelt hätte. eine frage dieser art ist die über die herkunft der Krimgoten, die ja mit der deutung der krimgotischen sprachreste in engem zusammenhange steht. in der 6 auflage von Braunes Gotischer grammatik § 220 anm. 3 ist ausdrücklich auf Schmidts ansicht über die Krimgoten verwiesen worden: diese stellungnahme des mit recht geschätzten handbuches rechtfertigt es wol, wenn ich hier auf die meinung S.s etwas ausführlicher eingehe.

S.s irrtum besteht darin, dass er die Krimgoten zu Boranern stempelt. zwar spricht er das s. 64 noch in der form der vermutung aus, aber schon s. 69 ist ihm diese identität eine tatsache, ohne dass er sie durch neue gründe gestützt hätte. was dabei zunächst seine bemerkung s. 64 n. 3 betrifft, dass meine annahme, Reste der Germanen 111 ff, die Krimgoten seien Heruler, 'mit recht allgemein zurückgewiesen' worden sei, so beruht das 'allgemein' jedenfalls auf einem irrtum. vollständig zugestimmt haben mir von meinen recensenten GSchütte Nord. tidsk. f. fil. nr raekke 5, 136 ff, HSchurtz Petermanns mitteilgen. bd. 43 (1897), litteratur-bericht s. 74 (nr. 231), J. van den Gheyn Revue des questions scientifiques, 2^e série 9, 598 ff, letzterer im gegensatz zu seiner früheren ansicht in der schrift Auger Busbecq et les Goths orientaux. zweifelhaft gelassen, ob die Krimgoten Heruler oder wirkliche Goten sind, haben es Kossinna Zs. d. Ver. f. volkskde. 6, 450 und vGrienberger Zs. f. d. östr. gymm. 49, 247 f. an irgend ein drittes volk haben diese forscher so wenig gedacht wie meine mir direct widersprechenden beurteiler. so hält Wrede DLZ. 1897, sp. 1942 ff die Krimgoten aus sprachlichen gründen für Goten, so sagt Holz LCbl. 1897, sp. 1672: 'wenn sie Goten heissen, so werden sie wol Goten gewesen sein', und so entscheidet sich Much Idg.forsch. Anz. 9, 208 für das Gotentum der Krimgoten deshalb, weil diese sich selbst Goten genannt hätten; auch Henning bemerkt Hist. zs. 79, 90: 'das vocabularium ist bisher trotz mancher sonderlichkeiten immer für gotisch gehalten', wie ich glaube, mit recht' und bemüht sich dann (ähnlich wie Wrede) zu zeigen, dass die von mir für die

Heruler geltend gemachten sprachlichen momente auch für die Goten passten. wer also meint, dass meine annahme 'mit recht' zurückgewiesen worden sei, sollte doch auch in der begründung seiner ansicht mit denen, die meine theorie abgelehnt haben, übereinstimmen: dann aber dürfte er die Krimgoten doch nur für wirkliche Goten und nicht für Boraner halten.

Die zurückweisung meiner ansicht über die Krimgoten ohne jede begründung ist gerade bei S. um so eigentümlicher, als er selbst s. 121 die frage aufwirft, ob unter den 'Goten', die nach Claudian in Eutrop. I 242 ff im j. 398 vom Kaukasus her in Kleinasien und Syrien einfielen, Ostgoten 'oder nicht vielmehr Heruler' zu verstehn seien. er ist also selbst geneigt, wenigstens die sog. tetraxitischen Goten mit mir für Heruler zu halten, gibt sich aber gar keine rechenschaft darüber, dass die frage über die ethnologische stellung der tetraxitischen Goten mit der über die stellung der Krimgoten in engstem zusammenhange steht. übrigens ligt, wie ich nachträglich zu meinem buche bemerken muss, in der von S. herangezogenen nachricht Claudians die älteste uns überkommene nennung der Kaukasusgermanen überhaupt vor; unter den 'Goten' dürften hier aber aufser den tetraxitischen Goten auch die Eudusianer zu verstehn sein, welche letztere nach Idg. forsch. 13, 82 ff allerdings für ein selbständiges westgermanisches volk, nicht für ein zweigvolk der Heruler zu halten sind. meinen Idg. forsch. 13, 1 ff. erschienenen ausführlichen aufsatz freilich, in dem ich meinen mir widersprechenden, unter sich selbst sehr abweichenden recensenten mit neuen gründen entgegengetreten bin, hat der vf. überhaupt nicht der erwähnung für wert gehalten.

Seine eigene ansicht begründet S. nicht näher, sondern sagt nur s. 64, dass die in den jahren 256 und 257 auftretenden Boraner nicht untergegangen seien, sondern weiter in den quellen unter der bezeichnung 'Goten' erschienen, 'wie denn auch die Heruler in der griechisch-römischen literatur häufig zu den Goten gerechnet werden'. hier bedient sich also der vf. zu seiner argumentation der parallele einer von mir Reste der Germanen 5 ff. aufgedeckten tatsache, wenn er es auch an dieser stelle unterlässt meinen namen zu nennen. warum freilich die Boraner, von denen es nur dann möglich ist, dass sie als 'Goten' bezeichnet werden konnten, wenn sie Germanen waren (was nicht sicher ist), aber nicht die Heruler, von denen dies doch feststeht, vorfahren der Krimgoten gewesen sein sollen, dafür gibt S. nirgends eine begründung.

Der gedanke des vf.s, dass die Boraner auf der Krim gewohnt hätten, lässt sich überhaupt nur daraus erklären, dass dieselben, wie Zosimos I 31 erzählt, sich zu ihrer raubfahrt nach Asien ihre schiffe von den Bosporanern erpresst haben: offenbar aus diesem grunde setzt er sie selbst in die nähe der Bosporaner.

dabei lässt er jedoch die nicht vorangehenden klaren und unzweideutigen worte des Zosimos *Βορανοὶ δὲ καὶ Γότθοι καὶ Κάρπιοι καὶ Οὐρουγοῦνδοι (γένη δὲ ταῦτα περὶ τὸν Ἰστρον οἰκοῦντα)* ganz unberücksichtigt, nur gegen das, was Zosimos hier von den kriegszügen der Boraner und ihren kampfgenossen sagt, erhebt er s. 65 a. 3 einen einwand: danach beruht die nachricht, dass diese völker bis nach Italien und Illyrien vorgedrungen seien, auf einer 'vermischung mit den damals stattgefundenen zügen der Alemannen und Markomannen'. S. schließt sich hier, ohne es auszusprechen, an Wietersheim-Dahn Geschichte der völkerwanderung I 210 an, wo aber nicht die plünderung Illyriens, sondern nur diejenige Italiens durch Boraner, Goten, Karpen und Urugunden bezweifelt und nur in bezug auf letzteres vermutet wird, dass es sich hier um einfälle von Alemannen und Markomannen gehandelt habe. indes hat der erste einfall der Alemannen in Italien erst im j. 261 stattgefunden (Rappaport Die einfälle der Goten in das römische reich s. 261), während von einem solchen der Markomannen erst unter Aurelian die rede ist (Hist. Aug., Vita Aurel.). nach Illyrien sind aber weder Alemannen noch Markomannen jemals vorgedrungen, und auch bezüglich Italiens gibt vWietersheim-Dahn wenigstens zu, dass raubfahrten einzelner piratenführer der Boraner und ihrer bundesgenossen von den illyrischen küsten aus dorthin stattgefunden haben können. doch erscheint es zweifelhaft, ob auch nur einzelne piratenführer der völker, die von der unteren Donau aus nach Illyrien vorgedrungen waren, dort genug geeignete schiffe fanden, um damit raubfahrten unternemen zu können: vielmehr dürften dieselben zu lande über Venetien mindestens bis nach Oberitalien auf ihrem plünderungszuge gekommen sein. haben aber die Boraner zuerst mit andern Donauvölkern zusammen Illyrien und Italien verwüstet und haben sie sich dann allein von den Bosporanern schiffe erpresst, so werden sie eben im mündungsgebiet der Donau oder doch in dessen nähe an der küste gesessen haben, von wo sie zuerst mit weiter westlich wohnenden stämmen nach Illyrien gezogen, dann aber allein zum kimmerischen Bosporus gefahren sind.

Dass die Boraner überhaupt eigene schiffe besaßen und sich nur tauglichere von den Bosporanern erpressten, geht auch aus einem vergleiche unserer Zosimosstelle mit Zonaras XII 21 hervor, die nach Rappaport s. 51 mit jener zusammen auf Dexippos beruht. er heißt dort: *καὶ Σκύθαι δὲ εἰς τὴν Ἰταλίαν εἰσέβαλον, πλῆθος ὄντες σχεδὸν ὑπερβαῖνον καὶ ἀριθμὸν, καὶ Μακεδονίαν καὶ Θεσσαλίαν καὶ Ἑλλάδα κατέδραμον. λέγεται δὲ τούτων μοῖραν τινα Βοσπόρου παρελθούσαν καὶ τὴν Μαιώτιδα λίμνην ὑπερβάσαν ἐπὶ τὸν Εὐξείνιον γενέσθαι πόντον καὶ χώρας πορθῆσαι πολλὰς.* dass Zonaras aufser Italien hier Makedonien, Thessalien und Griechenland als die von den

‘Skythen’ geplünderten länder angibt, Zosimos aber dafür Illyrien hat, spricht natürlich nicht dagegen, dass beide dieselben ereignisse meinen: die Boraner und ihre bundesgenossen werden eben beinahe die ganze Balkanhalbinsel heimgesucht haben; von den ländern aber, die Dexippos hier angab, griff dann Zonaras die wichtigsten culturprovinzen der oströmischen reichshälfte, Zosimos hingegen dasjenige gebiet heraus, von dem aus der weitere angriff nach Italien erfolgt sein muss. deutlich sehen wir in der nachricht des Zonaras die Boraner, die zuerst gemeinsam mit Goten, Karpen und Urugunden die Balkanhalbinsel und Italien geplündert hatten, als *μοῖρα* dieser aller (der Skythen, wie er sagt) den seezug zum kimmerischen Bosphorus unternehmen; Zosimos nennt hier die Boraner gleichfalls Skythen. damit fällt jede nötigung, bezüglich der wohnsitze der Boraner bei Zosimos einen irrthum zu sehen, der ja auch an sich höchst merkwürdig wäre.

Zum überfluss ligt noch eine bestätigung für die richtigkeit von Zosimos angabe darin, dass in der gesellschaft der Boraner auch die Karpen erscheinen, die ja bekanntlich auch nach andern nachrichten an der unteren Donau gesessen haben (belege bei Zeuss 697 ff.). mit den hier auftretenden Goteu können nur Westgoten gemeint sein. die Urugunden sind aus andern nachrichten nicht bekannt.

Es ist freilich nicht nur die Krimgotenfrage, betreffs deren die germanisten keinerlei aufklärung von dem historiker Schmidt erwarten dürfen. mit der frage über den zug, auf dem Wulfilas groseltern in gotische gefangenschaft gerieten, steht es ganz ähnlich. bezüglich dieser expedition meint der vf. (69), dass sie von den Krimgoten ausgegangen zu sein scheine, in welcher ansicht er allerdings vorgänger hat, so noch Rappaport s. 65. wenn letzterer seine behauptung damit stützt, dass sich bei den Krimgoten der katholische glaube, dem auch die Kappadokier angehörten, verbreitete, während die Donaugoten Arianer waren, so lässt sich dem entgegenhalten, dass ja gerade der aus Kappadokien stammende Wulfila den Arianismus unter den Donaugoten begründet hat (auch Streitberg hält Got. elementarbuch s. 11 n. 1 Rappaports argumentation für völlig verfehlt). um das auftreten Wulfilas unter den Westgoten zu erklären, nimmt S. an, dass die kappadokischen gefangenen der Krimgoten durch den sklavenhandel in die Donauländer gelangt seien. es ist doch aber gewiss schon an sich recht unwahrscheinlich, dass die Krimgoten alle ihre kappadokischen gefangenen oder doch den grösten teil derselben — nur von beziehungen der westgotischen kirche zur kappadokischen hören wir später, worüber S. selbst s. 90 spricht, nicht von solchen der krimgotischen — den Westgoten verkauft haben sollten. allerdings ist man auch nicht im mindesten genötigt, mit S. und anderen die germanischen raubfahrer des jahr.

264, die einzigen die im 3 jh. Kappadokien heimsuchten, für Krimgoten anzusehen. zur behauptung des v.f.s, dass diese Germanen wahrscheinlich bei Trapezunt gelandet seien, ligt um so weniger veranlassung vor, als Synkellos 716 ausdrücklich angibt, dass diese 'Skythen' durch das pontische meer nach Bithynien gefahren seien; unter den landschaften die sie dann bei weiterem vordringen verwüsteten, nennt derselbe zuletzt Kappadokien und Galatien. nach Bithynien konnten durch das Schwarze meer doch noch eher Donaugoten als Krimgoten fahren, weil für erstere doch der nordwesten Kleinasien am nächsten lag. und wenn nach Trebellius Pollio 11, 1 auch die rückkehr der nach Kappadokien eingedrungenen raubfahrer über Bithynien stattfand, so ligt es doch um so näher, dieselben für Westgoten zu halten. bestimmt aber deuten auf Westgoten die worte mit denen Synkellos über die betreffende raubfahrt zu berichten beginnt: *τότε πάλιν οἱ Σκύθαι καὶ Γότθοι λεγόμενοι ἐπιχωρίως διὰ τῆς Ποντικῆς θαλάσσης εἰς Βιθυνίαν.* entscheidend ist hier das wort *πάλιν*, womit sich Synkellos auf seine worte 715 zurückbezieht: *Ἐπὶ Οὐαλεριανοῦ δὲ καὶ Γαλιηνοῦ πάλιν οἱ Σκύθαι διαβάντες τὸν Ἰστρον ποταμὸν τὴν τε Θράκην ἐλήσαν;* von irgend welchen anderen 'Skythen' ist bei ihm aber in der zwischenpartie nirgends die rede; das *πάλιν* in 715 bezieht sich aber wieder auf 705: *Σκύθαι περαιωθέντες οἱ λεγόμενοι Γότθοι τὸν Ἰστρον ποταμὸν ἐπὶ Δελίου πλείστοι τὴν Ῥωμαίων ἐπικράτειαν κατενέμοντο;* 717 spricht er dann ohne das wort *πάλιν* von den *Λίρονιοι*, die aus der Mäotis in den Pontus segelten. zur darstellung des Synkellos stimmt nun aber auch ganz die des Philostorgios II, 5, wonach die jenseit der Donau wohnenden Skythen, welche Goten hießen, zuerst unter Valerian und Gallienus in den europäischen theilen des Römerreiches verwüstungen angerichtet, später aber auch eine fahrt nach Asien unternommen und in Galatien und Kappadokien viel gefangene, darunter auch die vorfahren des Wulfila, gemacht hätten.

Auch an anderen stellen geht S. mit der überlieferung allzu gewaltsam um. es mögen dafür hier noch einige beispiele folgen, wenn dieselben auch den germanisten nicht unmittelbar interessieren. s. 310 fußnote 2 behauptet der v.f., es sei falsch, wenn Prokop De bell. Vand. I 2 sage, dass Singidunum bis zu seiner zeit gepidisch gewesen sei. er sieht hierin einen widerspruch mit einer andern stelle bei Prokop selbst, nämlich mit De bell. Goth. III 38, wo es allerdings heißt: *καὶ ἄλλα μέντοι Δακίας χωρία δόντος βασιλέως Ἐρουλοὶ ἔσχον ἀμφὶ πόλιν Σιγγηδόνα, οὗ δὴ νῦν ἴδρυνται.* nun sagt aber Prokop an der ersteren stelle in wirklichkeit nur: *ἔπειτα Γήπαιδες μὲν ἀμφὶ Σιγγηδόνα τε καὶ Σίρμιον χωρία ἔσχον, ἐντός τε καὶ ἐκτός ποταμοῦ Ἰστρον, ἐνθα δὴ καὶ ἐς ἐμὲ ἴδρυνται.* da *ἀμφὶ* mit dem acc. auch 'bei, neben' heißen kann, so lassen sich die

beiden stellen sehr wol widerspruchlos mit einander vereinigen, wenn man nur annimmt, dass die Gepiden auch zu Prokops zeit das gebiet zwischen Sirmium und Singidunum inne hatten, die Heruler aber das land südlich von Singidunum vom kaiser zugewiesen erhielten. die stadt Singidunum selbst kann damals ebenso gut noch gepidisch wie oströmisch-herulisch gewesen sein; Prokop äußert sich darüber weder an der einen noch an der andern stelle, gerät also keineswegs, wie S. meint, mit sich selbst in widerspruch. dass Prokop über ethnographisch-politische verhältnisse, wie sie wenigstens auf der Balkanhalbinsel zu seiner eignen zeit vorhanden waren, auch nur gelegentlich unrichtige äusserungen getan hätte, wäre doch auch sehr merkwürdig angesichts des umstandes, dass er nach S.s eigenem urteil (s. 20) überhaupt über 'zeitgenössische ereignisse oder land und leute' als ein 'ausgezeichneter gewährsmann' zu gelten hat.

Eine andere stelle, an der S. ohne genügende begründung von der überlieferung abweicht, betrifft einen sehr wichtigen punct, die expedition des Radagais. über diesen zug bemerkt er s. 126, dass sein ursprung jenseits der Donau gelegen habe, wie Zosimos angebe, der aber irre, wenn er auch von der teilnahme von völkern jenseits des Rheines spreche. die bemerkung des Zosimos v 26 lautet nun wörtlich: *Ῥοδογάισος ἐξ τῶν ὑπὲρ τὸν Ἰστρον καὶ Ῥῆνον Κελτικῶν τε καὶ Γερμανικῶν ἐθνῶν εἰς τεσσαράκοντα συναγαγὼν μυριάδας εἰς Ἰταλίαν ὠρμητο διαβῆναι.* wenn nun auch hier die bezeichnung *Κελτικός* für die zeit des Radagais nicht mehr zutrifft, so zeigt dieselbe doch deutlich, dass Zosimos eine klare vorstellung über die lage der gebiete hatte, aus denen der germanische heerführer seine völker zusammenzog: er meint damit die germanischen stämme nördlich der untren Donau und östlich des Rheins wol bis nach Mitteldeutschland hin. wer es also für unglaublich hält, dass völker am Rhein beteiligt waren, für den sollte die glaubwürdigkeit der nachricht des Zosimos überhaupt fallen. es ist unstatthaft, wenn S. den bericht in der weise corrigiert, dass er den Radagais seine scharen von jenseit der mittleren Donau herführen lässt: wenigstens ligt, wenn Radagais wirklich von dorthier kam, bei Zosimos keinerlei reminiscenz an diese gegendn vor. allerdings würde Radagais seine kriegler von jenseit der mittleren oder unteren Donau hergeführt haben, wenn unter ihnen wirklich mit S. Ostgoten zu verstehn wären. der ausdruck 'Goten', mit dem die übrigen berichterstatter die leute des Radagais nennen, zwingt uns aber nicht an wirkliche Goten zu denken. das heidentum des Radagais und seiner scharen passt doch wol auch für die Ostgoten im anfang des 5. jh.s nicht mehr gut. auch ist es sehr fraglich, ob der zeitgenosse des Radagais und Alarich, Augustinus De civitate Dei 5 23 von ersterem gesagt haben würde, dass er *cum ingenti exercitu multo numerosiore quam Alarici*

*fu*t gekommen wäre, wenn er als führer der Ostgoten Italien betreten hätte. und wenn auch wol darin eine übertreibung zu sehn sein wird, dass Augustin die zahl der kriegler des Radagais auf 'weit mehr als 100 000' angibt (Orosius VII 37, 4 auf 'mehr als 200 000', Zosimos aao. gar auf 400 000!), so hätte er als zeitgenosse doch kaum eine so hohe ziffer genannt (und auch die späteren wol kaum so außerordentlich hohe ziffern), wenn dieselbe nur auf ein einzelnes germanisches volk wie die Ostgoten zu beziehen wäre. nun konnte aber der ausdruck 'Goten' bei Griechen und Römern seit dem 3 nachchristlichen jh. überhaupt für 'Germanen' angewandt werden, wie ich Reste der Germanen 5 ff. und Idg. forsch. 13, 50 ff dargelegt habe. zieht man das in betracht, so lassen sich die scheinbar von Zosimos abweichenden nachrichten sehr wol mit diesem in einklang bringen. die scharen des Radagais werden eben mehrere völker Deutschlands wie Alemannen und Schwaben gewesen sein, für die sich der name 'Goten' als eine bequeme zusammenfassung bot. dafür spricht auch eine angabe einer gallischen chronik, Mon. Germ. hist. Auct. ant. tom. IX (Chron. min. vol. I) 652, wonach das heer des Radagais aus drei teilen unter besonderen führern bestanden hat (S. vermutet hierin wider ein missverständnis, sagt aber nicht, wie ein solches entstanden sein soll). auf diese weise verliert der 'geheimnisvolle zug', wie Zeufs 418 die expedition des Radagais nennt, doch wol sein geheimnis.

Noch weniger als die richtigkeit der nachricht des Zosimos über Radagais wird auch die der nachricht des Jordanes c. 18 über den gotischen könig Cniva im kampf mit dem Decius im j. 251 fiel, zu bezweifeln sein. S. möchte hier s. 61 n. 5 der vermutung vGutschmids Kl. schriften v 331 zustimmen, wonach dieser Cniva nur von Cassiodor, der in seinen römischen quellen hier keinen gotischen königsnamen vorgefunden hätte, in die zeit des Decius versetzt worden, in wirklichkeit aber mit dem von Aurelian im j. 271 besiegten Gotenfürsten Cannaba oder Cannabaudes identisch sei. nun stehn sich aber die namensformen Cniva und Cannaba so fern, dass schwerlich die eine aus der andern verderbt sein dürfte; die kurzform Cannaba (Flavius Vopiscus, Aurel. 22, 2) wird übrigens durch die daneben stehnde vollform Cannabaudes gestützt. ferner konnte doch gewis der römischen überlieferung ein gotischer königsname fehlen, der in der gotischen sehr wol erhalten war: auch die namen der führer des Gotenzuges vom j. 263 Respa, Veducus und Tharvarus hat Jordanes wol, wie Rappaport s. 64 richtig bemerkt, einer einheimischen quelle entnommen. als begründung dafür, dass Cassiodor den Cniva fälschlich in die zeit des Decius versetzt habe, wiederholt S. die worte vGutschmids: 'denn es ist auffällig, dass es nicht hervorgehoben sein sollte, wenn Aurelian in der person des Cannaba wirklich den mörder des Decius bestrafte'. in diesen

worten wird schon die identität des Cniva und des Cannaba vorausgesetzt, die doch erst bewiesen werden sollte.

Wie Cniva und Cannaba so liegen sich doch auch die von S. s. 71 a. 1 identifizierten namensformen *Ναυλοβάτος* (Synkellos 717) und *Ἀνδονόβαλλος* (Anonymus post Dion. frg. 9) fern genug, allerdings liefse sich wol die nachricht des Synkellos, dass der Herulerführer Naulobatos nach seiner gefangennahme von Gallienus die consulwürde erhalten habe, mit der angabe des Anonymus vereinigen, dass Andonoballos von den Herulern zu den Römern übergelaufen sei, doch würde letzterer wol kaum vom Anonymus mit *Ἀνδονόβαλλός τις* bezeichnet worden sein, wenn er wirklich der führer des großen piratenzuges vom jahre 267 gewesen wäre. S. hat freilich *ὁ τῶν Αἰρουύλων ἡγούμενος* mit 'einer der feindlichen anführer' übersetzt, wahrscheinlich ist Andonoballos erst während des zuges des jahres 269, an dem ja auch die Heruler beteiligt waren, zu den Römern übergegangen, da der Anonymus auch die anekdote die er von ihm berichtet, erst unter Claudius II setzt, mindestens aber ist es unstatthaft, mit S. den Naulobatos für 'ohne zweifel identisch' mit Andonoballos zu halten. im gegenteil wird man getrost den namen *Ἀνδονόβαλλος* noch den von mir Idg. forsch. 13, 74 zusammengestellten südherulischen personennamen hinzufügen dürfen (während zu den nordherulischen noch Charietto Amm. Marc. 27, 1, 6 zu treten hat).

Wer das ganze geschichtswerk S.s auf seine quellenverwertung hin durchprüfen wollte, würde wahrscheinlich noch sehr viele stellen entdecken, an denen der vf., ähulich wie es bei den hier behandelten beispielen geschehen ist, mit der überlieferung in unerlaubt freier weise schaltet. jedesfalls wird man, wenn man S.s buch für weitere forschungen benutzen will, seine quellen stets nachschlagen müssen; zum glück gibt er ja selbst diese in der regel an, dagegen wird das buch demjenigen, der sich über die geschichte der Ostgermanen vor und während der völkerwanderung im allgemeinen näher orientieren möchte, seine guten dienste leisten, und für solchen gebrauch mag es hier wol empfohlen sein.

RICHARD LOEWE.

Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning af ADOLF NOREEN. Lund, CWK Gleerup 1903 ff. heft 1—13. 580, 240, 80, 512, 96 ss. 8°.

Im jahre 1903, ein jahr vor seinem fünfzigsten geburtstage, begann ANoreen mit der ausgabe seines lebenswerkes, einer grofsangelegten neuschwedischen grammatik unter dem titel 'Vårt språk', die in 9 starken bänden vollständig werden wird. bis jetzt liegen 13 hefte vor; der erste band ist vollständig, von dem zweiten, dritten, fünften und siebenten sind einzelne hefte erschienen. es ist ein riesenwerk nach umfang und inhalt, der vf. vereinigt darin weitausgreifende studien auf gebieten, die er

teils mit rüstiger kraft weiter gepflegt, teils selbst zuerst angebaut hat. und alle diese arbeiten werden nun zusammengefasst in dem bestreben, die neuschwedische sprache nach allen richtungen hin, in denen unsre erkenntnis vordringt, ausführlich zu beschreiben. es kann nicht die aufgabe des referenten sein, an diesem werke gewaltigen gelehrtenfleisses und kraftvollster stoffbeherrschung im einzelnen kritik zu üben; er will nur versuchen anzudeuten, was in den bereits vorliegenden teilen schon gegeben ist.

Eine einleitung von 336 seiten erläutert begriff und arten der sprache und der grammatik. sie legt ferner die verwandtschaftsverhältnisse des neuschwedischen dar, umgrenzt sein sprachgebiet und seine perioden. sie enthält endlich eine geschichte der neuschwedischen sprachforschung und eine bibliographische übersicht über hilfsmittel für das studium der neuschwedischen reichssprache, der finländisch-schwedischen reichssprache und der dialekte.

Dass der aufbau, die anlage des werkes von den bisherigen grammatischen darstellungen weit abweichen werde, wird schon durch das motto aus AGSilfver Stolpe (Försök till en ny uppfattning af hufvudgrunderna för allmänna språkläran, Stockholm 1814, s. 47) angedeutet: 'aus den lateinischen grammatikern, die so sehr gerühmt und nachgeahmt werden, hat man wol ein system, aber nur ein sehr verwirrendes system herleiten können. das altertum verzeihe mir dies bekenntnis: es musste einmal heraus: ich will damit nicht das verdienst der uralten grammatikenschreiber herabsetzen: es war gewis für ihr zeitalter unermesslich groß'. seine einteilung der grammatik begründet Noreen in § 8 (bd. I s. 50 f). da die sprache im wesentlichen ein kunstproduct sei, müsse sie der betrachtung ebenso viele und die gleichen hauptgesichtspunkte bieten wie jedes andre kunstproduct, nämlich den gesichtspunkt des materials (d. i. der stoff, aus dem das kunstproduct gefertigt wird), den des inhalts (d. i. der stoff den das kunstproduct wiedergibt oder behandelt; die aufgabe die es lösen soll; das endziel) und den der form (d. i. die art wie die aufgabe vermittelt des benutzten materials gelöst wird; die structur, der baustil). aus dieser betrachtung ergeben sich die drei hauptteile der grammatik: 1. die lautlehre oder phonologie, die von dem physischen material, den articulierten sprachlauten handelt; 2. die bedeutungslehre oder semologie, die von dem psychischen inhalt der sprache handelt, den ideen, die durch die sprachlaute mitgeteilt werden und so ihre 'bedeutung' ausmachen; 3. die formenlehre oder morphologie, die von den verschiedenen arten handelt, auf welche das lautmaterial im dienste des bedeutungsinhalts zu sprachformen gestaltet wird.

Die lautlehre wird nach ihrer vollendung die ersten vier bände des werks umfassen. eine phonetische einleitung wird ihr vorausgeschickt: in drei capiteln behandelt der vf. die akustische beschaffenheit der sprachlaute (phonetische akustik), den mensch-

lichen sprechapparat (phonetische anatomie), die wärksamkeit oder articulation der sprechorgane (phonetische physiologie). er gibt darin eine lichtvolle, kurze darstellung der gesamten phonetik; wo er glaubt, schärfer als bisher definieren zu können, schreckt er vor der erfindung neuer termini technici nicht zurück. den einzelnen sprachlaut und die lautverbindung fasst er zusammen unter dem gemeinsamen terminus phonem (lautmasse, lautquantum), und er zerlegt dann die lautlehre in zwei teile, die descriptive lautlehre, die von den verschiedenen arten der phoneme, ihrer bildung und ihrem tatsächlichen vorkommen, und die etymologische lautlehre, die von der historischen entwicklung der einzelnen phoneme handelt.

Die descriptive lautlehre zerfällt wider in zwei teile, die bezeichnet werden als die qualitative lautlehre und die prosodie. das erste capitel der qualitativen lautlehre enthält eine aufzählung der 116 einzellaute, die N. in der neuschwedischen reichssprache und in den dialekten hat feststellen können. er unterscheidet buckale, di. die laute bei denen die articulation des ansatzrohres das am meisten hervortretende ist; vocale, di. laute bei denen die articulation der stimmbänder das am meisten hervortretende ist; und endlich muten, di. artikuliert pausen (zb. *t* in *utdela*). von jedem dieser laute gibt er den phonetischen wert an, bestimmt sein vorkommen an den verschiedenen stellen des wortes, sein auftreten in reichssprache oder dialekt, seine häufigkeit bei einzelnen schriftstellern der gegenwart. das zweite capitel handelt von den verbindungen, der combination der einfachen laute. der vf. verzichtet hier auf die laute der dialekte; er erwägt die im allgemeinen vereinfachende wärkung der sandhigesetze. dann zählt er die in der neuschwedischen reichssprache wärklich vorkommenden lautverbindungen auf. er gibt an, welche laute dem *a* sich anschließen, welche ihm nicht folgen; und in gleicher weise behandelt er sodann den *b*-laut, den *d*-laut usw. es ergeben sich ihm so 1920 lautverbindungen.

In der prosodie werden die vier relativen oder sogenannten prosodischen eigenschaften der laute betrachtet, ihre sonorität (hörbarkeitsgrad), ihre quantität (zeitausdehnung), ihre intensität (stärke), ihre tonalität (lage auf der tonskala). das erste capitel der prosodie trägt die überschrift: 'Sonorität und silbenbildung'. die relative sonorität der einzelnen laute wird festgestellt. der unterschied der schallsilbe, di. des zwischen zwei relativen sonoritätsminima eingeschlossenen phonems, von der drucksilbe, dem zwischen zwei intensitätsminima eingeschlossenen phonem, wird dargelegt. da nun die schallsilben in der neuschwedischen grammatik keine große rolle spielen, so tritt die drucksilbe in den vordergrund, das sonoritätsverhältnis ihrer laute wird gegenstand der untersuchung. derjenige laut der das sonoritätsmaximum einer drucksilbe ausmacht, heißt ihr sonant oder selbst-

laut — es ist meist ein vocal —; die andern laute in einer drucksilbe werden die consonanten oder mitlaute der silbe genannt. an den sonantischen vocal kann noch ein consonantischer vocal treten — diese verbindungen nennt man diphthonge; es werden die neuschwedischen diphthonge und die ganz seltenen triphthonge aufgezählt und besprochen. dem sonanten der silbe können 1—3 consonantische laute voraufgehn; es zeigt sich, dass diese anlautgruppen im neuschwedischen streng geordnet sind nach dem princip der successiv zunehmenden sonorität der darin vorkommenden laute mit ausnahme der gruppen *sk-*, *sp-*, *st-* mit oder ohne folgenden dritten consonanten. dem sonanten können anderseits bis 7 oder gar 8 consonanten folgen; diese auslautgruppen sind mit wenigen ausnahmen streng geordnet nach dem princip der successiv abnehmenden sonorität der darin vorkommenden laute. endlich wendet sich der vf. zu der schwierigen frage, wie die zwischen zwei sonanten stehenden consonanten auf die zwei verschiedenen silben zu verteilen sind, zur frage nach der silbentrennung also. abweichend von früheren eignen und fremden auffassungen stellt er für das neuschwedische die — auch im einzelnen weiter durchgeführte — regel auf: zur zweiten silbe werden gezogen alle laute von dem sonoritätsminimum inclusive, zb. *å-ter*, *å-tra*, *ål-ta*, *als-tra*. haben alle in der fraglichen consonantengruppe vorkommenden laute den gleichen sonoritätsgrad, so fällt die druckgrenze mitten in die gruppe, zb. *ab-domen*, *as-falt*, *som-nambul*, *kap-ten*. eine ausnahme bilden natürlich alle worte, bei denen eine compositionsnaht noch deutlich erkennbar ist, zb. *till-strömma*.

Das zweite capitel der prosodie, 'Quantität oder zeitausdehnung', wird eröffnet mit der erwägung, welche laute in der reichssprache immer kurz oder immer lang sind, welche eine veränderung der quantität erfahren können; die gründe auf denen ein wechsel der quantität beruhen kann, werden angeführt. der vf. stellt für die reichssprache fünf quantitätsgrade auf: 1. kurze oder ganz kurze quantität, di. das bestimmte — für verschiedene laute verschiedene — quantum zeit, das im normaltempo einer gewissen person verbraucht wird, um ein gewisses phonem deutlich hervorzubringen; 2. halbkurze quantität, die für die halbschwachen (oder schwach nebetonigen) phoneme charakteristisch ist; 3. halblange quantität, die charakteristisch ist für halbstarke (stark nebetonige) phoneme; 4. lange oder ganzlange quantität, die charakteristisch ist für die ganzstarken phoneme; 5. überlange quantität. er mustert das auftreten langer und kurzer laute an den verschiedenen stellen der silbe, und dabei ergeben sich gewisse feststehende regeln für das neuschwedische: im auslaut hat druckstarker sonant lange quantität, druckschwacher sonant dagegen kurze quantität (*v̄*, *gumm̄*). in druckstarker silbe folgt auf langen sonanten kurzer consonant, auf kurzen sonanten langer

consonant (*an̄s : v̄iss; tālar : t̄ällar*). mit der quantität der einzellaute steht nun die quantität der silben im engsten zusammenhang: als kurz bezeichnet N. die silben die nur kurze laute, als lang diejenigen die einen langen laut enthalten; von positione langen silben glaubt er für das neuschwedische absehen zu müssen. und anderseits ist in der regel der quantität der laute und silben ihre druckstärke proportional: druckstarke laute oder silben (*fortes*) haben in der regel lange quantität, druckschwache laute oder silben (*lenes*) haben in der regel kurze quantität. — die quantität des sprachactes, desjenigen phonems das sich von einem intensitätsmaximum bis zum folgenden erstreckt, richtet sich im wesentlichen nach der anzahl der silben die er umschließt, dann erst nach der quantität der einzelnen silben. es wird ein überblick über die im neuschwedischen möglichen sprachacte und die verteilung der kürzen und längen in ihnen gegeben; wir werden vom einsilbigen tacte bis zum 22 silbigen geführt: *folkskolelärarinneseminarieföreståndarebefattningarna*. angaben über die häufigkeit der verschiedenen tacte werden gemacht; wir hören, dass 3-, 2- und 4silbige tacte — und zwar in der angegebenen reihenfolge — am häufigsten vorkommen. noch weniger als die quantität des sprachactes lässt sich diejenige der phrase, des von zwei absoluten pausen eingeschlossenen phonems, bestimmt umgrenzen. der vf. legt die psychologischen factoren dar, die auf die länge der phrase einwirken; er bezeichnet eine silbenzahl von ca 25 als das maximum, das nicht ohne eine gewisse physiologische schwierigkeit überschritten werden kann und wol äußerst selten erreicht wird.

Das dritte capitel der prosodie handelt von der intensität oder druckstärke. der vf. schickt bemerkungen voraus über die einzelnen lauten eigentümliche intensität und über die gründe die einen wechsel der exirationsstärke bedingen. dann fasst er die intensität der drucksilbe ins auge und nimmt für das neuschwedische folgende fünf stärkegrade an: überstark (*ultrafortis*), ganzstark (*fortis*), halb stark (*semifortis*), halbschwach (*semilenis*), ganzschwach (*lenissimus*), für die er auch die zahlzeichen 4—0 anwendet. die ganze drucksilbe wird mit einem exirationsstofs hervorgebracht; aber dieser stofs ist nicht gleich stark bei allen lauten der silbe. für die verteilung der intensität innerhalb der silbe stellt der vf. nun folgendes schema auf:

A. einfache intensität (Sievers: eingipfliger silbenaccent)

a) zunehmend oder crescendierend: <

b) abnehmend oder decrescendierend

α) stark abnehmend: >

β) schwach abnehmend: >

B. zusammengesetzte intensität (Sievers: zweigipfliger silbenaccent)

a) zunehmend oder crescendierend: ∨

b) abnehmend oder decrescendierend: ∧.

für den praktischen gebrauch fasst er die crescendierenden (die einfachen und die zusammengesetzten) silbenintensitäten wie auch die stark decrescendierende unter dem gemeinsamen namen *acut* zusammen, die schwach decrescendierende und die zusammengesetzte decrescendierende unter dem gemeinsamen namen *gravis*. dann wendet er sich den aus 1—22 silben bestehenden sprach-tacten des schwedischen zu und mustert sie auf die tactform (*acut*, *gravis*) der stärksten silbe und die tonstärke der schwächeren silben; der neunsilbige tact *skaldeindividualitet* ist ein *gravis*-tact und gehört der druckstärke seiner silben nach zu dem typus 301010102. mitten in einem paragraphen über das tatsächliche vorkommen der acuten tactform bricht vorläufig der zweite band und damit die behandlung der descriptiven lautlehre ab.

Von der etymologischen lautlehre, die den dritten und vierten band füllen wird, ligt die methodologische einleitung fertig vor. der vf. unternimmt da zunächst eine classification der ursachen, aus denen sprachveränderungen entstehen; er zerlegt sie in äufere und innere und sucht von der äufserlichsten zur innerlichsten aufzusteigen. die äufsern ursachen können einmal orthographische sein: man list etwa die abkürzung *rek* (*ommanderadt bref*) kurzweg *rek*. sie können zweitens in sprachmischung, in der annahme fremder eigenheiten bestehen: man nimmt eigenschaften eines dialekts auf in dessen gebiet man lebt; man fügt sich einer von aussen her eingedrungenen sprechmode (vgl. die aufnahme des uvularen *r* aus dem französischen zur zeit Karls xiv Johann). die innern ursachen können physischer und psychischer natur sein. physischer natur sind 1. die akustischen factoren der sprachänderung: man fasst ein lautbild unvollkommen auf; man versteht zb. *häst-iglä* als *häst-tiglä*, und so erscheint dialektisch *tiglä* = igel. 2. wirken anatomische factoren ein: eine anormale gestaltung der sprechorgane wie das fehlen der oberzähne oder eine gespaltene oberlippe gewinnt einfluss auf die sprache. wenn die akustischen und anatomischen ursachen ohne grofse bedeutung für das sprachleben sind, so wirken 3. die physiologischen factoren stark umgestaltend ein: das individuum hält sich an seine aussprachegewohnheit, geht ungewöhnlichen lautverbindungen aus dem wege (*frist* für *friskt* im niedern stil), oder substituirt fremden lauten solche die ihm geläufig sind (*slick* für deutsch *schlick*). besonders die sprache der kinder ist reich an solchen lautsubstitutionen. unter den innern factoren psychischer natur tritt als erster auf die änderung des erinnerungsbildes. durch eine leichte verschiebung des erinnerungsbildes geht *a*, das aus einem nicht näher zu bestimmenden grunde einmal mehr geschlossen gesprochen wurde, in *å* über. eine trübung des erinnerungsbildes wird anzunehmen sein, wenn ein phonem durch ein anderes im gleichen worte beeinflusst wird: urnord. *motia* — **moitia* — nschw. *möte*. ist

das erinnerungsbild ganz verdunkelt, so tritt analogiebildung ein: *sjårsjant* f. *sergeant*; *strand stränder* (statt *strander*) nach analogie von *hand händer*. ein zweiter psychischer factor ist die änderung des bedeutungsinhaltes: verschiedene stimmung oder verschiedener affect hat verschiedene varianten desselben wortes zur folge, so bei dem worte *ja*: nachlässig *tja*, zweifelnd *mja* oder *nja*, bestimmt *jaha*, mürrisch *jä* (mit *stofston* als abschluss). gründe logischer natur verlangen vermehrung der intensität und quantität oder vermindering dieser prosodischen eigenschaften. grammatische gründe rufen alle die sprachveranderungen hervor, von denen die formenlehre zu handeln hat. endlich zählen zu den psychischen factoren des sprachwandels noch 3. praktische rück-sichten, als da sind die forderungen der deutlichkeit und der einfachheit, und 4. ästhetische rück-sichten, die rück-sichten auf die unanstofsigkeit des ausdrucks und rhythmischen wolklang. — von den ursachen der sprachveranderungen wendet sich der vf. in dem schlusscapitel der methodologischen einleitung zu den gesetzen, nach denen solche Änderungen sich vollziehen. veränderungen die zeugnis geben von einer dem phonem zukommenden function (sprachlicher aufgabe), welche die triebfeder der Änderung gewesen ist, nennt er functionell motiviert und sagt von ihnen, sie beruhen auf functionsgesetzen. veränderungen die nicht auf der function des phonems beruhen, nennt er materiell motiviert (lautgesetzlich) und sagt von ihnen, sie beruhen auf lautgesetzen. er definiert lautgesetz als den auf einer gewissen beschaffenheit des sprachlichen lautmaterials gegründeten causalzusammenhang zwischen dieser beschaffenheit als grund und einer gewissen sprachlichen veränderung als ihrer notwendigen folge. von dem lautgesetz trennt er scharf die lautregel, d. i. die sprachwissenschaftliche formulierung eines lautgesetzes, und andererseits die lautgesetzliche sprachveranderung, den lautubergang. in einer ungemein klaren darlegung verteidigt er die ausnahmslosigkeit der lautgesetze. sie sind ausnahmslos wie die naturgesetze und wie die functionsgesetze auch. aber die entsprechende lautregel ist oft zu ungenau gefasst und dann der verbesserung bedürftig. und ferner wird das lautgesetz oft durchkreuzt durch ein functionsgesetz. bei den naturgesetzen liegen die dinge ganz ähnlich. wie lautgesetze von functionsgesetzen durchkreuzt werden, wird hübsch gezeigt am präteritum des verbums *springen*: urn. *sprang* wird lautgesetzlich zu aschw. *sprakk*; dazu tritt die functionell motivierte neubildung *sprang*, analog *finna*: *fann*, welche *sprakk* verdrängt. im jüngern aschw. wird dann *sprang* lautgesetzlich zu *sprang*; aber diesem tritt wider bald ein functionell motiviertes *sprang* zur seite, das im nschw. den sieg davonträgt.

Von dem zweiten hauptteil der neuschwedischen grammatik, der bedeutungslehre oder semologie, sind vier hefte

(s. 1—512) erschienen. es wird dies jedenfalls der eigenartigste teil des ganzen werkes werden. der vf. geht aus von sprachphilosophischen erwägungen: die unüberschauliche mannigfaltigkeit der ideen jedes einzelnen individuums, seine 'gedankenwelt' oder sein ideenleben, ist immer mehr oder weniger classificiert, ja systematisiert und gewissermassen auch organisiert. diese einordnung in ein system geschieht nach allgemeinen Gesichtspunkten, den allgemeinen psychologischen kategorien; die durch die einteilung gewonnenen classen nennt man specialkategorien (vgl. die allgemeinen kategorien: aggregatzustand, numerus, sexus mit ihren specialkategorien: feste körper, flüssige körper und gas; singular und plural; masculinum und femininum). eine psychologische kategorie wird in einer bestimmten sprache als grammatische kategorie erkannt, wenn das zwischen den specialkategorien einer allgemeinen kategorie bestehende gegensatzverhältnis in dieser sprache — durch verschiedene affixe, hilfswörter, wortstellung — einen ihm eigentümlichen morphologischen ausdruck erhalten hat. der vf. sucht nun in seiner semologie zunächst festzustellen, welche psychologischen kategorien im neuschwedischen durch morphologische mittel ausgedrückt werden — mit andern worten, welche grammatischen kategorien im neuschwedischen vorkommen; der erste hauptteil der descriptiven bedeutungslehre trägt die überschrift: die lehre von den grammatischen kategorien. den eingang bilden einige neue termini und definitionen: 'semem' = ein in beliebiger sprachlicher form ausgedrückter psychischer inhalt; 'glosse' = unselbständiges semem; 'äufserung' = selbständiges semem; die äufserungen werden wider zerlegt in 'meinung' (etwa = satz) und 'meinungsfolge'. aus der betrachtung der sememe, der meinungen und glossen, ergeben sich nun die verschiedenen grammatischen kategorien. als hauptarten der 'meinung' unterscheidet der vf. nach dem grade der mitteilungsabsicht interjectionelle und communicative meinungen und zerlegt jede dieser arten wider in mehrere unterarten. er findet, dass von diesen unterarten, diesen meinungskategorien, nur vier im schwedischen — wie auch im deutschen — einen bestimmten sprachlichen ausdruck erhalten haben, die declarative (*jetzt scheint die sonne*), die fictive (*der professor sei krank, hie/s es*), die sperative (*es lebe der könig; möchte er kommen*), die hortative (*komm hierher; du sollst vater und mutter ehren*). demnach hat die grammatische kategorie modus in diesen sprachen vier specialkategorien: indicativ, conjunctiv, optativ, imperativ. — im 4 capitel handelt N. tief eindringend von der beziehung der sememe zu einander, ihrer verknüpfung durch annexion und connexion; darin die schöne abhandlung über subject und prädicat s. 153—167. dabei ergibt sich ihm die grammatische kategorie 'status'. unter status versteht er das besondere bedeutungs-

verhältnis, in dem eine nebenglosse zu ihrer hauptglosse stehn kann. er reiht eine große zahl specialkategorieen der hauptkategorie status an einander (s. 190—252). zum ersten teile der äußern status, der 'essiva', gehören zb. 1. 'inessiv', wenn die nebenglosse den gegenstand angibt, der den platz des durch die hauptglosse bezeichneten gegenstandes darstellt; a. localer inessiv: die vögel *des waldes*, die vögel *im walde*; b. temporaler inessiv: die vorlesung *nächsten montag*, die *montags*-vorlesung, die vorlesung *am montag*. — 2. 'interessiv', wenn die nebenglosse gegenstände bezeichnet, die auf beiden seiten den platz für den gegenstand der hauptglosse bestimmen; a. localer interessiv: das land *zwischen den flüssen*; b. temporaler interessiv: einmal *zwischen den beiden nächsten jahreswechseln*. — 3. 'adessiv', wenn die nebenglosse den gegenstand bezeichnet, in dessen näherer oder fernerer nachbarschaft der gegenstand der hauptglosse befindet; a. localer adessiv: der strand *des meeres*, der *meeresstrand*, der strand *am meere*; b. temporaler adessiv: die unruhen *am anfang des jahrhunderts* oder *gegen anfang des jahrhunderts* oder *zur zeit als das jahrhundert begann* usw. schon die angeführten beispiele zeigen, dass die einzelne statuskategorie oft durch recht verschiedene sprachformen repräsentiert werden kann. diese sprachformen nennt der vf. casus — ein ausdruck, der also der morphologie, nicht der semologie zugehört; er stellt die casus s. 188 zu folgendem paradigma zusammen: *gott, gottes, göttlich, gottes(dienst), von, für usw. gott*. — nach einer ausführlichen definition der hauptarten der glossen wendet sich N. in cap. 7 zunächst den concreten glossen zu und gruppiert sie nach verschiedenen Gesichtspuncten; dabei ergeben sich ihm die kategorieen numerus, genus (höherer oder geringerer rang des gegenstandes), sexus (geschlecht), actus (dazu die specialkategorieen: gerentiale, instrumentale, resultative concreta) und locus (dazu die specialkategorieen: indigenatsnamen, sprachnamen, locale glossen). die abschnitte über die kategorieen actus und locus enthalten umfangreiche sammlungen zur wortbildungslehre, und ihnen wird in einem besondern capitel, dem achten, ein morphologischer excurs über die bildung der familiennamen angefügt (s. 405—444). neue grammatische kategorieen ergeben dann endlich die abstracten glossen und die assumptiven glossen, die diejenigen, welche etwas als ein bereits gegebenes accidens bezeichnen; bei letzteren gibt die kategorie *gradus* anlass zu feinen begriffstrennungen,

Das erste, bisher einzige heft des 7 bandes enthält die allgemeine einleitung zur formenlehre oder morphologie fast vollständig. der vf. legt sich die termini für diesen zweig der grammatik zurecht; er strebt hier mehr danach, die alten ausdrücke schärfer zu definieren als neue zu schaffen. er versteht unter 'morphem' jedes phonem (quantum von sprachlauten), das

irgend eine bedeutung wiedergibt. bei den morphemen unterscheidet er unselbständige oder affixe und selbständige. ein selbständiges morphem kann sein erstens ein wort oder eine vocabel — ein begriff, über den sehr ausführlich gehandelt wird — und zweitens eine wortfügung oder construction. hieraus ergeben sich für die noch zu erwartende behandlung der descriptiven formenlehre die zwei teile: die lehre vom wort und die lehre von der wortfügung oder syntax, beide zusammengefasst als formenbildungslehre. treten mehrere morpheme, die wenn sie auch im einzelnen verschiedene grammatische kategorien ausdrücken, doch sonst ihrem bedeutungsinhalt nach zusammenfallen, neben einander, so entsteht ein paradigma; von den paradigmern wird die beugungslehre zu handeln haben. zu der descriptiven formenlehre soll sich dann die etymologische stellen, deren termini wortfamilie, wurzel usw. auch bereits in der einleitung definiert werden.

Nach dem was uns von N.s werk bisher vorliegt, dürfen wir erwarten, dass es nach seiner vollendung ein fest in sich ruhendes gebäude darstellen wird, aufgeführt aus zum teil noch unbekanntem material und nach einem woldurchdachten, eigenartigen bauplan. es werden nach diesem buche nicht nur diejenigen greifen müssen, die sich mit dem neuschwedischen befassen, sondern auch die grammatiker überhaupt, und die sprachphilosophen werden aus den feinen distinctionen und den sorgsam definierten Noreens zu lernen haben.

Osnabrück.

W. RANISCH.

Tristan und Isolde in den dichtungen des mittelalters und der neuen zeit
 von WOLFGANG GOLTHIER. Leipzig, SHirzel. 1907. iv u. 465 ss. 8°. — 8.60 m. geb. 10 m.

Golthier hat wiederholt fördernd in die Tristanforschung eingegriffen. auch auf anderem sagemente zeigte und zeigt er lebhaft betätigung. eine monographie, in welcher er den entwicklungsgang darlegt, den der Tristanstoff im laufe der zeit genommen hat, darf also von vornherein als eine arbeit betrachtet werden, die bisherige eigne und anderer leistungen zusammenfasst, aber auch manches neue bietet. — das vorliegende werk enthält eine betrachtung der Tristansage von den ältesten, der forschung erreichbaren elementen bis in die allerjüngste zeit, wo vorläufig Bédier mit seiner geistvollen nacherzählung den schluss macht, oder, achtet man auf neue entwicklung der Tristanidee, wo Wagner seit seiner genialen tat die Tristansage widerum der modernen welt zurückgewonnen hat. es ligt in der natur des werkes wie des v.f.s, dass nicht nur die grosen meister, deren bedeutung von jeher eingeleuchtet hat, ihre eingehende behandlung finden. G. durchmustert auch in längerer oder kürzerer

betrachtung manches erzeugnis, das mit recht auch ferner der vergessenheit anheimfallen dürfte, aber immerhin einen beleg abgibt für die ununterbrochene anziehungskraft des wundersamen liebespaares. für die ältere zeit — die neuere findet eine ganz andere behandlung — tritt manche verwickelte frage durch erneute besprechung in ein anderes licht, wir besitzen jetzt in Goltthers *Tristan und Isolde* eine arbeit, die im zusammenhang alle *Tristan*-dichtungen in übersichtlicher weise vorführt, den heutigen stand der forschung besonders in bezug auf die ältere zeit widergibt und für die entwicklung der sage als ganzes unser wissen erweitert und unsere einsicht vertieft. —

Ich wende mich jetzt zum einzelnen.

Ein einleitendes cap. zeigt die leidensgeschichte der *Tristan*-forschung. wie stückweise ist die überlieferung zu tage getreten, wie hat die beurteilung unter dem banne der liedertheorie gestanden, wieviel vorarbeit hat geleistet werden müssen, bis sich der gedauke durchrang, dass alle erhaltenen dichtungen auf eine einzige quelle, auf einen litterarischen *Urtristan*, zurückgehn. erst seit wenigen jahren, seit Bédiers ausführungen in seinem '*Roman de Tristan par Thomas*' bd. II (1905), ist der *Urtristan* erwiesene tatsache. — nach dieser übersicht, die von anerkennder würdigung zeugt für das rastlose ringen nach ergründung der sage durch die forscher des 19 jh.s, fängt das eigentliche werk an, das, wie der titel ankündigt, in zwei (fast gleiche) hälften zerfällt, von denen sich die erste mit den *Tristan*-dichtungen der alten zeit, die andere mit denen der neuzeit beschäftigt. die partie der alten zeit behandelt die elemente, aus denen die sage aufgebaut ist, den litterarischen *Urtristan*, die ersten bearbeitungen dieses urwerkes, dh. die dichtung *Eilharts* und deren vorlage, *Berols* werk, den französischen prosaroman und das gedicht des *Thomas*; und an diese anschliessend die verschiedenen ableitungen bis ins 15 und 16 jh., ja sporadisch noch später. die dichtungen der neuen zeit setzen mit dem ende des 18 jh.s ein. —

Bei der aufstellung der züge die dem litterarischen *Urtristan* angehört haben, ist G. zu fast demselben resultat gekommen wie Bédier. letzterer erleichtert übrigens die nachprüfung ungemein, indem er unter den zügen die dem *Urtristan* zuerkannt werden, auch die abweichenden varianten der verschiedenen texte zusammenstellt und durch eine eingehende besprechung nach jedem abschnitt die abweichungen der texte zu erklären sucht, ausserdem die gründe anführt, die ihn zur aufnahme oder zum ausschluss bestimmter züge geführt haben. G. bespricht erst nach der ganzen inhaltsangabe die hauptpuncte, in denen er von Bédier abweicht. man wird G. in manchem gegen Bédier beistimmen müssen. so in der aufnahme von *Isoldens* zweideutigem eid vor gericht, so, wenn er entwickelt, dass *Gorvenal*

und nicht ein anderer im Urtristan als letzter bote an Isolde gesant wird. den fast in allem abweichenden Tristan von Nanteuil hätte G. nicht mit als zeugen für Tristans geburt auf dem meere nennen sollen. — beim durchlesen des inhaltes, wie G. ihn vom Urtristan gibt, stößt man wiederholt auf züge, die eine sehr detaillierte angabe enthalten, ohne dass ein zweifelloser grund zu solchen geuauenangaben ersichtlich wäre. es ist an sich zwecklos, sich lange über die aufnahme dieses oder jenes zuges zu streiten, es ist schon ein bedeutender gewinn, dass Bédier und Golther zu den fast nämlichen zügen des Urtristan und zu der nämlichen folge der einzelnen abenteuer gelangt sind. aber wo bei G. einzelheiten angegeben werden wie: Morholt verlangt jedes dritte kind von 15 jahren, Tristan stößt auf SSamson das boot Morholts ins meer zurück, Tristan kauft nach seiner heilung speisen in England, gerade nach einem jahr kehrt er wider nach Cornwall zurück, die volle wirkung des liebestrankes dauerte 3 jahre (nach Berol, obgleich Eilhart, welchem G. sonst als bewahrer ursprünglicher züge groses gewicht zuerkennt, hier 4 jahre gibt), usw., da wäre m. e. eine etwas reserviertere angabe zuverlässiger gewesen.

Im 'Gefüge der fabel' weist G. die elemente nach, die der dichter des Urtristan zu seiner erzählung benutzte. den umfang des keltischen einschlags in die sage unterschätzt G., dünkt mich, in einem bedeutenden puncte. keltisch ist nach seiner ansicht das Morholtabenteuer mit der verwundung Tristans und dessen fahrt zur heilung, die, wie G. wahrscheinlich vorkommt, ursprünglich zu einer fee gieng. damit habe die sage im kymrischen geendet. keltisch-bretonisch sei ferner Tristans vermählung mit der tochter Howels von Carhaix. 'der eigentliche liebesroman aber könne in der kymrischen überlieferung von Tristan noch gar nicht vorhanden gewesen sein' (s. 69), dh. G. glaubt, dass Isolde als frau Marks und geliebte Tristans erst vom französischen urdichter eingeführt worden sei. sucht man nach den gründen, warum nicht schon im kymrischen eine beziehung zwischen Tristan und der frau Marks existiert haben könnte, so kommt eben nicht viel mehr dabei heraus, als eine ansicht mit mehr oder weniger apodiktischen aussprüchen. ich glaube, dass einige erwägungen uns gerade mahnen vorsichtig zu bleiben in einem schluss auf das nicht-vorhandensein eines verhältnisses zwischen den beiden liebenden im kymrischen. ich widerhole nur was zt. schon andere gesagt haben. 1. man sieht nicht ein, warum in der bekannten triade (Loth II 247) nur die benennung Drystan sohn von Tallweh keltisch sei, warum auf Drystan der zug, dass er den schweinehirten zu Essylt schickt und an dessen stelle die schweine bewacht, einfach aus der in dieser triade vorkommenden geschichte von Pryderi übertragen sein sollte. es bleibt wol eine nicht zu entscheidende frage, ob nicht auch das zeit-

weilige schweinehüteramt aus früherer erinnerung stamme, trotz späterer einschießel, wie das auftreten Marks in gesellschaft mit Arthur, Kei, Bedwyr. wenn in der keltischen welt von Tristans Morholtabenteuer usw. erzählt wurde und diese züge in dem literarischen Tristan aufnahme fanden, warum können denn nicht dinge erzählt worden sein, die eben in dem Urtristan keine verwendung hatten? nun ist aber das abenteuer in welchem Tristan als schweinehüter erscheint, obgleich es nicht im Urtristan vorkommt, gerade wichtig, weil es eng mit einer liebelei zwischen Tristan und Marks frau verknüpft ist. 2. ist es nicht psychologisch begreiflicher, dass der dichter des Urtristan einen liebestoff, den er in roher weise bei den kymrischen erzählern vofand, in seinem sinne verarbeitete und vertiefte, als dass er, besonders mit rücksicht auf den alten Mark, in den überkommenen stoff des Morholtabenteuers und der vermählung mit der Isolde Weifshand das märchen von der goldhaarigen jungfrau in erneuter fassung einschob? es muss anhaltspuncte für das hauptthema gegeben haben. dass zwischen dem Morholtabenteuer und der werbung für Mark in der erzählung eine scheidelinie ist, besagt nicht viel. 3. in unseren mittelalterlichen Tristanerzählungen, die aus dem Urtristan stammen, erscheint Tristan als held und liebender: müssen wir nun wirklich annehmen, dass die kymrische sage, nachdem sie Drostan aufgenommen, nur die seite als held herausgearbeitet, dass erst ein Franzose eine liebesgeschichte dazu erdacht habe? sollten die Kymren in der tat jegliches liebesverhältnis von ihrem Drystan ferne gehalten haben, trotzdem sie ihn zu einer fernen fee zur heilung schickten? — wo wir so gar keinen anhalt haben, lässt sich die sache nicht entscheiden. Bédier ist wie sonst so auch hier mit recht vorsichtiger in seinem urteil. — die umgestaltung, die veredlung, die vertiefung des themas rühren ohne zweifel von dem dichterisch hochbegabten vf. des Urtristan her, aber das material dazu oder vielmehr das thema selber fand er vermutlich schon vor. ich halte es ohne weitere aufschlüsse vorläufig für unstatthaft zu leugnen, dass in der kymrischen überlieferung jede spur von einem liebesverhältnis zwischen Tristan und Isolde bestanden habe, wenn wir auch über den umfang dieses verhältnisses wol immer im unklaren bleiben werden¹. —

Bei den fragen nach zeit der abfassung und namen des dichters vom Urtristan verlegt G. s. 73 die entstehungszeit des

¹ Nach GSchoepperle, Romania 38, 196 ff., wäre auch in der weise, wie Tristan bei seiner rückkehr nach Cornwall durch eine haselrute (vf. geht aus vom Geifßblattlai der Marie de France und lässt Tristan auf eine abgeschälte haselrinde schreiben) die Isolde von seiner nähe unterrichtet, an einen reflex von einem ein heer hemmenden gess zu denken, wie nach alt- und mittellirischen parallelen ausgeführt wird. der interessante, aber nicht einwandfreie artikel hat, wie die vf. auch selbst angibt, einen hypothetischen charakter. aber die möglichkeit solcher und anderer combinationen erinnern

Urtristan in die jahre 1140—1150, dh. vor 1154, das jahr, in dem die erste datierbare auspielung auf das liebespaar vorkommt, und nach dem erscheinen von Galfrieds Historia, denn ein zusammengehn von Arthur mit Gawain kann G. sich nicht denken ohne beeinflussung der genannten Historia; außerdem finde sich das vorkommen zweier feindlicher neffen um einen fürsten, sowie verbotene beziehung des einen veters zu der gattin des fürsten sowol in der Arthur- als in der Tristansage; so stehn um Arthur Gawain und Modred, von denen sich letzterer der frau Arthurs bemächtigt, um Mark Andret und Tristan mit Iseut, wie verschieden die sonstige einkleidung auch ist; die Tristan-Isolde-sage stehe also im verdacht, dass sie der Arthursage nachgebildet sei. eine solche begründung der datierung setzt natürlich voraus, dass in der kymrischen sage von irgend welcher beziehung zwischen Tristan und der frau Marks nicht die rede gewesen sein kann, und daher ist die datierung 1140—1150 in der ersten zahl sehr zweifelhaft. — anders Bédier. auch er arbeitet mit nicht ganz sicherem material. er meint (Roman de Tristan par Thomas II 314), dass die archaischen züge und die rohheit der sitten, wie sie wiederholt in den für die handlung wichtigen scenen vorkommen, den Urtristan in die erste zeit nach der eroberung verlegen, spätestens gegen 1120, 'presque un contemporain de la Chanson de Roland' (s. 155). — s. 75 sagt G.: 'es ist möglich, aber nicht zu erweisen, dass dieser name (es ist die rede von Li Kievres, der zweimal als vf. eines bekannten und schönen Tristanwerkes angeführt wird) dem urheber des ersten und ältesten Tristanromanes oder dem vf. der vorlage Eilharts gehört.' Li Kievres ein dichter des Urtristan? wenn der vf. des Urtristan ein dichter war, der pictisch-kymrische, bretonische und antike bestandteile und märchen und schwänke zu einem französischen roman vereinigte (s. 69), vielleicht ein Anglonormanne, der in England dichtete (s. 71), ist es dann wol wahrscheinlich, dass dieser vf. des Urtristan und Robert von Rheims, La Chievre genannt, eine und dieselbe person sind? wenn es im roman de Renart von ihm heisst, '*De Tristan, dont la Chievre fist, qui assez belement en dist*', wenn von Robert La Chievre von Rheims ua. höfische tanzlieder erhalten sind, so glaub ich, dass dieser Li Kievres — man hält den Li Kievres der Tristandichtung für denselben wie Robert La Chievre von Rheims, und letzterer geht wol kaum über das letzte drittel des 12 jh.s zurück — zeitlich schon zu weit absteht, um als vf. des Urtristan berücksichtigt werden zu können, mag der Urtristan nun zwischen 1140 und 1150 fallen, oder gar schon gegen 1120 vorhanden gewesen sein. —

doch daran, dass bei dem jetzigen stand unseres wissens vom keltischen Tristan ein ausspruch wie der G.s über den nicht-keltischen ursprung der liebe zwischen Tristan und Isolde nur mit solider begründung geäußert werden darf.

In bezug auf das abhängigkeitsverhältnis der einzelnen zweige der ältesten überlieferung zum Urtristan weicht G. in einem wichtigen punct von der gewöhnlichen ansicht ab. man lässt Berols dichtung und Eilharts vorlage aus einer und derselben bearbeitung hervorgehn. ein hauptgrund zu der annahme einer zwischenstufe ist, dass Eilhart und Berol eine zeitlang zusammengehn und beide die größte heftigkeit des liebestrankes auf die ersten jahre beschränken, Berol auf 3, Eilhart auf 4 jahre, während Thomas und der französische prosaroman von dieser zeitlichen einschränkung nichts wissen. G. ist der ansicht, dass Berols gedicht und Eilharts französische vorlage unmittelbar aus dem Urtristan hervorgiengen, dass also die auf die ersten jahre beschränkte heftigste wüirkung des liebestrankes schon im Urtristan vorkam. Thomas und der prosaroman hätten diesen zug aufgegeben. G. erklärt die sage von Tristan und Isolde gerade zu einer solchen zeitlichen beschränkung aufgebaut, denn am ende des waldlebens folge die trennung der geliebten. mit der annahme, dass Berol unmittelbar den Urtristan benutzte, löse sich auch von selbst die schwierigkeit, dass Berol zum teil zu Thomas gegen Eilhart stimme, vornehmlich im doppelsinnigen eid. züge die Eilhart und Berol gemeinsam sind, gehören demnach, wie G. annimmt, in den Urtristan. die ausführungen über diesen punct s. 98ff haben viel ansprechendes. —

G. verfolgt die verschiedenen redactionen bis in ihre letzten ausläufer. man sieht, wie zuletzt die sage den einzelnen kreisen der leser und der zuhörer zwar mundgerecht gemacht wird, aber dabei schliesslich ihren ursprünglichen charakter einbüßt. wie kraftlos sind solche allerletzten producte gegen die dichtungen eines Thomas und eines Gottfried mit ihrem poetischen duft. ich mache noch kurz auf die capitel aufmerksam, in denen G. von Thomas und Gottfried berichtet. G. konnte über manche gehaltvolle vorarbeit verfügen, aber die behandlung als ganzes zeugt in diesen capp. von künstlerischem geschmack und feinsinnigem verständnis. es ist, wie wenn die formelle kraft der beiden mittelalterlichen dichter oder was andere gelehrte in oft vorzüglicher weise gesagt haben, in einzelnen partien auch G. zu gehobener darstellung inspiziert habe. nicht nur G. selbst kommt zu worte, auch andere forser. an der spitze JGrimm in seinem merkwürdig zutreffenden urteil über Thomas. ferner Novati, GParis, Söderhjelm, Förster, Bédier, Piquet, Hertz. scharf tritt der gegensatz zwischen Thomas und Gottfried hervor trotz ihrer großen geistigen verwantschaft. an der bedeutung des französischen Thomas ermisst man die gröfse des deutschen Gottfried. —

In der besprechung der Tristandichtungen der neuzeit s. 259ff. gibt G. von jeder eine längere oder kürzere inhaltsangabe mit textauszügen und bemerkungen in bezug auf etwaige neuheit

in dem grundgedanken und den ästhetischen wert der arbeit. G.s behandlung ist sachlich, einfach, klar. in drei capp. werden die deutschen Tristandichtungen vorgenommen. 1. 'Tristandichtungen in stropfen'; bei diesen eröffnet Wieland mit seinem geplanten aber nie angefangenen Tristanepos die reihe, darauf folgen AWSchlegel, Rückert, Immermann uaa. 2. 'Erneuerungen von Gottfrieds Tristan in reimpaaren', es sind die arbeiten von Marbach, Kurz, Follen, Simrock, Hertz, Pannier. 3. 'Tristandramen'; an einem solchen versuchte sich zuerst Platen, und nach ihm folgte eine stattliche reihe anderer, von denen einige nicht immer zum vorteil ihres guten namens mit Wagners dichtung in concurrenz traten. an die besprechung dieser deutschen bearbeitungen schließt sich das cap. 'Englische Tristandichter'; mit recht hebt G. die werke Matthew Arnolds, Swinburnes und JComyns Carrs hervor. 'Französische Tristandichtungen' fangen erst spät an, wie G. ausführt, sie sind wenige an der zahl und ohne verständnis für den gehalt der sage; aber die französische litteratur besitzt in Bédiers nachdichtung in prosa eine leistung von hohem wert, denn in Bédier vereinigt sich der gründliche kenner mit dem liebevoll nachschaffenden künstler¹. —

Ein besonderes cap. behandelt die bilder zur sage. willkommen ist ua. die zusammenstellung der neueren künstler. in der hauptsache ist bei den modernen anschluss an Wagner, wie nicht anders zu erwarten, da erst Wagner der sage widerum zu einem wirklichen leben verholfen hat. zu meiner genugtuung sah ich s. 414, dass das bild Aubrey Beardsleys, welches in Goltthers Richard Wagner als dichter (Berlin 1904) aufgenommen wurde, auch G.s beifall nicht hat. —

Das schlusscapitel gehört Richard Wagners Tristan und Isolde.

Wenn man die seiten list, die G. dem Tristan Wagners s. 420—460 widmet, in dem warmen ton die hohe verehrung nachfühlt, die er für dieses tonwerk des großen meisters hegt, so läuft man gefahr, die mängel dieser schöpfung als dichterisches erzeugnis zu übersehen. ich verlange aber von dem manne, der den leser den langen weg durch die Tristandichtungen der verschiedenen zeiten und völker geführt, der auf ihre schwächen und vorzüge gewiesen hat, doch auch bei Wagners Tristan etwas anderes als rückhaltlose begeisterung. ich verlange, dass er auch weiter als unbeeirrter betrachter nicht nur das geniale ins rechte licht rücke, sondern dass er auch die schwächen aufdecke, die diesem werke anhaften, und sie uns, wo es nötig ist, erkläre,

¹ s. 404 wird eine stelle von GParis aus der Préface zu Bédiers ausgabe angeführt, wo es am ende also heisst: 'aus Bédiers gründlicher und liebevoller arbeit gieng eine dichtung hervor 'plus complète même sans doute, plus brillante et plus alerte qu'il ne l'avait lancée jadis'. aus dem zusammenhang ist nicht zu ersehen, dass mit dem letzten 'il' nicht Bédier, sondern der alte dichter Berol gemeint wird.

sei es aus dem wesen und den erlebnissen des meisters selbst, oder aus den eigentümlichkeiten des gewählten stoffes, oder aus anderen ursachen. G. zeigt, aus welchen quellen Wagger schöpfte, er gibt den inhalt mit innigstem kunstverständnis, er weist auf die bedeutung der Mathilde Wesendonk für diese dichtung, er betont das verwante in des meisters Nibelungen und Meistersingern, dinge, die vollauf zu würdigen sind. aber ich finde kein wort über das krankhafte des themas, das Wagner trotz und infolge der vergeistigenden behandlung nicht unbedenklich steigerte; kein wort über das sittlich-schwächliche, das spielball-artige der beiden liebenden, namentlich Tristans, dessen charakter mit dem verantwortlichkeitsgefühl vor dem trunke nicht recht stimmen will zu seiner passivischen natur nachher, schwächliches, das durch die reinheit der liebe nicht gut gemacht wird und durch die todesgedanken der beiden nur noch störender hervortritt; kein wort über die philosophisch-spitzfindige und doch unklare vorstellung des verschwommenen fortlebens im jenseits; kein wort über das fieberhafte jagen der handlung, ohne ruhepunkte für den zuschauer; kein wort darüber, dass für manchen das geniale werk eine berauschende verklärung einer groben verletzung der menschlichen gesellschaftsordnung in ihrem grundpfeiler ist. 'alles geschieht vor unseren augen, nichts wesentliches spielt sich hinter der scene ab oder wird nur beredet', sagt G. s. 426. nicht doch. um nur eins zu nennen: im II aufzug ligt die ganze gewalt der handlung auf Tristan, bis einen augenblick vor seinem tode, ihn sehen wir sterbend, seine wühlende verzehrende sehnsucht nach Isolde fühlen wir mit. aber was Isolde nach dem ende des II aufzugs durchgemacht hat, davon erfahren wir nichts. wir dürfen vermuten — es gibt auch andere möglichkeiten —, dass Isolde bei ihrem passivischen abschluss gegen die aufsenwelt in stillem brüten bei könig Mark safs — oder kam ihre wilde irische natur zum durchbruch? —, dass der geist bei dem fernen kranken weilte, stets aufhorchend nach kunde von Tristan. nun erleben wir gegen ende des III aufzugs ihren plötzlichen tod am lager des Tristan. es ist ein merkwürdiges zusammentreffen, das schon in der alten sage vorhanden war. aber Wagner hat durch Isoldens lange rede bei der leiche Tristans ihren tod physiologisch recht unerklärbar gemacht. Tristan stirbt an der wunde und an der erregung — GParis hat schon vor jahren auf das unpoetische dieser motive aufmerksam gemacht —, aber Isolde? eine frau, die so abgerundete philosophische gedanken zum ausdruck bringt, stirbt noch nicht so rasch an gebrochenem herzen, im höchsten schmerz fehlt das erlösende wort. es muss also zwischen dem schluss des II und Isoldens erscheinen im III aufzug etwas wichtiges stattgefunden haben, was sich hinter der scene abspielte. oder stirbt Isolde etwa den theatertod? — ich könnte so fortfahren mit meinen bedenken, G. nennt kein

einziges. G. beleuchtet in begeisterter sprache die lichtseiten von Wagners vielseitiger aber doch nicht allseitiger meisterschaft in diesem drama. das capitel über Wagners Tristan, wie schön an sich, ist nicht fertig wie das über Thomas und Gottfried, es ist nicht das ergebnis einer ruhig erwägenden kritik des auf alles achtenden, alles überschauenden historikers. wahrlich, Wagners gröfse und eminente bedeutung wird fort dauern, auch wenn nüchterne betrachtung in seinen werken dinge gewahrt, die unbedingt als schwächen bezeichnet werden müssen. auch im Tristan bleibt noch des schönen genug in der dichtung, und welch verschwenderischen reichthum enthält nicht die musikalische bearbeitung. —

G.s buch bietet für den entwicklungsgang der Tristansage mannigfache belehrung, obgleich man im einzelnen hie und da anderer meinung als G. sein muss. — eine ähnliche arbeit wie für Tristan stellt G. auch für Parzival und den Gral in aussicht. es kommt mir vor, wie wenn die ältesten stadien dieser sagen zu einer solchen behandlung noch nicht reif seien. G.s geplante arbeit soll doch mit über werden und erste entwicklung aufschluss geben. die erschließung des Urtristan ist durch ein glückliches zusammentreffen mehrerer umstände möglich gewesen, und wie begrenzt ist factisch der alte Tristanstoff in der mittelalterlichen überlieferung. welche unter sich abweichenden massen von material haben wir dagegen vom Gral und von Percheval, wie vieles harret noch sogar der kritischen veröffentlichung, wie verschieden sind die ansichten über entstehungsmilieu. noch fehlen uns die handhaben zu einer überlieferung durchzudringen, die für die ursprüngliche zu gelten hat, noch hat uns nicht ein genialer forscherblick oder eine glückliche entdeckung über das erste wesen des Grals aufgeklärt. ob es Golther gelingen wird?

Tilburg in Holland.

J. F. D. BLÖTE.

Helwigs Märe vom heiligen Kreuz, nach der einzigen handschrift zum ersten male herausgegeben von PAUL HEYMANN [Palaestra h. LXXV] Berlin, Mayer u. Müller 1908. 170 ss. — 5,50 m.

Das kleine, um die mitte des 14 jh.s entstandene gedicht findet hier eine erstmalige sorgfältige veröffentlichung in einer umfassenden monographie, deren hervorragendste eigenschaft die feinausgebildete methode der schule Roethes ist. das zeigt sich schon im ersten teile, der die sprache des schreibers behandelt und diesen in einem engumschriebenen gebiete nördlich vom Thüringerwalde localisiert. das ergebnis leidet aber zu sehr unter theoretischen erwägungen: dass der diphthong als *ei* und nicht als *e* geschrieben erscheint, schliesst keineswegs ostind. entstehung aus, vgl. Rückert-Pietsch Entwurf der schles. mda. 31; darum weil der schreiber 67 infinitive mit *-n*, 58 ohne *-n* schreibt,

wird (s. 32) nach dem Sprachatlas die heimat des schreibers in das gebiet ohne infin. -n verlegt. die bestimmung ist hinfällig, da der dichter den infin. ohne -n gebraucht und der schreiber es in mehr fällen hinzugefügt als weggelassen hat; diese erscheinung bringt also eher eine entscheidung nach der andern seite. ebenso trägt die mit hilfe des Sprachatlas — wobei übrigens nur die thüringische grenzlinie herangezogen wird — untersuchte feststellung, dass *nicht*, nicht *nit* geschrieben erscheint, nichts zur localisierung bei; zu dialektisch *nit*, *net* würde sich ein nach einer vorlage schreibender mönch des 15 jh.s des *nit*-gebietes auch kaum bereitfinden; so grob mundartlich ist die abschrift trotz manchen charakteristischen lautungen nicht gefärbt. im ganzen glaub ich, dass ich alle mundartlichen erscheinungen der hs. in laut- und formenlehre, nicht vereinzelt, sondern vereinigt, in einer reihe ostmd., besonders lausitzischer und auch nordböhmischer denkmäler nachweisen kann, ja ich finde entsprechungen, die mehr auf meißnisch-lausitzischen boden als nach dem Thüringerwalde weisen. die schreibung *ii* für *i* — *cziiit* (6 mal), *geczüiten* (2 mal), *si prophезiüte* — mit der der herausgeber nichts anzufangen weiß ('eine sonderbare schreibung' s. 10), ist charakteristisch meißnisch-lausitzisch, auch böhmisch, für das *ei* der canzleisprache, man vgl. Urkunden der markgrafen von Meissen (Cod. dipl. Sax.) I 348. 375. 376. 383. 580; II 242. 349. 363, 418. dazu treten zerdehnungen *Arabeyn*, *dreyen* und die in dieselbe richtung weisende verlegenheitsschreibung *nuen* für *niun*. ich nehme, in rechter entfernung vom Thüringerwalde, das deutsche stadtbuch von Böhmischem-Kamnitz mit eintragungen von 1380 bis ins 16 jh., dessen ausgabe durch Horčička mit meiner eingehenden einleitung in die sprache bevorsteht. hier findet sich neben allen andern entsprechungen das auch sonst ostmd. bekannte *i* > *ey*, wie sie H. vereinzelt (*heyn*, ähnlich bei *e: irweygit*) belegt, *ou* > *oy* (*vngeloybeg*, *boym*, *loib*) die H. s. 12 u. 14 'unsinnig' nennt, vgl. Rückert Entwurf 112; auch *wustenge* (v. 303) bedarf nicht der heranziehung as. formen (s. 22), sondern ist allgemein ostmd., *wustunge* steht schon im Ackerm. aus Böhmen. auch das 'seltsame' (s. 12) *czouch* für *zöch* ist gut md., es steht bei Weinhold Mhd. gr. § 355 aus dem Alex. und Rother und steht ostmd. in sächsischen urkunden wie im Kamnitzer stadtbuch. die wenigen mfr. elemente die die hs. aufweist (5 mal erhaltenes *p* im anlaut neben 13 *ph*, *kortir* neben *korcz* und 8 mal *dit*), erklären sich natürlich weder thüringisch noch ostmd., sondern sind darauf zurückzuführen, dass der schreiber im hessischen kloster Alsfeld geschrieben hat. die *det*, *ted*, *rades*, *tod* braucht man nicht notwendig damit zusammenzubringen, sie sind auch sonst md. im 14 und 15 jh. zeichen jüngerer verwilderung. alles in allem will ich durch die vorstehenden bemerkungen nur nahelegen, dass H.s. localisierung der hs. keine sicherheit gewährt, und dass wir ebenso

gut auf einen ostmd. schreiber schliessen dürfen. damit wird natürlich der wert des Sprachatlas für mundartliche bestimmungen nicht tangiert.

Mehr befriedigung und sicherheit bietet der zweite teil, der von der sprache des dichters handelt; die saubere methode würt höchst erfreulich. aus den mehr als 30 % dialektischen reimen, zu denen auch reichlich assonanzen und dialektisch unreine bindungen gehören, sind als charakteristisch *ei: é* (4 fälle), *prubete: ubete*, *fregin: undirwegin*, *wel (wil): öl*, *borne (brennen): zorne*, *vorschit (obiit): nit* und besonders der abfall des infiu. -n in 45 gesicherten fällen hervorzuheben. wir haben es m. e. mit einem klosterpoeten zu tun, der die feinheit der höfischen technik nur aus der entfernung kannte. aus seinen *e, é, i, î, u, û*-reimen — die *e*-bindungen erscheinen in 13 reimcombinationen! — sind keine schlüsse auf die wirkliche qualität der laute zu ziehn. darum stehn *kraft: nacht*, *hereschaft: macht*, *stiften: vornichten* nicht unter ndd. einfluss (s. 42), sondern sind ebenso wie *belac: stat*, *gewohnheit: treip*, *sunden: hulden* assonanzen. — den dichter localisiert H. im thüringischen gebiete westlich vom Fichtelgebirge. zu wenig bedeutung hat er dem in der zusammenfassung (s. 49) gar nicht erwähnten reime *mancherlei: bei* 799 beigemessen und doch ist er vielsagend als eine concession an die neuen diphthonge, die sich dem nach reimen ringenden klostermann aus dem gebrauche der canzlei und kaum aus bairischer sprachbeeinflussung anboten. wenn der herausgeber die schwierigkeit, die ihm die reimbindung macht, damit aus der welt schaffen will, dass er die vv. in der anmerkung als zusatz des schreibers erklärt, macht das bei seiner localisierung des schreibers wiederum bedenken. ich möchte die heimat des dichters nicht zu weit nach westen schieben.

Aus der sprachlichen freiheit der reimbindungen ergibt sich auch ein schluss auf die metrik des verses in der richtung, dass man nicht künstlich regelmässigkeit herstellen wird, wo sie der sprache gewalt antut. wenn die sprache des dichters die unbetonten nebensilben 'mit auffallender zähigkeit' (s. 51) festhält, kann eine weitgehende apokope, synkope und ekthlipsis, wie H. sie übt, keine berechtigung haben, zumal auch die reime nur wenige leichte fälle aufkommen lassen. sicherlich lässt die rhythmik dieses dichters viel zu wünschen übrig: aber mit unserm wunsche, die senkungen möglichst regelmässig und einsilbig zu gestalten, hat sich der dichter nicht identificiert. und 100 schlechtgebaute verse auszufeilen und gegen 100 andere mit zweisilbigen senkungen anzuerkennen, sollte bedenklich machen. unformen wie *Jérsalém, Jérslem, Sálmons* uä. (s. 56) sind dem münche kaum unterlaufen und dürfen mit unserm volkstümlichen *Elsbeth* nicht auf eine stufe gestellt werden. im ganzen ist das lob, das H. der metrischen kunst Helwigs spendet (s. 65), stark einzuschränken,

viele der als parallel gebaut angeführten vv. verdienen diese bezeichnung nicht, dass man im einzelnen falle vieles anders beurteilen, besonders anders lesen wird als der herausgeber, ist sicher und soll kein allgemeiner vorwurf sein. nur ein beispiel: *alrèst mán darin treip* 550 wird man kaum für möglich halten (s. 61) und *alrèst man darin treip* lesen, zumal *alrest* declamationston hat.

Der quelle der dichtung geht der herausgeber mit großer sorgfalt nach, ohne zu einem andern ergebnis zu kommen, als ich für die dichterische behandlung desselben stoffes durch HvFreiberg, dass nämlich der dichter eine mischredaction der vorhandenen lateinischen legendenbss. benützt hat. diesem texte folgt er aber nicht wörtlich wie jener dichter, sondern schaltet ziemlich frei mit seinem stoffe, kürzt und erweitert — ‘Helwig ist kein meister, weder in der composition noch in der einzeldarstellung’ s. 81, ähnl. 89 —, in allen einzelheiten der äußeren technik und des stiles ist ihm Heinrichs erstlingswerk überlegen. H. weist die kenntnis und benutzung von Heinrichs legende nach — man vgl. noch 106 (Helw.): 194 (Heinr.); 319f.: 471f.; 362: 529; 379: 552; 389: 567; 442: 648; 459: 667 —, misst aber der sache keine große bedeutung bei. Helwig weicht allerdings wörtlicher herübernahme möglichst aus, nimmt die reimwörter Heinrichs in das versinnere und umgekehrt und wählt einen freieren ausdruck. da Heinrich die wörtliche übertragung vorweggenommen hat, klingen Helwigs verse nicht selten gequält und leer. v. 139 sagt er: *darin stoz daz houbit din* (Heinr. 255 *und habe niur daz houbit hin in*), der ausdruck stammt aus Heinrich 262: *daz houbit er zu der tür in stiez*, wo Helwig unter auslassung des ‘*intromisso capite*’ nur sagt: *Seth tete daz zuhant*. — v. 127f nimmt er den ausdruck *daz furige swert* usw., den Heinrich 180 *mit einem swerte viurin* zur übersetzung von ‘*cum gladio flammeo*’ gebraucht, ohne nun eine entsprechung in der vorlage zu haben, herüber. an andern stellen sucht er wenigstens nach einem andern ausdruck, zb. ‘*cortice et foliis nudata (arbor)*’ bei Heinr. *rinden unde loubes blöz: gröz*, bei Helwig 160 *schalen und loubes was er blöz: gröz*. die beispiele lassen sich mehren.

Was den mit großer sorgfalt eingeleiteten text selbst betrifft, halte ich es für einen misgriff, dass Heymann nicht die hs. mit allen ihren erscheinungen, abzüglich offensichtliche schreibfehler, zum abdruck gebracht hat. dass er nicht normalisierte, war bei der unsichern überlieferung und der kunstlosigkeit des gedichtes begreiflich. dass er aber einen teil der dialektformen belassen, den andern in die lesarten verwiesen hat, ist kein nutzen und solange ein hindernis in der betrachtung des ganzen, solange dieses zu vielen fragezeichen anlass gibt und der dichter selbst nicht genauer localisiert ist — aufer in der von dem

herausgeber durchgesehenen urkundenlitteratur findet sich der name *Waldirstet* auch in den gröfseren urkundenwerken Sachsens, Schlesiens und Böhmens nicht. — dass H. beispielsweise *dit* im texte belassen, anderseits *wulde* durch *wolde* ersetzt hat, ist inconsebuent; denn *dit* hat der dichter nicht gesprochen. die einzelmerkungen, zu denen die ausgabe von Helwigs märe anlass gäbe, hier mitzuteilen, ligt nicht im zwecke einer kurzen besprechung. hier will ich nur das rätselhafte verb. *struten* (487) aufklären. *struten* heifst vorerst 'durchsuchen', dann wol 'plündern', wie es die Wbb. belegen, aber vgl. Schmeller-Fr. II 820. ich kenn es aus Böhmen (Saaz-Kaaden) als *durchstruten* = neugierig durchsuchen. es heifst also 487 sowie 500 (wo die hsl. form *strutten* beizubehalten wäre) 'untersuchen', präguant von den zimmerleuten 'ausmessen'.

Die ausgabe erweist Heymann als sorgfältigen und fleifsigen arbeiter, der sich auf den verschiedenen gebieten, welche die herausgabe eines mittelalterlichen gedichts verlangt, mit dem notwendigen wissen eine vorzügliche methode angeeignet hat.

Leitmeritz, im jänner 1909.

ALOIS BERNT.

Die deutsche Bibel des Erasmus Stratter in der universitätsbibliothek zu Graz. eine untersuchung zur geschichte des buchwesens im xv jahrhundert von FERDINAND EICHLER. mit neun tafeln. Leipzig, Harrassowitz 1908. 152 ss. 8^o. — 6 m.

In der Weimarischen Lutherausgabe ist vor kurzem Luthers schrift Vom Kriege wider die Türken 1529 erschienen und darin die stelle 30 II 109 entsprechend hervorgehoben worden: *denn mein gnedigster herr, hertzog Friderich seliger gedechnis, ward so fro, da ich zu erst von weltlicher oberickeit schreib, das er solch büchlin lies abschreiben, sonderlich einbinden und seer lieb hatte, das er auch mocht sehen was sein stand were fur gott.* Friedrich der Weise steht in seiner zeit nicht allein mit dieser uns überraschenden wertung, dass ihm ein handschriftliches exemplar von Luthers schrift von weltlicher oberkeit höher gilt als ein mit hilfe der neuen *ars artificialiter scribendi, absque calami exaratione* hergestelltes: dieselben hohen kreise, in denen die festliche kerzenbeleuchtung noch lange ihren platz behauptet hat, als sonst in aller welt schon gas und petroleum brannten, haben auch dem gedruckten buch mit seinem demokratischen zug zur massenhaftigkeit etwa durch das erste jh. seines bestehens die kostbarere, individuellere, jeweils nur einmal existierende handschrift vorgezogen. E., der auf s. 18f noch mehrere zeugnisse der art zusammengestellt hat, legt eine peinlich saubere untersuchung über das classische erzeugnis dieser stimmung vor. denn die prachtbibel, die Erasm Stratter aus Radstadt zu Salzburg am 22 september 1469 vollendet hat, bietet in ihrem texte nichts anderes

als eine abschrift von Johann Mentels erster deutscher Bibel, wie sie drei jahre vorher in Straßburg gedruckt war. erzbischof Bernhard von Salzburg hat sie in der canzlei seines domcapitels schreiben und noch im gleichen jahre von Ulrich Schreier (etwa 1430—81) illustrieren lassen, der sich damit unter den besten deutschen miniatoren des 15 jh.s einen platz gesichert hat. die fertige Bibel hat der erzbischof dem ihm verschwägerten vicedom in Leibnitz Andreas von Kreig geschenkt, vielleicht zur hochzeit. später ist das werk in die 'bibliotheca aulica' zu Graz gelangt, von da hat sie am 20 märz 1583 die kunstsinnige erzherzogin dem jesuitencolleg geschenkt, die jesuiten haben sie spät im 17 jh. von neuem prächtig binden lassen, und seit der auflösung des ordens 1773 ist sie ein schmuckstück der universitätsbibliothek zu Graz.

Am text der hs., die gelegentlich selbst druckfehler von Mentels bibel mit abschreibt, ist eine reihe von änderungen im wortschatz bemerkenswert, über die E. s. 95 ff berichtet: für *berespen* 'tadeln' der vorlage setzt Stratter *züchtigen*, für *beschouwede*: *gegenwürt*, für *eischen*: *begeren*, für *entsampt*: *alle* und *miteinander*, für *dein entsampt knecht* Apok. 22, 9 *mütesell*, für *entweln* 'sich aufhalten': *wonen*, für *flehung*: *gepet* und *vorch*, für *itwisz*: *straff*. für *lützel*: *wenig*, für *michel*: *groß*, für *schrift*: *geschrift*, für *turteltaub*: *gurteltaub*, für *vngenge* 'impius': *sünder*, für *winster*: *tenk*, für *wücher* 'fructus': *frucht*, für subst. *wunniglich* 'gloria': *freüd*, für *zerknischen*: *zermüsch*, für *zeswe*: *recht*. dazu treten die bemerkungen über *horb* und *muem* s. 11. veraltende und landschaltlich beschränkte bestandteile des Mentelschen wortvorrats sind damit lehrreich gekennzeichnet. die seltsame widergabe des *berespt* mit *geoffenwart* s. 96 läßt sich vielleicht so deuten, dass sich Stratter zu *increpasti* ps. 9, 6 die übersetzung 'angefaren' notiert hatte und die eigne notiz dann in 'offenbaren' verlesen hat. ein fragezeichen wird man zu E.s auffassung s. 101 setzen müssen, dass Stratter mit schreibungen wie *stuel tuet ruetten* gegen Mentels *stül tüt rüt* zu den diphthongiarten formen zurückgekehrt sei, während Mentel unter md. einfluss schon einfachen laut angewant habe: gewis hat Mentel diphthonge gemeint, so gut wie Stratter. doch E. betont s. v selbst, dass er der sprachforschung die aufgabe lasse, die stellung von Stratters bibel in der geschichte des deutschen bibeltextes eingehend darzulegen.

Den reichthum der hs. bilden die miniaturen Ulrich Schreiers, der sich — wol ein einzigartiger fall in jener zeit — in einem A (bei E. tafel 6) in halber figur verewigt hat. seine feine auffassungsgabe und sein talent zu kräftiger charakteristik sichern ihm die schönste malerische wüirkung, wie das namentlich E.s titelbild prächtig veranschaulicht, auf den ruhm der originalität muss er dagegen verzichten, denn bis auf éine miniatur, die ihrerseits von der technik des holzschnitts beeinflusst scheint,

hält er sich durchaus an das vorbild des jetzigen cod. lat. mon. 15701, einer lateinischen bibel die 1428 geschrieben, bis 1430 unter italienischen einflüssen illustriert, 1435 dem Salzburger domcapitel geschenkt ward. bei der eingehenden würdigung die E. den einzelnen miniaturen zu teil werden lässt, war er durch sein thema gebunden, von Schreier und seiner kunst auszugehen. sein gerechter sinn bewahrt ihn davor, den anonymen künstler der Münchener hs. zu weit zurückzudrängen, dennoch wird vielleicht ein beurteiler, der nicht wie E. von jahrelanger liebevoller beschäftigung mit Stratters bibel an die vergleichung herantritt, die rollen hie und da anders verteilen. in der miniatur zum 11 buch der könige, bei der E.s tafeln 3 und 4 die unmittelbare vergleichung erlauben, würrt das Münchener vorbild entschieden einheitlicher und einfacher, es ist perspectivisch richtiger, der hintergrund ruhiger — auf Schreiers copie, die E. seinen besten leistungen beizählt, sind die köpfe zu grofs, der könig ligt nicht recht auf dem bett, die oberkörper der figuren hinter dem bett fallen aus dem bild heraus.

In jeder andern beziehung hat E.s vertiefung in seinen reizvollen gegenstand zu objectiv gesicherten, einwandfreien ergebnissen geführt. einen kleinen triumph feiert seine gewinnende methode, aus einzelbeobachtungen schritt um schritt vorzudringen, s. 132f in der zeitlichen fixierung von Schreiers tätigkeit. man darf annehmen, dass die hs. lage für lage, wie sie der schreiber fertig hatte, zum maler gieng. wenn Stratter *'am Freitag vor Sannd Rueprechts tag im herbste Anno dni M. CCCC. LXIX^o* den letzten zug an bl. 655 tat, konnte Schreier etwa mitte october auf dem letzten blatt angelangt sein. auf bl. 324 hat er in die initiale A die zahl 1469 eingezeichnet — offenbar doch um damit den beginn der tätigkeit im neuen jahre zu markieren. nimmt die zweite hälfte der hs. dreiviertel jahr in anspruch, so darf für die erste etwa die gleiche zeit angesetzt werden. auf bl. 42 ist ein maikäfer mit so viel naturtreue gemalt, dass die natur das modell würrklich geliefert haben muss, danach mag der miniator etwa ende april 1468 seine arbeit begonnen haben, und das stimmte gut zu jener gleichung. endlich sind auf bl. 582 in die übliche zierranke blühende kornblumen eingeflochten, widerum mit so feiner naturbeobachtung, dass das blatt zur kornblumenzeit, etwa im august 1469 gemalt sein muss, und damit schliest sich der nette beweis, dass Stratter etwa 1 $\frac{1}{2}$ jahr an der hs. gemalt hat. wie hier im kleinen, so rundet sich E.s untersuchung im ganzen gefällig und überzeugend ab und hilft seinem plane, den wandel der geistigen cultur im übergang des buches von der handschriftlichen zur gedruckten überlieferung klarzulegen, einen guten schritt voran.

Freiburg i. Br.

ALFRED GÖTZE.

Mittelalterliche inventare aus Tirol und Vorarlberg mit sacherklärungen
herausgegeben von OSWALD v. ZINGERLE. Innsbruck, Wagner 1909.
ix u. 401 ss. gr. 8°. — 14 m.

Einer publication wie der vorliegenden kann sich zur zeit kaum eine andere deutsche landschaft rühmen, und man darf Tirol wol dazu beglückwünschen, dass einer seiner söhne die hingabe und den geduldigen fleiß bewiesen hat, sich diesen wenig beachteten urkunden der culturgeschichte jahrelang zu widmen und sie mit gelehrter sachkunde und offenem blick für die realien der neuen und alten zeit zu erläutern.

Der band, der sich äußerlich, in stattlichem format, durch schönen und saubern druck, zweispaltig mit breitem durchschuss, empfiehlt, zerfällt in zwei fast gleiche hälften: s. 1—209 bringt die texte, den rest nehmen die register ein, in denen die hauptarbeit steckt, eine ganz gewaltige arbeit. nicht als ob ich die mühe an den texten gering taxierte: wer einmal derartige schriftstücke unter händen gehabt hat, die grofsenteils flüchtig, oft unter unbequemen umständen geschrieben sind, bisweilen auch in reinschrift ein schwer leserliches brouillon von fremder hand widergeben, der wird vZ. für die saubere herrichtung und den übersichtlichen druck sicher dank wissen. es sind 82 verschiedene schriftstücke, grofsenteils inventare von Tiroler schlössern und festungen; dazu von einzelnen personen des hohen und niedern adels wie des bürgerstandes, hohen und niedern geistlichen und beamten (drei zolleinnehmer!); schliesslich von kirchen und hospizen, fürstlichen amtsbüusern und behörden. einige burgen sind durch eine mehrzahl von inventaren vertreten, Fragenstein und Taurh durch je 5, Sigmundsburg gar durch 6, und hier kann die frage aufgeworfen werden, ob nicht eine zusammenfassung unter anwendung verschiedener typen möglich gewesen wäre, da sich doch ganze partien wiederholen. die meisten aufzeichnungen sind datiert, wie etwa die von Thaur: 1471. 1484. 1487. 1488. 1498, und ich meine, hier und da hätte es dem herausgeber nicht schwer fallen können, das jahrzehnt oder gar die jahreszahl selbst, wo sie fehlt, zu ermitteln: so ist das bei vZingerle undatiert gebliebene einzige inventar von Runkelstein (XL) aufgenommen von [Heinrich] Stang, als er das schloss für 'seinen herrn [bischof Georg] von Trient' übernahm, mithin im j. 1463, wie ich aus Schönherr Schloss Runkelstein (Innsbr. 1874) s. 29 lerne. übrigens vermisst man jeden hinweis auf das sehr reichhaltige Runkelsteiner inventar von 1493 (zeit eh. Sigmunds), welches Schönherr zum ausgangspuncte seiner kleinen schrift nahm und im anhang s. 47—56 abgedruckt hat (widerholt Ges. schriften I 677—683).

Alle inventare gehören dem 15 jh. an, und die meisten seiner zweiten hälfte: von 71 datierten sind nur 10 vor d. j. 1450 aufgezeichnet, und gewis fallen auch die meisten ohne jahreszahl überlieferten in den spätern zeitabschnitt. ich gesteh,

dass mir das eine erste enttäuschung gewesen ist — von einer andern werd ich später reden. was gäben wir darum, wenn sich von den vielfach doch recht gleichmäfsigen, ja eintönigen bekundungen dieser schriftstücke ein paar documente des 14, 13 und wömöglich auch eines des 12 jahrhunderts abhöben — es brauchte ja nicht gleich ein codex Falkensteinensis zu sein! dass das reiche, wohlgesichtete und trefflich verwaltete Innsbrucker statt-halterei-archiv nichts derartiges aus älterer zeit enthalten sollte, ist unwahrscheinlich und wird auch schon durch eine notiz bei Schönherr aao. 18 widerlegt, wo das inventar eines ritters von Hertenberg aus dem 14 jh. benutzt ist. der herausgeber bleibt uns eine erklärüng schuldig, warum er sich ganz auf das 15 jh. beschränkt hat.

Die texte gibt vZ. ohne einleitungen und beigaben, er verschiebt alles was er zur erläuterung zu bieten hat, auf die register, die sehr eingehend und, wenn auch in der anordnung nicht immer einwandfrei, doch jedesfalls wol ausgedacht und sauber gearbeitet sind. das 'Personen- und ortsverzeichnis' s. 211—240, in dem man auch alle standes-, amts- und verwantschaftsbezeichnungen findet, holt leider die historischen orientierungen nicht nach, die vor allem der nicht-Tiroler bei den texten vermisst hat. das 'Wörter- und sachen-verzeichnis' (s. 241—392, es folgen noch 'Wertansätze' u. 'Nachträge u. berichtigungen') verdient zunächst das lob einer einzig dastehenden vollständigkeit: als wortregister für die realien erfüllt es in seiner einrichtung die höchsten anforderungen und versagt nie, wenn man beim nachschlagen vom wortlaut des textes ausgeht: ich hab es hinreichend erprobt. der verfasser hat aber noch mehr leisten wollen: er hat in die wort-erläuterungen nicht nur eine fülle von belesenheit aus andern archivalien und abgelegenen druckschriften hineingesteckt, sodass sie gelegentlich zu förmlichen excursen anschwellen, sondern vor allem die zahl der stichwörter und der verweisungen von wort zu wort weit über das mafs dessen gebracht, was wir sonst gewöhnt sind. schlagen wir wörter nach wie *brief*, *püchs*, *kessel*, *truh*, *eisen*, *nagel*, so treffen wir den nachweis aller beziehungen und zusammenhänge, in denen das grundwort für sich erscheint, und zum schluss ein verzeichnis aller composita, in denen wir es an zweiter stelle finden; unter *kupferin*, *ysnin*; *lidenin*, *erden*; *aharnen*, *eiben*, *feuchten*, *lärchen* usw. sind alle gegenstände verzeichnet, die aus dem betr. material gefertigt sind; die artikel *bla*, *rot*, *swartz*, *weifs* usw. weisen uns alle realien in diesen farben nach; unter *gemalt* stehn alle gegenstände die 'gemalt' und 'bemalt' sind. man wird anerkennen, dass der herausgeber ungewöhnliches geleistet hat. und doch kann ich das verfahren nicht praktisch finden; vZ. hat sich offenbar sein register höchst mühsam zurecht-getüfelt, als ob er als allererster ein 'wort- und sachregister' herzustellen hätte — er hat von dem vorbild und den erfahrungen

anderer gar keinen nutzen ziehen wollen. und das merkwürdigste: er, der das studium der mittelalterlichen privataltertümer zu seiner lebensaufgabe gemacht hat, der sich in zahlreichen artikeln dieses registers als einen menschen mit offenen augen und praktischem sinn bewährt, er haftet beständig am wort und am buchstaben, wo es auswahl und anordnung der artikel angeht. zunächst die anordnung: die composita 'reibhafen', 'reybstain' (sol) stehn unter *re*, dagegen 'ribeisen' unter *ri*, offenbar nur deshalb, weil *vZ.* die älteste form voranstellt und die *i*-form nur bei dem letzten wort belegt ist. aber noch schlimmer: das subst. 'eisen' und seine composita haben ihren platz unter *E*, das dazu gehörige adj. 'ysnin' (nb. mit ca. 30 orthographischen *eys*-varianten!) müssen wir unter *I* aufsuchen! ich bezweifele, dass sobald jemand auf den gedanken verfallen wird, das stoffjectiv nachzuschlagen, um sich zu vergewissern, welche gegenstände aus eisen man im 15 jh. in Tirol in gebrauch gehabt hat — wenn aber einer diese neugier verspürt, dann wird er (zumal wenn er kein philologe ist) zunächst unter *eisen* suchen, und nachdem er dort das substantivum gefunden hat, nicht für möglich halten, dass das adjectiv unter einem ganz andern buchstaben stehn könnte.

Indem *vZ.* beständig am wortlaut seiner texte kleben blieb, hat er sich gar nicht in die seele der benützer versetzt. es fehlen alle verweisungen die sich aus der sache ergeben: *kariol* wird zwar als 'radelbett' erläutert, aber unter *radelbett* ist kein hinweis auf das fremdwort gegeben; wer sich für das alte buchwesen und den etwaigen litterarischen besitz der Tiroler schlösser und kirchen interessiert und deshalb das wort *puech* aufschlägerhält dort keine mahnung, sich auch um *liber* und *libellus* zu kümmern. neuhochdeutsche stichwörter die zu den sachen hinführen, hat *vZ.* gänzlich verschmäht, und gerade solch, wären dringend nötig gewesen, um diese reichfließende quelle für die geschichte der deutschen altertümer bequem nutzbar zu machen. vor allem fehlt es an sammelwörtern! *helm* ist ein ganz kurzer artikel, auch *schilt* fasst nur 10 zeilen: ein neuhochdeutsches stichwort 'Helm' aber hätte zugleich auf *pekelhewel*, *kappen* (*huntskappen*), *eysenhuet*, *hauben*, *schallern*, *scharfflir*, *zeladen*, *zelären* verweisen müssen; ebenso ein stichwort 'Schild' auf *pafesen*, *targen*, *tarschel* (*renntarschen*) usw. ein artikel den ich mir selbst vollständig hergerichtet habe, wäre zb. (ich acceptiere die von *vZ.* gewählte reihenfolge):

Münzen: s. *perner*, *kreutzer*, *ducaten*, *vierer*, *grossus*, *gulden*, *marckheten*, *marcelln*, *moneta*, *schilt*¹.

50—60, allerhöchstens 100 solcher sammelwörter mit den nötigen verweisungen wie etwa 'geldsorten, s. münzen', 'heil-

¹ nb. 'v *schilt*' LXXVI 3 sind keine 'schildtaler' (1425!), sondern goldmünzen, wahrscheinlich französische 'écus d'or', die unter diesem namen auch in Deutschland sehr beliebt waren.

tümer, s. reliquien', 'mafse, s. trockenmafse, flüssigkeitsmafse', hätten genügt, um das register für jeden, der zu gelegentlicher benutzung oder zu rascher ausbeute an dies quellenwerk herantritt, praktisch wertvoll zu machen. wie es jetzt vorligt, ist ein gut teil des darauf verwanten fleisses unfruchtbar geblieben. meine vorschläge würden keine erweiterung des umfangs verlangen, ihu eher einschränken, selbst wenn ich dem verfasser die freiheit liefse, in einzelnen artikeln, wie etwa 'natterzungen' (s. 345), drei spalten für eine curiosität zu brauchen.

Was die benützer des werkes angeht, so wird die ansbeute für die tirolische landesgeschichte rasch ausgeschöpft sein, den ertrag für den deutschen wortschatz können die germanisten überaus bequem aus den händen vZingerles übernehmen. dass er speziell für das neuhochdeutsche wörterbuch von nicht zu unterschätzender bedeutung ist, lässt die zeit und der charakter dieser documente erwarten, durch welche wesentliche lücken der litterarischen überlieferung ergänzt werden. zwei beispiele mögen den gewinn andeuten, den die altersbestimmung neuhochdeutscher wortformen und wortbedeutungen erfährt. für 'Brustbild' hat der neue Weigand einen ältesten beleg von 1557: hier begegnet LXXX, 66 z. j. 1430 i *prustpild*, dar inn etwiuil hailtumb ist, also ein reliquienbehälter, und zur bezeichnung eines plastischen werkes wird das wort gewis eher verwant sein als für ein gemaltes porträt; 'Landschaft' für die künstlerische darstellung einer solchen kennt Heyne im DWB. aus Basel z. j. 1518, hier haben wir es ein menschenalter früher: LVII, 4 z. j. 1484 (=LVIII, 4; LIX, 124) *Ain gemalts buech mit etlichen landschaften*.

Der sprachschatz ist durch eine große anzahl italienischer (und ladinischer?) lehnwörter charakterisiert, und auch die gewaltige masse der deminutiva erweist mit zwingender deutlichkeit den einfluss der romanischen nachbarn. gewis bedarf Polzins these einer vorsichtign fassung; dass er uns aber einen überaus fruchtbaren hinweis gegeben hat, davon überzeug ich mich mehr und mehr.

Während die geschichte des kunstgewerbes für das jahrhundert das für Tirol 'das classische zeitalter der gotik' darstellt (Schönherr Gesammelte schriften I 7), allerlei kleine urkundliche beiträge erhält, wenn auch keine so beredten, wie sie die regesten des kundigen Schönherr gesammelt haben, fällt für das buchwesen nur wenig ab und geht die deutsche litteraturgeschichte völlig leer aus — das ist die zweite enttäuschung von der ich oben sprach; denn gerade für das 15 jahrhundert, an dessen eingang die namen Oswalds von Wolkenstein und Hans Vintlers stehn, durfte man in Tiroler inventaren doch eine kleine ausbeute erwarten. aber neben den immer wieder vorkommenden *lehen-*, *reit-*, *register-*, *urbar-*, *zins-*, *zoll-* und *inventory-püechern* und *püechln*, neben den *antiphonari-*, *mess-*, *tagzeit-*, *bet-* und *gesang-*

püechern hat die eigentliche litteratur wenig zu sagen: mal ein Eutropius, ein Cassiodorus, ein Petrus de Crescenciis (man mag sie im ersten register aufsuchen) — aber nichts deutsches mit titel und nur ganz vereinzelt einmal (LXVII, 47) *klåine tewtsch pücher*, wobei man aber nach der umgebung eher an documente resp. notizbücher denken darf: es ist der umfangreiche nachlass des Hans von Wehrburg (1420), der für einen archivar höchst interessant sein muss.

Trotzdem geb ich die hoffnung nicht auf, dass es Gottlieb bei seinen sammlungen für die mittelalterlichen bibliothekskataloge Österreichs gelungen sein möchte, auch für Tirol ein material aufzutreiben, das seinem anteil an der schönen litteratur des deutschen mittelalters einigermaßen entspricht.

Göttingen.

EDWARD SCHRÖDER.

Grimmelshausens *Simplicissimus* und seine vorgänger. beiträge zur roman-technik des siebzehnten jahrhunderts. von CARL AUGUST v. BLOEDAU [Palaestra h. LI]. Berlin. Mayer und Müller. 1908. VI und 145 ss. 8^o. — 4 m.

Auf grund einer ausführlichen vergleichung des *Simplicissimus* mit seinen spanischen und deutschen vorbildern sucht vBloedau in die entstehungsgeschichte des romans einzudringen. der picarische roman nahm in Deutschland eine ganz andere gestalt an, weil die zustände Spaniens von denen Deutschlands zu verschieden waren. daher überlud man die deutschen übersetzungen mit moralisierenden und lehrhaften 'discursen', wie vB. namentlich in einer ausführlichen analyse des Landstörzers Gusman (1615) von Aegidius Albertinus zeigt. diese neigung schwand zwar nicht ganz, verringerte sich aber doch, 'als Grimmelshausen im großen kriege ähnliche zustände sah, wie sie die verfasser der novela picaresca nach den Maurenkämpfen in Spanien angeregt hatten' (s. 15). aus dem Lazarillo, von dem noch 1656 eine übersetzung in Nürnberg erschien, übernahm Grimmelshausen die ichform, die trüben jugenderfahrungen des helden und seine neigung zu schwänken und streichen. im schärfsten gegensatz zu diesen picarischen bestandteilen des *Simplicissimus* steht jedoch gleich im anfang das einsiedleridyll. wie dieses folgt der schluss, der *Simplicius* zwar zunächst zum bauer, dann aber plötzlich ebenfalls zum einsiedler werden lässt, der tradition des idealistischen romans, vornehmlich einer scene in Kurandors 'Unglückseliger Nisette'. hier führt das belauschte lied die erkennung herbei. im *Simplicissimus* hat es auf den gang der handlung keinen einfluss und brauchte überhaupt nicht belauscht zu werden. der einsiedler könnte es dem knaben einfach vorsingen. vB. glaubt, dieses lied habe in einer frühern fassung die entdeckung zwischen vater und sohn herbeigeführt (s. 127). Grimmelshausen sei aber dann wider davon abgekommen. nun zeigt das einsiedleridyll

eine reihe von realistischen zügen, durch die es sich der picarischen umgebung anpasst, die mithin älter ist. so kommt vB. zu seiner hypothese von drei phasen der entstehungsgeschichte: 1. ein picarischer plan nach dem muster des Lazarillo, 2. ein idealistischer nach dem vorbilde der Nisette, und 3. als vereinigung von beiden die jetzige picarisch-idealistische fassung (s. 28).

Das gebäude scheint kühn, wird aber durch eine ganze reihe von weiteren beobachtungen gestützt. der 'knän' bemerkt, der Mansfelder krieg habe ihm seinen pflegling beschert, und die Nördlinger schlacht habe ihm ihn wider genommen. das ist falsch nicht von seinem hofe, sondern aus der hütte des einsiedlers ist Simplicius nach der Nördlinger schlacht vertrieben worden. die stelle stammt zweifellos aus einer fassung, in der das einsiedleridyll fehlte, in der Simplicius vom bauernhofe nach Hanau kam. hier lassen sich vB.s ausführungen noch etwas ergänzen. die doppelte namengebung ist höchst auffällig und wird nicht ursprünglich sein. nach dem titel muss der name Simplicissimus für den ältern gelten. nun sind der einsiedler und der gouverneur brüder. der einsiedler tauft den knaben Simplicius, der gouverneur lässt ihn als den trommler Simplicissimus in die rolle einschreiben, als die festung visitiert wird. der einsiedler und mit ihm das idyll werden sich in der zweiten fassung aus der person des gouverneurs abgezweigt haben. dazu kommt der unorganische abschluss des ersten buches. Simplicius wird in den gänsestall gesperrt und entwischt im ersten capitel des zweiten buches. das erste buch wird ursprünglich bis zum vierten capitel des zweiten, wo die namengebung durch den gouverneur erfolgt, gereicht haben. weiterhin ist es auffällig, dass Simplicius beim gouverneur plötzlich wider vom knän spricht und den einsiedler ganz vergessen zu haben scheint (II 9 und 10). in ähnlicher weise wie die namengebung wiederholt sich später die entführung. Simplicius wird in seiner kalbskleidung von Kroaten gefangen, die ihn schlecht behandeln. daher entläuft er ihnen eines nachts, erschreckt in seinem sonderbaren aufzuge einige schnapphähne im walde und nimmt ihnen ihr geld, ein gewehr und munition ab. bald heist es, in dem walde hause der teufel, und Simplicius stiehlt in den bauernhöfen was er braucht. dabei bemerkt er leute, die bänke schmieren und mit ihnen zum fenster hinausfliegen. er setzt sich auf eine bauk und ist im nu auf dem tanzplatze, wo ein greulicher spuk herrscht. als er Gott anruft, verschwindet alles, und er fällt im erzstift Magdeburg nieder, wo ihn widerum reiter aufgreifen und entführen. wir sind also genau so weit wie bei der entführung durch die Kroaten. man kann die übernatürliche episode herausstreichen, ohne den gang der handlung zu schädigen, da nur an einer spätern stelle auf sie zurückgegriffen wird, die vB. ebenfalls der picarischen urform nicht zurechnet, bei der bedrohung durch den profos.

Unter den nebenpersonen fällt nämlich die doppelheit der beiden 'Hertzbruder', des vaters und des sohnes, denen der profofs und Olivier gegenüberstehn, auf. wer trat zuerst in den roman? vB. entscheidet sich für den alten Hertzbruder, meines erachtens mit unrecht. der vater wird erst in der idealistischen phase hinzugesetzt sein; denn ihm fallen die mit der erkennung eng verknüpften prophezeiungen zu. mit dieser person entstand ihr gegenbild, der profofs, der zaubern kann. trotzdem ist es durchaus möglich, dass im ersten plane Schönstein die rolle des jungen Hertzbruder gespielt hat, die er noch jetzt in Strafsburg übernimmt. mit einer geringen änderung ist vB.s hypothese in folgender form festzuhalten: 1. Schönstein als treuester freund des Simplicius, der junge Hertzbruder ganz im hintergrunde; 2. dieser wird eine wichtige person; sein gegenbild, Olivier, der alte Hertzbruder und dessen gegenbild, der profofs, treten hinzu; 3. Schönstein wird wider eingeführt, um eine verbindung des Simplicius mit seiner familie in L. herzustellen.

Auch einzelne von den discursen zeigen den einfluss des idealistischen romans, so die rede gegen das spiel, das gespräch über die verschiedenen bekenntnisse, schließlich alles was der narr Jupiter sagt. diese person war dem ursprünglichen plane durchaus fremd (s. 111) und wurde nur aus patriotischen tendenzen aufgenommen. die rede gegen die flöhe macht den einfluss Fischarts offenkundig. dagegen sucht vB. das vorbild für die traumepisode von Julius und Avarus im buch Hiob. sehr gewagt ist die annahme, der knän sei in der ersten fassung bei der plünderung des hofes getötet worden, weil damals keine erkennungsscene folgte, für die er am leben zu bleiben brauchte. gewagter noch ist das was vB. aus dieser construierten scene folgert. er bringt sie in beziehungen zu dem schicksal Georg Greflingers, das die Celadonische Musa berichtet: 'der spätere Elbschwan und ordensgenosse Kindermanns hütete als knabe die schafe, als sein elterliches gut überfallen und geplündert und sein vater erschossen wurde' (s. 30). hier geh ich nicht mit.

Viel glücklicher ist der hinweis, dass die gröbsten picarischen elemente nicht dem helden, sondern Olivier zufallen. bedenkt man, dass diese persönlichkeit erst in der zweiten phase hinzutrat, so wird man den vergleich mit Wilhelm Meisters Lehrjahren wagen dürfen, die einen ähnlichen wechsel des planes, eine ähnliche erhöhung des helden durchmachten. wie Goethe vieles von Wilhelm Meister auf Serlo übertrug, so können einzelne von Oliviers erlebnissen in der rein picarischen fassung Simplicius gehört haben. als das thema des romans bezeichnet vB. die charakterentwicklung des helden. Simplicius hat vom picaro die neigung zu schelmenstreichen und zum wechsel, vom idealistischen roman den ehrgeiz und die tapferkeit: 'das beste aber fügte Grimmelshausens eigene geprüfte und reife persönlich-

keit hinzu' (s. 48). der held reift zu der einsicht, dass alles irdische vergänglich ist. — in gewissem sinne ist das wahr, aber die vollgültige darstellung einer ethischen läuterung bietet doch erst ein jahrhundert später Wielands Agathon. dem zeitalter entsprechend gewinnt Simplicius nicht ein system von festen grundsätzen, sondern seine reife besteht in einer neigung zur weltflucht, in einer asketischen stimmung, die bedenkliche rückfälle nicht ausschließt. noch im fünften buche will sich der heillose ehemann über den tod seines liederlichen weibes 'fast krank lachen'. im sechsten wird er vollends wider zum picaro, der die leichtgläubigen prellt. ich gebe zu, dass die picarischen motive eigentlich nur als bindeglieder dienen (s. 52), aber sie kommen doch immer wider.

Ebenso wird die entdeckung im ganzen roman immer wider vorbereitet, und die mischung von natürlichem und geheimnisvollem zeigt gerade die kunst des dichters (s. 29). die chronologie legt vB. auf die jahre 1622 bis 1650 fest, lässt also das sechste buch unberücksichtigt, in dem Cronwells sieg über Karl II (1651) erwähnt wird, und Simplicius fünfzehn jahre auf der insel lebt. mir scheint das doch beachtenswert, weil der roman damit fast bis an das erscheinungsjahr vorrückt. analog wird dann in der 'Ersten Continuatio' das hauptereignis des jahres 1668, die belagerung von Kandia durch die türken, herangezogen. so hält der roman auch nach dem frieden von 1648 fortwährend fühlung mit der zeitgeschichte. darin zeigt sich Grimmelshausens streben nach realismus. nicht aber darf man, wie vB. mit recht betont, auf grund der historischen daten das alter des helden ausrechnen und ihn noch am schlusse des fünften buches als einen achtundzwanzigjährigen jüngerling betrachten. hier hat er, dem wesen des autobiographischen romans entsprechend, offenbar das alter des verfassers.

Hinsichtlich der erotischen motive weist vB. den einfluss Kindermanns auf die scenen in Paris nach. er folgert wider, dass sie dem ersten plane fehlten, der mit der wiederaufnahme der ehe mit der oberstleutnantstochter schloss. das ist mir unwahrscheinlich. zum ersten plane, in dem Simplicius schließlic bauer wird, passt die ehe mit dem bauernmädchen zweifellos besser. hier ist vB.s material (s. 57) einfach umzuordnen: 1. Simplicius heiratet ein bauernmädchen; 2. die liebesabenteuer in L., die zwangsehe und die Pariser erlebnisse kommen hinzu; 3. wiederaufnahme von 1, aber als zweite ehe und ebenfalls mit unglücklichem ausgang, weil der schluss von 2, das einsiedlerleben, blieb. nur so lässt sich auch hier die vB.sche formel anwenden: 1. picarisch, 2. idealistisch, 3. picarisch-idealistisch. aber es fehlt überhaupt zum schluss eine zusammenfassung der verschiedenen reconstructions, eine zusammenhängende analyse der picarischen urform, die wir doch als ganzes sehen müssen,

wenn wir nicht nur an sie glauben, sondern uns eine vorstellung von ihr machen sollen.

Zum glauben bekenn ich mich, sehe aber den hauptwert der arbeit vB.s nicht in den einzelnen aufstellungen, sondern in dem nachweise, dass sich im *Simplicissimus* die einflüsse des idealistischen und des picarischen romans fortwährend kreuzen und bekämpfen. was man als fremdkörper empfindet, entstammt ausnahmslos dem idealistischen roman. das bedingt eine ganz veränderte stellung zu den einzelnen partien. die hauptrolle haben in den analysen und, nebenbei bemerkt, auch in den lesebüchern bisher das einsiedleridyll, die robinsonade und ähnliche scenen gespielt. man wird sie ihnen nicht lassen dürfen, da Grimmelshausen vielmehr in den picarischen scenen und in den kriegsbildern sein eigenstes und bestes gibt. diese tatsache ist das ergebnis einer sehr langwierigen und entsagungsvollen arbeit, von der die zahlreichen anmerkungen und citate zeugnis ablegen.

Leipzig.

ROBERT RIEMANN.

Wielands Gesammelte schriften. herausgegeben von der Deutschen kommission der Königlich preussischen akademie der wissenschaften. Erste abteilung: Werke. erster band: Poetische jugendwerke. erster teil. herausgegeben von FRITZ HOMEYER. — Zweite abteilung: Übersetzungen. erster band: Shakespeares theatralische werke. erster und zweiter teil. herausgegeben von ERNST STADLER. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1909. xi, 462 ss. und 4 bl., 372 ss. gr. 8. — m. 9 und 7.20.

Von der historisch-kritischen ausgabe der schriften Wielands sind zu weihnachten 1908 — beinahe früher als man es erwarten zu dürfen glaubte — zwei stattliche bände erschienen. die frühesten dichtungen des jünglings (bis zum ende des jahres 1752) enthält der eine, die ersten proben von Wielands übersetzertätigkeit, fünf dramen Shakespeares, der andere band. keine eigentlich kritische würdigung soll der arbeit der herausgeber jetzt zu teil werden; vorerst wäre dies auch nicht möglich, da uns der ganze apparat der lesarten und textgeschichtlichen anmerkungen noch vorenthalten wird: er soll, von den texten getrennt, in besonderen heften oder händen später folgen. so kann einstweilen nur der freude über den glücklichen beginn des großen, für unsere litteratur- und sprachgeschichte außerordentlich wichtigen unternehmens ausdruck gegeben werden, auch der freude über die einfach-vornehme ausstattung der ausgabe, über die große, deutliche druckschrift, die fast überall verwendet wurde und nur bei den 'Vorläufigen Anmerkungen' vor der 'Natur der Dinge' einer allzu kleinen schrift weichen musste.

Die verteilung und anordnung der Jugendidhtungen in dem ersten, der dramen Shakespeares in dem andern bande, desgleichen die widergabe der ältesten drucke oder der handschriften bei den

einzelnen werken beider bände zeigt den innigen anchluss der ausgabe an die grundsätze, die Bernhard Seuffert in den vier heften seiner 'Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe' (anhang zu den Abhandlungen der Berliner akademie der wissenschaften 1904, 1905 und 1908/09) ausgesprochen hat auch Erich Schmidts vorwort zur ausgabe betont diese übereinstimmung mit Seufferts vorschlägen, die es in knapperer zusammenfassung wiederholt. und wer sie im einzelnen vorurteilslos nachprüft, wird sie nur billigen können. er wird dabei aber auch lebhaften dank empfinden für die unendliche umsicht und alles erwägende gründlichkeit, die Seuffert bei diesen vorarbeiten an den tag legt.

Manche schwierigkeit, die man zunächst nicht vermuten würde, erkennt man erst völlig, wenn er sie mit peinlicher sorgfalt erörtert und dadurch zugleich ihrer lösung entgegenführt, so zb. all die hindernisse, die es verbieten, Wielands schriften ausschliesslich nach der zeitfolge zu ordnen, oder die ungewisheit über seine autorschaft, die bei einigen jugendschriften, ebenso bei mehreren beiträgen zu den 'Erfurtischen gelehrten Zeitungen' und zum 'Teutschen Merkur' waltet. Seufferts ansicht, dass solche schriften aufzunehmen seien, wenn nur die wahrscheinlichkeit für Wielands verfasserschaft spricht (Prolegomena I 62f), scheint mir das richtige zu treffen: der spätern forschung leistet der herausgeber jedenfalls einen bessern dienst, wenn er ein paar zweifelhafte stücke zu viel, als wenn er ihrer zu wenig aufnimmt. ich wage diesen grundsatz auch heute noch zu vertreten, obgleich mir seine befolgung in meiner Lessing-ausgabe nicht immer verständnisvollen dank eingetragen hat.

Unbedingten beifall verdient die forderung, dass Wielands jugendschriften (bis zur rückkehr aus der Schweiz) in ihrer ursprünglichen gestalt nach den ersten drucken oder, wo solche aus jenen jahren fehlen, nach den handschriften, seine späteren schriften aber in der letzten, reifsten fassung, die er ihnen gegeben hat, mitzuteilen seien. die einrichtung des kritischen apparatus ist in allen hauptpunkten der Weimarer Goethe-ausgabe nachgebildet. mit recht strebt aber Seuffert über das hier geleistete mannigfach hinaus und bemüht sich, die darstellung der lesarten nicht nur deutlicher und übersichtlicher, sondern auch wissenschaftlich selbständiger und ergibiger zu gestalten. so werden sie denn auch nicht im nämlichen bande hinter dem texte mitgeteilt, so dass man bei ihrer benutzung fortwährend vor- und zurückblättern muss, sondern in eignen heften abgedruckt, die sich der leser neben dem text, zu dem sie gehören, bequem zurechtlegen kann. noch bequemer schiene mir die sache freilich, wenn sie gleich unter dem text seite für seite angebracht wären. auch träte so ihr verhältnis zu dem texte deutlicher hervor, und die innere selbständigkeit des kritischen apparatus

könnte dabei auch sehr gut bestehn. den einwand Seufferts, dass bei einigen werken Wielands die lesarten für ein solches verfahren viel zu umfangreich seien (Prolegomena II 61), kann ich nicht gelten lassen. dadurch würde höchstens die schönheit des druckbildes gefährdet, das verfahren selbst aber nicht vereitelt. doch auch der von Seuffert empfohlene ausweg, zu dem man sich nun entschlossen hat, bedeutet gegenüber der einrichtung der Weimarer Goethe-ausgabe einen erfreulichen fortschritt.

Den grössten wert aber verleiht den 'Prolegomena' die von 1743 (?) bis 1812 reichende, 1258 nummern starke chronologie der Wielandschen schriften, ein muster gründlichster kenntnis und gewissenhaftesten fleisses. alles, was uns von schriftstücken Wielands bekannt ist oder unter ihnen mehr oder weniger zuverlässig genannt wird, ist hier sorgsamst verzeichnet, auch zweifelhaftes und verschollenes; bemerkungen über die entstehungszeit, über die für die textkritik in betracht kommenden drucke, unter umständen auch über echttheit oder unechttheit und dergl., ferner litteraturangaben schliessen sich an. für die bearbeiter der ausgabe und für jeden der sich litterargeschichtlich mit Wieland beschäftigt, ist diese chronologie von grundlegender bedeutung.

Was Seuffert in ihr und in den 'Prolegomena' überhaupt bietet, lässt von der ausgabe, die sich auf seine vorarbeiten gründet, das beste hoffen, von den zwei ersten abteilungen der 'Gesammelten schriften' sowol, die die eigentlichen werke und die übersetzungen Wielands enthalten, wie ganz besonders von der dritten, den briefen Wielands zgedachten abteilung, der Seuffert vor allem seine un-mittelbare mitarbeit widmen wird, möge das schön begonnene unternehmen rasch und erfolgreich fortschreiten!

München, 16 april 1909.

FRANZ MÜNCKER.

Die 'Anmerkungen übers Theater' des dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, nebst einem anhang: neudruck der 'Anmerkungen übers Theater' in verschiedenen typen zur veranschaulichung ihrer entstehung von THEODOR FRIEDRICH. [Probefahrten 13 bd.] Leipzig, R. Voigtländer 1908. VII und 145 ss. 8°. — 4,50 M.

Die letzten jahrzehnte haben kenntnis und verständnis des dichters Lenz durch eine reihe von einzelpublicationen gehoben, die als vorarbeiten für die beiden grosen noch zu lösenden aufgaben der litteraturwissenschaft, die philologische gesamt-ausgabe der werke Lenzens und eine das grosse material kritisch verarbeitende biographie, gelten können. nun haben wir als willkommene ergänzung zu Erich Schmidts veröffentlichungen der kleinen auf die litteratur bezüglichen werke des dichters eine monographie über die 'Anmerkungen übers Theater', nebst beigefügtem neudruck, empfangen.

1774 ist das erscheinungsjahr der Lenzischen abhandlung. Lessing, Gerstenberg, Herder, Goethe hatten damals schon fast sämt-

liche wichtige theorieen die sie enthält vorweggenommen, Goethe im Götz auch schon die praktische nutzanwendung gemacht. um sein werkchen vor dem vorwurf bloßer nachbeterei zu schützen, schickte Lenz jene bekannte notiz voraus, die seine priorität gegenüber dem Götz und den Blättern von deutscher Art und Kunst behauptet. Goethe widersprach dem später in Dichtung und Wahrheit aufs entschiedenste. zu dieser unstimmigkeit der äußeren zeugnisse über die entstehungszeit treten die bedenken des aufmerksamen lesers der Anmerkungen, der es nach dem wirren und dispositionslosen aufbau und den inconsequenten äusserungen über gewisse ästhetische fragen für ausgeschlossen halten muss, dass der aufsatz gleich von anfang in der jetzt vorliegenden form niedergeschrieben worden ist. von diesen beiden kriterien ausgehend sucht F. in seinen scharfsinnigen und vorsichtigen untersuchungen die datierungsfrage des aufsatzes zu lösen.

Nach einem kurzen einleitenden überblick über die stimmen der kritik die beim erscheinen der Anmerkungen laut wurden, versucht F. zunächst, die sich scheinbar direct widersprechenden äusserungen Lenzens und Goethes vom standpunct der beiden dichter aus als begründet und wahr hinzustellen. mit recht lässt er sich dabei auf glaubwürdigkeitskriterien und stiluntersuchungen — mit denen Weinhold operieren wollte um Lenzische werke zu datieren — nicht ein. was Goethe an L.s notiz am wenigsten glaubhaft erschien, war die angabe, dass der verfasser diesen aufsatz in Strafsburg in einer Goethe unbekanntem gesellschaft guter freunde vorgelesen habe. es ist F. auf grund gut beglaubigter aussagen gelungen, nachzuweisen, dass in Strafsburg seit 1767 eine 'Société de philosophie et des belles lettres' bestand, von der in Goethes freundeskreis wenig bekannt war, deren bestehn also Goethe fremd blieb, während L. ihr im winter 1771 beitrug. dass er damals in einer Strafsburger gesellschaft kleine aufsätze zu gehör brachte, beweist ein brief an seinen vater.

Goethes bedenken gegen L.s angaben sind also aus äusseren gründen nicht stichhaltig. doch steht sehr vieles der annahme im wege, dass L. tatsächlich schon im winter 1771/72 diese betrachtungen ungefähr in der jetzt vorliegenden form niedergeschrieben habe; vor allem die erwähnte zerfahrenheit und zwispältigkeit. F. weist nachdrücklich namentlich auf die ganz verschiedene beurteilung hin, die Aristoteles erfährt: er wird bald verspottet, bald herderisch aus den anschauungen seiner zeit heraus erklärt und entschuldigt. F. zieht daraus den sicher richtigen schluss: es ligt in der jetzigen form eine durchgehende correctur der Anmerkungen vor, die mit rücksicht auf Lessing die ausfälle gegen Aristoteles eindämmt.

F. schreitet hierauf zum versuch, die perioden der entstehung noch genauer zu scheiden und die einzelnen ursprünglichen bestandteile herauszuschälen. er bleibt nicht bei der bloßen all-

gemeinen erörterung der möglichkeiten stehn, sondern unternimmt es, den Lschen text satz für satz seiner theorie zu unterwerfen und im neudruck, in sieben verschiedenen typen, entsprechend den von ihm postulierten entstehungsperioden, widerzugeben. eh ich die sicherheit der fundamente prüfe, will ich das resultat skizzieren. F. teilt die Anmerkungen in folgende unterabteilungen: einleitender überblick über die geschichte des dramas — principielle untersuchung über das wesen der dichtkunst und des genies — handlung und charakter im drama nebst excurs über individuelle psychologie — die drei einheiten, nebst excurs über drama und epos — das handwerksmäßige in der französischen literatur — schlussanmerkung. — die anmerkung über die drei einheiten sowie die über das wesen des dramas erklärt er als die urbestandteile, als ursprünglich zwei getrennte kleine aufsätze, die Lenz in Strafsburg gelesen habe. die einleitung, die anmerkung über das handwerksmäßige und den excurs über drama und epos verlegt er ins jahr 1773, wo eine erste bearbeitung diese teile vorläufig abschließend vereinigt haben soll. ein jahr später wäre dann die schlussanmerkung beigefügt und das ganze von griechenfreundlichem standpunct überarbeitet worden. so F.s theorie.

Zu billigen ist, dass F. die beiden anmerkungen über die drei einheiten und über das wesen der dichtkunst als den ursprünglichen kern ansieht; dazu stimmen ihre feindselige stellung zu Aristoteles und die sonstigen sprünge unreifer und unbeeinflusster genieästhetik. auch dass nicht ein aufsatz zu grunde ligt, sondern zwei, ist wegen des verschiedenen themas und des risses in der mitte glaubhaft, wenn auch das argument von der üblichen länge solcher vorträge in Strafsburg schwach genug ist (s. 37). ebenso muss man F.s standpunct bezüglich der entstehung der schlussanmerkung und der in ihrem sinn gehaltenen einschiebsel teilen. gegen die datierung aber der anmerkung über das handwerksmäßige des prologs und des excurses über epos und drama lassen sich bedenken erheben. der vf. hat wol überall triftig die zeitliche und gedankliche entfernthet von den beiden alten aufsätzen nachgewiesen, vor allem durch den überzeugenden hiiweis auf die verwertung der Herderschen Blätter, des du Bos und Batteux. aber alle argumente, mit denen versucht wird die genannten abschnitte von der schlussanmerkung abzurücken, stehn auf sehr schwachen füßen. was zunächst den prolog betrifft: die schlussanmerkung gibt sich deutlich als copie des Herderschen Shakespeareraufsatzes, dessen benutzung aber auch für den prolog nachzuweisen ist. da eine weitere quelle für die schlussanmerkung nicht in betracht kommt, haben beide teile den gleichen terminus a quo, ihrer zeitlichen gleichstellung könnten also nur innere gründe widersprechen. solche sind für mein empfinden nicht vorhanden. dass der höhere gesichtspunct

der schlussanmerkung im prolog noch fehlt' (s. 29), kann ich nicht bestätigen: in dem ersten abschnitt wird dem griechischen drama uneingeschränkte anerkennung gezollt ('große meisterstücke'), und die an Herder angelehnte äusserung über das römische theater übertrifft diesen noch an toleranz und verständnis. also finden sich hier eigentlich die gerechten und geklärten anschauungen der schlussanmerkung schon völlig vor. — aus ähnlichen gründen erscheinen F.s argumente für die einreihung des excurses über drama und epos (s. 37) sowie über das individuelle nach dem prolog und wesentlich vor der schlussanmerkung nicht recht überzeugend, da ein deutlicher abstand der gedanken- und vorstellungskreise fehlt. und wenn der vf. endlich gleiche erwägungen an die anmerkung über das handwerksmäßige knüpft, so ist der grundsatz den er dabei aufstellt, gewis nicht einwandfrei: er verlegt diese anmerkungen in die zeit ganz kurz nach dem erscheinen der Herderschen Blätter: 'weil sie trotz mehrfacher berührung in nebensachen ihnen gegenüber selbständigkeit in betreff der leitenden gedanken an den tag legen' (s. 48) — scheint also anzunehmen, dass, wenn in einem aufsatz sich schwache spuren der einwirkung eines anderen werkes zeigen, dieses unmittelbar vorher gelesen worden sein müsse, während grössere ausbeutung auf längere zwischenzeit schliessen lasse; ein satz, der sich mit demselben recht umdrehen lässt.

Was man bei all diesen argumentationen vermisst, ist der wirklich schlagende und überzeugende nachweis, dass tatsächlich zwischen erster und zweiter bearbeitung streng zu scheiden ist, dass zwischen den zusätzen beider ein principieller unterschied der ansichten besteht. die s. 46 zusammengestellten anklänge an den Götzaufsatz — übrigens alle bis auf die 'Champagnerbouteille' ziemlich belanglos — nötigen noch nicht, ein fertiges stadium der bearbeitung wesentlich vor dem letzten abschnitt anzusetzen, am wenigsten zwingt dazu das fehlen von anklängen an die abhandlung über Götz in der schlussanmerkung. vor allem fehlen in den von F. für die erste bearbeitung in anspruch genommenen stellen die ausfälle gegen Aristoteles so gut wie ganz, und diese sind doch schliesslich ausschlaggebend, da sie mit recht zum ausgangspunct für die ganze innere kritik gewählt werden. eine stelle wie s. 115: *ich habe große Hochachtung für den Aristoteles, obwohl nicht für seinen Bart* — kann wegen ihres demonstrativen anfangs und der nachfolgenden spötterei vielleicht als ein versuch aufgefasst werden, zwischen den beiden sich so schroff gegenüberstehenden anschauungen zu vermitteln.

Man wird also nur sagen können: es ist möglich, dass sich die allmähliche abrundung des aufsatzes in der von F. angenommenen weise vollzogen hat, es hat dies sogar eine gewisse wahrscheinlichkeit für sich. möglich ist aber auch und durch keinen wirklich schlagenden gegenbeweis widerlegt, dass die gesamte

umkleidung der beiden alten bestandteile das resultat einer continuierlichen, verschiedene tendenzen, zuletzt die aristotelesfreundliche, noch einmal vereinigenden überarbeitung darstellt. möglich endlich, dass Goethe seinen rat doch einem schon fertig gedachten werk gespendet hat, dass aber die zweite überarbeitung wenige wochen nach der ersten vor sich gieng: denn wie gesagt, eine scharfe scheidung von drei zeitlich stark auseinander liegenden entstehungsperioden kann — selbst trotz den von professor Sievers gefundenen drei sprachmelodieencurven — nicht absolut sicher nachgewiesen werden. man kann daher F.s letzte resultate nur als geschickt begründete und bis zu einem gewissen grad wahrscheinlich gemachte hypothesen ansprechen. hält man sich dies klar, so wird man an der einheitlichen und klugen art der endgliederung im neudruck seine freude haben und auf jeden fall den nicht geringen positiven ertrag, das objectiv festgestellte, als wertvolle bereicherung unserer kenntnis Lenzischer anschauung und arbeitsmethode begrüßen.

In einer hinsicht wünschte man, dass der vf. sein thema etwas weiter gefasst hätte, zumal die länge der untersuchung dadurch noch nicht übermäsig geworden wäre: eine monographie über die Anmerkungen sollte nicht versäumen, diese in nähere beziehung zu den übrigen Lenzschen schriften zu setzen, bei dem vagen und wirren charakter dieser 'rhapsodien' wäre es freilich wenig aussichtsreich, L.s dramen daraufhin durchzugehen, wie weit er selbst seine forderungen erfüllt hat. (ein ansatz dazu bei Weinhold, Siz. Vesper s. 53). dagegen hätten die übrigen der litteratur gewidmeten schriften mit nutzen herangezogen werden können. F. berücksichtigt nur die bekannte stelle gegen schluss des Neuen Menoza, das Pandämonium und den aufsatz über die veränderung des theaters bei Shakespeare. um das hier gegebene stück der L.schen dramaturgie und ästhetik zu einem gesamtbild zu erweitern, müssen namentlich zwei schriften ergänzend eingreifen: der Wolkenaufsatz 1776 und die sehr wichtigen 'Meinungen eines Laien, den Geistlichen zugeeignet...' Leipzig 1775, die, wie Lenz selbst sagt, den 'grundstein seiner poesie' enthalten, und die F. doch zum mindesten in dem von ESchmidt gegebenen auszug bekannt sein mussten. — ein besseres argument für spätere entstehungszeit als die bekanntschaft mit Gerstenberg (s. 42) hätte bei der erörterung über das wesen des genies der hinweis auf eben diese 'Meinungen' gegeben, wo (Schmidt s. 34) das durchdringen des genies bis in die tiefe, *in nie erkannte Winkel des menschlichen Herzens gerührt und näher geschildert wird.* dazu Anm. s. 116: *Wir nennen die Köpfe Genies, die alles, was ihnen vorkommt, gleich so durchdringen* etc. — s. 39 wäre ebenfalls als gutes argument für die behauptete spätere überarbeitung des letzten abschnittes über die drei einheiten die widerkehr des citats '*Da mihi figere pedem*' in den

Meinungen zu verwerthen gewesen. auch sonst weist gerade das von ESchmidt mitgeteilte stück in seinem sprunghaften und abrupten stil ähnlichkeiten genug mit den Anmerkungen auf. wie hier die ausführungen über das genie, so werden in dem Wolkenaufsatz die spärlichen andeutungen der Anmerkungen über die kritik weiter ausgebaut. hier wie dort stoßen wir auf die parallele zwischen dichterischen werken und gemälden (Wolken s. 20, Meinungen s. 33), die daher als lieblingswendung Lenzens anzusprechen und nicht mit F. (s. 35) als auffällig zu bezeichnen und auf fremde muster zurückzuführen ist. — endlich zeigen die 'Meinungen' insoferne eine läuterung der L.schen anschauungen, als der Voltaireverächter der Anmerkungen hier auch den Franzosen einigermassen gerecht zu werden sucht.

Berlin.

HERMANN SCHNEIDER.

Sämtliche werke des freiherrn J. v. Eichendorff. historisch-kritische ausgabe in verbindung mit Ph. A. BECKER herausg. v. W. KOSCH und A. SAUER. 11 bd.: Tagebücher. Regensburg, Habel o. j. [1908] xiv u. 426 ss. 8°. — 2,50 m. (3 m.).

Aus dem nachlass Eichendorffs ist seit jahren vielerlei in bunter zerstreung veröffentlicht worden, so dass die vereinigung des materials in einer gesamtausgabe zu einem lebhaft empfundenen bedürfnis wurde, zumal die bildungsgeschichte dieses romantikers, der so früh seinen stil in ausgesprochener, nie wider erreichter vollkommenheit fand, noch recht aufklärungsbedürftig ist. zur vollendung der aufgabe haben sich nun ASauer und WKosch mit PhABecker vereinigt, sodass wir, dankbar für das freisinnige entgegenkommen der familie, auf eine befriedigende lösung hoffen dürfen.

Es war gewis richtig, als grundlage für das weitere und schwieriger zu leistende die tagebücher voranzustellen. ihre bearbeitung wurde WKosch anvertraut.

Über die technik der herausgabe derartiger aufzeichnungen herrscht ja leider noch keine einigkeit. früher meisterte man allzu selbstbewusst den text nach eigenem gutdünken, eine methode die eben noch ANowak, der herausgeber von tagebuchfragmenten Eichendorffs, in ausgiebiger weise betätigte, jetzt scheint man bei dem entgegengesetzten extrem angelangt und publiciert knabenschnitzer in diplomatisch getreuem abdruck. seinetwegen ist wol auch auf die bequeme einrichtung der Weimarer Goetheausgabe, die sonntage durch fettdruck des datums auszuzeichnen, verzichtet. aus demselben grunde sind die anfangs- und schlussformeln der schulzeugnisse, die mit ihren stereotypen phrasen nicht eben viel sagen wollen, gar wiederholt zum abdruck gebracht. eigennamen (im interesse größerer deutlichkeit) und fremdwörter (aus schreibgewohnheit) pflegte das achtzehnte jahrhundert vielfach mit lateinischen buchstaben zu schreiben. gedruckt hat aber damals kein

mensch mehr so, und das war gut: der satz des buches wird verteuert, das schriftbild wird entstellt, und lernen kann man aus der reproduction solcher gewohnheiten nichts was man nicht schon vorher wuste. eine bemerkung im vorwort hätte genügt die sache abzutun. in dem gleichen satze wäre am besten auch die ein wenig pedantische gewohnheit des jungen dichters erledigt worden, über jeden monat seines tagebuchs die vollständige formel zu setzen: '*Pro Memoria für den Monath . . .*' der ersparte raum hätte sich zum ausdrucken der vielen abgekürzten 'und' (u-) verwenden lassen. beim schreiben ist diese abkürzung ebenso bequem, wie sie beim lesen lästig ist; auch hier genügt das vorwort, in dem sodann alle orthographischen besonderheiten, soweit sie nicht andere aussprache erkennen lassen, summarisch zu registrieren wären.

Deun das ist ja die immer wiederholte erfahrung bei derartigen buchstabenge treuen abdrücken, dass sie, wenns einmal drauf aukommt, doch nicht ausreichen. ein urteil betreffs der vorliegenden ausgabe ist in diesem puncte nur mit vorbehalten möglich, da die originale im privatbesitz sind, so dass der recensent auf die facsimilierten beigaben zum vergleich angewiesen ist. doch erweckt ein vergleich dieser zwei seiten kein günstiges vorurteil für die genauigkeit des ganzen. zunächst kürzt der abdruck willkürlich 'und' viel häufiger als das original, ohne das übrigens durchzuführen, sodann ist die orthographie nicht mit absoluter zuverlässigkeit reproduciert (s. 306 z. 8 ff hs.: *Genovefa*, druck: *Genofeval*), schliesslich ist über den kleinigkeiten wichtigeres übersehen worden: s. 305 z. 38 hs.: *fast*, druck: *gar*, was einen andern sinn gibt.

Wertvoll wäre es gewesen, wenn über den seiten aufser den daten auch die jedesmaligen aufenthaltsorte genannt wären; gegenwärtig muss, wer nur eine einzelne stelle sucht, zurückblättern und raten. dass man dabei irren kann, beweist der commentator selbst, der bei gelegenheit der Mannheimer Jesuitenkirche die Heidelberger erläutert (s. 216 z. 22).

Die anmerkungen sind, soviel ich sehe, am zuverlässigsten für die personalien, wo übrigens Nowak, dessen commentar durch die große ausgabe nicht überflüssig gemacht ist, dankenswert vorgearbeitet hatte. so lernen wir nur bei diesem, dass freund Meisel ein hund und kein mensch, was keineswegs aus jeder erwähnung deutlich wird, oder dass *Kukmäste* auf schlesisch ein 'guckkasten' ist. in den von Nowak nicht commentierten teilen bleibt manches dialektische und studentische unklar.

Im litterarischen teil sind die theaterstücke meist sorgfältig identificiert, andere partien sind lückenhafter; oft wird dem leser einer ausgabe die sich an weitere kreise wendet, zu viel kenntnis zugemutet: dass die Gurli, die ideale naive einer uavien zeit, Kotzebuescher herkunft ist, weiß doch nur noch der litterar-

historiker; was der commentar dazu bemerkt, kann nur verwirren (zu s. 288 z. 26), und auch die bearbeiterin des registers weiß nicht zu helfen. gewis hätten die meisten leser gern etwas von der Hallischen revolution gehört, wie von manchem andern das in des dichters leben hineinspielt.

Auf den reichen inhalt der tagebücher und das mannigfache neue das sie trotz mehrfacher ausbeutung immer noch hergeben, einzugehn, ist hier nicht der ort. nur auf einige wichtige puncte sei hingewiesen. am bedeutendsten ist zweifellos der ertrag für die kenntnis des deutschen adelslebens vor und nach dem zusammenbruch Preussens; der romantische roman seit dem Wilhelm Meister empfängt viel licht und erweist sich als viel realistischer gesehen, als die kinder einer andern zeit hatten glauben wollen. der historiker mag das langsame erwachen des nationalgefühls an einem typischen beispiel studieren: patriotische gesinnung fehlte keineswegs, aber die langgewohnte passivität wird nur zögernd überwunden. von der Deutschen tischgesellschaft hört Eichendorff in Wien durch Adam Müller im august 1811 (s. 285 z. 16).

Nach der litterarischen seite ist der ertrag geringer als man hoffen durfte. am wertvollsten sind die kurzen charakteristiken führender personen, die seit der Heidelberger zeit eingestreut werden. im urteil ist der schreiber zurückhaltend, vor allem über schriften, über die lieber eine fremde meinung angeführt wird: so vermag ihm die erstauflührung Wilhelm Tells so wenig ein wort, wie die lectüre von Voltaires Henriade einen seufzer zu entlocken. übrigens ist gelesenes nur selten genannt, von einem interessanten verzeichnis knabenhafter leihbibliothekschmökerei abgesehen. wo es später geschieht, bemerkt man, dass ihn eigentlich nur die romantiker interessieren, in erster linie Tieck, von dessen Sternbald für die erkenntnis der Eichendorffischen kunst anzugehn ist.

Für Eichendorffs poetische entwicklung ist mancherlei zu lernen: die entwicklung seines naturgefühls und seiner naturdarstellung vollzieht sich vor unsern blicken. und hier wird Tiecks einfluss am deutlichsten; die eindrücke der Hamburger reise vereinigen sich mit den litterarischen, um Eichendorffs augen für die romantische landschaft zu öffnen.

Über die eigenen werke ist der dichter äußerst schweigsam, doch gewinnen wir, vor allem für den roman, einige daten.

Neben den einwendungen, die nicht verschwiegen werden durften, ist der ausgabe auch viel gutes nachzurühmen. Vor allem sind die vier register zu begrüßen, die über personen und orte wie über die erwähnten theaterstücke und über 'stellen die auf literaturwerke bezug nehmen' wertvolle auskunft geben. einiges was der fleißigen bearbeiterin entging, wäre nachzutragen; am wichtigsten scheint mir die wiederholte anspielung auf Golos

lied in der Genofeva, das tiefen eindruck auf den jungen dichter gemacht haben muss. daher auch sein erstaunen über Dorothea Schlegels unfreundlichen hinweis auf das litterarische vorbild (s. 306 z. 8).

Zu rühmen ist die freiheit von jeglicher tendenz, die sonst nicht immer ein unterscheidender vorzug der Eichendorff-litteratur gewesen ist, sowie die unbefangenheit im abdruck des vorhandenen; noch Nowak hat recht wunderliche streichungen: wer sollte denn überhaupt volles tageslicht ertragen können, wenn nicht Eichendorff?

Halle a. S.

KURT JAHN.

Kater Murr und seine sippe von der romantik bis zu J. V. Scheffel und G. Keller. von dr. FRANZ LEPPMANN. München, C. H. Beck 1908 86 ss. 8°. — 2 m.

Ein liebenswürdiges, anspruchsloses und geschmackvolles büchlein ist da von einem kenntnisreichen und weitblickenden verehrer des katzengeschlechtes geschrieben worden. von vielen stoffgeschichtlichen arbeiten unterscheidet sich Leppmanns studie durch feinheit der analyse und echtes verständnis für die abschattungen künstlerischer conceptionen. auf vollständigkeit ist kein wert gelegt, L. will nur von den 'charakterkatzen' berichten und schließt darum etwa Müllners 'Angolischen Kater' und Kotzebues 'Kater und Rosenstock' aus. dennoch bringt er, zum teil dank Tony Kellers katzenbibliographie (Börsenblatt für den deutschen buchhandel jhrg. 71, nr. 301), ein reiches material zusammen. von Tiecks 'Gestiebeltem Kater' und Holteis fortsetzung 'Die beschuhte Katze' (1840) wendet er sich zu 'Kater Murr' und dessen weiterführung, dem 'Nachlafs des Kater Murr' (1826) von Heines vetter Hermann Schiff, dann zu Hiddigeigei, zu Megedes 'Überkater' (1904) und Svend Leopolds satire 'Goethes Katze'. drei weitere capitel erörtern naturhistorisches und sprachliches, ferner die katze als das tier der frau und als die genossin des weisen. endlich kommt Brentanos kater Mores, Storms paar Graps und Schnores, Edgar Poes schwarze katze Pluto und Spiegel das kätzchen, daran. die unterschiede der dichtungen sind scharf herausgearbeitet, Brentanos fähigkeit, im sinne volkstümlicher überlieferung zu dichten, wird zb. zu dem naturphilosophisch-psychologischen interesse Hoffmanns für die katze sehr glücklich in gegensatz gebracht. dass Hoffmann im sinne der romantischen naturphilosophie mensch und tier einander nahe rückt, ist L. aus Schiffs fortsetzung des 'Kater Murr' klar geworden. er verweist dann auch auf naturphilosophische ergründungen der tierseele, auf Oken, Carus, Scheitlin (s. 25f). auch Ricarda Huch hat — L. erwähnt sie nicht — in ihrem buche Ausbreitung und vertall der romantik (s. 119ff) die vermenschlichung des tieres in der romantischen weltanschauung dargelegt, wie sie dank Schellings

identitätsphilosophie sich entwickelte; sie nennt weitere gewährsmänner. noch bei Schopenhauer wurzelt das interesse für tierschutz und der hass gegen die vivisection in der romantischen lehre Schellings. in zweiten bande der 'Parerga und Paralipomena' (bei Grisebach s. 388 ff) entwickelt er seine einschlägigen grundsätze und erklärt ausdrücklich und ganz romantisch (s. 395), 'dass die tiere in der hauptsache und im wesentlichen ganz dasselbe sind, was wir'¹. auch wenn Scheffel seinen Hiddigeigei kosmologisch lehren lässt: *In dem Mittelpunkt der Dinge Stehn zwei alte weifse Katzen*, schreibt er nur naturphilosophisch der katze dieselbe vorstellungswelt zu, in der auch der mensch sich bewegt. L. bemerkt (s. 32 f), dass Heines Atta Troll ganz ähnlich im VIII caput seinen jüngsten belehrt: *Droben in dem Sternenzelte, Auf dem goldnen Herrscherstuhle, Weltregierend, majestätisch, Sitzt ein kolossaler Eisbär*. doch Heine arbeitete schon viel früher mit dem gleichen motive. im 'Neuen Frühling' (9) gibt der alte spatz den kindern glaubensunterricht: *'Im Anfang war die Nachtigall Und sang das Wort: Züküht! Züküht!'* im 1 und 2 capitel der 'Stadt Lucca' legt Heine den eidechsen ähnliche weisheit in den mund: *'Die Eidechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, dass Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen'*. spielt hier auch noch der gedanke Hardeubergs von einem 'Messias der natur' (Minor IV 44) mit herein, so nimmt Heine zugleich Feuerbachs lehre vorweg, dass nicht Gott den menschen, sondern der mensch Gott nach seinem bilde geschaffen hat, und setzt bei dem tiere gleiches voraus.

Hoffmann ist nach L.s nachweis (s. 17 ff) nicht der erste, der einen kater memoiren schreiben lässt. schon 1770 plante Galiani ähnliches, 1802 erschien in Paris anonym eine 'Histoire d'une chatte écrite par elle-même', die L. aber nicht zu einer quelle Hoffmanns machen möchte. Balzac und Hetzel spannen den faden weiter. Franzosen erscheinen auch sonst als dichter der katze: Baudelaire (s. 50), Verlaine (s. 51) und — mit zwölf sonetten, von denen L. vier abdruckt — auch Hippolyt Taine (s. 53 ff).

Mit nachträgen möcht ich L. nicht belästigen. dass der Hinze des Gestiefelten Katers von Tieck im Zerbino als Hinze von Hinzenfeld weiterlebt, wäre erwähnenswert gewesen. L. ist übrigens mit Tiecks schriften so vertraut, dass er (s. 83 f) aufdecken kann, Tiecks Abraham Tonelli habe auf 'Spiegel, das Kätzchen' eingewürkt. die wenigen worte, die (s. 6 f) an die geschichte des märchens vom Gestiefelten Kater gewendet werden, hätten durch einen verweis auf Reinhold Köhlers anmerkungen zu LGonzenbachs Sizilianischen märchen (Leipzig 1870 n. 65) und auf seine

¹ fast wörtlich kehren diese auseinandersetzungen wider in Schopenhauers schrift 'Die beiden Grundprobleme der Ethik' (Grisebach III s. 621 ff).

Kleineren schriften (I 558) einen gewissen rückhalt gewonnen. von katzendichtungen vor Tieck wird nur genannt (s. 2f) Zachariaes 'Murner in der Hölle', daneben Gottscheds und Goethes Reinecke Fuchs nicht übersehen. Thomas Murner hätte ein erwähnendes wort verdient, wie denn überhaupt auch nach dem artikel *Murner* des Grimmschen wörterbuchs (VI 2723) über den namen manches zu sagen ist, ebenso wie über *Hinz*, der an gleicher stelle (IV 2, 1546) auch etwas rasch abgetan wird. ein beleg für *Murner*, der älter wäre als Thomas Murners identifizierung mit der katze, fehlt bei Grimm. und unter *Hinz* erscheinen nur stellen aus dem späteren 18 jahrhundert. Hildebrands artikel *Katze* wird von L. (s. 39) ausdrücklich verbessert, gerne hätte ich von L. auch über die mängel der genannten artikel mich belehren lassen.

Dresden, 25. 4. 09.

OSKAR WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Grundriss zur geschichte der classischen philologie von A. GUDEMAN. Leipzig, Teubner 1907. v u. 224 ss. 8^o. geb. 5,20 m. — Diese praktische, wenn auch keineswegs lückenlose übersicht ist für uns deutsche philologen nicht blofs zum nachschlagen, sondern vielleicht auch zum nachahmen zu empfehlen. die darstellung von Paul oder die jubiläumsschrift der Berliner Gesellsch. f. d. phil. haben freilich andern ehrgeiz; aber neben ihnen bliebe reichlich platz für eine erneuerung des von Hoffmann von Fallersleben und KvBahder entworfenen grundrissplanes. hätten wir nur auch solche tabellen zur entwicklung der grammatischen terminologie, solche übersichten der handschriften (seit vdHagen und Büsching nicht vollständig unternommen!) und der editiones principes! R. M. MEYER.

Die handgebärden in den bilderhandschriften des Sachsenspiegels von K. v. AMIRA. [aus d. Abh. d. k. bayr. Akad. d. wiss. I kl. XXIII bd. II abh.] München 1905. 100 ss. 4^o. m. bildertafel. — Den berühmten juristen interessiert an den zeichnungen der handgebärden zum Sachsenspiegel natürlich in erster linie ihre rechtsgeschichtliche bedeutung; doch macht er auf die kunsthistorische ebenfalls aufmerksam, die sich zb. in compositionellen gründen bestimmter zeichnungen (s. 174) zeigt. für den litteraturhistoriker kommt noch ein anderes interesse hinzu.

In immer höherem grade fängt man an, das gegenseitige verhältnis und den parallelismus von bild und wort zu beachten. hierfür sind Amiras untersuchungen aufschlussreich. das hohe mafs conventioneller gebärden in den bildern entspricht der fülle herkömmlicher formeln im text; und für die macht der tradition in beiden fällen spricht der gestus des segens bei der excommunication (s. 202) so deutlich, wie die berühmte 'weiße hand'

des mohren im volkslied. allerdings ist zu bedenken, wie weit die convention nicht nur der kunst, sondern auch dem leben angehört: ebenso wie eine ganze reihe von handgebärden aus Amiras sorgfältiger untersuchung als echte symbolische begleithandlung juristischer vorgänge übrig bleiben, werden auch im gespräch nicht wenig formeln tatsächlich gebraucht worden sein; wie dies ja etwa für das 17 jh. unzweifelhaft fest steht. — weshalb sollte übrigens der zeichner (s. 185) nicht ein selbstgespräch ausdrücken wollen? das alter des monologs in der dichtung ist ja doch sicher.

Für eine formelsammlung zur mhd. poesie dürfen auch die einzelnen hier verzeichneten gesten (wehklage, verweigerung, empfehlung usw.) künftig nicht übersehen werden. R. M. MEYER.

FINNUR JÓNSSON og DANIEL BRUNN. Det gamle handelssted Gásar (at Gásam), yugre Gæsir, ved Øljord (Eyjafjörður). undersøgelse foretagne i sommeren 1907. [særtryk af Oversigt over det kgl. danske Videnskabernes selskabs forhandlinger 1908. nr 3] 17 ss. — Kapitän Brunn ist seit einem jahrzehnt oder mehr eifrigst bemüht, uns Island archäologisch zu erschliessen. keine mühe und anstrengung hat er gescheut, auch in heute verlassenem und unwirtlich gewordenen gegenden hat er den spaten angesetzt. seine fundberichte hat er z. gr. tl in der Geografisk tidsskrift veröffentlicht, die letzten jahrgänge derselben sind voll davon. einiges findet sich auch in isländischen zeitschriften, wie zb. im Arbók hins íslenska fornleifafélags 1903. auch die isländischen ansiedlungen auf Grönland hat er untersucht und gefunden, dass dort die gehöfte in derselben weise angelegt waren wie auf Island, vgl. Meddelelser om Grönland xvi. einen ausführlicheren bericht über seine untersuchungen vom jahre 1896 legte er in dem buch vor: Fortidsminder og nutidshjem paa Island, Kopenhagen 1897. zahlreiche gehöfte der sagazeit hat er ausgegraben, und wir können erkennen, wie genau, bis in kleinigkeiten hinein, oft die berichte der sagas sind. dass wir jetzt auch besser wie früher über die anlage der tempel unterrichtet sind, ist sein zweites hauptverdienst. im sommer 1907 hat er nun den alten handelsplatz Gásar am Eyjafjörður ausgegraben, zusammen mit Finnur Jónsson. Die einleitenden historischen daten schulden wir vermutlich in erster linie diesem. durch fünf jahrhunderte hindurch war der ort vielleicht Islands, jedesfalls des Nordlands, haupthandelsplatz. sorgsam werden alle nachrichten von der sagazeit an bis ins 14 jh., von wo an der verfall datiert, zusammengestellt. bis etwa 1200 sind Isländer und Norweger an dem handel beteiligt, von da an die Norweger allein. die für isländische verhältnisse umfangreichen reste zeugen von der bedeutung des platzes. die art dieser spuren spricht dafür, dass man den handel nur im sommer betrieb: die buden waren ähnlich wie die dingbuden von leichtestem material hergestelt, geschlecht auf geschlecht benutzte

sie die jahrhunderte hindurch immer wider, und so legte sich eine schicht über die andere auf den boden. doch sind die buden hier gröfser, und die anlagen mannigfaltiger als auf den dingstätten. verschiedene der buden werden nicht wohnstätten gewesen sein, sondern zur aufbewahrung von waren gedient haben, doch meinen die beiden forser, dass die hauptmasse der waren an bord der schiffe geblieben ist, die man sich dicht am strande liegend zu denken hat. auch eine kleine kirche ist ausgegraben worden: 40 fufs lang, die inwendige breite ungefähr 14 fufs; der chor war nur ungefähr 12 f. lang und etwa ebenso breit. es war eine holzkirche auf steinerner unterlage. ein begräbnisplatz hat sich nicht dort gefunden. als zusatz folgt eine beschreibung der stätte von Ol. Olavius, der sie im jahre 1780 besuchte. eine anzahl tafeln mit photographieen und plänen erläutern den bericht. das hauptverdienst der ausgrabung ligt darin, dass hier m. w. zum ersten male ein altisländischer handelsplatz erschlossen worden ist.

B. KAHLE.

Bibliographical Notices vi. Books printed in Iceland 1578—1844. a fourth supplement to the British Museum Catalogue with a general index to the four supplements. Ithaca, New York. 1907. 47 ss. gr. 8^o — Dieses letzte verzeichnis der in dem angegebenen zeitraum auf Island gedruckten bücher der Cornell universität, ist nicht mehr wie die früheren von dem erfolgreichen büchersammler und hochherzigen stifter Willard Fiske vollendet worden. seit ausgabe des dritten isländischen supplements, 1890, hatte er indessen seine sammlung so bedeutend vermehrt, dass ihm ein weiterer nachtrag erwünscht erschien, an dessen ausarbeitung er sich machte. dabei überraschte ihn der tod im jahre 1904. es fand sich eine liste der bücher die er aufgenommen wissen wollte, und eine anzahl ausgearbeiteter neben unvollständigen artikeln. sein werk hat nun ein Isländer, Halldór Hermannsson, vollendet. die vollständig von Fiske herrührenden artikel, die von III. vervollständigten, und die von diesem selbstständig bearbeiteten sind durch sternchen gekennzeichnet. es sind im ganzen 142 nummern. die anlage ist die gleiche wie in den früheren heften. das bibliographische material ist, wie es scheint, mit grofsem fleifs und eingehender kenntnis zusammengetragen. eine controlle auszuüben, war mir mangels aller bibliographischen hilfsmittel auf diesem gebiet nicht möglich. die hauptmasse bilden geistliche schriften, auch allerlei verordnungen rechtlichen und ökonomischen inhalts. für die isländische litteratur von wichtigkeit sind die ausgaben einiger rímur. ich verweise hier besonders auf den artikel 79, der von Fiske begonnen und von Halldór vollendet, ein verzeichnis der bisher gedruckten rímur gibt, die angaben des dritten supplements nr 121 vervollständigend. das register zu allen vier heften wird man dankbar begrüfsen, es ist von Halldór ausgearbeitet. zu tadeln ist nur

(vgl. meine bemerkungen DLZ. 1908) die art und weise. wie er — der Isländer! — die namen der isländischen verfasser citiert: mit dem vaternamen, der kein familienname ist, indem er den eigentlichen namen als vornamen behandelt. eine unsitte die, wie es scheint, nicht aus der welt zu schaffen ist!

Heidelberg.

B. KAHLE.

Islandica. an annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic collection in Cornell university library edited by George William Harris librarian. vol II. The Northmen in America by HALLDÓR HERMANSSON. Ithaca N. Y., Cornell university library 1909. 94 ss. gr. 8°. 1 doll. — Willard Fiske, der seine liebe zwischen Island und die Divina commedia teilte, hat von der mehrzahl der bücher und aufsätze über die Skandinavier in Grönland und Vinland, die hier auf sechs bogen sauber und gewissenhaft nach dem alphabet aufgereiht sind, selbst keine hohe meinung gehabt, gleichwol dürfte die bekanntgabe einer bibliographie, zu der seine sammlung den grund gelegt hat, in seinem sinne gewesen sein. nur freilich möchte man wünschen, dass es etwas mehr ein catalogue raisonné wäre. die großen leistungen der ältern dänischen wissenschaft: Rafus 'Antiquitates Americanae' and 'Grönlands historiske mindesmærker' (1838—1845) müsten sich herausheben aus dem wust wertloser litteratur, der ihnen vorausgieng und nachfolgte. über die antiquarischen forschungen Daniel Bruuns in Grönland sollten wir etwas mehr als die bloßen titel seiner arbeiten erfahren, und als draussenstehende möchten wir gern darüber belehrt werden, wieweit die besonders durch das werk von Arthur M. Reeves neu angeregte localforschung in Massachusetts unsere kenntnis gefördert hat, und an welche arbeiten neben den aufsätzen der miss Cornelia Horsford (1898/99) wir uns zu halten haben. auch ein kritisches verzeichnis der isländischen quellen vermisst man ungern. die titel der betr. sagas sind an die spitze des ganzen gestellt; auf ihre bibliographie konnte freilich verzichtet werden, nachdem das erste heft der Islandica der saga gewidmet war.

E. S.

Das fließende Licht der Gottheit von Mechthild von Magdeburg. ins neudeutsche übertragen und erläutert von MELA ESCHERICH. Berlin, gebr. Paetel 1909. XLVIII u. 172 ss. 8°. 8 m. — Für wen die verfasserin und der verleger dies gut ausgestattete, aber ungewöhnlich teure buch bestimmt haben, ist mir nicht klar, aber da es uns zur besprechung zugesant wurde, so muss ich bekennen, dass mir aus der übersetzungslitteratur kein beispiel bekannt ist, wo mit einer solchen unverfrorenheit eine dem übersetzer nicht einmal in ihren elementen, in ihrem einfachsten wortschatz vertraute sprache mishandelt worden wäre. wo man hinblickt, haarsträubender unsinn: auf s. 30 wird *mit minen lihten ougen* durch 'mit meinen geringen augen' widergegeben, gleich darauf *aber* mit 'immer' übersetzt, *der tumbe*

buchstäblich als 'der dumme' genommen, und so geht es in einem fort. nicht selten stößt man auf völlig undeutsche sätze und wird dann zuweilen veranlasst die anmerkungen aufzuschlagen, in denen die 'übersetzerin' ihr wissen und ihre einfälle auskramt, wenn der text für ihre schwatzhaftigkeit keinen raum mehr bot. so etwa s. 49 'Das war viel scheire geschehen' — dazu s. 166: 'scheire vielleicht von schir = lauter, rein, glänzend. schir machen, etwas glänzend machen. hier also: im zustand höchster läuterung? die deutung ist für den nachsatz nicht befriedigend'. das adverbium *schiere* ist frl. Escherich unbekannt! — ein gutes hat dies unerhört leichtfertige machwerk: es mahnt die germanisten, ihr interesse und ihre arbeit einem der allerwertvollsten prosatexte des deutschen mittelalters zuzuwenden, den sie bisher sträflich vernachlässigt haben. hier winkt für exegese und kritik noch eine reiche ernte: sie ist freilich durch die Göttinger dissertation von Hubert Stierling (1907), die der eigensten initiative ihres verfassers entsprungen ist, vor kurzem angebrochen, aber sie wird für mehr als eine arbeitskraft ausreichen.

E. S.

Zur heimatskunde von Oberklee. von prof. dr. KARL ERTL. Podersam, selbstverlag, 1905. [sa. aus der Heimatskunde des polit. bezirkes Podersam von W. Rott.] 31 ss. 80. — Der aufsatz ist ein solider beitrage zur geschichte einer deutsch-böhmischen siedelung, die als fundstätte einer beträchtlichen anzahl von geräten und schmuckgegenständen der älteren bronzezeit dem prähistoriker wol bekannt ist. die beschreibung dieser funde, die durch mehrere abbildungen unterstützt wird und der sich eine gemeinfassliche darstellung der cultur der bronzezeit anschließt, umfasst auch mehr als die hälfte des schriftchens. rein örtliche bedeutung dagegen haben die schicksale Oberklees im ma. und in der neueren zeit, die der vf. auf grund eines verhältnismäßig reichen quellenmaterials schildert. er hätte wol gut daran getan den urkundlichen daten etwas mehr leben einzuhauchen: etwa durch eine die culturellen und rechtlichen verhältnisse der vergangenheit in wenigen allgemeinen zügen streifende vorbemerkung. seine engeren landsleute, für die die schrift ja in erster linie bestimmt ist, um in ihnen die liebe zur angestammten scholle zu wecken bezw. zu vertiefen, wären ihm dafür jedesfalls dankbar gewesen. die volkskundlichen angaben beschränken sich auf schlagwörter: damit ist nicht viel gedient; gerade die localen besonderheiten eines brauches wünschte man zu erfahren. das volkslied, die mundart werden gar nicht berücksichtigt — aber vielleicht tu ich da dem vf. unrecht, da mir das sammelwerk leider nicht zur verfügung steht. auch auf die ortsbezeichnungen (flurnamen!) hätte der vf. sein augenmerk richten sollen; für die geschichte der nationalen besiedelung sind sie doch ungemein wichtig. — Oberklee ist nicht durch verhauchung des an- und auslauts aus tschech. *Soběchleb* hervor-

gegangen, sondern slaw. anl. *s* wird, weil *fortis*, im deutschen ganz regelmäsig durch *z* (*ts*) ersetzt (vgl. die deutsche schreibung von 1325 *Zabiechlew!*), das dann als präp. *z* (mhd. *ze*) aufgefasst und vom worte abgetrennt werden kann (vgl. PBBetr. 28 § 34 u. 109). auch der schwund des *b* hat seinen grund: slaw. *chleb* musste (infolge der substitution von slaw *ch* im anl. stark-toniger silben durch *kh* und von slaw. stimmh. *b* durch *w*) im deutschen zu *khlew* werden, das natürlich mit casusformen von mhd. *klē* (dat. *klēwe*) zusammengebracht wurde, was wider zur construction einer normalform *-klē* anlass gab. deutsche umformen wie *Züräu* (wol *tšrā* gespr.) für tschech. *Syřiu* (*r* für *ř*!), *Lschwitz* für *Lubešowice* (uml.!), *Golleschau* (*g* für modern tschech. *h*) sprechen für ein ziemlich hohes alter des deutschmuts dieser gegend.

P. LESSIAK.

Brennberger-gedichte von ARTHUR KOPP. [Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde hrsg. v. EKBLÜMML bd II]. Wien, Rud. Ludwig o. j. 63 ss. 80. 2 m. — Kopp stellt alle Brennberglieder zum ersten mal vollständig zusammen; dass auch 'Von der frauon gemacht' (s. 36) dazu gehöre, scheint mir nicht bewiesen. das metrische hauptargument, obwol scharfsinnig erdacht, scheidet doch an der naheliegenden möglichkeit der ton-übertragung. — die etwas hastig geschriebene einleitung springt rasch vom all-gemeinsten zum speciellsten über und macht sich die frage nach dem historischen anhalt leicht; dass den 'rohen blutgierigen rittern aller länder' kannibalismus zuzutrauen wäre (s. 4), wird nicht jeder annehmen; und übrigs ist wer ein thyestisch mahl anrichtet selbst noch kein 'menschenfresser'. R. M. MEYER.

Die deutsche komödie unter der einwirkung des Aristophanes von CURT HILLE. Leipzig. Quelle und Meyer 1908. [Breslauer beiträge zur litteraturgeschichte hrsg. von Max Koch und Gregor Sarrazin 12]. vi u. 180 ss. 80. 5.75 subscriptpr. 4.60 m. — Es ist wider eine jener modernen arbeiten, die sich dahin charakterisieren lassen, dass sie im einzelnen gründlich sind und im ganzen oberflächlich. durch das ganze büchlein wird das wort 'aristophanisch' ohne klare unterscheidung verwant: bald soll es einen äusserlichen anschluss an seine art bezeichnen, bald einen hauch seines geistes; so dass es manchmal recht wunderlich klingt. freilich hat der vf. von dem geist des großen komödiendichters die seltsamste vorstellung: die 'sachlichkeit' scheint ihm für ihn bezeichnend (s. 163 uö.)! oder auch: 'der humor des vf.s . . . ist frisch und ansprechend, die handlung zu folgerichtig und kunstvoll, um für aristophanisch gelten zu können' (s. 127). die 'Lysistrata' werden wir wol also dem Aristophanes absprechen müssen.

Wir täten II. aber unrecht, wenn wir ihn nach seinen urteilen beurteilten, die 'mit aller denkbaren bescheidenheit' (s. 86) sich denen von Rosenkranz oder Kurz beinah jedesmal einfach

anschließen. oder nach seinem stil, den perlen zieren wie (s. 80): 'in dem epos überwiegt die satire auf das sociale gebiet' oder (s. 107) 'der kunstsinnige und formschöne graf' — womit oben-drein grade graf Schack gemeint ist. — vielmehr ligt das verdienst der arbeit in dem aufspüren, sammeln und analysieren zahlreicher 'aristophanischer komödien'. die einteilung, die so plötzliche sprünge bewürkt wie (s. 34) von Frischlin auf Rosenkranz, ist dennoch nicht ohne wert; und das princip, lieber etwas zu viel aufzunehmen als zu wenig, kann man bei solchen untersuchungen nur billigen. die referate gehen von den verschiedenen stücken ein ganz gutes bild, das dann durch regelmäsiges hervorheben einzelner züge (parodistisches; persönliches; wortbildungen udgl.) noch weitere lichter erhält. freilich sucht der allzu wolwollende vf. schon hier alles ins günstigste licht zu stellen, sogar Richard Wagners unglückselige 'Kapitulation' (s. 165f), die auch der getreueste Wagnerianer aufgeben dürfte.

Die ausdeutung der anspielungen beschränkt sich auf das nächstliegende. so wären bei dem pseudonymen Kyau (s. 55) Tholuck, Daub, Göschel usw. nicht eben schwer zu erraten gewesen; der 'Leukopeträer' (s. 146) ist natürlich nicht Apoll, sondern im gegenteil Müllner, der advocat von Weisensfels; Treviranus (s. 100) wird Simon von Trier sein. auch flüchtigkeiten begegnen, wie dass (s. 41) der viel übersetzte Scribe ein übersetzer oder (s. 52) der historiker Leo ein philosoph genannt wird; schreibfehler wie (s. 105) Heynau statt Haynau udgl. m. — sehr dankenswert ist die (s. 176) beigegebene tabelle.

RICHARD M. MEYER.

Kleist and Hebbel. a comparative study by HENRIETTA K. BECKER. The novels. Chicago, Scott, Foresman and co. 1904. 71 ss. 80. — Eine sorgfältige und umsichtige studie, die für die technik der deutschen novelle um so mehr bedeutung hat, je häufiger sie auch auf Goethe (die 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' s. 55 anm.), die Romantiker, die Jungdeutschen (gute charakteristik von Mundts Madonna s. 32 vgl. 57), GKeller (s. 26) rücksicht nimmt. die übereinstimmung Kleists und Hebbels in der novellendichtung beruht zunächst auf Kleists vorbildlichem einfluss auf Hebbel, dann aber auch auf innerer verwantschaft: beider erzählungen sind dramatisch (die 'Marquise von O' ein analytisches drama s. 17) und zwar vorzugsweise dramen, deren entscheidungspunct in der vergangenheit ligt (ebda). speciell ist noch die energische concentration auf den helden (s. 22) und auf das psychologische interesse (s. 32f) in übereinstimmung. — einzelheiten wie die einführung der personen (s. 42), die gleichnisse (s. 51), die dramatische pause (s. 57) oder lieblingsmotive (s. 60f, wechseln der farbe ebd.; feuerbild s. 65) werden so wenig wie die neigung zu pessimismus (s. 62) und ironie (s. 64) übersehen, sodass die arbeit durchweg fördert.

R. M. MEYER.

Bayard Taylors translation of Goethes Faust. by JULIANA HASKELL ph. d. New York, the Columbia university press 1908. iv u. 110 ss. 8 o. 1 m. — Die viel erörterte frage, ob ein übersetzer vor allem die eigene oder die fremde sprache meistern müsse, hat L Fuldus autorität für die sprache des übersetzers entschieden; miss H. schließt sich dem — ohne consequenz — an, und ich denke keineswegs zu widersprechen. es folgt dann aber mit notwendigkeit, dass das urteil über eine übersetzung wesentlich dem lande zusteht, dem das fremde werk zugeführt wird. wir sprechen uns unbedingt das recht zu, JHVoss und AWSchlegel zu loben; dann müssen wir füglich den Engländern und Amerikanern das privileg einräumen, Bayard Taylor zu tadeln.

Das tun denn auch zahlreiche kritiker englischer zunge, die die hierin sehr eifrige vf. citiert. anderseits ist es fast lustig, zu sehen, wie andere englische übersetzer von ihm selbst da abhängig bleiben, wo wir bedenken hegen. Bayard Taylor lässt im beginn des religionsgesprächs Gretchen sagen:

*How is't with thy religion, pray?
Thou art a dear, good-hearted man,
And yet, I think, dost not incline that way.*

Anna Swanwick hatte das noch übersetzt:

*How the religion fares, I fain would hear,
Thou art a good kind-hearted man,
Only that way not well disposed, I fear.*

aber Mac Lintock, der sich so überlegen fühlt, schreibt einfach:

*About religion, dear, O tell me your mind,
I know you for a good, good man —
But, I believe, not much that way inclined!*

(beiläufig bemerkt, erörtert J. H. nirgends das verhältnis BTaylors zu der zwanzig jahre älteren übersetzung von Anna Swanwick, während sie mehrmals seine schuld an Brooks betont).

Spricht dieser einfluss nicht für Taylor? und nicht schliesslich auch das deutsche urteil, auf dessen einstimmigkeit die vf. selbst hinweist?

Man hat aber den eindruck, als suche sie eine vorgefasste meinung nachträglich zu erhärten. sie geht etwas advocatorisch oder vielmehr staatsanwaltlich vor und beginnt gleich mit der frage, für wen eigentlich B. T. übersetzen wollte? ja, weis das ein übersetzer immer so genau? wenn es ihn gelüstet, ein fremdes meisterwerk seiner sprache zuzueignen — überlegt er sich lange, ob er für Deutsche, Engländer die des deutschen kundig sind, oder andere arbeitet?

Aber natürlich kann jener eindruck berechtigt sein. hier müssen wir nun gestehn, dass die nachweise über unenglische wendungen und constructionen (s. 57 f), an sich sehr lehrreich (comparative und superlative aus metrischen rücksichten statt des positivs s. 42 f, falsche plurale s. 46), uns beunruhigen. weniger

vermögen wir den anstrengungen ein ohr zu leihen, die dartun sollen, B. T. sei kein dichter gewesen. denn die (s. 5f) recht pedantisch gesammelten urteile beweisen das nicht, noch weniger aber die meinung einer verfasserin, die etwa (s. 77) das suchen nach dem bezeichnenden wort recht höhnisch benutzt, um dem übersetzer den bals zu brechen (vgl. s. 82f), wie er denn auch Heine oder Flaubert, Bürger oder Schlegel gebrochen werden könnte. nach ihrem eigenen urteil bleibt doch bestehen, dass B. T. selten (s. 48) falsch übersetzt hat und seine eigene theorie der übersetzungskunst (s. 19f) im ganzen durchführen konnte.

Miss H. erkennt selbst, dass die verschiedenheit der deutschen und englischen sprache (s. 37; und dichtersprache, möchte ich mit hinweis auf meinen aufsatz im Arch. f. n. spr. hinzufügen!) transpositionen nötig macht (s. 39; vgl. s. 50, 56). aber sie wird B. T. nicht gerecht, weil sie diesen gesichtspunct nicht im auge behält. es gibt im englischen kein 'Gretchen', und was für 'Gretchen' passt, passt einmal nicht für 'Margarete' (ein hübsches beispiel s. 50). anderseits muss man eine travestie ins englisch-ladyhafte, etwa manchen französischen analogieen entsprechend, mit abscheu verwerfen. was bleibt übrig, als eine zwischenbildung in sprache und stil, wie sie eben alle siegreichen übersetzerwerke darstellen, der Heliand und Luthers Bibel, Vossens Homer und Schlegels Shakespeare? und in diese reihe hat das urteil der nachwelt, wie mir scheint, Bayard Taylors 'Faust' mit einem recht gestellt, das die kleinlichen gegenproben der vf. (s. 79f; vgl. auch anderseits s. 2) schwerlich erschüttern dürften. ihre arbeit aber bleibt wertvoll, weil sie eben diese notwendigkeit einer eigenen übersetzersprache an gründlich zusammengestellten beispielen dartut, und hierdurch zugleich auch für die innere verschiedenheit zweier eng benachbarter sprachen (zb. in der substantivierung von adjectiven s. 57) lehrreiche fingerzeige gibt.

Die angehängte bibliographie ist von der gründlichkeit und übersichtlichkeit, die Calvin Thomas seiner schule einzuprägen sucht.

Berlin 13 juli 1908.

RICHARD M. MEYER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZUM DEUTSCHEN OVID VON 1210. Ich halte mit ESchröder Baeseckes auslegung des *bevern* für sprachlich unmöglich. ich begreife aber auch Baeseckes widerstreben gegen Schröders auffassung. wenn man übersetzen wollte: es sind 1200 jahre und vorher 10 vergangen, so wäre das, wie ja Schröder selbst bemerkt, höchst merkwürdig, und ich könnte mich nur im äußersten notfall zu dieser deutung entschließen. wenn aber Schröder meint, es könne gesagt sein: 'und zehn jahre darüber hinaus', so möchte ich dringend wünschen, diese übersetzung durch eine parallele gesichert zu sehen.

Es gibt aber auch eine andere möglichkeit der auslegung. ich denke mir, der dichter wollte ursprünglich sagen: seit Christi geburt waren 1200 jahre vergangen, eh ich das werk begann, zum ausdruck dieses gedankens schwebte ihm die verbindung *bevoꝛn, é* vor (*vor é* Parz. 493, 2; *Myst.* 1 144, 5; *é bevoꝛ* Diemer 351, 11); die construction wurde ihm aber durch den zwischen-satz mit *sît* verdorben, und es kam, wie so oft in solchem fall, zu einer anakoluthischen fortsetzung.

Und noch eines wäre denkbar: dass der dichter geschrieben hätte: *ergangen é der stunde*. die präposition *é* war ja dem 16 jh, nicht mehr bekannt und hätte von Wickram unmöglich beibehalten werden können. dass die tautologie *bevoꝛn é* nicht unmöglich war, zeigt die vorhin schon erwähute stelle aus Diemer.

Giessen, 11. 10. 09.

O. BEHAGHEL.

KLAGE 1882a. Lachmann verglich die hs. A im j. 1824. sein danach hergestellter text (1826) lautete Klage 1882₂ f: *min herze alsó geringet hât. Alrest hiez man dô für gân . . .*; vgl. 'Anmerkungen' s. 328: 'nach 1882. *wan sol ih immer genesen. daz muz von disem rate wesen. B.*' Vollmer in s. ausgabe der Klage (1843) trug vier von L. übersehene verse (1093 a. 1356 a) nach: jene beiden aber gelten ihm als nur in Bd überliefert, sie fehlen in Ca, die anderen hss. stehn nicht zur seite. Bartsch, Klage (1875) s. xvi erklärte daher, dass sie 'als ein zusatz betrachtet werden müssen'; Edzardi hingegen (gleichfalls 1875) nahm die von Bartsch abgewiesenen zeilen als echt auf und begründete dies s. 226: er sah in dem minus von A nur eine der vielen flüchtigkeiten dieser hs. Ursinus hinwiderum erklärt in seiner diss. über 'Die handschriftenverhältnisse der Klage' (Halle 1908) s. 38: 'es ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb A und Ca zufällig übereinstimmend gerade diese beiden verse sollten ausgelassen haben'. — es ist zeit, dass dieser von buch zu buch bis in die gegenwart fortgeschleppte fehler jetzt nach 85 jahren entfernt werde, nachdem ihn weder Vollmer noch Bartsch aus der hs., Edzardi nicht aus der ihm von Zarucke überlassenen collation corrigiert haben. die phototypische nachbildung von A (München 1886) gibt das richtige sofort zu erkennen; an eben derselben stelle wie in Bd steht in A 113 sp. 1 z. 27 v. o.

Wan sold ich im^s genesen - daz mü^se vō disem rate wesen.

Königsberg i. Pr., im august 1909.

KURT PLENIO.

PERSONALNOTIZ.

Am 10 november verschied zu Alsbach an der Bergstrasse MAX RIEGER, 81 jahr alt. nur kurze zeit hat er im akademischen lehrberufe gestanden, aber in forschung und darstellung hat er die allitterierende metrik, die mittelhochdeutsche litteratur und die des 18 jh.s aufgehellt, und seiner nachprüfenden mitarbeit haben sich die deutschen studien bis zuletzt erfreuen dürfen.

REGISTER

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers,
die ubrigen auf die Zeitschrift.

- OAbel A 250 ff
abmurksen A 39 f
 accente, schwed. A 67
 accusativformen im nomin. A 67
 'Ad te deus gloriose' 239
 'De adventu domini et die iudicii',
 rhythmus ('*Quique de morte estis
 redempti*') 246 ff
 -ære: bei Haitmann, Gottfried, Wolf-
 ram 138
 ai bei Rompler A 153 n. 1; laut-
 wert A 155
 'Ainune', vergleich m. Gottfrieds tech-
 nik 369 ff; quelle 373; v. 243 : 372
 n. 1
 Åkirkeby, runeninschrift, präs. u.
 prät. 156.
 Alexanderroman, Liegnitzer epitome
 A 96; vgl. Biterolf
 'Alma fulgel in celestis perpes regna
 civitas', dichter identisch mit dem
 von 'Apparebit repentina' 236.
 Ἄνδρονόβαλλος A 261
 anredeformen im ndländ. A 235 f
 apokope d. e im frühnhd. A 150. 157
 'Apparebit repentina magna dies
 domine' 235 ff; dichter identisch
 mit dem von 'Alma fulgel' 236
 n. 1.
 'Apparebunt ante summum saecu-
 lorum iudicem' 242 ff
 'Appropinquat finis secli' 227 ff
 'Arinbjarnarkviða' s. Egilssaga
 Aristophanes u. die deutsche komö-
 die A 310 f
 AvArnim, Otto d. Schütz A 224 f;
 jamb. rhythmus in prosadramen
 A 225
 BvArnim A 242 f
 art 'pflügung' A 40
 Artaunon A 4
 assimilation in der fuge d. compo-
 sita 282
 Attila s. Nibelungensage
 'Audi tellus, audi magni maris
 limbus' 254
 HvAue, beziehungen zu den Zäh-
 ringern? 108 f; kennt im 'Erec'
 Eilards 'Tristrant' nicht 106 ff;
 'Erec' älter als 'Lanzelet' 107.
 109; 'Gregorius' benützt im 'Lan-
 zelet' 336 n. 1; silbenverschleifung
 330; kling. reime 119 ff
 Avienus 'Ora maritima' A 116. 118.
 Awaren u. Slawen A 246 ff
 baier schwäb. < bér 'eber'? A 40
 Βαῖμοι A 8
 Baiuuarü A 13
 balcone ital. A. 121
 Balders tod u. Lemmiukainens tod 14
 balderichen? 303
 balz 'hirschbrunft' A 120
 barditus bei den Nordländern 110
 Bästarnen in d. Karpathen A 10 ff
 bedeutungslehre A 267 ff
 bedeutungswandel A 226 f
 begegnen, qualität d. e im schles.
 A 165 n. 1.
 'Beichtspiegel' mnl. 76
 'Beowulf', übersetzungen A 143
 betonung, versetzte, s. GvStrasbourg
 Biarni Kolbeinsson 36
 'Bibliotheca neerlandica manuscripta',
 plan einer solchen 59—79
 Biterolf, verf. eines Alexander: aus
 Erfurt? 153 f; aus Freiburg i. Br?
 153 f
 Bodmers ästhetik A 78
 Böhmerwald, volkslieder A 213
 Bølverk 110
 Bórner = Krimgoten? A 254 ff; ihre
 züge A 255 ff
 bräutigam 280 ff
 Brenberger A 310
 ClBrentano, märchen A 73 f
 Brian Borumba kg v. Munster 30
 Brower, herausgeber v. hymnen Hra-
 bans A 51 ff
 brustbild A 288
 buchdruck, bedeutung s. technik f.
 die nhd. gemeinsprache A 151
 bücher in Island gedruckt A 307 f
 c lat. A 115
 Caesarius vHeisterbach A 128
 Cannaba, Gotenkönig A 260
 Chamisso, 'Adalberts fabel', bezie-
 hungen zu Goethe A 82, zu Novalis
 A 83
 chaos mlat. = 'hölle' A 55
 Chilperich, Medardushymnus 229 n.
 Chlodovech und Chrochild in der
 Nibelungensage 50 ff
 chronik, s. Hven
 chroniken, mnl. 78

- Clontarf, schlacht bei 30. 34. 36.
 Cniva, Gotenkönig A 260
 composita, phonet. reactionen in d.
 fuge 280 ff
Cusus = Eipel? od. Neutra? A 7
- dänische volkslieder A 139
 Daleminzier A 17 ff; ihre volks-
 gruppen A 18
 dativus absol. im got. A 92 f
 declamation d. verses, s. GvStrafsburg
 deminution d. Nidwaldner mda. A 231
 dialektwörterbücher, grundsätzliches
 über ihre anlage A 28 ff
 dichtersprache d. 16 jh.s A 158 n. 1
Dieterich s. GvStrafsburg
 'Dies irae' 227—255
diust s. GvStrafsburg
 dram. litteratur, mol. hss. 78
 dreisilber s. GvStrafsburg
druse schwäb., *drusehn* nd. A 42
- e-lante im schles. A 164 f, bes. 165
 n. 1; apokope A 150
 'Eber' verse vom, 377
 Ebernand vErfurt, urkundlich 143 ff;
 stand 145 ff; akrostichon 146;
 persönl. beziehungen 147 ff; ent-
 stehungszeit s. dichtung 149; nach-
 leben 150 f
 JEck, sprache s. bibleübersetzung
 A 151 ff
 Eckhart A 126
 Eddalieder, gebrauch von präs. u.
 prät. 162
 Egil Skallagrimsson A 141 f
 'Egilssaga', die haupteslösung 379—
 414 (genaue inhaltsangabe 415)
ei- diphthonge im nhd. A 153 n. 1.
 154 ff
 JvEichendorff, tagebücher A 306 ff;
 E. u. Loeben A 221 ff
 Eike vReppow, reimvorrede v. 276:
 A 121
 einzellieder von den Nibelungen 214 f
 elision s. GvStrafsburg
 enklise s. GvStrafsburg
 epische sammeltheorie A 133
 'De Enoch et Heliae', rhythmus 242 ff
 Ephrem Syrus, einfluss auf die vor-
 stellungen vom weltgerichl 227 ff,
 239 ff
 -*ère*: bei Hartmann, Gottfried, Wolf-
 ram 136
 Erfurter dichter d. 13 jh.s 143—156,
 vgl. Biterolf, Ebernand, Sibote.
 WvEschenbach, kling. reime 124 ff;
pîn: u. *pîne*: 113; *iuwe*:, bes.
- triuwe*: *riuwe* 115; 'Parz.' benutzt
 im 'Lanzelet' 336 n. 1; 'Parz.' u.
 'Tit'. benutzt im fragm. 'Ainune'
 370 n; Parz. 1, 20: A 122 f
 Eudusianer A 255
 Euripides A 111 f
 evolution in d. litteraturgeschichte
 A 81
- f schwäb. <pf A 41
 'Facetus' lat.-deutsch aus Jena 218
falke 'falbes pferd' A 19 f
 feennmärchen, bibliographie A 76 ff
Φηλίζια A 11
 finnische volksdichtung, s. volks-
 dichtung
 Fischarts Gargantua u. Neidhart A 177
 flexion er-part, s. GvStrafsburg
 Fóstbæðrasaga 25
 JFranco von Meschede A 127
 frauen als trägerinnen d. volksliedes
 A 199
 HvFreiberg u. Helwig A 281
 Frey bei den Finnen 12
 GFreytag, verm. aufsätze A 106 f;
 üb. Treitschke A 107; vhnis z.
 jung. Deutschland A 108; s. roman-
 technik A 108
frouwe s. *vrouwe*.
 Fuchs als beiname Neidharts A 173
futsch A 43
- vdGabelentz u. Loebe, Ulfilas A 117
 Galfried v. Monmouth kennt wikingers-
 sagen 35
 Gásar auf Island A 306 f
ge- bei *sin*, *wesen*, s. GvStrafsburg;
 schwindet, s. ebda
 gebethbücher, mnl. 76
gegen, qualität d. e im schles. A
 164. 165 n. 1
 genitiv d. Luzerner mda. A 231 f
 Gepiden in Singidunum A 258 f
 Gerning u. Bettina A 243
 Gerstenberg u. Lenz A 217
 'Gesta Herewardi' 33 n. 1
 glosse, gramm. terminus Noreens A
 265 f
 Goethe, vhnis zu Jacobi u. Spinoza
 A 104; 'Märchen', einfluss auf die
 frühromantik A 82 f
 goldne bulle A 97 f
 Goten A 253 ff; = Germanen A 260
 grammatiker, nhd., heimat A 153 n. 1
 'Gratuletur omnis caro', nicht von
 Hraban A 56. 58
 GGreflinger im Simplicissimus? A 291
 WGrimm, brief an OAbel A 250 f

- vGrimmelshausen, entstehungs-
geschichte d. 'Simplicissimus' A 289 ff
HGrotius, religiöse stellung A 97
AGryphius, apokopen A 157 n. 1;
e-reime A 166 n.
'Gudrun' s. 'Kudrun'
ChrGueintz A 159 n. 1
Gunnhild 'konungamóðir' 398—405
'Gute Frau', ihr verfasser 108
- AvHalberstadt, datierung seines Ovid
163 ff. 174 ff. A 313
handel, isländ. A 306 f
handgebärden in bildern zum Sachsen-
spiegel A 305 f
handschriften aus Bamberg 235 n;
Basel A 125; Jena 218; Liegnitz
A 96; München 273; Wien 263;
Wiesbaden 102; — in tirol. inventa-
ren A 288; — mittelniederlän-
dische 59—79; — rhythmehss.
A 57
handschriften vor drucken bevorzugt
im 15 jh. A 282
handschriftenbeschreibung für die
Bibliotheca neerlandica manu-
scripta 67
h.-schriftencombinationen im Deutsch-
ordensland A 65
FvHardenberg, märchen A 83 f
'Haustlung', präs. u. prät. 159
Havelok'sage umgedichtet aus d. ge-
schichte Olaf Tryggvasons 29 f;
heimat in Cumberland 35
hebung beschwert, s. GvStrafsburg
heil(e)gen s. GvStrafsburg
HHeine, briefe A 243 ff
heldendichtung A 129 ff; wert d. ger-
man. materials A 131 f; sage u. lied
A 133; heldendichtg d. Wikinger
A 140 f
Helwig, märe v. hl. kreuz A 278 ff;
heimat d. hs. A 279 f; heimat d.
dichters A 280; vhnis zu HvFrei-
berg A 281
Herder u. Trescho A 103
Hereward s. Gesta Herewardi
Heruler u. Krimgoten A 254 ff
herze plur., s. GvStrafsburg
HHeselloher u. Neidhart A 175. 177
HvHesler, 'Apokalypse' A 61 ff; vhnis
d. hss. A 61 ff; echtheit d. schlusses
A 61 f; metrik A 66
MHeyne, Beowulfübersetzung A 143 f
hiatus s. GvStrafsburg
Hildebrandslied v. 30 : 378
höf'sch einsilbig, s. GvStrafsburg
'Höfudlausn' s. 'Egilssaga' 415
- Hrabanus Maurus, echtheit s. hymnen
A 51 ff; plagiat aus Prudentius
Eulalienhymnus A 53; herkunft d.
hymnen aus SGallischer rhythmen-
sammlung A 57 f
Hrotsvit A 60
HHüffers Heinestudien A 243 ff
WvHumboldt, briefe A 86; s. huma-
nität A 86 ff
Hvensche chronik, entstehungszeit u.
verfasser 287 ff
hymnen s. rhythmien
- i* in compositionsfuge 280 ff
-ig nhd. 287
Igillos, Igilliones A 3
Ingvar vidforli 25
inventare d. ma.s aus Tirol u. Vor-
arlberg A 285
irische prosaerzählung vorbild d.
wikinger- u. so der isländ. saga
31; irisches in runen von Man
A 235
Island, handel A 306 f; bücherdrucke
A 307 f
isländische saga, s. saga
iur f. iuwer, s. GvStrafsburg
-iuwe: bei Wolfram 115 ff
- JJacobsen s. JJVenusinus
OJahn A 116 f
juncvrouwe und *maget* A 94 f
jüngstes gericht s. weltgericht
- Kalevala 14 f
Karl IV u. die gold. bulle A 97 ff
Kärnten, ceremonie am Zollfelder
fürstenstein A 19. 25
kataloge altniederländ. bibliotheken
64
katzen in d. litteratur A 303
AKeller, vorarbeiten f. d. Schwäb. wb.
A 27
ThaKempis, 'Imitatio Christi', nl. hss.
76
li Kievres, dichter d. Urtristan A 274
Kiew im Nib.-lied 182
GKinkel, 'Otto d. Schütz' u. 'Schützen-
lied' A 225 f
AKirchhoff A 109 ff
'Klage' v. 1882 a: A 314
klingende reime bei Hartmann, Gott-
fried, Wolfram 113—142 (inhalts-
angabe 113)
Klinger, quelle d. 'Derwisch' A 77
FvKobell, schnaderhüpfel A 205 f

- Konemann, epilog z. 'Wurzgarten' A 121 f
 Kormáks 'Sigurðar drápa', präs. u. präat. 159
 koseformen d. mdart A 30
 krasis s. GvStraßburg
kratti finn. 13
 Krimgoten A 254 ff
 'Kudrun', nachprüfung d. kritik Müllenhoffs 80—101; einzelne strophcn u. strophengruppen 83 ff; die schlussspartie 81 ff; einteilung in vorträge od. lieder 101
 ChrKuffner A 106
 kunstlied s. volkslied
 kurzformen s. GvStraßburg
 kürzungen s. GvStraßburg
- Lamprechts Alexander u. das Nibelungenlied 199
 MvLandau (schulrector), reimsprüche 273
landschaft A 288
 'lausavísur' s. 'Egilssaga' 415
 lautwandel, seine gründe A 266 f
leiden, leiðan A 227
 SLeinius A 184 ff
 JMRLeuz, 'Anmerkungen übers Theater' A 215 ff. 295 ff; beziehungen zu and. werken L.s A 299 f; L. als theoretiker A 214 ff; L., Gerstenberg u. Diderot A 217; L. u. Aristoteles A 217 f
 liederbücher, mnl. 78; mnl. religiöse gedichte u. lieder 77
 Ligurer A 113
 OHgr.vLoeben A 219 ff; 'Guido' A 220 f; vhnis zu Eichendorff A 221 ff; gedichte A 223 f
 Heinr.vLöwen A 128
 Luna silva A 8
 Luther u. Lemnius A 185 f
- JvMaerlant, hsl. überlieferung 78
 majuskelttheorie d. nhd. grammatiker A 159 n. 1. 161.
man u. *dienstman* A 94
Mannhardsberg A 9 f
manufnaðr 34
 märchen mutter der saga 26; von sagaerzählern vorgetragen 26; m. d. 18. 19 jh.s: musikal. elemente A 72 ff; bibliographie A 76 ff; theorie A 77 f; romant. märchen u. naturphilosophie A 83 f
 Marina A 128
 Marners zeugnis für einzellieder von den Nibelungen 215
- Maroboduus* A 1
 Mauricius s. MvLandau
 AGMázke üb. schles. aussprache, bes. d. e-laute A 165 n. 1.
 Mechthild v. Magdeburg A 308 f
 Medardushymnus s. Chilperich
Mecklenburg A 2
 Melissus s. PSchede
 CFMeyer, zur charakteristik A 89
 JBMichaelis A 101 f
 milchwirtschaft d. Slawen A 14 ff
 minnesaug u. volkslied A 203
 mittelniederländische handschriften 59—79; ihre heutigen standorte 68 ff; zahl der erhaltenen 71; un-ausgebeutete 71 f; ergebnisse für die litteratur- u. culturgeschichte 73 ff; anteil der litteraturgattungen 74 f
mlěko slaw. u. *meluk* germ. A 25
 TbMommson A 109 f
 motiforschung, s. 'sprung aus dem fenster'
 KMüllenhoff, briefe an AKirchhoff, A 109 ff; über Mommson A 109 f; pläne z. 'Altertumskunde' A 112 f. 116 f
 maler Müller, 'UlrichvCosheim' A 120
 mundarten, phonogrammarchiv in Wien A: 229 f; Nidwaldner deminution A 231; s. dialektwörterbücher, schwäbisch
 'Murner' für den kater A 305
 'Muspilli' 231
 mystiker, mnl. hss. 76, Basler usw. hss. A 126 ff
- n* im anlaut wechselnd m. vocal A 30
nachtigall 250 ff
näkki finn. 13
 naturdichtung A 211
 Neidharts schule A 167 ff; Schratsche hs. A 177 f, Stockholmer hs. A 178 f; plusstrophen u. trutzstrophen A 169; überschritten A 170; namen A 172; typus Neidharts als raufer A 172; N.-schwänke A 173 f; fresslied A 176; N. im fastnachts-spiel A 176; 'Neidhart Fuchs', druck A 176 f
Nemetes = slaw. *nemece* A 16
 neuschwed. grammatik A 262 ff
 Nibelungenlied, s. vorstufe 177—218; historische beziehungen darin auf die zeit von ca. 1075—1115: 177—186; Nib.-lied u. Thidreks-saga 186 ff; Soest 195 (vgl. 213 ff);

- spurendieser vorstufe in dichtungend. 12 jh.s 197 ff, nachwückung in d. redaction C* 203 ff; das lateinische Nibelungenlied 208 ff (vgl. 270 f); die niederdeutsche fassung 212 ff (Soest 213 f); einzellieder 214 f; sagengeschichtliches u. mythisches 215 ff; litterar. porträts A 100 f
- Nibelungensage in Frankreich u. Deutschland 38—58; keine sichern spuren d. nachwückung in d. altfranz. epik 40—44; histor. elemente in d. Siegfriedsage? 45 f; Attilas ende 47 ff; sagenelemente aus der burgundisch-fränkischen geschichte 50 ff; ursprünglichkeit d. oberdeutschen fassung 57 f
- nivan*, betonungsarten, s. GvStraßburg
- nomadenreiche A 246 f
- Noreens grammat. system A 262
- Notkers 'Rhetorik' 377
- Novalis s. FvHardenberg
- EvOberg, chronologie s. 'Tristrant' 106 ff
- Oberklee, heimatskunde A 309 f; entstehg d. namens A 309 f
- Odd der mōnch 28
- od(er)* s. GvStraßburg
- Olaf Cuarán 29
- Olaf Tryggvason, märchenhafte kindheitsgeschichte 27
- AOlrik A 137 ff
- JOlshausen A 114 ff
- MOpitz, sprachideal A 157; bedeutung s. metr. vorschriften A 157 f; wort- u. versaccent A 240 f
- 'Orendel' u. Nibelungenlied 202
- Orkney-inseln, litterar. leben u. vermittlung 36
- orthographie des frühnhd. A 160 f
- Osi* und *Cotini* A 7 ff
- 'SOswald' u. Nibelungenlied 202
- Otfrid V 20, 20 : 238 n.
- SOTmar schutzpatron von Mödling 265
- Otto d. Schütz in d. litteratur A 224 ff
- Ottokar 'Reimchronik' v. 323 ff: 155
- Ovid s. AvHalberstadt
- püdergras* A 40
- palimbacchische wörter, s. GvStraßburg
- palmbaumallegorie A 127
- parenthese, gemurmelte, s. GvStraßburg
- peijaiset*, *peijakas* finn. 12
- Petschenegen im Nib.lied 183
- pf* und *f* schwäb. A 41
- pfalz* = *balz* A 120
- pfudel* 'canal' A 41
- philologie und litteraturgeschichte A 215 f
- phoneme A 263
- phonogrammarchiv in Wien A 229 ff
- picarisches bei Grimmelshausen A 259 ff
- pū-* und *pīne-* bei Wolfram 113 f
- popel* 'nasenschleim' A 41
- porträt, litterarisches in Deutschland A 99 f
- präsens u. präteritum, altnord. wechsel d. gebrauchs in beschreib. zusammenhängen 156—163
- Prokopios, s. verlässlichkeit A 258 f
- prosa als kunstform A 71; p.-überlieferung d. heldensage A 133 f
- protz* A 41 f
- Ptolemäus, karte v. Germanien A 3 II
- puuk* finn. 13
- quantität, neuschwed. A 264
- '*Quique de morte estis redempti*' ('De adventu domini et die iudicii') 239. 246 ff
- Radagais, seine völker A 259 f
- 'Ragnarsdrápa', präs. u. prät. 157 f
- '*Paxárai* A 5 f
- '*Paxarçiai* A 4, 5 ff
- randa rōdd* 110
- Rauni* od. *Rööni(kkū)* finn. gemahlin d. Thor 14
- Rebhuhn = Partridge A 218 f
- redegebe* s. GvStraßburg
- refrain in rhythmend. 236
- reime: mhd., s. kling. rr., GvStraßburg; frühnhd. unreine rr. A 158; rr. der *e*-laute im schles. A 164 f
- reimsprüche d. 15 jh.s 273
- 'Reinfried v. Braunschweig' und 'Ainune'-fragm. 370 n. 2
- EvRepgow s. Eike
- NvReental s. Neidhart
- 'Rhetorik', SGallen 377
- rhythmend. (lat.), in SGallen gesammelt A 57; vom weltgericht 227—255
- StRitter über die *ei*-diphthonge A 154; majuskeltheorie A 159 u. 1. 161
- riuwe: triuwe* bei Wolfram 115 ff
- Rödiger* und *Rüdiger* 287

- Rognvald kali 36
 Röksten 24
 'Rolandslied' u. Nib.-lied 200
 romantik, ihre einheit A 79 f
 JRompler vLöwenhalt A 153 n. 1
 'Rother' und Nibelungenlied 198
 Rubinus-rolle aus Wien 263
 runenalphabet A 110, 113; runen d.
 schleifsteins von Ström A 234 f;
 runen von Man A 235
 Russen im Nib.-lied 182
- s-laute, schreibung bei Kolrofs A 166
 Sachsen u. Sachsenkrieg im Nib.-lied
 178 ff
- saga, isländische, ursprung u. glaub-
 würdigkeit 23—38; ursprung aus
 märchen 26ff; vorstufe die wikinger-
 saga von d. brit. inseln 28 ff;
 diese unter irischem einfluss 31 ff;
 wechselbeziehungen 32; frauenge-
 stalten 33; die skalden 33; verwante
 einzelzüge 34; einfluss d. wikinger-
 saga auf die engl. litteratur 35;
 vermittlung nach Island zt. durch
 die Orkneyinseln 36; die sagas
 künstlerische wiedergabe d. tradition
 37; kriterien der dichtung 37;
 zeitalter der ausbildung 37
- sage und dichtung A 133 f
 'Salman u. Morolf' u. Nib.-lied 201
sämpsä finn. 14
 'Sanctorum meritis' A 60
 JRSattler 'Teutsche Orthographie'
 A 159 n. 1
 satzaccent (mhd.) s. GvStrafsburg
 PSchede (Melissus) über d. lautwert
 von *ai* = mhd. *ei* A 155
 schleifstein m. runen A 234
 schnaderhüpfel A 204 f
 HSchöpf über die *ei*-diphthonge A
 154 f
- Schottelius orthographieregeln A 156
 Schwäbisches wörterbuch A 26 ff;
 schwäbisch in berührung m. neu-
 märkisch A 40 ff
- JvSchwarzenberg 'Kummertrost' A
 179 ff; Krumauer hs. A 180 f
 Sedulius benutzt in hymnen Fortu-
 nats? A 44 f; in hymnen Hraban's?
 A 33 f
 senkung, zweisilbige 334 ff
 'De Seruando medico', lat.-wandal.
 epigramm 255
 HSeuse A 128 f, 239 f
 Sibote (vErfurt), vf. d. 'Frauenzucht'
 154 ff
 Σίδωρος A 10 ff
- Sigfred Horn in d. Hvenschen chronik
 289
 Sigrfridsage, histor. elemente? 45 f
 Sigmund Brestason 26
 silbengrenzen A 91
 silbentrennung im schwed. A 264
 silbenzählung bei Hesler A 66 f
 Singidunum gepidisch? A 258 f
 skalden, gebrauch v. präs. u. prät.
 162
- Skythen, bedeutung d. namens b.
 antiken autoren A 257 ff; = Tur-
 kotataren? A 16
- Slawen, heimat u. urgeschichte A
 14 ff, 245 f; beziehungen zu
 Turkotataren n. Germanen A 14 ff;
 milchwirtschaft, ackerbau, vieh-
 zucht A 15 ff
- Slowenen, ihre volksgruppen A 18 ff
smerdz slaw. A 17, 21 f
- Soest in d. Thidrekssaga 195 f, 213 ff
 'Söse snel snellemo' 377 n. 2
 sprachtaete, schwedisch A 265
 'Sprüche der Väter' (aus Idstein) 102
 'sprung aus dem fenster' als beispiel
 für verirrung der motivforschung
 292—300.
- stammesgeschichte d. Germanen A
 253 ff
- Starkað A 138 f
 status, grammat. terminus A 268 f
 BvSteinach, angebl. 'Umbehang'-frag-
 ment 369 ff
- JvSterngassen A 127
- GvStraßburg, 'Tristan': benutzt vom
 dichter des 'Ainune'-fragm. 370,
 desgl. v. Ulrich im 'Lanz.' 336 n.
 1; *aber-ab* 331; akrostichon 373 f;
 anagramm 374 ff; *âne* bildet nie
 hiat 360; best. artikel verkürzt
 335, vor vocal 355; auf tact 361 ff,
 fehlt nur unter besondern beding-
 ungen 365, enthält nie ein voll-
 verbum oder nomen, kaum ein
 auxiliare 362; auf tactlose verse
 haben fast nie ein 2silb. wort mit
 kurz. stamm im 1 tact 367, auf-
 tactlosigkeit ästhet. begründet
 341 f; auxiliare m. kurz. stamm-
 silbe 322 f; *beidiu* metr. verschie-
 den behandelt 365; *belderichen?*
 303; *Britüne*, betonung 350 n. 1;
 umgelauteeter conj. im reim
 139 ff; *dä ze* im auf tact 346; *dazs*,
alss, *dess*, *bizs* vor vocal 340 f;
der mite st. *dä mite* 336; *derst*,
erst, *mirst*, *dirst*, *deist*, *eist* 334;
dien, *diun*, *son*, *sîn* usw. 354;

Dieterich 375. 376 f; *dise* 327; *ditze* niemals, nur *diz* 359; *Dó* im verseingang nur unter gew. bedingungen 341 f; *du* vereinzelt vor vocal 355; dreisilber, metr. behandlung 306 ff; *einem* im reinen verseingang 346 n. 1; einleitung 375; elision u. hiat 355 ff; enklise von *er*, *en* (= *in*) an kurzstämm. verbum 335; *erm* usw. *in*, *im* 334; *etswer* usw. m. einsilb. *ets-* 363 n. 1; *ez*, *es* nach pron. pers. unger in hebung 333; *ez*, *es* enklitisch 333; *ez*, *es*, *ist*, *ein* usw. *ete*, *solde* usw. bilden nie hiatus 359. 360; flexion gespart b. ersten von 2 coord. adj. 337; *ge* schwindet vor *g* 336, fehlt 338, bildet nie hiat 344, vor *wesen*, *sîn* nur in best. fällen 338 f; *gegen* 324; gemurmelte parenthese 328. 329; beschwerte hebung 303 ff; *heil(i)gen* 319; *herze* plur. 303; hiat u. elision 355 ff; hiat nach kurz. stammvocal 361; *hie (dá) mite* 323; *hin ze* im auftakt 346; *hiest*, *wiez*, *wiech* udgl. 354 f; *höfsh*, *höfsh-* einsilbig 311. 329. 363; *ichs* (= *ich si*) vor cons. gemieden 355; *im(e)* 326 f. 348. 349; *Îsót*, acc. stets *Îsôte* 347 n. 1; *ist* in *diust* 353 f; *istôrje* ohne *h-* 354; *iur* 336; *kastél* 350 n. 1; *küneec* 324, im auftakt 363; *Kurn(e)wal* 336; kürzungen 331 ff; *-lichen* 360 f; *maget* 325; *manec-manc* 325 f, im auftakt 363; *minnènden* udgl. 335; *morgen* verschiedenen betont 319; *müez* apokopiert 337; nachdruck, s. rolle in G.s. rhythmik passim; *niwan* betonung 368 n. 1; *oder*—*od* 332; *palas* am verschluss 350; palimbacchische wörter 335; *redegeber*? 302; kling. reim 122 ff; rhythm. wechsel 303. 308. 309 f. 311. 314. 325. 327. 328. 329. 341. 344. 354. 363. 366; *sähgez* udgl. 335; satzaccent passim (304 n. 2); *si* vor vocal 339 ff; *sí'ea'* 343; zweisilb. senkung? 334 ff; *serpande* betonung 350 n. 1; *sinwel* 311. 363 n. 1; *só tân* 336 n. 2; telestichon 375; *tefe* 323; *übl* 338; *umbe*—*umb* 333, *umbe* bildet nie hiat 360; *Und(e)* im verseingang 303. 317 n. 2. 366, *und* im 3 fuß gemieden 302 f; *under*—*undr* 332 f; verba pura 367; versetzte betonung

im versinnern 323 f. 329. 334 f. 364; vierzeiler m. gramm. reim 376 n. 1; *wære* adj. G. fremd 336; *widr. übr* in senkg. vor vocal 337 n. 1. 364; *wider sich selber* aber *wider sich* 330; *ze* elidiert 344 ff, bildet nie hiat 360, betont vor eigennamen 349 f; *ze*—*zuo* 344 ff; *zem*, *zen*, *zer* nie in hebg 350; *ze dém*, *ze dén*, *ze dér* fast nie 350; *zem mále* nie 351; *zir*, *zin* nur im reim, *hinz ir* oder *zuo (z)ir* 347 f 353; *zuo* präp. u. richtigs. adv. 351 f. 353; *zuo dem mále* usw. 345. 351; *zuo im*—*zuoz im* 348 f; zweisilber mit kurzem stamm, metr. behandlg. 321 f.

besserung einzelner verse (nach Marold): 1:337; 24:367; 81:353; 199:345; 322:338; 329:367; 338:345; 382:336; 403:340; 425:336; 430:367; 437:340; 441:363; 448:354; 506:364; 528:345; 529:345; 583:326; 649:326; 652:336; 669:338; 687:364 f; 691:326; 730:340; 735:333; 740:348; 810:345; — 1025:326; 50:332; 56:333; 85:340; 105:332; 129:338; 180:342. 367; 231:354; 256:340; 346:340; 369:342; 393:340; 443:345; 495:336; 508:367; 509:349; 522:338; 619:347; 621:344; 626:340; 635:346; 733:340; 908:345; 917:340; 924:348; 964:336; 979:338; — 2027:322 n. 3. 367: 68:335; 132:368; 262:344; 342:350; 349:302. 310; 551:355; 580:350; 590:302. 358 n. 1; 650:340; 717:332; 751:332; 757:333; 822:333; 858:349; 891:336; 960:340; 974:333; — 3035:351; 100:332; 121:354; 145:302; 238:302; 319:352; 527:310; 542:333. 364; 557:363; 715:338; 748:324; 771:358; 821:340. 342; 854:338; 855:354; 935:334; 959:355. 362 n. 1; 991:335; — 4038:349; 50:376; 113:338; 117:310. 336; 141:334; 184:354; 289:333; 310:350; 421:344; 427:338; 466:336; 497:336. 337 n. 1; 530:332; 659:310; 737:302. 305; 783:332; 805:332. 809:354; 834:302; 837:334; 863:345; 864:350; 966:302. 352; 989:332; — 5057:322 n. 3;

- 154 : 336; 156 : 345; 193 : 344;
 224 : 302; 257 : 355; 259 : 340;
 328 : 355 n. 2; 366 : 349; 392 : 342;
 433 : 312. 337; 438 : 355 n. 2;
 526 : 346; 547 : 354; 553 : 345;
 570 : 350; 588 : 355; 620 : 340;
 731 : 345; 761 : 336; 799 : 348; 799
 : 349; 806 : 332; 826 : 347; 850 : 344;
 871 : 361; 881 : 336; 883 : 345;
 889 : 338; 905 : 349; 913 : 345;
 919 : 345; 925 : 342. 345; 935 :
 336; 947 : 345; 997 : 364; — 6023 :
 352; 36 : 351, 49 : 326; 63 : 332;
 87 : 345; 137 : 344; 180 : 346;
 191 : 364; 253 : 364; 272 : 345;
 273 : 336; 390 : 335; 412 : 346;
 520 : 342. 345; 561 : 346; 599 : 302;
 603 : 302; 615 : 332; 624 : 342. 345;
 668 : 350; 718 : 345; 722 : 344;
 905 : 351; 934 : 335; 970 : 338;
 990 : 354; — 7030 : 323 n. 1;
 84 : 353; 112 : 338; 197 : 340;
 210 : 345; 232 : 346; 240 : 346;
 258 : 340; 285 f : 303; 315 : 358;
 332 : 345; 525 : 346; 583 : 345 n;
 685 : 334; 804 : 338; 836 : 345;
 907 : 332; — 8019 : 346; 91 : 303;
 100 : 346; 115 : 303; 117 : 338;
 131 : 326; 161 : 346; 169 : 355;
 199 : 340; 241 : 342; 266 : 354;
 353 : 345; 385 : 346; 398 : 338;
 414 : 303; 476 : 354; 507 : 344;
 522 : 326; 536 : 345; 545 : 350;
 606 : 345; 611 : 337 n. 1; 646 : 345;
 665 : 334; 687 : 347; 766 : 348. 349;
 780 : 364; 835 : 317; 874 : 340;
 966 : 303; 981 : 334; — 9086 : 338;
 139 : 346; 161 : 354; 187 : 334;
 209 : 335; 241 : 348. 349; 252 : 350;
 276 : 349; 285 : 322 n. 3; 378 : 346;
 432 : 303; 458 : 303; 501 : 303;
 530 : 333; 557 : 303; 579 : 354;
 580 : 346; 591 : 337; 645 : 336;
 759 : 324; 780 : 338; 812 : 332;
 915 : 334; 963 : 303; — 10054 : 346;
 115 : 343; 121 : 303; 226 : 338;
 237 : 351; 272 : 310. 338; 288 : 349;
 337 : 362 n. 1; 353 : 344; 396 : 344;
 501 : 340; 539 : 333; 553 : 345;
 555 : 303; 589 : 333; 693 : 353;
 749 : 327; 871 : 343; 909 : 344;
 953 : 364; — 11021 : 337. 355;
 58 : 346; 167 : 364; 180 : 363;
 217 : 353; 306 : 337; 371 : 344;
 376 : 358 f; 379 : 354; 413 : 336;
 420 : 363; 544 : 353; 560 : 346;
 619 : 364; 667 : 349; 681 : 332;
 829 : 363; 857 : 346; 903 : 342;
 928 : 315; 929 : 350 f; 963 : 346;
 — 12085 : 354; 165 : 351; 174 : 345;
 306 : 354; 390 : 342; 461 : 342;
 599 : 349; 665 : 353 f; 667 : 351;
 682 : 344; 732 : 345; 824 f : 341
 n. 1; 833 : 349; 934 : 346; —
 13069 : 342; 102 : 346; 185 : 359;
 233 : 303; 288 : 345; 289 : 358;
 315 : 355; 392 : 336; 411 : 347.
 349; 447 : 333; 465 : 362; 500 : 345;
 547 : 327; 620 : 334; 792 : 332;
 960 : 327; — 14029 : 354; 51 : 364;
 71 : 303; 140 : 333; 165 : 340;
 184 : 322 n. 2; 202 : 322 n. 2;
 235 : 346; 248 : 332; 269 : 346;
 450 : 303; 461 : 346; 472 : 345;
 477 : 346; 521 : 349; 543 : 349;
 591 : 346; 677 : 342; 687 : 349;
 739 : 348; 925 : 346; 944 : 346;
 951 : 322 n. 2; 964 : 303; 975 : 354;
 — 15095 : 344; 133 : 303; 177 : 346;
 184 : 346; 187 : 335; 216 : 358;
 221 : 354; 257 : 351; 286 : 358;
 293 : 344; 315 : 346; 458 : 332;
 525 : 322 n. 2; 529 : 351. 367;
 590 : 358; 714 : 345; 757 : 344;
 772 : 342; 791 : 345; — 16099 : 350;
 137 : 352; 151 : 332; 190 : 327;
 235 : 349; 272 : 344; 286 : 303;
 329 : 303; 365 : 352; 543 : 345;
 566 : 348; 568 : 334; 581 : 345;
 582 : 322 n. 2; 848 : 346; 872 : 351;
 876 : 344; — 17017 : 338; 293 : 339;
 396 : 358. 481 : 333; 525 : 340;
 573 : 351. 367; 660 : 351; 688 : 346;
 767 : 340; 787 : 362; 814 : 345;
 904 : 316; 941 : 363; 955 : 340;
 978 : 354; 981 : 345; — 18047
 : 354; 168 : 335; 170 : 349;
 206 f : 351; 223 : 332; 246 : 303;
 294 : 349; 348 : 339; 385 : 345;
 449 : 345; 479 : 303; 487 : 351 n. 1;
 516 : 339; 564 : 354; 606 : 346;
 624 : 354; 696 : 354; 721 : 346;
 780 : 346; 863 : 351; — 19022 : 358;
 35 : 334; 54 : 346; 127 : 346;
 149 : 344; 196 : 359; 204 : 351;
 344 : 332; 422 : 349.
 EStratter, deutsche bibel A 282 ff;
 vhnis zu Mentels druck A 283 l
 Sulzers bibliograph. anmerkungen A
 76 ff
swære (in vorreden) 'schwierig' oder
 'lästig' A 121
 Tabula Bantina A 117 f
talpe schwäb. A 42
 Tauler, predigten hsl. A 126

- BTaylor's Faustübersetzung A 312 f
Τεραταγίαι A 5 ff
 Thidrekssaga u. Nib.-lied 186 ff; s. Soest
 Thor bei den Finnen 12, s. namen, s. gemahlin 14
 Þórhjörn hornklofi, 'Glymdrápa' 110
 Þorfinn munn, präs. u. prät. 161
 Þórleifs 'Þóknúsur' 33
 tiere bei den romantikern A 303 f
 tiermärchen bei den Finnen 20
tonttu finn. 13
 totenklagen im volkslied A 199
 LTraube A 227 ff
 HvTreitschke A 107
 Trescho u. Herder A 103
 Tristandichtung A 270 ff; der 'Urtristan' A 271 f; die liebes-
 sage französisch A 272 f; — vgl. auch
 GvStrafsburg
triuwe: riuwe bei Wolfram 115 ff
 Tulln im Nib.-lied 183 f
tvarogǫ türk. slaw. A 21, = *twarc*
 mhd. A 20
- üb(e)l* s. GvStrafsburg
üb(e)r s. ebenda
 Ulf Uggasons 'Húsdrápa', präs. u.
 prät. 159
 Ulfíla s. Wulfila
umb(e) s. GvStrafsburg
 'Umbehag' s. BvSteinach
 umgangssprache, wortfolge bei pleo-
 nastischen ausdrücken A 93
un-, betonung vor participien im nhd.
 A 91 f
und(e) an verschied. stellen d. verses,
 s. GvStrafsburg
-unde(n): bei Hartmann, Gottfried,
 Wolfram 138
und(e)r s. GvStrafsburg
uo, bezeichnung in schwáb. u.
 österreich. drucken A 151
-uote(s): bei Hartmann, Gottfried,
 Wolfram 137
 'ursprungslieder', s. finnische volks-
 dichtung
- vainaja* finn. 13
 HvVeldeke, silbenverschleif 330
 Venantius Fortunatus A 44 ff; ech-
 tigkeit d. weihnachtshymnus A 44 f;
 Marienhymnus A 45 f; Marienlob
 A 47 ff
 JJVenusinus verf. d. Hvnschen
 chronik 288 ff
 verba pura bei Gottfried 367
erbaumen A 43
- verhehlen*, qualität d. *e* im schles
 A 165 n. 1
 verschleifung bei Gottfried, Veldeke,
 Hartmann 330
 'verse vom eber' (SGallen) 377
 versrecitation im 16. jh. A 158 n. 1
 Vinicius-inschrift A 10 f
 Wvd Vogelweide ed. Lachmann-Kraus
 A 237 f
 volksdichtung, epische gesetze 1—12;
 eingangsgesetz und gesetz des ab-
 schlusses 2; gesetz d. wiederholung
 3; die dreizahl als gesetz 4; scen-
 nische zweifelt 5; gesetz d. gegen-
 satzes 6; gesetz d. zwillinge 6;
 toppgewicht und achtergewicht 7;
 einsträngige handlung 8; sche-
 matisierung 8; plastik 9; logik 9;
 einheit der handlung (logische u.
 ideale) 9 f; concentration um die
 hauptperson 10. — beobachtung
 dieser gesetze an der isländ. saga 37
 volksdichtung, finnische, ihre german.
 elemente 12—22; mythologisches
 13 f; gesänge vom Heiland 14;
 ritterballaden u. bürgerl. volkslied
 15; zauberlieder 16 ff; 'ursprungs-
 lieder' 17 ff; volksmärchen (tier-
 märchen), rätsel u. sprichwörter 20;
 überblick über den gesammelten
 bestand 21
 volksepos A 129 ff
 volkslieder A 186 ff; chorgesang u.
 einzelsang A 189; begriff, wesentl.
 definition d. vl. A 193 ff. 209 f,
 212 f; einzelverfasser A 198; ge-
 schichtliche vl. A 200 f; vl. u. in-
 dividuum A 203 f; vl. u. kunstlied,
 unterschiede A 203 ff; wert des vl.
 A 207 f; — vgl. Böhmerwald
 volkstümliche lieder A 209 f
 Vondel, s. religiösen wandlungen A
 96 f
 Vopluspa A 142 f
 vorreden, mhd. A 121
vrouwe und *wîp* A 94
- LWächter A 102 f
 Wackenroder u. Vasari A 104 f;
 'Raphaels Erscheinung' A 106
 über Callot u. Lippo Dalmasio A
 106
 RWagner, 'Tristan u. Isolde' A 276 ff
wære (= *gewære*) adj., s. GvStrafs-
 burg
weder, qualität d. *e* A 165 n. 1
 IWeitenauer professor in Innsbruck,
 nicht in Freiburg i. Br. A 153 n. 1

- weltgerichtsrhythmen 227—255; vgl. Ephrem und die initien der einzelnen stücke
- JWerner 'Manuscripta orthographica' A 159 n. 1
- wid(e)r* s. GvStrafsburg
- Wieland, akadem. ausgabe s. werke A 293 ff; sprache in s. Cicero-übersetzung A 241 f
- Wikinger, ihre saga von den brit. inseln als vorstufe der Isländersaga 28 ff; einfluss auf engl. literatur 35 f; geistesleben der W.-cultur A 136 ff; ihr name in d. sprache d. Slawen A 17
- Witthasi*, *Witthesen* in Meissen A 17. 24 f
- HWittenweiler, Neidhart in s. 'Ring' A 172 f. 175 f
- Wulfila, s. großeltern gefangene d. Krimgoten? A 257 f
- 'Wunderer', fragm. e. unbek. druckes 416
- KvWürzburg, s. metr. technik gegenüber Gottfried 369
- FZarncke, brief an OAbel A 251 f
- UvZatzichoven, s. 'Lanzelet' nach Hartmann A 107. 109; nach Hartmann, Wolfram, Gottfried 336 n. 1 zauberlieder, finnische, germanischen (christl.) ursprungs 16 ff
- ze* s. GvStrafsburg
- zem*, *zer* u. dgl. s. ebda
- Zosimos A 255 ff
- zuo* s. GvStrafsburg
- zuo* präp. im ahd. 352 f
- župan* slaw., geschichtl. u. wirtschaftl. bedeutung A 17 ff. 21 f. 24 f. 247
- zuoz im* s. GvStrafsburg
- zweihilber m. kurzem stamm, metr. behandlung 321 ff
- zwischenvocale in der compositionsfuge 280 ff



PF
3003
Z5
Bd. 51

Zeitschrift für deutsches
Altertum und deutsche
Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
